

Zeitschrift des  
Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Band 65

Jahrgang 1934









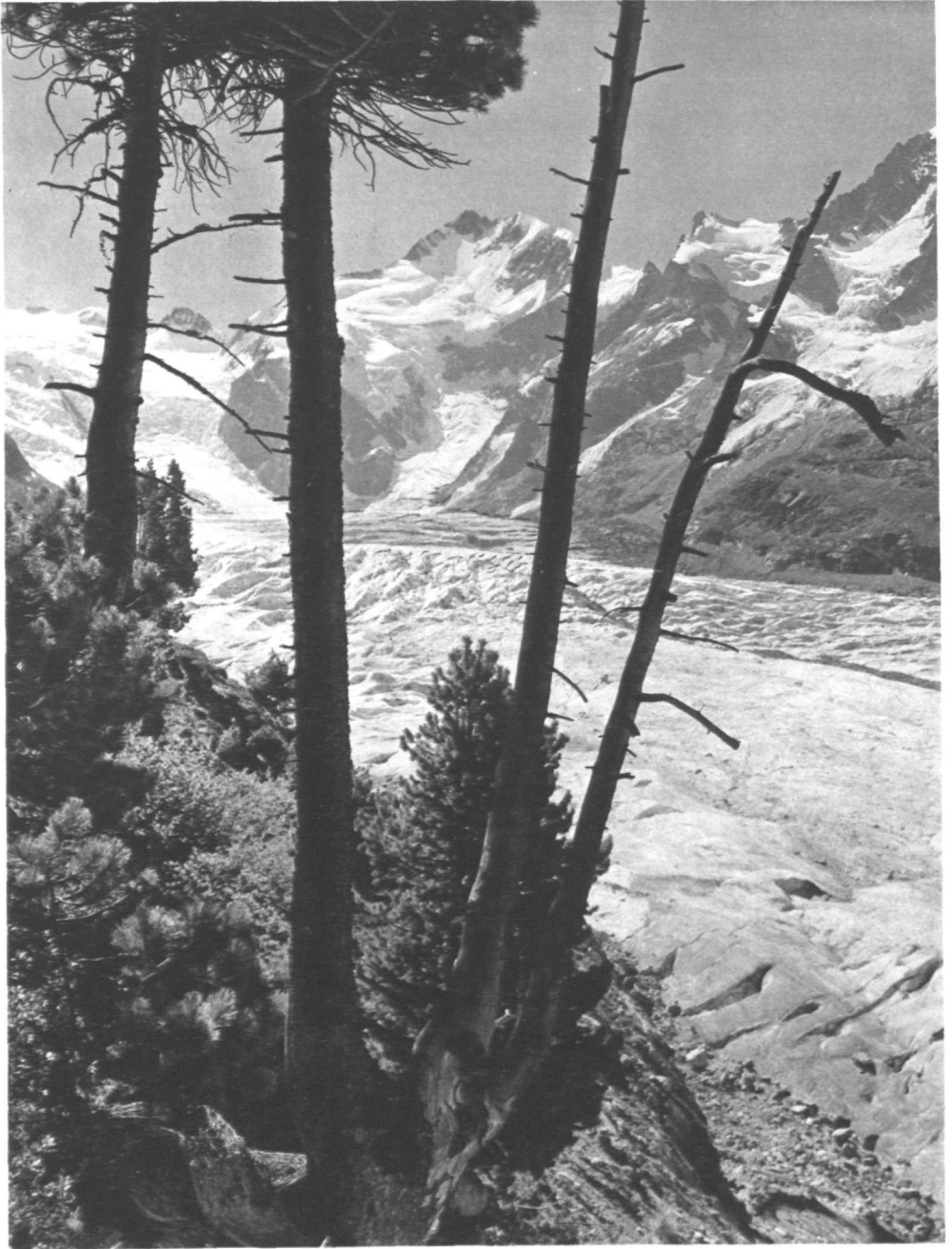


Photo: Albert Steiner

Messotinto Brudmann

Zeitschrift  
des Deutschen und Österreichischen  
Alpenvereins

(Jahrbuch)

Geleitet von Hanns Barth

Jahrgang 1934

Band 65

Erstausgabe 1934

Stuttgart 1934

Verlag des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Für den Buchhandel

bei der J. Lindauer'schen Universitätsbuchhandlung (Schöpping) in München

Hergestellt durch F. Bruckmann AG. in München

(10.901 / 65)

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift unterjagt  
Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten  
Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und  
Inhalt ihrer Angaben

12.3 35.

Verein.



Buch- und Kunstdruck  
sowie Herstellung der Klischees von F. Bruckmann AG., München  
Papier der Papierfabrik Wiede, Rosenthal

# Inhaltsverzeichnis

## Seite:

Seite

1. Hans Bierjad, Hannover: Begleitworte zum Kartenwerk der Zillertaler Alpen . . . . .	1
2. Dr. Karl Finsterwalder, Innsbruck: Zillertaler Berg- und Talnamen. Einblicke in die älteste Gebirgsanschauung und -besiedlung von den Namen der Karte aus . . . . .	12
3. H. Queitsch, Sillian, Oskar Rühlken, Sulden, Dr. Karl Krall, Innsbruck: Berg- und Schifahrten im Bereich des Zillerggrundes . . . . .	28
4. H. Albus, Nürnberg: Meije-Glidwand. (Fünfte Begehung durch die Mitglieder Weippert, Kilian und Albus der Sektion Mittelstranken) . . . . .	44
5. Walther Flaig: Bernina. Erfahrungen und Erlebnisse . . . . .	50
6. Dr. Erwin Koffinna, Berlin, Ernst Klemm, Böhlingen, Richard Dimmler, Berlin, Erich Schuch, Berlin: Der Glockturmflamm . . . . .	88
7. Ing. Maurilius Mayr, Klagenfurt: Kärntner Schiberge . . . . .	107
8. L. W. Jädle, Wien: Die östlichen Gruppen der Niederen Tauern. (Aus den Wöblzer, Rottenmanner, Triebener und Sedauer Tauern) . . . . .	122
9. Dr. Hans Kiene, Bozen: Die Berge der heiligen Maria von Flavon. Touren in der nördlichen Brenta . . . . .	138
10. Dr. Max Ebeling, Müllrose: Bergfahrten in Norwegen . . . . .	157
11. Dr. Bernhard Bauer und Robert Hüttig, Graz: In den Bergen Nordmontenegros . . . . .	173
12. Dr. Georg Künne, Hohenfinow: Der Usa Dagh . . . . .	194
13. Generalmajor a. D. Theodor von Lerch, Wien: Zwei Bergfahrten in Japan . . . . .	204
14. Franz Malcher, Sirl i. L./Baden b. Wien: Als Bergsteiger und Schiläufer im fünften Kontinent . . . . .	212
15. H. v. Kiebelberg, Innsbruck: Südtiroler Mittelgebirgswanderungen . . . . .	230
16. Propst Dr. Josef Weingartner, Innsbruck: Oswald v. Wolkenstein . . . . .	238
17. Dr. W. Paulde, Karlsruhe: Schnee — Wächten und Lawinen. Ergebnisse meiner Schneeforschungen . . . . .	247
18. Dr. Otto Steinböck, Innsbruck: Die Tierwelt der Gletschergewässer . . . . .	263
19. Dr. Hermann Bühler, München: Die Alpenvereinsbücherei in München. Sinn und Wesen, Aufgaben und Ziele . . . . .	276

## Bilder in Kupferdruck:

Piz Bernina von Nordost. Lichtbild von Albert Steiner, St. Moritz. . . . . Titelbild

## Bilder in Kunstdruck:

Tafel	gegenüber Seite
1 Skizze der trigonometrischen Netze und der Kartengrenzen. Nach einer Zeichnung von Hans Bierack, Hannover . . . . .	6
1 Phototheodolit Finsterwalder 1895. Lichtbild von Hans Bierack, Hannover . . . . .	6
1 Der leichte Feldphototheodolit 13/18 der Firma Zeiß (Seitenansicht). Lichtbild von Hans Bierack, Hannover . . . . .	6
1 Der leichte Feldphototheodolit 13/18 der Firma Zeiß (Rückenansicht). Lichtbild von Hans Bierack, Hannover . . . . .	6
2 Der leichte Feldphototheodolit im Gebrauch. Lichtbild von Hans Bierack, Hannover . . . . .	6
2 Der Zeißsche Stereoaograph. Lichtbild von Hans Bierack, Hannover . . . . .	6
3 Ausschnitt aus dem Autographenplan von Hans Bierack, Hannover . . . . .	7
3 Linke Aufnahme (A) der Standlinie Windbachtalkopf gegen Reichenspitze normal. Lichtbild von Hans Bierack, Hannover . . . . .	7
4 Mayrhofen und Mündung des Zillerbaches (Luftaufnahme). Lichtbild von Photographie G. m. b. H., München . . . . .	7
4 Weiglkarkopf gegen Windbachtal. Lichtbild von Dr. Rich. Finsterwalder, Hannover . . . . .	7
5 Schwarzwand von der Richter Spitze gesehen. Lichtbild von Hanns Barth, Wien . . . . .	28
6 Hundstehloch. Lichtbild von Dr. Herm. Lechner . . . . .	28
7 Napfspitze von Osten. Lichtbild von Dr. Herm. Lechner . . . . .	32
7 Bild vom Dreiecker nach Süden. Lichtbild von Dr. Herm. Lechner . . . . .	32
7 Bildstöckl unter dem Helligkeitsköchl mit Rauchfösel. Lichtbild von Dr. Herm. Lechner . . . . .	32
7 Zillerplattenspitze vom Zillergündl. Lichtbild von Dr. Sepp Prauer . . . . .	32
8 Rainbachtal. Lichtbild von D. Rühlfen, Sulden-Lugsburg . . . . .	33
8 Windbachtalkopf. Lichtbild der Kunstanstalt Jurischek, Salzburg . . . . .	33
9 Mandlkarkopf, Gabelkopf und Reichenspitze vom Steig zur Rainbachscharte. Lichtbild von D. Rühlfen, Sulden-Lugsburg . . . . .	40
9 Gamscharte und Nordgrat der Schwarzen Wand. Lichtbild von D. Rühlfen, Sulden-Lugsburg . . . . .	40
10 Reichenspitze und Gabelkopf vom See ob der Richterhütte. Lichtbild von D. Rühlfen, Sulden-Lugsburg . . . . .	41
10 Südliche Reichenspitzengruppe, Laufthier Weg. Lichtbild von A. Queitisch, Zittau . . . . .	41
11 Das „Promontoire“ der Meije. Lichtbild von Dr. E. Hoferer, München . . . . .	48
11 Meije-Hauptgipfel. Lichtbild von Dr. E. Hoferer, München . . . . .	48
11 Meije-Südwand von Refuge Chatteret. Lichtbild von Dr. E. Hoferer, München . . . . .	48
12 La Grande Ruine, Pic des Cavales, Pic Bourcet und Les Bans vom Etançons-Gletscher. Lichtbild von Dr. E. Hoferer, München . . . . .	49

Tafel	gegenüber Seite
12 Auf der Moräne des Etançons-Gletschers. Lichtbild von Dr. E. Hoferer, München . . .	49
13 „Das festliche Land“: Die Oberengadiner Seen von Muottas Muragl gegen Maloja (Westen). Lichtbild von Albert Steiner, St. Moritz . . . . .	54
13 Die Umrahmung des Morteratschgletschers vom Piz Languard. Lichtbild von Albert Steiner, St. Moritz . . . . .	54
14 Bovalhütte gegen die Nordostflanke des Piz Bernina. Lichtbild von Albert Steiner, St. Moritz . . . . .	55
14 Bovalhütte gegen Diavolezza, Persgletscher, Isla Perfa und Cambrenagruppe. Lichtbild von Albert Steiner, St. Moritz . . . . .	55
15 Marco-e-Rosa-Hütte gegen Monte della Disgrazia. Lichtbild von E. Meerkämper, Davos-Platz . . . . .	64
15 Diavolezzahütte gegen Piz Pallü—Bellavista und Crast'agüzza. Lichtbild von B. Schocher, Pontresina . . . . .	64
16 Auf dem Bellavista-Ed, Blick gegen Westen auf Crast'agüzza und Crast'agüzza-Sattel. Lichtbild von B. Schocher, Pontresina . . . . .	65
17 Piz d'Arles (links) und Piz Cambrena (rechts) vom Diavolezza-Aufstieg. Lichtbild von Albert Steiner, St. Moritz . . . . .	72
17 Abend auf dem Berninagipfel gegen Spalla (links) und Monte della Disgrazia (rechts). Lichtbild von W. Flaig, Klosters . . . . .	72
18 Die Nordflanke des Piz Pallü von der Alp Languard. Lichtbild von B. Schocher, Pontresina . . . . .	73
19 Auf der Isla Perfa: Die Ostabstürze des Piz Bernina und Piz Bianco (links), Fuorcla und Piz Prielus (Mitte) und des Piz Morteratsch (rechts). Lichtbild von Hans Marf, Nürnberg. . . . .	80
20 Am Sprauzagrät (Ostgrät) des Piz Morteratsch. Lichtbild von W. Flaig, Klosters . . . . .	81
21 Glocrturm, Matterngrat und Mündungsstufe des Hinterlars von oberhalb des Hohenzollernhauses gesehen. Lichtbild von Jos. Kapferer, Pfunds . . . . .	88
21 Glocrturm, Arzlarotpi, Glocrturmloch, Hennefiegelspitze und östlicher Hennefiegelkopf mit Ferner vom Seelarjoch. Lichtbild von Rich. Dimmler, Berlin . . . . .	88
22 Alte Häuser und Brunnen des hl. Johannes in Fih. Lichtbild von Dr. Erwin Kossinna, Berlin . . . . .	89
22 Großes Oberinntaler Haus in Lafairs mit Freitreppe und asymmetrischem Giebel. Lichtbild von Dr. Erwin Kossinna, Berlin . . . . .	89
22 Das Richterhaus in Pfunds-Stuben. Lichtbild von Dr. Erwin Kossinna, Berlin . . . . .	89
22 Altfinsternung mit Wartturm und Ruine Sigmundsied. Lichtbild von Dr. Erwin Kossinna, Berlin . . . . .	89
23 Hinterlarsferner und Riffjochturm, 3234 m. Lichtbild von Ernst Klemm, Stuttgart . . . . .	96
23 Kletterei am Plattenkopf, 3175 m. Lichtbild von Edm. Klar, Berlin . . . . .	96
23 Serfäus, auf breiter Felsterrasse über dem Inntal. Lichtbild von Dr. Erwin Kossinna, Berlin . . . . .	96
24 Blick von Fendels auf Ried und das Oberinntal mit den Felsterrassen von Fih und Serfäus. Lichtbild von Dr. Erwin Kossinna, Berlin . . . . .	97

Tafel	gegenüber Seite
24 Hinter-Wand ob Pfunds mit Raburschetal und Glockurm. Lichtbild von Dr. Erwin Kossinna, Berlin . . . . .	97
24 Pfunds und Stuben von Wand gesehen. Lichtbild von Dr. Erwin Kossinna, Berlin . . . . .	97
24 Schwarzsee bei Nauders gegen Piz-Mondin-Kette. Lichtbild von Dr. Erwin Kossinna, Berlin . . . . .	97
25 Königstuhl von der Rosanin aus. Lichtbild von Ing. Maur. Mayr, Klagenfurt . . . . .	106
25 Grundalm. Lichtbild von Ing. Maur. Mayr, Klagenfurt . . . . .	106
26 Kerschbaumer Rod. Lichtbild von Ing. Maur. Mayr, Klagenfurt . . . . .	107
26 Rosenil. Lichtbild von Ing. Maur. Mayr, Klagenfurt . . . . .	107
27 Feistritzer Spitze (Pezen). Lichtbild von Ing. Maur. Mayr, Klagenfurt . . . . .	112
27 Bleiburger Hütte mit Knieps. Lichtbild von Ing. Maur. Mayr, Klagenfurt . . . . .	112
28 Spitalalm mit Saureggnoth. Lichtbild von Ing. Maur. Mayr, Klagenfurt . . . . .	113
28 Rabucha und Steiner Alpen. Lichtbild von Ing. Maur. Mayr, Klagenfurt . . . . .	113
29 Wölzer Tauern. Bild vom Falkenschrein auf das Söllfeld und die Söller und Schladminger Tauern. Lichtbild von L. W. Jädle, Wien . . . . .	128
30 Triebener Tauern. Der Kettentalkogel (Nordostwand und Ostgrat) und die Hahnmauer (Hahnenlamp). Lichtbild von L. W. Jädle, Wien . . . . .	129
30 Triebener Tauern. Anblick der Gamskögel vom Talboden des Triebentales. Lichtbild von L. W. Jädle, Wien . . . . .	129
31 Kottenmanner Tauern. Das Gipfelmeer der Niederen Tauern vom Großen Bösenstein. Lichtbild von L. W. Jädle, Wien . . . . .	136
32 Oppenberger Kamm. Bild vom Anstieg zum Großen Schüttkogel gegen Hochrettelstein und Seefoppe. Lichtbild von Oskar Frank, Wien . . . . .	137
33 Bild vom Monte Gallino gegen Norden. Lichtbild von Karl Felderer, Bozen . . . . .	144
34 Torre und Croz della Vallazza vom Flavonagletscher aus. Lichtbild von Alfons Pichler, Bozen . . . . .	145
35 Bild aus dem Val delle Seghe in das Val delle Perse mit Cima Sella. Lichtbild von Alfons Pichler, Bozen . . . . .	152
35 Cima Gatarba aus dem Val delle Seghe. Lichtbild von Alfons Pichler, Bozen . . . . .	152
36 Cima Roma und Cima della Vallazza von Süden. Lichtbild von Alfons Pichler, Bozen . . . . .	153
36 Monte Turrion basso von Süden. Lichtbild von Alfons Pichler, Bozen . . . . .	153
37 Wösumsgletscher. Lichtbild von R. Knudsen, Bergen . . . . .	160
37 Oldenfessel von der Oldenscharte aus. Lichtbild von M. Ebeling, Müllrose bei Frankfurt a. d. O. . . . .	160
38 Baldhüpig vom Stoggegletscher. Lichtbild von O. Wisse, Oslo . . . . .	161
38 Der Große Skagastöktind vom Kleinen aus. Lichtbild von Ebnsberg, Eidsvoll . . . . .	161
39 Dobrido-Äm. Lichtbild von Robert Hüttig, Graz . . . . .	176
39 Ninin Bogas (links) und Corror Bogas (rechts). Lichtbild von Robert Hüttig, Graz . . . . .	176
39 Talschluß des Ernovačko Jezero mit Ostrikul von Norden. Lichtbild von Robert Hüttig, Graz . . . . .	176



Zajel	gegenüber Seite
39 Kleiner und Mittlerer Bioč. Lichtbild von Robert Hüttig, Graz . . . . .	176
40 1., 2. und 3. Turm des Durmitor (hinten Skjemen) vom vierten Turm. Lichtbild von Robert Hüttig, Graz . . . . .	177
40 Kleiner Bioč, 2270 m, von der Scharte 2150 m. Lichtbild von Robert Hüttig, Graz . .	177
40 Namenloser Gipfel im Durmitor, 2480 m. Lichtbild von Dr. Bernh. Bauer, Graz . .	177
41 Abfluß des Crno Jezero mit Medjed und Savin Kuf. Lichtbild von Robert Hüttig, Graz . . . . .	184
41 Türme des Durmitor und Bobotov Kuf im Aufstiege zum Skjemen. Lichtbild von Robert Hüttig, Graz . . . . .	184
42 Bobotov Kuf, 2522 m, und Namenloser Gipfel. Lichtbild von Robert Hüttig, Graz .	185
42 Türme des Durmitor. Lichtbild von Robert Hüttig, Graz . . . . .	185
43 Bild vom Demirkasjef nach Süden auf Lolut, Esnewit, Jedigöl Sepe, Borsdagh. Lichtbild von Dr. Wilhelm Martin, Berlin . . . . .	196
44 Der kleine Demirkasjef (rechts) vom Grat zwischen P. 3570 und Demirkasjef gesehen. Lichtbild von Dr. Wilhelm Martin, Berlin . . . . .	197
44 Demirkasjef, 3910 m, von Osten gesehen, beim Abstieg von P. 3570. Lichtbild von Dr. Wilhelm Martin, Berlin . . . . .	200
45 Demirkasjef, 3910 m, SW-Wand, vom Zeltlager I, 2290 m. Lichtb. v. Dr. W. Martin Berlin	200
45 Esnewit, 3730 m (von Norden), gesehen vom Jedigöl Dagh. Lichtbild von Dr. Wilhelm Martin, Berlin . . . . .	201
46 Die Lolutgruppe (Südseite), gesehen vom Firn unter dem Gedje-bunar-Paß. Lichtbild von Dr. Wilhelm Martin, Berlin . . . . .	201
47 Fuji im Winter. Lichtbild der National Ski Association of Japan, Tokio . . . . .	208
48 Die Entstehung des Fuji-Berges (im fünften Jahrhundert des Kaisers Korei). Aus den „Hundert Ansichten des Fuji“ . . . . .	209
49 Mount Cook und Hochstecker Eisfall von der unbenannten Spitze 2450 m im Malte-Brun-Kamm. Lichtbild von Franz Malcher, Zirl i. T. . . . .	216
49 Bild vom Mount-Darwin-Westgipfel auf Mount Cook und Mount Tasman. Lichtbild von Franz Malcher, Zirl i. T. . . . .	216
50 Mount Haibinger — Mount Jervis von der unbenannten Spitze 2450 m im Malte-Brun-Kamm. Lichtbild von Franz Malcher, Zirl i. T. . . . .	217
50 Mount Seston von der unbenannten Spitze 2450 m im Malte-Brun-Kamm. Lichtbild von Franz Malcher, Zirl i. T. . . . .	217
50 Mount Seston und Footstool vom Mount Olivier. Lichtbild von Franz Malcher, Zirl i. T. . . . .	217
50 Bild vom Mount Darwin auf Mount Elle de Beaumont. Lichtbild von Franz Malcher, Zirl i. T. . . . .	217
51 Mount Seston, gesehen vom Footstool. Lichtbild von Franz Malcher, Zirl i. T. . . .	224
51 Bild auf Mount Cook vom Aufstiege zum Copland Paß. Lichtbild von Franz Malcher, Zirl i. T. . . . .	224

Tafel	gegenüber Seite
52 1. Little Horn, Weindorfer Tower und Cradle Mountain, 2. Basaltfäulen am Nordostgrat des Cradle Mountain, 3. Cradle Mountain von oberhalb des Crater Lake, 4. Blick vom Little Horn auf Dove Lake und Lake Pilla, 5. Cradle Mountain vom Aufstieg zum Barn Bluff. Lichtbild von Franz Malcher, Zirl i. L. . . . .	225.
53 Blick ins Gföchtal bei Meran. Lichtbild von L. Baehrendt, Meran . . . . .	230.
54 Die Mayenburg in Völlan gegen den Tffinger. Lichtbild von J. F. Amonn, Bozen . . . . .	231
54 Eisens gegen Meran. Lichtbild von J. F. Amonn, Bozen . . . . .	231
55 Prissian gegen die Tegelgruppe. Lichtbild von J. F. Amonn, Bozen . . . . .	232.
55 Die Zwingenburg ober Prissian. Lichtbild von J. F. Amonn, Bozen . . . . .	232.
56 Die Wehrburg bei Prissian, gegen den Sankt Josef. Lichtbild von J. F. Amonn, Bozen . . . . .	232.
56 Das Rebengelände von Missian. Lichtbild von L. Fränzl, Bozen . . . . .	232.
57 Ruine Hocheppan gegen Aberetsch. Lichtbild von E. Largaçoli, Bozen . . . . .	233.
58 Blick von der Mendel auf Aberetsch. Lichtbild von L. Baehrendt, Meran . . . . .	233.
59 Gsrill bei Neumarkt, gegen die Salurner Klause. Lichtbild von L. Fränzl, Bozen . . . . .	234.
60 Buchholz ober Salurn, vom Weg gegen Gsrill. Lichtbild von L. Fränzl, Bozen . . . . .	235.
61 Porträt Oswald von Wolkenstein. Aus der Innsbruder Liederhandschrift . . . . .	240.
62 Schriftprobe aus der Liederhandschrift Oswalds von Wolkenstein (Innsbruder Codex) . . . . .	241
63 Schloß Trostburg. Lichtbild von J. F. Amonn, Bozen . . . . .	244.
63 Trostburg, Rittersaal. Lichtbild von J. F. Amonn, Bozen . . . . .	244.
64 Ruine Wolkenstein. Lichtbild von L. Fränzl, Bozen . . . . .	245.
64 Ruine Greifenstein. Lichtbild von J. F. Amonn, Bozen . . . . .	245.
64 Ruine Hauenstein, Vorderansicht. Lichtbild von J. F. Amonn, Bozen . . . . .	245.
64 Ruine Hauenstein, Rückansicht. Lichtbild von L. Fränzl, Bozen . . . . .	245.
65 Schneekristalle. Lichtbild von W. Paulde, Karlsruhe . . . . .	248
66 Schneekristalle. Lichtbild von W. Paulde, Karlsruhe . . . . .	249.
67 Schneekristalle. Lichtbild von W. Paulde, Karlsruhe . . . . .	256.
68 Versuche mit Schnee. Lichtbild von W. Paulde, Karlsruhe . . . . .	257
69 Vedretta della mare. Lichtbild von Otto Steinböck, Innsbruck . . . . .	264.
69 Abfluß der Vedretta della mare. Lichtbild von Otto Steinböck, Innsbruck . . . . .	264
70 Niederjochferner. Lichtbild von Otto Steinböck, Innsbruck . . . . .	265.
70 Alte Seitenmoräne der Vedretta della mare. Lichtbild von Otto Steinböck, Innsbruck . . . . .	265
71 Abfluß des Cedehgletschers. Lichtbild von Otto Steinböck, Innsbruck . . . . .	272
71 Abfluß des Indrengletschers. Lichtbild von Otto Steinböck, Innsbruck . . . . .	272.
72 Gletschersee westlich Fundusjeller. Lichtbild von Otto Steinböck, Innsbruck . . . . .	273.
72 Gletschersee auf dem Mittelbergferner. Lichtbild von Dr. F. Kaufhold, Charlottenburg . . . . .	273.

Bilder im Text:

	Seite
1. Kartenskizze der östlichen Berninagruppe . . . . .	51
2. Geologische Übersichtskarte des Glockturmgebietes. Nach den Aufnahmen von W. Hammer, entworfen von Dr. Erwin Kossinna, Berlin . . . . .	89
3. Skizze des Jostedalstræe . . . . .	159
4. Die Magliù-Bioù-Volujaf-Gruppe. Nach einer Zeichnung von Dr. B. Bauer . . . . .	175
5. Der Durmitor. Nach einer Zeichnung von Dr. B. Bauer . . . . .	177
6. Die Neuseeländer Alpen. Nach einer Zeichnung von Fr. Malcher, Zirl i. Tirol . . . . .	213
7. Skizze der Cradle Mountains, Tasmanien. Nach einer Zeichnung von Fr. Malcher, Zirl i. T. . . . .	223
8. Schneeprofile. Nach einer Zeichnung von W. Paulcke, Karlsruhe . . . . .	252
9. Darstellung der Geseze der Wächtenbildung im Naturprofil und im Experiment. Nach einer Zeichnung von W. Paulcke, Karlsruhe . . . . .	258
10. Das rote Schneefügelchen. Nach Schröter 1926 . . . . .	264
11. Bärtierchen. Nach Richters-Krumbach 1927 . . . . .	264
12. Gletscherzudmüde. Nach Goethgebuer 1932 . . . . .	264
13. Larve der Gletscherzudmüde. Nach Hubault 1927 . . . . .	265
14. Larve einer Hferfliege. Nach einer Zeichnung von J. Rühstreiber . . . . .	268
15. Larve einer Eintagsfliege. Nach einer Zeichnung von J. Rühstreiber . . . . .	268
16. Larve einer Köcherfliege. Nach einer Zeichnung von L. Seebald . . . . .	268
17. Alpenplattwurm. Aus Steinböck 1931 . . . . .	269
18. Larve einer Kriebelmüde. Nach Ulmer 1928 . . . . .	269
19. Larve einer Lidmüde. Nach einer Zeichnung von J. Rühstreiber . . . . .	272

Beilage:

Karte der Zillertaler Alpen, Südliches Blatt

1 : 25 000

Bearbeitet von Hans Kohn und Dr. Rich. Finsterwalder  
 Druck der Kartograph. Anstalt G. Freytag & Berndt, Wien

Druckfehlerberichtigung

Seite 15, Zeile 11 von oben schaf statt ehof  
 Seite 26, Zeile 19 von oben Magsteinwipfel statt Magensteinwipfel.



# Begleitworte zum Kartenwerk der Zillertaler Alpen

Von Hans Bierack, Hannover

Die Kartenbeilage dieser Zeitschrift schließt das große, aus drei Blättern bestehende Kartenwerk des D. u. S. Alpenvereins der Zillertaler Alpen. Über die Technik der Kartenherstellung wurde von Dr. R. Finsterwalder anlässlich der Herausgabe der Loferer Karte und der Karte der Glodnergruppe in der Zeitschrift 1925 und 1928 das Nötigste gesagt<sup>1)</sup>. Der Abschluß des neuen, innerhalb der letzten neun Jahre entstandenen Kartenwerkes ist aber Anlaß, einen kurzen Rückblick über die Arbeiten an der Karte zu halten, sowie über ein dabei zum erstenmal verwendetes Aufnahmeinstrument zu berichten.

Wer die Zillertaler Berge kennt, deren hartes Gestein zersägt ist, deren Steilheit von keiner Urgebirgsgruppe der Ostalpen übertroffen wird, deren Tal- und Rammformen so vielgestaltig und gegensätzlich sind wie kaum anderswo in den Alpen und wer nun den gewaltigen Formenschatz dieser Landschaft in den drei großen Kartenblättern, getreu nach Lage und Höhe verkleinert dargestellt sieht, der kann den Fortschritt ermessen, der in der neuen Darstellung, gegenüber der früheren Schraffenmanier liegt.

Eine der ersten Karten des D. u. S. Alpenvereins war die 1883 herausgegebene Spezialkarte der zentralen Zillertaler Gebirgsgruppe im Maßstab 1:50 000. Sie stellte nur eine Bearbeitung der österreichischen Spezialkarte des K. u. K. Militärgeographischen Instituts Wien dar und war in der üblichen Schraffenmanier gehalten. Bis in die jüngste Zeit blieb diese Karte die einzige Turistenkarte größeren Maßstabs der in den Jahren nach dem Kriege sehr besuchten Berggruppe. Sie genügte jedoch wegen der unzuverlässigen Grundlage und des zu kleinen Maßstabs den Anforderungen der Zeit nicht mehr, die durch Entwicklung der alpinen Kartographie erhöhte Ansprüche an eine Karte stellte. Eine Neuaufnahme der Karte der Zillertaler Alpen wurde zu einem dringenden Bedürfnis.

Deshalb beschloß der damals in München arbeitende Verwaltungsausschuß des D. u. S. Alpenvereins die Herausgabe einer neuen Karte der Zillertaler Alpen. Die Karte sollte vollkommen neu aufgenommen werden, und das Gebiet zwischen Redner—Schrammacher im Westen, Hüttentalkopf—Dreiherrnspitze im Osten, Mayrhofen—Gerloß—Krimml im Norden und den Südfuß des Hauptkammes umfassen. Bei einem Maßstab von 1:25 000 waren drei Blätter dafür vorgesehen. Die Leitung der Arbeiten wurde Herrn Dr.-Ing. Richard Finsterwalder, München, übergeben, der bereits die Arbeiten für die Loferer-, Leoganger- und Glodnerkarte geleitet hatte.

## Feldarbeiten

### a) Triangulation

Die Grundlage einer genauen Karte ist ein Netz von Dreieckspunkten, die planvoll über das ganze Kartengebiet verteilt sein müssen.

<sup>1)</sup> „Begleitworte zur Karte der Loferer Steinberge“ von R. Finsterwalder, Zeitschrift des D. u. S. A.-V. 1925 (56. Band), S. 225. — „Begleitworte zur Karte der Glodnergruppe“ von Dr. R. Finsterwalder, Zeitschrift des D. u. S. A.-V. 1928 (59. Band), S. 69—87.

Vier verschieden große Teilnetze:

1. Hohe Warte—Realspize—Schönbichlerhorn—Kragentrager,
2. Realspize—Eristner—Mörchner—Schönbichlerhorn,
3. Eristner—Brandberger Kolm—Reichenspize—Zillerplattenspize—Dreieder—Rauchkofel—Wollbachspize—Mörchner,
4. Brandberger Kolm—Kreuzjüchl—Gernkogel—Hütteltalkopf—Reichenspize—Zillertkopf (siehe Skizze Tafel 1, Bild 1)

wurden über die Spizen der Zillertaler Berge gelegt. Darüber hinaus wurden noch durch die Doppelpunkteinschaltung Redner-Seilbahn im Nordwesten und die Einschaltung der Schlieserspize im Osten, das durch die Teilnetze nicht überspannte Gebiet in den Bereich der Triangulation einbezogen. Zur Verdichtung des Netzes mußten noch etwa 150 markante Nebenpunkte (Gipfel, Kirchtürme, Alpenvereinshöfen und einzelne Häuser) trigonometrisch bestimmt werden.

Sie waren außerdem auch zur Bestimmung der photogrammetrischen Standpunkte und als Pafspunkte für die Auswertung am Stereoautographen notwendig, und ermöglichten erst eine sichere Höhenübertragung von den Hauptpunkten in die einzelnen Täler. Alle Gipfel, die entweder als Haupt- oder Nebenpunkte verwendet wurden, mußten mit Steinmännern oder Pyramiden neu signalisiert werden, soweit nicht noch Signale der amtlichen österreichischen Vermessung vorhanden waren<sup>1)</sup>. Auf jedem der Hauptpunkte, bzw. Nebenpunkte, wurde mit einem kleinen Mikroskop-Theodolit der Firma Heyde mindestens einen Tag, bzw. einige Stunden bei Nebenpunkten, beobachtet. Um die 27 Ausgangspunkte der Triangulation mit einer Lageficherheit von  $\pm 20\text{cm}$ , der Lage und Höhe nach zu bestimmen, waren insgesamt etwa 3000 Winkelmessungen, mit etwa 12 000 Ablefungen notwendig, und die Aufschreibungen der Theodolitbeobachtungen füllen allein eine Reihe Feldbücher.

Mit den Feldarbeiten der Triangulation wurde, wie es sich bereits bei den Arbeiten an der Glodnerfarte bewährt hatte, Zug um Zug die photogrammetrische Aufnahme durchgeführt. Dieses Sineinanderarbeiten von Triangulation und photogrammetrischer Aufnahme ermöglichte in vielen Fällen die wertvolle Einmessung von photogrammetrischen Standpunkten durch genaue Theodolitvisuren.

#### b) Photogrammetrische Aufnahme

Die frühere Aufnahmemethode, die sich besonders bei den Arbeiten an der Glodnerfarte bewährt hatte, wurde im wesentlichen beibehalten. Da Dr. Finsterwalder bereits in dieser Zeitschrift (1925) näher darauf eingegangen ist, kann ich auf eine nähere Beschreibung verzichten.

Die völlig lückenlose Aufnahme der einzelnen Täler bot, infolge der reichen Gliederung, mitunter große Schwierigkeiten. Trotz aller Mühe, blieben in einigen Tälern Lücken, die erst nach der Auswertung im darauffolgenden Sommer aufgenommen werden konnten. Die steilen Talaustränge des Zemm-, Stillup- und Zillergrundes und das untere Zugertal, sowie die Ortslagen von Finkenbergr und Mayrhofen, hätten nur schwer mit einer Reihe von kleinen Standlinien und durch Anwendung alter Methoden aufgenommen werden können. Aus diesem Grunde beschloß der Hauptausfchuß des D. u. S. Alpenvereins auf Anregung von Herrn Geheimrat Professor Dr. S. Finsterwalder, diese Teile vom Flugzeug aus aufzunehmen. Der Flug, der von der Photogrammetrie G. m. b. H. im Jahre 1926 durchgeführt wurde, dauerte 4 Stunden. Aus

<sup>1)</sup> Die Leitung des Steinmannbaues hatte Herr cand. med. Reitmair (jetzt Dr. med. in Mayrhofen), der mit einer Anzahl Studenten des Akademischen Alpenklubs Innsbruck, als Helfer, nach Angaben von Dr. R. Finsterwalder, die wichtigsten Gipfel durch Steinmänner signalisierte und alte schadhaft gewordene Signale der österreichischen Vermessung wieder ausbesserte.

einer Höhe von etwa 3000 bis 4000 m wurden mit einer Zeißschen Handmehlkammer (f—21 cm) 104 Aufnahmen belichtet.

Als Aufnahmeinstrument diente bei den photogrammetrischen Feldarbeiten 1925, sowie im ersten Monat der Feldarbeiten des Jahres 1926 der Phototheodolit Finsterwalder 12/16 vom Jahre 1895.

Im August 1926 wurde das erste Exemplar des leichten Feldphototheodoliten der Firma C. Zeiß-Jena fertig, der eine Weiterführung und Neukonstruktion des Phototheodoliten Finsterwalder darstellt. Das neue Instrument wurde sowohl 1926, wie auch in den kommenden Jahren für die Aufnahmearbeiten verwendet und hat sich in jeder Hinsicht bewährt. Bevor ich auf eine nähere Beschreibung dieses Instrumentes eingehe, will ich kurz die Entwicklung der photogrammetrischen Apparate für Hochgebirgsaufnahmen aufzeigen.

Professor Finsterwalder hatte im Verein mit den Herren Dr. A. Blümke †, Dr. Hess, Dr. Kerschensfeiner † und Dr. Schunt † seit dem Jahre 1885 planmäßig eine Reihe von Gletscheraufnahmen in den Ostalpen durchgeführt<sup>1)</sup>. Eine der größeren Arbeiten war die im Jahre 1888/89 erfolgte Aufnahme des, wegen seiner periodisch immer wiederkehrenden Vorstöße bekannten Vernagtferners in den Ostaler Alpen. Hier wurde zum erstenmal, neben der tachymetrischen Aufnahmemethode, die Neßtschphotogrammetrie im Gebirge mit Erfolg angewendet.

Das kartographische Ergebnis der Vernagtferneraufnahmen 1888/89 war eine photogrammetrische Karte im Maßstab 1:10 000 mit 10 m Schichtlinienabstand<sup>2)</sup>. Diese Karte, die zum erstenmal ein größeres Gebirgsgebiet geometrisch richtig durch Höhen-schichtlinien festlegte und in Verbindung mit einer Geländeschummerung anschaulich wiedergab, bedeutete einen Meilenstein in der Entwicklung der noch am Anfang stehenden Photogrammetrie.

Der dabei benützte Versuchsapparat, der nach Angaben von Professor Finsterwalder gebaut wurde, hatte eine Brennweite von 162,5 mm, Format 160/210 mm, Gesichtswinkel 60°, Vertikalwinkel  $\pm 22\frac{1}{2}^\circ$ . Der Apparat besaß eine Vorrichtung, mittels der er um eine gerade Anzahl von Graden (meist 60°) verstellt werden konnte.

Die Erfahrungen im Felde und verschiedene Mängel des Instrumentes (großes Gewicht und Umfang, Abhängigkeit von einem Theodoliten, Instabilität beim Einführen der Holzkassetten, zu kleines Gesichtsfeld), drängten zu einer Neukonstruktion.

Im Jahre 1895 wurde von M. Ott-Kempten nach Angaben von Professor Finsterwalder ein neues Instrument gebaut, bei dem die obigen Mängel wegfielen (das Format 12/16 bei Brennweite 15 cm war kleiner und dadurch das Gewicht des Instrumentes samt Platten um die Hälfte geringer<sup>3)</sup> (Abb. Taf. 1, Bild 2). Das Objektiv, das in Verbindung mit einem an der Rückseite des Instrumentes angebrachten Okular als Fernrohr benutzt werden konnte, saß an einem beweglichen Stahlschieber, der zum Messen von Vertikalwinkeln diente. Die Kammer war zentrisch drehbar über einem Vollkreis angeordnet, der das Ablezen von Horizontalwinkeln ermöglichte. Durch diese Konstruktion konnte das Instrument sowohl für photographische Messaufnahmen, wie auch zum Messen von Winkeln benutzt werden. Einen Mangel hatte die Neukonstruktion, es war

<sup>1)</sup> Gletschernaufnahme 1885, Gepatschfernerzunge 1886, Suldenfernerzunge 1886, Vernagtfernerzunge 1888 und Vernagtfernerzunge 1889, Hochjochfernerzunge 1890, Oberfußbachfernerzunge 1891, Alpeinerfernerzunge 1892, Hochjochfernerzunge 1893, Hintereisfernerzunge 1894.

<sup>2)</sup> Der Bericht über die Ergebnisse dieser Arbeiten erschien als 1. Veröffentlichung der Wissenschaftlichen Ergänzungshäfte zur Zeitschrift des D. u. S. U.-V. „Der Vernagtferner, seine Geschichte und seine Vermessung in den Jahren 1888/89“ von Professor Dr. S. Finsterwalder, Verlag des D. u. S. U.-V. Graz 1897.

<sup>3)</sup> „Zur photogrammetrischen Praxis“ von Professor Dr. S. Finsterwalder, Zeitschrift für Vermessungswesen 1896, Band 25, S. 225/240.

nicht möglich größere Höhen- oder Tiefenwinkel als  $25^\circ$  zu messen. Obwohl das Instrument ursprünglich nur für mehrstichphotogrammetrische Zwecke gebaut war, konnte es auch für die stereophotogrammetrische Methode bei der Aufnahme verschiedener Gletscherzungen im Sillertal und Östtal wie auch bei der Loferer-, Leoganger- und Glöcknerkarte verwendet werden.

Die Stereophotogrammetrie, die um 1900 durch die Konstruktion des Stereokomparators, und dann 1910 durch die Herstellung eines mechanischen Auswertegerätes, des Stereodautographen, neuen Aufschwung erhielt, arbeitete mit verhältnismäßig schweren und teuren Aufnahmegewäten. Für Aufnahmen im Hochgebirge erwiesen sich diese Instrumente, die einen großen Trägertroph nötig machten, und die dabei verwendete Arbeitsweise zu schwerfällig, umständlich und unwirtschaftlich. Dabei war die erzielte Genauigkeit bei großmaßstäblichen Karten nicht größer, als die mit dem Phototheodolit Finsterwalder erreichte.

Aus diesem Grunde entschloß sich die Firma Zeiß, Jena, für großmaßstäbliche Aufnahmen im Gebirge und auf Expeditionen, einen leichten Feldphototheodoliten, Format 13/18, zu bauen<sup>1)</sup> (Tafel 1, Bild 3 und 4, Tafel 2, Bild 5).

Das Instrument sei hier in kurzen Zügen beschrieben. Der Phototheodolit stellt, wie sein Name sagt, eine Verbindung von einem Photogrammeter und einem Theodoliten dar. Die photogrammetrische Kammer besteht aus einem festen Gehäuse, das zentrisch drehbar, über einem zur Horizontalwinkelmessung bestimmten verdeckten Vollkreis, mit zwei Ableselupen angeordnet ist. Das Objektiv ist fest in dem an der vorderen Kammerwand angebrachten Stahlschieber eingebaut, der mittels Trieb und Zahnstange parallel zur hinteren Kammerwand (Plattenebene) in vertikaler Richtung verschoben werden kann. An der hinteren Kammerwand sind zwei während der Aufnahme verschließbare Okulare angebracht, die durch scherenartige Stahlbügel mit dem Objektiv in Verbindung stehen. Das obere Okular dient bei entsprechender Stellung des Objektivs zur Messung von Tiefenwinkeln, das untere Okular zur Messung von Höhenwinkeln. Dicht vor jedem Okular ist ein Glasplättchen mit eingeritztem Fadentkrenz, das zur Einstellung des Zielpunktes dient. Auf der photographischen Aufnahme werden die beiden Fadentkrenzmarken mit abgebildet und ergeben somit die Hauptvertikale, die zur Einpassung der Platten am Auswertegerät notwendig ist. Der Phototheodolit ist mit zwei Libellen versehen und kann mittels Fußschrauben genau lotrecht gestellt werden. Der Höhen- bzw. Tiefenwinkel kann nicht direkt abgelesen werden. Am Stahlschieber befindet sich eine genaue Einteilung, auf der das Maß der Verschiebung abgelesen wird. Die Größe der Verschiebung ist der Tangente des Höhen- bzw. Tiefenwinkels proportional. Dividiert man die Schieberablesung durch die Brennweite, so ergibt sich die Tangente des Höhen- bzw. Tiefenwinkels. Die Genauigkeit der Winkelablesung ist sowohl vertikal wie horizontal 0,5 Minuten. Die Brennweite des Instrumentes beträgt rund 160 mm. Der genaue Wert der Brennweite, die natürlich bei jedem Instrument um ganz kleine Beträge verschieden ist, ist auf Hundertelmillimeter genau bekannt. Durch die Verwendung des festen Gehäuses ist die Brennweite praktisch unveränderlich. Als Objektiv wird ein Zeißorthoprotar, Öffnung 1:25, benützt. Der Bildwinkel in horizontalem Sinne beträgt  $58^\circ$ , in vertikalem Sinne bei Verwendung der Extremstellungen des Objektivs  $\pm 35^\circ$ . Wie bei dem Phototheodolit Finsterwalder, werden zum Wechseln der Platten an Stelle der schweren, empfindlichen Metall- oder Holzkassetten Stoffsäde verwendet, deren Innenseiten aus Plüsch bestehen. Diese Säde sind sehr leicht und völlig licht-

<sup>1)</sup> „Der leichte Feld-Phototheodolit der Firma Carl Zeiß und seine Verwendung bei der deutsch-russischen Alai-Pamir-Expedition 1928“, von R. Finsterwalder, in „Ferienkurs in Photogrammetrie“. Herausgegeben von O. v. Gruber. Stuttgart, Verlag von Konrad Wittwer, 1930.



dicht. Sie passen genau auf die obere und untere Öffnung des Plattenraumes und werden dort angesteckt. Die zu belichtende Platte wird von oben in die Kammer eingeführt, von hinten durch zwei federnde Stifte an den Anliegerahmen gepreßt und unten durch zwei Stifte vor dem Durchfallen bewahrt. Nach Belichtung der Platte werden die Stifte gelöst und die Platte fällt in den unteren Sad. Das ganze Gewicht der Ausrüstung (Stativ, Phototheodolit samt Rastettenkasten und Inhalt) wiegt etwa 15 kg. Es kann im Notfall auch von einem Mann getragen werden. Für die Verwendung im Gebirge, bei der auch unter Umständen leichte bis mittelschwere Klettereien und Anstiege notwendig werden, ist natürlich das Gewicht von ausschlaggebender Bedeutung. Die Verpackung ist stabil und sicher und besteht aus einem Aluminiumkasten. Als Plattenmaterial werden Topoplatten der Firma Perutz, München, benützt. Die Topoemulsion hat etwa 3° Scheiner, ist ziemlich unempfindlich, aber besonders feinkörnig und zeigt einen hohen Grad von Auflösungsvermögen, das gerade für die Identifizierung von topographischen Einzelheiten äußerst notwendig ist. Die durchschnittlichen Belichtungszeiten sind in einer Höhe zwischen 2000 bis 3000 m bei einer Öffnung von 1:25 und Verwendung einer leichten Gelbscheibe, 10—15 Sekunden.

Die Leitung der Arbeiten sowohl für die Aufnahme wie auch für die Auswertung lag, wie bereits erwähnt, in den bewährten Händen von Dr.-Ing. R. Finsterwalder. Die ersten Arbeiten an der Karte begannen gelegentlich eines Gletscherkurses auf der Berliner Hütte im Sommer 1925<sup>1)</sup>. Eine Arbeitsgruppe unter Dr. Finsterwalder führte die Triangulation des ersten Teilneges und die photogrammetrischen Aufnahmen des hinteren Zenngrundes durch. Bei den etwa vier Wochen dauernden Arbeiten waren als Helfer und Assistenten die Herren H. Klagges, Dipl.-Ing., und Fr. Sattler beteiligt. Im Sommer 1926 waren zwei Arbeitsgruppen sowohl mit der Triangulation und photogrammetrischen Aufnahme beschäftigt. Leiter der beiden Gruppen waren Dr. R. Finsterwalder und Herr Regierungsbaumeister W. Rump. Als Helfer und Assistenten arbeiten die Herren Dr. H. Bobek, cand. phil. H. Jülg und der Verfasser. Im Frühommer 1927 war dieser, unterstützt von Fall zu Fall durch Jäger aus dem Zillertal, allein an der Arbeit, die wichtigsten Lücken, die bei der inzwischen erfolgten Auswertung des ersten Blattes übriggeblieben waren, photogrammetrisch aufzunehmen.

Im Sommer und Herbst desselben Jahres wurden wieder zwei Arbeitsgruppen, geleitet von Dr. R. Finsterwalder und dem Verfasser, für die Weiterführung der Triangulation und photogrammetrischen Aufnahme im Gebiet der zweiten und dritten Karte eingesetzt. Helfende und assistierende Teilnehmer dieser Arbeitsperiode waren die Herren Vermessungsingenieure Köhnelein, Stumpf und Schreyer, Herr Ingenieur H. Wörle, und die Herren cand. phys. R. Wien, cand. ing. E. Hein, cand. med. H. Hörtnagel<sup>2)</sup>, stud. phil. R. Denzel und M. Brudmaier. Während etwa fünf Wochen war außerdem Herr Vermessungsingenieur J. Müller, mit Herrn Dr. J. Goubeau als Assistenten, mit der Triangulation beschäftigt. Bei Beendigung der Feldarbeiten im Herbst 1927 war bis auf kleine Randgebiete im östlichen und südöstlichen Teil der dritten Karte das Gebiet der drei Karten photogrammetrisch aufgenommen und die Triangulation abgeschlossen<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> Die Gletscherkurse des D. u. Ö. A.-V., angeregt und geleitet von Herrn Geh.-Rat Prof. Dr. S. Finsterwalder, dienen der Schulung junger Geographen und geographisch interessierter Bergsteiger in allen Fragen der Gletscherkunde und photogrammetrischer und geodätischer Arbeiten auf Forschungsreisen. Sie werden im Abstand von zwei Jahren in den verschiedenen Gletschergebieten der Ostalpen abgehalten.

<sup>2)</sup> Die Herren Wien, Hein und Hörtnagel, die als Teilnehmer der Expeditionen des Jahres 1928 vorgeesehen waren, sollten für photogrammetrische Arbeiten auf den Expeditionen geschult werden.

<sup>3)</sup> An dieser Stelle sei Herrn Dr. med. Reitmaier sen., dem Vorstand der Sektion Mayrhofen, bestens gedankt, der uns in lebenswürdiger Weise während der Feldarbeiten 1925/27 einen Raum als Depot für unsere Platten, Instrumente und Ausrüstung zur Verfügung stellte.

Durch die Teilnahme von Dr. Finsterwalder und dem Verfasser an der deutsch-russischen Alt-Pamir-Expedition 1928 und der sich daran anschließenden Ausarbeitung der Expeditionsergebnisse, konnte die Aufnahme der restlichen Randgebiete erst im Spätsommer 1929 erfolgen.

Da es sich nur mehr um kleine Teile handelte, war der Verfasser allein mit einer Arbeitsgruppe tätig. Die weiteren Teilnehmer an diesen Arbeiten waren die Herren Vermessungsingenieure B. Lukas und Schreyer, sowie stud. chem. Löther und M. Brudmaier<sup>1)</sup>.

Im Früh- und Spätsommer 1933 war der Verfasser nochmal im östlichen Teil der dritten Karte, um die gebliebenen Lücken des dritten Blattes endgültig zu schließen.

Die gesamte Feldarbeitszeit für die Triangulation und die photogrammetrische Aufnahme, einschließlich der Rast- und Schlechtwettertage, betrug 406 Tage, das sind rund 13 Monate. Bei Verwendung von zwei Arbeitsgruppen, mit denen wir durchschnittlich gearbeitet hatten, ergibt das pro Gruppe 6½ Monate, also etwa drei Sommer für die Feldaufnahme. Es trifft dabei auf ein Kartenblatt, bei Ansetzung von zwei Arbeitsgruppen eine Aufnahmezeit von etwas über zwei Monate.

### Zahlenmäßige Übersicht über das Ergebnis der photogrammetrischen Aufnahme<sup>2)</sup>. Tabelle I

Gebiet	Größe		Rücken		Erhebungs- und Höhenmessungen, die bei der Aufnahme	pro Arbeits-tag aufgenommene Fläche durchschnittl.	Anzahl der Standlinien	Anzahl der Plattenpaare	Anzahl der Platten	Durch ein Klattemp. erhaltene Fläche aussch. Boden durchschn.
	qkm	‰	qkm	‰						
1. Zuzertal mit Einzugsgebiet	103,5	9,2	7,0	7,0	31	3,1	38	57	111	1,7
2. Zemmgrund mit Einzugsgebiet	306,6	27,0	6,6	6,0	150	2,0	125	196	398	1,5
3. Züdergrund mit Einzugsgebiet	168,5	14,9	3,0	1,8	66	2,5	62	95	196	1,7
4. Mayrhofen	12,4	1,1	6,0	41,0	9	0,8	4	5	12	1,5
5. Gerlosial mit Einzugsgebiet	109,1	9,7	3,0	3,0	39	2,7	50	76	153	1,4
6. Krimmler Nohental mit Einzugsgebiet	115,4	10,2	0,8	0,7	61	1,9	48	81	151	1,4
7. Randgebiete <sup>3)</sup>	314,7	28,0	158,0 <sup>4)</sup>	50,0	60	3,1	62	98	200	1,6
<b>Summe</b>	<b>1130</b>	<b>100 ‰</b>	<b>182,4</b>	<b>16 ‰</b>	<b>406</b>	<b>2,3</b>	<b>389</b>	<b>608</b>	<b>1221</b>	<b>1,5</b>

### Die Ausarbeitung

#### a) Berechnung der Triangulation und der photogrammetrischen Standlinien.

Die vier Teilnetze der Triangulation wurden zu Hause getrennt berechnet und nach der Methode der kleinsten Quadrate ausgeglichen. Eigene Basis- und Azimutmessungen

<sup>1)</sup> Alle Helfer an den Feldarbeiten waren Mitglieder der verschiedensten U.-V.-Sektionen. Jede Arbeitsgruppe bestand aus drei Mann, dem Beobachter und zwei Begleitern. Die Begleitmannschaft wurde durchschnittlich alle vier Wochen abgelöst.

<sup>2)</sup> Der Tabelle liegt das gleiche Schema zugrunde, das Dr. R. Finsterwalder für die Zahlen der Aufnahme in seinem Buch über die Ergebnisse der Alt-Pamir-Expedition verwendet. „Wissenschaftliche Ergebnisse der Alt-Pamir-Expedition, Teil I, geodätische, topographische und glazial-geologische Ergebnisse“ von Dr. R. Finsterwalder, S. 90 u. 96, Tabelle 6 u. 7.

<sup>3)</sup> Die Randgebiete umfassen alle Täler, die teilweise noch innerhalb der drei Kartenblätter liegen. Dies sind: Ljuzum-, Navis-, Kaserer-, Wildbühner-, Alpeiner-, Pfitscher-, Ahn-, Affen-, Schwarzach-, Umbaltal, sowie die Ostflanken des Hütteltalkopflammes, die dem oberen Sulzbachtal angehören.

<sup>4)</sup> Das Gebiet des Pfitscher- und Ahntales konnte von uns, da es jenseits der österreichischen Grenze lag, nicht aufgenommen werden. Die Gebiete jenseits der Grenze wurden nach der österreichischen Aufnahme von 1912/13, die nicht mehr veröffentlicht wurde, ergänzt.

waren nicht durchgeführt worden, sondern als Grundlage für den Maßstab und die Orientierung der Neze, dienten die wichtigsten Hauptpunkte der österreichisch-italienischen Grenzvermessung im Gebiet der Zillertaler Alpen. Die westlichen Neze sind an die Punkte Kragentrager—Schönbichlerhorn—Mörchner direkt angeschlossen, während die östlichen Neze nach der Feldermethode an den Punkten Mörchner—Wollbachspitze—Dreiecker—Zillerplatten Spitze—Hütteltal Kopf eingehängt wurden.

Nachdem die trigonometrischen Haupt- und Nebenpunkte gerechnet waren, konnte an die rechnerische Bestimmung der photogrammetrischen Standpunkte und der Basislängen gegangen werden.

Der Lage- und Höhenfehler der Hauptpunkte beträgt, wie bereits früher erwähnt,  $\pm 20$  cm. Der Fehler der trigonometrischen Nebenpunkte überschreitet selten den doppelten Betrag des Fehlers der Hauptpunkte.

Die rund 390 Standlinien mit der doppelten Anzahl von Standpunkten, mußten ebenso wie die trigonometrischen Punkte, sowohl der Lage und Höhe nach gerechnet werden. Die Genauigkeit der photogrammetrischen Punkte ist geringer. Doch kommen hier kaum Fehler über  $\pm 1$  m vor.

Die gesamte Rechenarbeit, Winkelmittlung und Zentrierung der Beobachtungen, Rechnung der trigonometrischen Haupt- und Nebenpunkte, Ausgleichung der Neze, Berechnung der photogrammetrischen Standlinien, nahm einen Rechner etwa zwei Jahre in Anspruch. Die Rechenarbeiten wurden in den ersten Jahren abwechselungsweise von Dr. R. Finsterwalder und Herrn Regierungsbaumeister W. Runy, zeitweise auch von Herrn Schmidt von der Photogrammetrie G. m. b. H. und dem Verfasser besorgt. Seit dem Jahre 1927 liegt die Berechnung ausschließlich in den Händen von Herrn Dipl.-Phys. R. Reicheneder.

#### b) Auswertung am Stereoautographen

Erst nachdem die trigonometrischen und photogrammetrischen Punkte der Lage und Höhe nach bestimmt und auch die Basislängen gerechnet sind, kann die Auswertung am Zeißischen Stereoautographen erfolgen. Von einer Beschreibung des Auswerteinstrumentes und des Vorganges bei der Auswertung kann ich absehen, da Dr. R. Finsterwalder in seinen Begleitworten zur Loserer Karte in dieser Zeitschrift (1925, Seite 229) darüber geschrieben hat (Tafel 2, Bild 6).

Als Schichtenabstand wurde, wie bei der Blocknerkarte, 20 m gewählt.

Un sich wäre natürlich ein möglichst kleiner Schichtenabstand theoretisch besser, weil er auch alle Kleinformen, die etwa zwischen 20 m liegen können, zur Darstellung bringen kann. Je enger aber der Abstand ist, desto unleserlicher wird die Karte. Im Hochgebirge, wie wir es in unseren Ostalpen haben, eignet sich am besten der Schichtenabstand, der dem Tausendstel der Maßstabzahl entspricht. Also bei 1:10 000 10 m, bei 1:25 000 20 oder 25 m, bei 1:50 000 50 m usw.<sup>1)</sup>

Auswertemaßstab war 1:12 500. In diesem Maßstab können noch genügend topographische Einzelheiten gegeben werden, die gerade für eine touristische Karte von größtem Wert sind. Durch die Verkleinerung zur endgültigen Karte auf 1:25 000 verschwinden, bzw. halbieren sich alle Zeichen- bzw. Lagefehler, die den Schichten in dichten Waldgebieten anhaften.

Außer den Schichtlinien, die ja tatsächlich nur Hilfslinien darstellen zur Veranschaulichung des Geländes, und nirgends in der Natur, mit Ausnahme der Uferlinien

<sup>1)</sup> Es erscheinen wohl auf den neuen österreichischen Karten des Bundesmessungsamtes, Blatt Berchtesgaden, Blatt Linz, bei einem Maßstab von 1:50 000, 20-m-Schichten. Siehe dazu: Die österreichische Karte 1:50 000, Blatt Linz, 5249 Ost, eine neue Lösung des modernen Kartenproblems von Dr. R. Finsterwalder, Hannover, in Allgemeine Vermessungs-Nachrichten, 1933 Nr. 5. Verlag von R. Reiß G. m. b. H. in Liebenwerda (Provinz Sachsen).

von Seen vorkommen, wurden mit dem Autographen alle wichtigen topographischen Einzelheiten und Situationslinien gezeichnet, soweit sie irgendwie sicher aus den Platten gedeutet werden konnten, wie Wald, Bäche, Wege, Häuser, Fels-, Schutt- und Eisgrenzen, Gletscherpalten, Felssriffe, Terrassen und Abfälle (Tafel 3, Bild 7, 8). Die Ortskenntnis, die wir uns bei den sommerlichen Feldarbeiten erworben hatten, war eine wichtige Voraussetzung für die volle Ausschöpfung des Inhalts der Platten bei der Auswertung. Auf vierzehn großen Zeichenblättern 70/100 cm und vier kleineren Blättern ist das Gebiet der drei Karten zeichnerisch durch Schichtlinien und Situationsfiguren festgehalten.

Die Dauer der Auswertung am Autographen betrug insgesamt 25 Monate, in reinen Arbeitstagen ausgedrückt sind das etwa 640 Tage. Die Auswertung begann zu Beginn des Jahres 1927 und wurde — unterbrochen durch verschiedene Arbeiten, wie Feldaufnahme, Mai-Pamir-Expedition, Ausarbeitung verschiedener anderer Expeditionskarten durch unsere Auswertestelle — im Herbst 1933 beendet. Die ersten beiden Karten, sowie die Südhälfte der dritten Karte, konnten am Reißchen Stereogrammen des Geodätischen Instituts der Technischen Hochschule München als wissenschaftliche Arbeit ausgewertet werden. Die Nordhälfte des dritten Blattes, deren Ausarbeitung erst im Laufe der Jahre 1932/33 erfolgte, wurde an dem Stereogrammen des Geodätischen Instituts der Technischen Hochschule zu Hannover fertiggestellt. Die Verlegung der Kartenauswertestelle des D. u. S. Alpenvereins von München nach Hannover im Herbst 1932 war durch die Übersiedlung Dr. R. Finsterwalder's nach Hannover bedingt, wo er seit dem Sommer 1930 als Privatdozent für Photogrammetrie wirkt. Seinen Bemühungen und denen des Vorstandes des Geodätischen Instituts der Technischen Hochschule Hannover, Herrn Professor P. Gast, gelang es, mit finanzieller Unterstützung durch die Hannoversche Hochschulgemeinschaft ein derartiges Instrument zu beschaffen, an dem auch der letzte Teil der Zillertaler Karte als wissenschaftliche Arbeit ausgewertet werden konnte.

### Zahlenmäßige Übersicht über das Ergebnis der Auswertung<sup>1)</sup>. Tabelle 2

Gebiet	Landschaftlicher Charakter	Größe		Hiervon erfaßt bearbeitet		Büden		Dauer der Auswertung, Tage	An 1 Tag bearbeitete Fläche qkm durchschnittl.	Benutzete Plattenpaare	Zur Auswertung dieses Blattes benötigte Zeit in Tagen durchschnittl.
		qkm	%	qkm	%	qkm	%				
1. Zuzertal mit Einzuggebiet	Wettes Haupttal	103,3	9,2	96,3	93	7,0	7,0	43	2,2	57	0,8
2. Zernungrund mit Einzuggebiet . . . . .	Wettes Haupttal, enge Nebentäler	306,6	27,0	301,0	94	5,6	6,0	227	1,3	196	1,2
3. Zillertalgrund mit Einzuggebiet . . . . .	Wettes Haupttal, enge Nebentäler	168,5	14,9	165,5	98	3,0	1,8	103	1,6	95	1,1
4. Mayschhofen	Wettes Talboden	12,4	1,1	7,4	59	5,0	41	8	1,0	6	1,6
5. Gerloktal mit Einzuggebiet	Sehr enge Nebentäler	109,1	9,7	106,1	97	3,0	3,0	110	1,0	76	1,4
6. Arimmler Achtal mit Einzuggebiet	Wettes Haupttal mit engen Nebentälern	115,4	10,2	114,6	99	0,8	0,7	89	1,3	81	1,1
7. Randgebiete <sup>2)</sup>	Verschieden	314,7	28,0	156,7	50	158 <sup>3)</sup>	50	60	2,6	98	0,6
Summe		1130,0	100%	947,6	84%	182,4	16%	640	1,6	608	1,1

<sup>1)</sup> Siehe Anm. 2, S. 6.

<sup>2)</sup> Siehe Anm. 3, S. 6.

<sup>3)</sup> Siehe Anm. 4, S. 6.





Bild 5. Der leichte Feldphototheodolit im Gebrauch

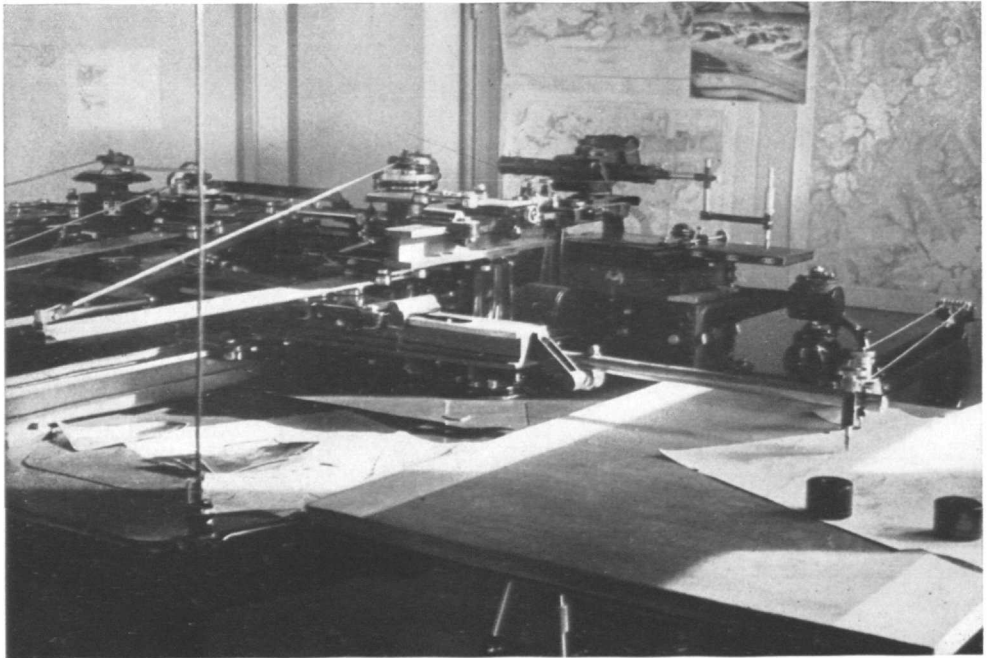


Bild 6. Der Zeißsche Stereoautograph



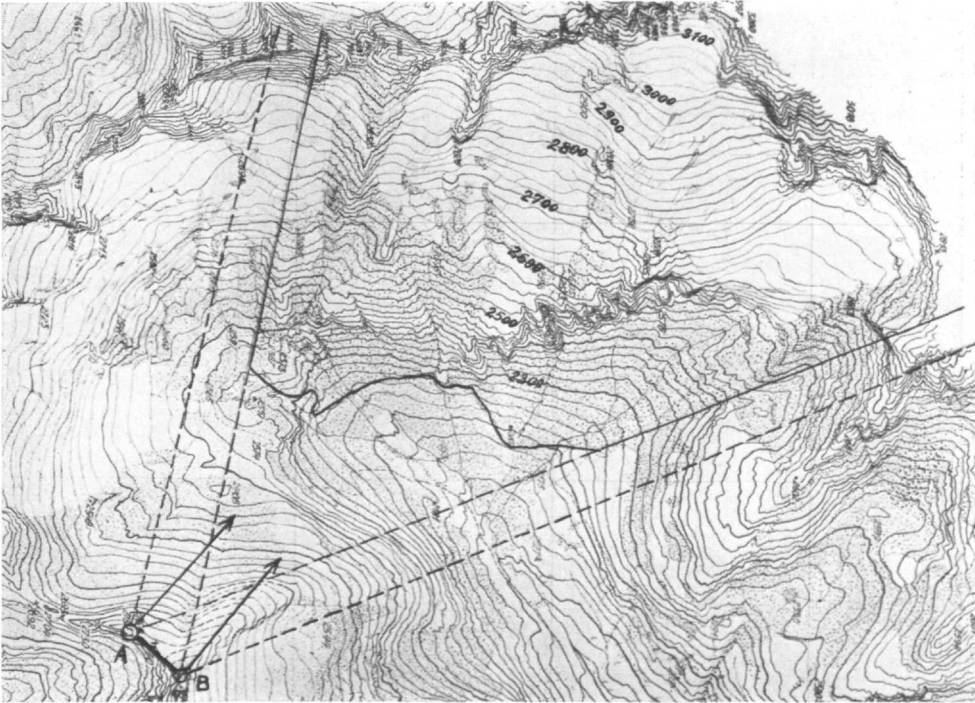


Bild 7. Ausschnitt aus dem Autographenplan

Die schwarz eingetragene Linie ist die Ausarbeitungsgrenze der Standlinie Windbadhtalkopf gegen Reichen Spitze normal  
 Die Pfeile bedeuten die Aufnahmerrichtungen vom A- und B-Punkt der Standlinie. (Siehe Bild 8)  
 Die gestrichelten Linien zeigen das Gesichtsfeld der beiden Aufnahmen



Bild 8. Linke Aufnahme (A) der Standlinie Windbadhtalkopf gegen Reichen Spitze normal  
 Mit eingetragenen perspektivischen Höhengsichten, die mit dem Stereautographen während der Ausarbeitung gezogen werden





Bild 9. Mayrhofen und Mündung des Zillerbaches (Luftaufnahme)  
Aufnahmehöhe etwa 3500 m



Bild 10. Weiglkar Kopf gegen Windbachtal





Die Ausarbeitung der drei Blätter erfolgte durch Dr. R. Finsterwalder und den Verfasser. Zeitweise war beim ersten Blatt auch Herr Schmidt von der Photogrammetrie G. m. b. H. beschäftigt. Die Auswertung der Luftaufnahmen wurde von Herrn Regierungsbaumeister W. Runy am Planigraphen des Geodätischen Instituts der Technischen Hochschule Stuttgart durchgeführt. 40 ausgewertete Plattenpaare ergaben etwa 20 qkm. Es wurden damit die engen Talausgänge des Semm-, Stillupp- und Zillergrundes und das untere Tugertal, wie auch die Gegend zwischen Finkenberg und Mayrhofen ausgearbeitet (Tafel 4, Bild 9).

### c) Die Felszeichnung und der Druck

Der weitere Gang der Arbeiten nach Vollendung der Originalschichtenpläne war folgender: Zunächst wurden die Originale photographisch auf den Maßstab 1:25 000, verkleinert und auf zwei Pausen, in Eis- und Geländeschichten getrennt, überzeichnet. Für die Unterlagen zur Felszeichnung wurden die Drucksteine der beiden Pausen vereinigt und damit Blandrude hergestellt. Die Felszeichnung und Geländedarstellung (Situation) wird vom Felszeichner getrennt in die drei Farben der endgültigen Karte: Braun für bewachsene Höhengschichten, Blau für Gewässer und Eisschichten und Schwarz für die Felszeichnung, Schichten im Fels, Wege, Häuser und Wald, sowie Schutt und sonstige Einzelheiten, auf drei Blandrude gezeichnet.

Die Felszeichnung für die drei Zillertaler Karten stammt aus der gewandten Zeichfeder des Herrn Kartographen Hans Rohn-Wien, von dem auch die Felszeichnung der Karten der Loferer und Leoganger Steinberge und der Großglocknergruppe herrührt. Im Verlauf von 6 Sommern hat er die Arbeit im Felde bewältigt. Jeder Quadratcentimeter der Karte ist von ihm nach eingehender Beobachtung der Natur, sofort im Gelände auf den ihm vorliegenden Schichtenplan rein gezeichnet. Mit künstlerischer Kraft und großer Treue hat Rohn die wesentlichen Formen der Felsen zeichnerisch gestaltet und verkleinert in der Karte wiedergegeben.

Mit besonderer Sorgfalt wurden vom Felszeichner auch alle wichtigen topographischen Einzelheiten dargestellt, die den einzelnen Tälern das besondere Gepräge geben, der Schutt, die kleinen Terrassenformen und Steilabfälle, besonders dort, wo sie vom Schichtenbild nicht erfasst wurden, die Gletscherspalten und den Wald. Kurz sei darauf hingewiesen, daß Rohn den ernsthaften Versuch macht, die exakt gezogene Schichtenlinie mit der Felszeichnung zu verbinden, d. h. in der Felszeichnung zu erhalten<sup>1)</sup>.

Auf den ersten beiden Blättern bringt Rohn nur bei leichter Felszeichnung die Höhengschichten vollständig. An den Stellen, wo die Felszeichnung dicht ist, zieht er wenigstens die 100-m-Linie in Braun. Auf dem dritten Blatt wird der begonnene Versuch entschieden fortgesetzt. Die Felszeichnung erscheint fast überall loderer und leichter gehalten und dadurch ist es möglich, auch die Höhengschichten lesbar in ihr zu bringen.

Nur dort, wo der Fels sehr steil ist, gelingt dies noch nicht. Rohn bringt aber an diesen Stellen die 100-m-Linie in Braun. Es scheint zwar diese Methode, im steilen Fels braune Höhengschichten zu verwenden, etwas inkonsequent und es kann m. E. nur eine Notlösung sein. Doch es ist immerhin ein Versuch, das Problem der Erhaltung der exakt gezogenen Schichtlinie, gerade an der entscheidenden Stelle, der steilen Felsen, entschieden anzupacken. Mit diesem Versuch ist ein neuer Schritt in der Entwicklung der Felsdarstellung und damit der alpinen Kartographie getan.

Das Wegnetz, besonders in den waldreichen Gegenden, soweit es nicht mit dem

<sup>1)</sup> Siehe dazu: Neue Aufgaben der Kartographie von R. Finsterwalder, Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Jubiläums-Sonderband 1928. — Siehe auch Bemerkungen zur Wissenschaftl. Ausgabe der Karte der Loferer Steinberge. Zeitschrift des D. u. O. V. 1925.

Autographen gezogen werden konnte, wurde von M. Brudmaier in siebenmonatiger Feldarbeit ergänzend aufgenommen.

Die sprach- und volkskundliche Arbeit, die bei der Glodnerkarte durch die Namen-erkundung auf volksnaher und wissenschaftlicher Grundlage zum erstenmal begonnen wurde, konnte auch bei den Zillertaler Karten weitergeführt werden. Dr. Karl Finsterwalder gelang es, den ganzen sprachlichen Reichtum, der in den oft schon halb vergessenen oder falsch gehört und gedeuteten alten Berg- und Flurnamen liegt, wieder aufzufrischen und zu klären<sup>1)</sup>.

Leider war es aus zeitlichen und finanziellen Gründen nicht möglich, die drei Karten mit einer leichten Geländeschummerung zu versehen. Eine derartige Schummerung, wie sie beispielsweise in kräftigerem Ton die wissenschaftliche Ausgabe der Loferer Karte und in leichterem Ton die Glodnerkarte trägt, hebt die Großformen der Gletscher und des bewachsenen Geländes, die durch Höhenschichten und Felszeichnungen allein nicht markant genug zum Ausdruck kommen, heraus und bringt sie zur klaren Darstellung.

In sechsmonatlicher Feldarbeit hatte der Kartograph die Felszeichnung im Anblick der Natur hergestellt. In den dazwischenliegenden Winter- und Frühjahrsmonaten arbeitete Rohn jeweils unermüdet am Stück eines halben Blattes.

Die Firma Freytag und Berndt G. m. b. H., Wien, besorgte den Druck der Karten.

Das erste, westliche Blatt, erschien im Jahre 1930, das zweite, mittlere Blatt, im Jahre 1932 als Beilage der Zeitschrift. Das dritte, östliche Blatt, liegt der vorliegenden Zeitschrift 1934 bei<sup>2)</sup>.

Das damit abgeschlossene Kartenwerk ist nicht allein das Werk der direkt daran beteiligten Männer, sondern in ihm liegen auch die Arbeiten und Erfahrungen weitblickender Pioniere der letzten Jahrzehnte eingebaut.

Es seien hier nur einige markante Namen genannt — Finsterwalder, Vater und Sohn, Pulfrieh, von Drel, von Gruber, auf dem Gebiete der Photogrammetrie und die Schule der Schweizer Felszeichner, Egarter und Rohn auf dem Gebiete der kartographischen Felsdarstellung.

Auf diesen Arbeiten fußend, wurde im Verlauf von neun Jahren das Kartenwerk der Zillertaler Alpen in enger Zusammenarbeit vom Geodäten, Photogrammeter, Ausarbeiter, Zeichner, Kartographen und Drucker begonnen, ausgeführt und vollendet.

Genauigkeit und Schönheit sind durch die Anwendung der Photogrammetrie und einer künstlerischen Felsdarstellung in den Zillertaler Karten harmonisch vereinigt.

Gleichbedeutend danebenstehend aber ist das Verdienst des Alpenvereins und seiner jeweiligen Führung, die weit über die Grenzen einer engen Vereinsarbeit hinausschauend die Möglichkeiten schufen, zu der Weiterentwicklung der alpinen Kartographie, im besonderen der des Alpenvereins. Dieser Entwicklung ist es zu verdanken, daß Deutschland und Osterreich auf dem Gebiet der alpinen Kartographie führend neben der Schweiz an der Spitze der Nationen stehen.

Darüber hinaus wurde die Alpenvereinskartographie, die zwar zunächst dem Verein und seinen Mitgliedern dient, zu einem bedeutenden Faktor für die wissenschaftliche Bearbeitung unserer Alpen, besonders auf dem Gebiet der Gletscherkunde. Doch damit nicht genug. Die Arbeit an den Alpenvereinskarten und bei den Gletscherkursen und -messungen bildete und erprobte die Instrumente und Methoden aus, die

<sup>1)</sup> Siehe Aufsatz von Dr. Karl Finsterwalder in dieser Zeitschrift, S. 12.

<sup>2)</sup> Die Eintragung der österr.-ital. Grenze unterblieb in den fertigen Karten, um den geschlossenen Eindruck der künstlerischen Felszeichnung nicht zu stören. Die Grenze verläuft längs des Hauptkammes vom Kluppen im Westen bis zur Lengspitze im Osten. Der genaue Verlauf ist jeweils auf den verschiedenen Kartenblättern angegeben.

erfolgreich auch bei der geographischen Erschließung und genauen kartographischen Aufnahme der höchsten Gebirge der Erde verwendet werden konnten. In enger Zusammenarbeit zwischen der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft und dem Alpenverein wurden besonders in den letzten Jahren die Mittel für eine Reihe Auslands-hochgebirgs-Expeditionen bereitgestellt.

Zum erstenmal wurde die photogrammetrische Methode, nach dem Vorversuch auf der Pamirexpedition des D. u. S. Alpenvereins 1913<sup>1)</sup>, im Jahre 1928 auf der großen deutsch-russischen Alt-Pamir-Expedition, systematisch und ausschließlich von Dr. Richard Finsterwalder unter Mitarbeit des Verfassers, erfolgreich angewendet<sup>2)</sup>. Von verschiedenen Schülern, die bei den Gletschertouren und jährlichen Feldarbeiten dafür vorgeeignet worden waren, konnte mit Hilfe der Photogrammetrie ebenfalls auf bergsteigerisch-wissenschaftlichen Expeditionen mit Erfolg kartographisch gearbeitet werden<sup>3)</sup>. So trug die Ausbildung junger Kräfte reiche Frucht. Der Verfasser selbst bekennt sich hier an dieser Stelle dankbar als Schüler Dr. Richard Finsterwalders, dem er seine Ausbildung bei den Arbeiten der letzten zehn Jahre verdankt.

Eben in diesem Sommer kämpft wieder eine deutsche bergsteigerische-wissenschaftliche Expedition im Himalaja, am Nanga Parbat an der Bezwingung des ersten Achttausenders<sup>4)</sup>. Wie auch immer ihr Erfolg sein mag, deutsche Bergsteiger und Wissenschaftler werden der Heimat Ehre bereiten.

So wird die Pionierarbeit unseres D. u. S. Alpenvereins auf den Gebieten des Bergsteigens und der alpinen Kartographie, die unlösbar miteinander verbunden sind, weit über die Grenzen unseres Vereins und unserer heimatlichen Berge fruchtbar und stärkt das Ansehen unseres Vaterlandes in der Welt.

<sup>1)</sup> Es sei hier auch auf den ersten Versuch außereuropäischer Tätigkeit<sup>1)</sup> des A.-V. hingewiesen. Die Pamir-Expedition des D. u. S. A.-V. 1913. Siehe Zeitschrift des D. u. A.-V. 1914. — Zeitschrift für Erdkunde zu Berlin 1925, Dr. v. Gruber; Kammerverlaufs-karte von Karategin. — Intern. Archiv für Photogrammetrie, Wien 1932, Dr. D. v. Gruber. Die topographischen Ergebnisse der Pamir-Expedition des D. u. S. A.-V. 1913.

<sup>2)</sup> 1928 Deutsch-Russische Alt-Pamir-Expedition. Kartogr. Arbeiten von Dr. R. Finsterwalder, R. Wien (Zillertal 1927) und dem Verfasser. — Ergebnis: Karte des Fedtschenko-Gletschers (zwei Blätter) 1:50000 (2100 qkm), Karte des Expeditionsgebietes v. Nordwest-Pamir 1:200000 (15000 qkm).

<sup>3)</sup> 1928 Bolivien-Expedition des D. u. S. A.-V. Kartogr. Arbeiten von Dr. R. Troll und Ing. E. Hein. Ergebnis: Karte der Cordillere Real 1:50000 (etwa 600 qkm) und das Talgebiet v. La Paz 1:10000 (etwa 75 qkm). — 1931 II. Deutsche Ranghendinga-Expedition (Bauer). Kartogr. Arbeiten von Dr. R. Wien. Ergebnis: Karte des Jemu-Gletschers 1:33333 (etwa 375 qkm). — 1932 Cordillere Blanca-Expedition des D. u. S. A.-V. Kartogr. Arbeiten: Verm.-Ing. B. Lukas mit Unterstützung von Dr. H. Ringl und Ing. E. Hein. Ergebnis: Karte der Cordillere Blanca 1:100000 (etwa 4000 qkm) erscheint Ende 1934. Die Aufnahmen 1928 werden größtenteils mit dem leichten Feldphototheodoliten durchgeführt, die Aufnahmen 1932 ausschließlich. Alle erwähnten Karten wurden von unserer Auswertestelle ausgewertet. 3. Jf. sind folgende Expeditionen unterwegs: In Ostafrika 1933/34 Prof. Dr. Troll und Dr. R. Wien, in Persien (Demanbent) Dr. H. Sobek, auf den Inseln der Ägoren Dr. W. Köpfe (Stubat 1932) und die weiter unten erwähnte Deutsche Himalaja-Expedition.

<sup>4)</sup> Siehe dazu Mitteilungen des D. u. S. A.-V. 1934, Nr. 6. Der Alpenverein und die Deutsche Himalaja-Expedition 1934 von Dr. R. Finsterwalder, dem wissenschaftlichen Leiter der Exped. Sein Mitarbeiter an den kartogr. Arbeiten ist der Geograph Dr. W. Rächl, der in den Jahren 1932/33 bei den Arbeiten an der Stubaitarte dafür von uns vorgeeignet wurde.



# Zillertaler Berg- und Talnamen

Einblicke in die älteste Gebirgsanschauung und -besiedelung  
von den Namen der Karte aus

Von Dr. Karl Finsterwalder, Innsbruck

## I.

Für Sinn und Entstehung der Gebirgsnamen bringt der Bergsteiger ein weit volleres Verständnis mit als der Mensch der Ebene; seine Vertrautheit mit den Bergen, den Grundzügen ihres Baues und ihrer Oberflächenformen, die immer aufs neue, freilich im reizvollsten Wandel wiederkehren, läßt ihn manches vom Augenschein her verstehen, was dem Fernerstehenden nur schwer klar zu machen ist. Der Natur des Gebirges hat sich die Sprache der Alpenbewohner in seltener Schmiegsamkeit eingepaßt, ihre Worte haben vielfach anderen Begriffsinhalt als draußen in der Ebene gewonnen, sie müssen dazu dienen, die eigenartigen, in der geologischen Geschichte der Alpen entstandenen Gebirgsformen zu kennzeichnen, deren regelmäßige Wiederholung der scharfen Beobachtung des Volkes nicht entging, und die Siedlungsformen, die sich der Natur des Gebirges anpaßten, zu benennen. Auch die Schöpfer unserer Berg- und Flurnamen in den Alpen haben manche auf weite Strecken durchgehende Erscheinungen zu erfassen verstanden und in der treffenden Art, sie zu kennzeichnen, der Folgerichtigkeit, mit der sie Gleichartiges benannten, eine Gebirgsanschauung geoffenbart, die man gewohnt ist, fast nur dem geschulten Auge und Denken des Geologen und Erdkundlers zuzutrauen.

Wie das Durchstreichen gewisser auffallender Gesteine, z. B. des blaugrünen Chlorit-schiefers in der Glodnergruppe, im regelmäßigen Auftreten bezeichnender Namen („Blauspitz, Blaue Scharte“ u. a.) quer über Täler und Rämme hinweg sichtbar wird, zeigte schon die Glodnerarte. Im Bereich der Zillertaler sind es die schön rotbraunen, ins dunkle Urgestein einen wohlthuend lebendigen Farbton mischenden Kalkschichten der oberen Schieferhülle, die den Gebirgskern begleiten und in der „Röte“, „Rötspitze“ im Süden der Gruppe ihren Niederschlag finden, aber auch, wo die Schieferhülle zwischen dem Tuger und den zentralen Gneiskern eingefaltet ist, kommen sie als „Röte, Rotwand, Rotbach“ zutage. Ein breites Band der blaugrauen „Unteren Schiefer“ zieht vom Wild-Geirlosal nach Primmil hinüber und wird in den Namen „Blauer Graben, Blaubach, Am Bläwen“<sup>1)</sup> festgehalten. Auf die besondere Eigenart, die der Tuger Kamm durch den vorgelagerten Gesteinszug des Hochstegenkalks erhält, muß man früh aufmerksam geworden sein. Wie dieses Gestein, in schmale Bänder zerblättern, Wände und Rare durchzieht, das bringt die Karte (Bl. I) gerade dort zum Ausdruck, wo auch die Namen Strumwand, Strumboden auf dieses „gestriemte“ Gestein hinweisen, auch das Streimerkar (Floite) = „Streifenkar“<sup>2)</sup> hängt mit dem gebänderten Aussehen der Felsen (im Gneis?) zusammen, wie die „Gwercher“<sup>3)</sup> (Gunggl) mit den quer über den Berg ziehenden Gesteinsbänken. Die zahlreichen Schachtlöcher in den ausgelaugten,

<sup>1)</sup> Zeichenerklärung für die nach der Mundartaussprache hier wiedergegebenen Wörter siehe am Schluß des Aufsatzes!

<sup>2)</sup> sträme, Schmeller, Bayr. Wörterbuch, strime, Lezer, Mhd. Wb. II, 1239 = Streifen. Ma. gestreimt = gestreift.

<sup>3)</sup> Mhd. twerch kommt auch als werch vor, Werberg bei Oberaudorf a. J. 1280 Thwerchberg. Wörgl 1390 Twerget ZNF VIII, 60. Gwirth im Kaisergebirge.

steilstehenden Schichten des Hochstegentalkes haben in alter Zeit dem Höllestein seinen Namen zugebracht (Höllesteinloch u. a.), der fast an die Alpenfagen des Mittelalters erinnert, nach denen das Zwergenvolk in einem „holen stein“ (ahd. holin stein) wohnte (König Laurin!). — Der feinkörnige Schutt, in den der hellgraue Kalk zer splittert, wird genau von dem „Gemäuer, Maurach“, dem groben Blockwerk des Gneises oder von der „Steingräue“ unterschieden, die dem Maurerkees, dem „Grauen Kar“, den „Grauen Köpfen“ ihren Namen gaben; man spricht hier von einem „Geriere“ (eigtl. „Durcheinander“) und diese Bezeichnung<sup>1)</sup> ist auf das Grierertal, die Alpe und einen Bergkopf übergegangen. Auf den schaligen, schieferigen Bruch des Gesteins an der Riffler Südseite wußte man treffend mit dem Namen Steinschalperscharte hinzuweisen, wie man breite Splitter in der Mundart auch sonst „Schalpern“ nennt<sup>2)</sup>. Mit einem wundervollen, fast mythisch klingenden Wort hat man einen Quarzgang im dunklen Gestein als „die Feuersträle“<sup>3)</sup> bezeichnet, wohl um an den geheimnisvoll im Stein wohnenden Funken zu erinnern! — Daneben werden auch Großformen mit einem einzigen Namen sicher erfaßt. Besser könnte man die machtvolle Kulisse des Penken mit seinen treppenartig übereinander gestellten Stufen Astegg, Asteggruben, Gschöschwand nicht kennzeichnen, als indem man den Berg kurz und bündig nennt „auf den Bänken“<sup>4)</sup> (afm penkhn) und den kloßigen, wie ein Fremdkörper der Penkenhochfläche aufsitzen den Felssturm, einen zerbröckelnden Eriaskalkrest, mit dem Worte „Knorren“ = „Knoten, Auswuchs“.

Neben dem Zufälligen, Vereinzeltten sieht der durch die geschichtliche Erdkunde gesuchte Blick in den Alpen überall die großen Züge, die die Eiszeit und das vorangehende Zeitalter den Alpen aufgeprägt haben. Begriffe wie Kar, Taltrog, Trogschulter, Hängetal sind fast Allgemeingut geworden. Aber auch das Volk war ohne diese Wissenschaft schon offenbar imstande, solche Eindrücke in sich zu verarbeiten und das Gemeinsame im Bau vieler Täler herauszufinden. Beweis ist das wiederholte, fast regelmäßige Vorkommen der gleichen volkstümlichen Namen für Geländeformen, die wir Städte erst durch die moderne Landformenkunde benennen gelernt haben; vor allem in den Zentralalpen, deren regelmäßiger Formenschatz zu solchem Sehen erzog. In den kurzen, steilen Trögen auf der Uhrntalerseite der Zillertaler findet sich vom Schwarzenbach bis zum Wollbach regelmäßig die steile Rückwand des Troges als „Falle“ (= Abfall, Steilheit) bezeichnet; wo der Trogschluß in Stufen aufgelöst ist wie beim Tribbach, heißt das Wort, ebenso, wo er unter dem herabfließenden Eis verdeckt ist, wie auf der Nordseite; dagegen in der Stilluppe, deren Rückwand eisfrei ist, heißt der schön ausgebildete Felszirkus wieder „die Gfäller“ (Sammelwort für Falle)! Auch als „Gfällder, Pfällder“ kommt für die Seitenwand des Troges der Name vor und hat so der Gfallschneid (Zi., hier allerdings nach oben gerückt) und der Gfallenspitze den Namen gegeben; wo mehrere Verteilungen die Talwand gliedern, da wird die langgedehnte Trogwand auch als „Ghänger“ (Mehrzahl) zusammengefaßt (W. Verlos, vom „hängen“ = überhängen, das auch im Bergnamen „Hanger“ fortlebt). Von scharfem Blick für Formen zeugt es auch, wenn das Volk schwach ausgeprägte steile Trogschultern, über die der Städte

<sup>1)</sup> rieren = abfallen, Schmeller, ist ma. auch für „fallen lassen“ zu hören. — Grierertalröpsfl

<sup>2)</sup> Nach Schöpf, Lit. Idiotikon, Schmeller Sch. = Splitter, Span. Nach dem Schweiz. Jd. VIII, 670 skalp = Weiterbildung zum Stamm „Schale“. — Im Salzburgerischen werden die schuppenartig übereinanderliegenden Schichtbänke des Kalks und Kalkschiefers Br ä t s c h e n (vgl. Brätschenkopf u. a.) genannt, d. h. mit den Schalen der Hülsefrüchte oder des Getreides verglichen, die man B. nennt. Vor allem sind die Maisbülsen als „Türkenbrätschen“ bekannt. Der Vergleich trifft gut die schallige, schichtweise Absonderung der übereinanderliegenden Gesteinsbänke, vgl. Schweiz. Jd. V „breischle“ = „schichtweise ablösen“.

<sup>3)</sup> Strahl = Blitz, Funke. Strahlenstein = Bergkristall, Schmeller II, 13. S. Namen nächst der Lenkspitze!

<sup>4)</sup> 1727 „... auf Penkhen“. Mehrzahl irrig als Einzahl aufgefaßt. Penk im Mülltal = „Bänke“, Leffiaf, Carinthia 112, 1922, S. 68. Eher „bei der Bänk“, Einzahl, J-Stamm!

vielleicht hinwegsieht, trotz ihrer Zerlapptheit und weiten Erstreckung als zusammenhängende Fläche auffaßt, die es dann als „Mitterleitach“ (= Sammelwort von Leite = Abhang) oder „Mitterberg“ (Oberfulzbach), „Mitterjoch“ (Wimmertal) benannte, um ihre Lage zwischen Trog- und Gipfelwänden hervorzuheben. Solche Stufen im Gebänge, auch „Rastien, Rästlen“ genannt, kennt der Gebirgler eben vor allem als bevorzugten Aufenthalt der Schafe und benennt sie daher wohl auch Schafedel, d. i. Lagerplatz der Schafe, nach der Zillertaler Aussprache Sehdnl<sup>1)</sup>, daher Sehdnlspitz (W. Verlos)! — Wenn schon solche schwächer erhaltene Eiszeitformen in der Namengebung nachwirken, dann braucht es nicht Wunder nehmen, daß auch der scharf ausgeprägte Knid, den in manchen Haupttälern der Trogrand bildet, in den Flurnamen erscheint, als Säm, d. i. Saum, und zwar mit einer merkwürdigen Regelmäßigkeit, — sechsmal im Pfitsch- und Ahrntal, gerade als ob der Flurname schon eine feststehende Bezeichnung für diese auffallende Eiszeitform wäre. — Wozu die Gelehrtensprache einen griechischen Flurnamen (Mäander) verwenden muß, nämlich um die Vorstellung des in zierlichen Windungen von einer Trogwand zur andern hin- und herpendelnden Flußlaufes zu geben, dazu braucht die bodenständige Mundart nicht auf den Krüden des Fremdworts gehen, sondern sie wendet dafür — bei solchen reizvollen kleinen Trögen in der Prettau — das altdeutsche „Werfa“ (= „das Werfach“) an, das eine Vielzahl von Flußkrümmungen (= abd. wervo<sup>2)</sup>) bezeichnet und in seinem mehrfachen Auftreten (Wiefer-Werfa u. a.) dort wie ein noch lebendiger Begriff gehandhabt wird. Ja, für die von den eiszeitlichen Kargletschern zugespitzten Gipfeldreikanter ist in den Gipfelnamen „Dreieder, Dreiedeter“ fast das gleiche Wort geprägt worden wie von der Wissenschaft: überall beweist so die wiederholte, passende Anwendung desselben Ausdruckes, daß das Volk in steter Anschauung der Eiszeitformen dazugekommen ist, so etwas wie einen eigenen Begriffsschatz für sie auszubilden. Und etwas Einblick in diese volkstümliche Formenkunde ist auch nötig, um den Namen Schrammacher und die mit ihm verwandten zu verstehen.

Im Wipptal heißt der Berg „dr schrämmichär“, bei den Pfitschern, die ihm mit ihren Almweiden durch die Kare auf Zammer Seite zu allernächst kamen und ihn von da aus offenbar zuerst benannten, ist er der „schrämär“, die Bäche, die aus den weiten Karen unter dem Gipfel zum Zammer Bach schäumend herabstürzen, sind die „schrämäpache“<sup>3)</sup>, bei den Zillertalern heißt die Gegend „im schrämach“. Das ist also sichtlich wieder so ein Sammelbegriff aus „-ach“ zu dem in allen diesen Namensformen stehenden Wort schrä, das auch zu den vielen Schrämbächen in den Alpen Pate gestanden sein muß, und sich als schrä, schräme noch nachweisen läßt<sup>4)</sup>. Die „schrä“ ist in der Prettau bei Rastern — entsprechend dem „Sam“ von vorhin — der Knid im Gefälle des Röttalbachs, bis zu dem er flach dahinfließt, um dann über den Trogrand des Haupttales plötzlich in steiler Stufe hinunterzustürzen. Ähnlich bezeichnet man bei Brigen a. E. die Stelle, wo der dortige Schrambach „schrämpäch“, der erst auf der Mittelgebirgskerrasse floss, nun über eine Steilwand — von der Bahn aus sichtbar — zum Eisack hinunterstürzt, einfach als die „schräme“<sup>5)</sup>. Alle die Schrämbäche, die ich von Augenschein kenne,

<sup>1)</sup> Gesprochen als „südl“ mit genäfeltem ä. Daneben kommt auch „die sidi“ vor, 1350, 1569 „auf der sidi“. Vgl. den Bergnamen Schaffedel, Kelchsaul

<sup>2)</sup> Ortsname Werfen an einem Salzschichte, 1123 Werden!

<sup>3)</sup> 1774 als Schramer Ache) benannt im Anichschen Original im Mus. Ferd., Innsbruck.

<sup>4)</sup> in im Silbenauslaut kann — mit oder ohne Nasierung der Silbe — völlig schwinden, vgl. hämelle = Baumwolle, pägart = Baumgarten u. a. Hofname Brätäl in Lanersbach, 1700 irrig Brandtal geschrieben, auch brätäl gesprochen, von mhd. bræme = Dornstrauch. Ebenso die „Prä“, Hofname in Bildschönau = bræme.

<sup>5)</sup> Diesen entscheidend wichtigen Hinweis verdanke ich Herrn Präsidenten Professor v. Klebelsberg, der das Wort bei der bäuerlichen Bevölkerung hörte. — Urk. Belege s. bei Tarneller, Archiv f. Ost. Gesch., Bd. 110, S. 213.

sind solche, die im Oberlauf über eine schwachgeneigte Fläche fließen und dann plötzlich ein Steilgefälle zum Haupttal hinunter überwinden. Nun erklärt es sich, daß der Name außerhalb der Alpen nicht vorkommt — weil er in der Eigenart der Alpenwelt wurzelt, warum er nie ursprünglich in der Gipfelzone auftritt — weil er regelmäßig mit dem Gefällsniß der eiszeitlich unterschrittenen Seitentäler gegen das Haupttal zu zusammenhängt! Am seltsamsten berührt hier die volkstümliche Ausdrucksweise, die nicht einfach schildert, sondern in ihrer Dynamik fast an genetische Landschaftsbeschreibung erinnert. Zur Erklärung des Namens kommt nämlich nur das mhd. Tätigkeitswort *schraemen* in Betracht, das „absträgen“ bedeutet, und das davon gebildete Hauptwort *diu schräme* = „Absträgung“<sup>1)</sup>, es liegt eine Vorstellung zugrunde wie etwa in der mhd. Wendung „geschrämet als ein schef“ „abgeschragt wie ein Schiffsbug“ (Leger). *Schrämbach* heißt nicht einfach „der steile Bach“ — das Wort „Bach“ vertritt oft den Sinn von „Tal“ —, sondern der Name bedeutet „Hängetal“, er zeichnet die gebrochene Gefällslinie des Seitenbaches, der auf einer Ebenheit (Karboden, Terrasse) dahinfließt, bis sie plötzlich in einer Steilstufe gegen das Haupttal abbricht, wie von einem Riesenmeißel oder -hobel abgeschragt! Die Vorstellung von der wirklich geleisteten Arbeit des Eises und des Wassers ist in diesem sprechend naturgetreuen Bild wie in genialer Innenschau vorweggenommen, gerade als ob dem Kindesalter der Naturforschung eine Erkenntnis irgendwie gedämmert wäre, die doch erst der berechnenden und folgernden Wissenschaft von heute vorbehalten war! Der Schramacher ist also der Berg, der sich über einer „schräme“, dem „schrämach“, dem abgeschragten Gehänge erhebt. Ebenso muß der Schranvogel (Shtal, mit ä gespr.) von unten her, aus dem Schrankar benannt sein, von dem der Schranbach in prachtvoller Stufe zur Gegend der Amberger Hütte herunterstürzt. Auch der Name „die Schrälén“ (Schräm-len) unter der Gefrorenen Wand bezeichnet treffend die schiefen Wände, zu denen der breite Rücken, auf dem das Spannagelhaus steht, von der Gletscherzunge abgeschragt wurde. Der steile Absturz des Schrännbachs aus dem Kar zur Talsohle der Zemm ist jedem Besucher von Dornau-berg in Erinnerung.

Neben der Kühnheit einer solchen Bildersprache kommt es uns gar nicht mehr zu Bewußtsein, daß auch das vielgebrauchte Wort *Kar* ein auf die Alpenlandschaft erst übertragener bildlicher Ausdruck ist, der hier nicht wie andere Geländebezeichnungen seine Heimat hat. In weiten Gegenden inner- und außerhalb der Alpen, z. B. auch im Pinzgau, im Pustertal versteht man unter *Kar* immer noch eine weite Schüssel mit flachem Boden, für die uns schon aus dem Gotischen das Wort „*kas*“ überliefert ist! Im Zillertaler Gebiet ist „*kar*“ schon um 1400 im heutigen Sinn angewandt worden und überliefert. Die in den Alpen ansässig werdenden Baiwaren waren es offenbar, die durch Vergleich mit einer ihrer gewohnten Gefäßformen diesen alpinen Begriff schufen, die *Ulemannen*

<sup>1)</sup> Für die Erklärung kommen nur jene „Schrämbäche“ in Betracht, für die ich die Aussprache mit langem, hell gesprochenem *ä* feststellen konnte, diese alle weisen auch den geschilderten Steilabsturz auf. Es sind dies außer den schon genannten: Der Schrämbach bei Achentirchen (Achensee) 1380 Schraenpach, Stolz Schwaighöfe 113; Sch. im Stubai, Langental, 1736 Schränpach; Sch. Wolberertal; Strännbach bei Zirl; Sch. i. Kaisergebirge Str. Heimatbl. 1926, 141; Sch. bei Tölz unsicher. Sch. gehören hieher: Sch. in Dornauberg 1607 Schränpach, 1671 Schräbach; Sch. an der Saalach westl. Malshofen; Sch. im Kapruner Tal. Wahrscheinlich auch der Name Schrafar, Schrafogl beim Timmljoch. — Schrambach bei Brigen a. E. wird vom 11. bis 13. Jh. ungefähr neunmal als Schraempach, Schrem-, Screm-, Scrampach bezeugt (einmal als Scraginpach, mit *g* statt *j*, das m. E. nur orthographisch zu werten ist). Vgl. Redlich, Brigener Traditionen; ferner Schrambach bei Steinberger, ZNF IX, 58. — Die Erklärung von ahd. *scram* = Felspalt, „Schrämme“ ist lautlich unmöglich, stimmt meist nicht zum Augenschein und steht mit der nachweisbaren Wurzel „schräme“ in Widerspruch. Vgl. Grimm, Wörterbuch IX, 1626; Leger mhd. Wb. II, 785. Fid-Lorp, Germ. Wortschatz, Wortwurzel *skrē* = „schneiden“. Das vor kommende Umstandswort „*schrems*“ = schräg entspringt einer Vermischung von *schräms* = „schräg“ und *schrenks* = „verschränkt“, vgl. hierfür Schreibungen „*schrembhs*“!

(abgesehen von den Grenzmundarten des Allgäus, Lechtals und von Lannheim) scheinen das Wort nicht für die Geländeform anzuwenden. Von den Alpenromanen, auf die so manche alpine Bezeichnung zurückgeht, gab es hiefür keinen passenden Ausdruck zu entlehnen, diese gebrauchen für Rare heute noch ziemlich willkürlich Benennungen wie „val, vallon, busa, cadin“; die größere Begabung, Natureindrücke zu verarbeiten und das Bezeichnende herauszuschälen, haben mit dieser Wortprägung die deutschen Alpenbewohner bairischen Stammes bewiesen.

So sehr sich die Sprache und Auffassung des Volkes und der Wissenschaft berühren in solchen Begriffen für Einzelformen des Gebirges, so weit haben sich doch andererseits manche Grundbegriffe in der Sprache des Bergvolkes und in der außeralpinen Gemeinsprache auseinander entwickelt. In einer so veränderten Umwelt wie im Gebirge mußten gemäß den den dortigen Lebensbedingungen angepaßten Siedelungs- und Wirtschaftsformen auch manche Wörter einen anderen Inhalt bekommen, und zwar einen engeren! Im mittelalterlichen volkstümlichen Sprachgebrauch bedeutet z. B. „Land“ das Haupttal zum Unterschied von den „Töldern“, den Gebirgstälern (daher Landet an einem „Ed“ des Oberinntales und des Iseltales, „Tölderer“ Bezeichnung für Bergbauern). „Grund“ wurde in unserem Gebiet Bezeichnung für die Quelltäler, für einfach gebaute, geradlinige eiszeitliche Tröge — wieder ein Beitrag zum volkstümlichen Formenschatz<sup>1)</sup>! Daß im Gebirge auch das Wort Berg einen anderen Sinn bekam, als der Bergsteiger, der Wissenschaftler mit ihm verbindet, darauf sei hier noch einmal hingewiesen<sup>2)</sup>, um über die Beschriftung der Alpenvereinskarten, die dem bergsteigerischen und dem altererbt volkstümlichen Namengut zugleich Rechnung tragen müssen, keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen. Ein vollständig kahler Felsgipfel im Karwendel hieß in Karten und Führern „Schönberg“ — eine im Volk ganz unmögliche und unverständliche Namengebung! So sonderbar dies vielleicht auch klingt, in Wirklichkeit heißt bloß das Kar am Fuß des Gipfels wegen seiner schönen Grasflecke „Schönberg“, erst die Karten haben den Namen auf den Gipfel übertragen. Bei „Berg“ denkt der bäuerliche Alpenbewohner eben nie an die geographische Erhebung an sich, sondern an das Berggehänge, das noch der Nutzung unterliegt, an seine Bergweiden und -wälder. Wenn er heute nicht mehr ganz so einseitig denkt, bestimmt war es damals so, als unsere Bergnamen entstanden. In althochdeutscher Zeit wird das lateinische „alpis“ „die Alm“ schlantweg mit „perg“ übersezt, Almen wie Pragmar, Lüsens, Senders im Sellrain als „montes“ (= „Perge“) bezeichnet<sup>3)</sup>. So viele Namen mit „Berg“ auch in den Zillertalern vorkommen, so ist doch kein einziger Gipfel darunter, außer wo ein Name von unten her auf den Gipfel übertragen wurde. Im Haupttale draußen sind es

<sup>1)</sup> Für längere, mehrfach gegliederte Täler wie z. B. Lur, Dornauberg wird das Wort im Volk nie gebraucht, auch kürzere wie z. B. Floite, Gunggl benennt der Volksmund gewöhnlich als „die Floite“, „Gunggl“ usw., jedoch ist „Grund“ durchaus lebendig, vgl. den Bierzeiler aus Ginzling: „Al dr Gunggl ischt a Grintl (Gründl) — Geacht dr Rhibl in Schwung; — Heud (Sind) di frischesten Melchar — Und Hietar weikum.“ Einen für uns ausschlußreichen Bedeutungswechsel hat auch das Wort Alpe im Gebirge durchgemacht. Alpe owist bedeutet Schafperch, -hürde. Wenn heute „Alten“ jene länger bewohnten Voralmen sind, auf denen das im Sommer gewonnene Heu bis tief in den Winter hinein verfüttert wird, so ist laut der Wortherkunft dieser Übergang vom reinen Almbetrieb zur Schnittgraswirtschaft offenbar mit Hilfe der Bodendüngung durch den Schafhürdenbetrieb vollzogen worden. Es ist noch z. B. im Fuschertal zu beobachten, daß die Almschafe in Hürden gesammelt werden, die man jede Nacht versezt, um so nacheinander den ganzen Almboden zu düngen; owist erscheint in Altegg, 1350 Auftegg. Von Pterch leitet sich Pjörra, Pjörrapfih (Prettau) ab.

<sup>2)</sup> Stolz, Anschauung und Kenntnis der Hochgebirge Tirols usw. Zeitschr. 1927 und Schach s. u.

<sup>3)</sup> Schach, Berg und deutsche Bergnamen in den Alpen. Festschr. F. Kluge 1926. In der Form „Alm“, die aus ma. Alben entstand, wird das Wort im Zillertal Gebiet nicht gebraucht, man sagt hier „di Älwe“; bei der Wiedergabe von Almnamen auf der Karte wurde daher die hochdeutsche Form „Alpe“ bevorzugt, um das Einschleppen des hier nicht bodenständigen Wortes „Alm“ zu vermeiden.



auch die hochgelegenen Teile der Talorte, die z. B. als „Schwendberg, Ramsberg“ der Talsohlfiedlung „Schwentau, Ramsau“ gegenübergestellt werden, im Innern des Gebirges tragen zumeist die altbenutzten hochgelegenen Bergweiden Namen auf -berg, die sich zwanglos nur erklären lassen, wenn man „Berg“ als „Alpe“ versteht. So braucht es dann nicht mehr Wunder nehmen, wenn man das lange Tal der Semm als Dornauer bezeichnete, von dem Hof Dornau oberhalb Mayerhofen — schon 1350 als Dornäm genannt — ist es offenbar in deutscher Siedlungszeit zuerst als Alpe genutzt worden. Das obere Tal des Junsbaches erhielt als Weideallmende des Talortes Juns den Namen Junsberg (davon Junsjoch), die Quelltäler des Pfitztales heißen „Ober- und Unterberg“. Selbst der mächtige Gdpfeiler des Tuzer Kamms, der Grinberg, ist offenbar nach der Alm an seinem Nordhang benannt, die einst wahrscheinlich zu der Schwaige Grin bei Finkenbergr gehörte (ma. 'sgrī, 1350 grīn, 1569 Gertine = Windwurf). Der Gefrorenen Wand gegenüber liegt der Sommerberg „summerperg“<sup>1)</sup>, d. h. die Alm, die wegen ihrer Höhenlage erst im Sommer besahren wird, zum Unterschied von anderen, die als Langesberg (= Frühjahrsalpe) klimatisch begünstigter sind, bei Ramlos im Lechtal findet sich ein Langesberg, 300 m talaufwärts folgend der dazugehörige Sommerberg (= Hochalpe), die schon in ihrem Namen die Reihenfolge der alljährlich bezogenen Staffelfiedlungen bezeichnen. — Eine spät bezogene Alpe wird auch der „Friesenberg“ unter dem Olperer sein, der ähnlich wie der „Kalte Berg“ (Arzberg) in naiver Berpersönlichung als „der friesent perg“, „frierende Berg“ betrachtet wurde<sup>2)</sup>. Daß „Neuberg“ (Si.) nur als „neue Alpe“ aufgefaßt werden kann, ist ohne weiteres klar. Bei „Föllenberg“ (Uhornspitze) werden die Namengeber an die steilen, für den Almhüter unangenehmen Abfälle des Almbodens gegen das Zillertal zu gedacht haben (mhd. velle ähnlich wie „Falle“ = Ort mit Absturzgefahr)<sup>3)</sup>. Daß gerade die hochgelegenen Rare schon früh aufgesucht wurden, darauf deuten so altertümliche Namen wie Heesenberg = Höhenberg und Popberg, „pœpperich“, letzterer in der Stilluppe, Schönach, und im Oberfulzbachtal — jedesmal für die höchsten Almen — vorkommend und mit ahd. por = Höhe, fastigium d. i. First<sup>4)</sup> zusammengesetzt (dazu Popbergspitze, Stl.). Er spricht somit das gleiche aus wie der Name der auf weitsehender Hochfläche liegenden „Firstalpe“ über Verlos oder der Name Oberstberg (œwachpperg) in der Floite.

Da und dort wird indessen wohl auch der wildreiche, waldige Berghang als „Berg“ bezeichnet (Gamsberg) oder der Zimmerholz und Feuerung spendende Heimberg, d. i. der Wald unmittelbar über dem heimatischen Anwesen gemeint sein<sup>5)</sup>. Es ist bezeichnend für die Macht der alpinen Umwelt über Denken und Anschauungsweise ihrer Bewohner, daß auch bei den Romanen im Süden Tirols das Wort munt, mont genau den gleichen Bedeutungswandel wie „Berg“ durchgemacht hat und ebenso zum romanischen Sprachgebrauch außerhalb des Gebirges im Gegensatz steht. Hier hat man das Wort sogar im Geschlecht an „Alpe“ angeglichen („la munt“<sup>6)</sup>). Mte. Diana = „ebene Alpe“,

<sup>1)</sup> Nichts mit Sommer hat die fälschlich so geschriebene Sommerscharte, sämmer-sch., zu tun. Sie trägt mit den vielen Sammerwegen, Sammersteigen, Bettlersteigen — durchwegs Verbindungswege von Alm zu Alm — den Namen von den Schmalzhammern, auch Spedlöttern genannt, d. h. Gemeindearmen, die früher von Alm zu Alm gingen, um ihren Lebensunterhalt in Schmalz und Butter zu erbetteln (= ma. sammen, ahd. samanôn).

<sup>2)</sup> Partizipialnamen, Ed. Schröder, Göttinger gelehrte Nachrichten 1922, 243.

<sup>3)</sup> Ein steiles Straßensstück bei Innsbruck, wo anscheinend die hochgeladenen „Fuder“ gern unwarfen, hieß „die Fudervell“, Stolz, Lbbeschr. 282.

<sup>4)</sup> Popberg aus Porberg durch Assimilation des Gaumen-r entstanden, vgl. bair. pollab'm aus Porlaube = Empore. Zu por auch Hofname Porstadel bei Stumm.

<sup>5)</sup> Kein Almname dürfte sein: Brandberg, 1350 pramperch in der Bedeutung „besiedelter Berghang, wo Dornsträucher wachsen“, mhd. brāme. Jochberg ist „Bergübergang“ wie Ratfchberg, Arzberg u. a. — Birbergkar (Stl.) hängt wohl mit dem Hausnamen Pierberger (1617 Mayerhofen) zusammen.

<sup>6)</sup> la munt = Berg, Bergweide Alton, Beitr. z. Ethnologie v. Ostalbkanten S. 49. Nach Wartner,

heißt bei den Umpezzanern der im Krieg so heiß umkämpfte breite Bergstod im Höhlensteiner Tal; die italienischen Karten und Reiseführer haben zwar die bodensländige Form gründlich ausgemerzt und fast überall das schulgerechte „il monte“ eingesetzt, da und dort hat sich aber selbst auf den Karten noch manches Ursprüngliche erhalten, so wenn nächst Trient ein Mte Pastornada (bistornata? Schneller) sich findet, und am Sulzberg der Berghang über Dimaro Monti secative, „mähhbare“ Berge, Bergmähder heißt (Sp.-R. Bl. Cles), wenn neben einer Ortschaft Favergà (Belluno) die wohl dorthin gehörige Bergweide als Mte Favergera vorkommt und ein weiter fastiger Wiesenplan im Grunde des Travignolotales (Predazzo) mit dem poesievoll klingenden Namen Bellamont den in Wirklichkeit recht nüchternen Sinn von „Schöne Alpe“ verbindet. . .

Wo die nutzbare Seite des Berges so in den Vordergrund gerückt ist, wie in der volkstümlichen Namengebung, da tritt in demselben Maße das, was wir Bergsteiger unter „Berg“ verstehen, zurück. Es ist dafür entweder gar kein Name bekannt, worauf die mannigfachen alten Grenzbeschreibungen schließen lassen, die sich für die Gipfel mit unbestimmten Andeutungen begnügen wie „cacumina montium“, „juga alpium“ oder es wird gelegentlich, nach Willkür des einzelnen, zunächst ein Gipfel nach einer angrenzenden Flur benannt — worauf die vielen Doppelnamen, sogar dreifachen Namen für einen Gipfel, hindeuten. Es mußte ein Bergstod schon durch seine Eigenart besonders auffallen, als Mur- und Lawinengang bekannt sein oder als Wetterwinkel eine abergläubische Furcht einflößen, daß man ihm eine eigene feststehende Benennung zudachte. Auch die Zillertaler Gipfel haben zumeist Namen, die keine Silbe reden von dem Erlebnis, das sie für den Bergsteiger bedeuten, sondern von den uns recht belanglos erscheinenden nächsten Fluren entlehnt sind. Würde man in der Kartenschriftung die Namen im Sinne der ursprünglichen Namengeber nach ihrer Wichtigkeit abstufen, so müßten vom Talboden aufwärts immer schwächere Buchstaben, für die Gipfel die allerschwächsten angewandt werden! Das alles kommt einem zum Bewußtsein, wenn die prächtige Firnschneide über dem Wagedtees den unbegreiflichen Namen „Mösele“ führt! Am Südfuß des Berges findet sich eine kleine sumpfige Stelle, nach der die Lapacher die ganze Gegend „am Mösele“ benannten! Immerhin versteht es das Volk in seiner sprachlichen Kraft, solch einen weithin geholten Namen wenigstens umzuformen, daraus einen „Möseler“ zu machen, den Berg als „Persönlichkeit“ über seine Umgebung herauszuheben<sup>1)</sup>. Das klingt doch noch besser, als wenn der Städter davon spricht, „den Mösele“ (?) zu besteigen. — Ganz ähnlich scheint es um den Namen Hochfeiler, hochfeilär, zu stehen, der bei Anich (1774), Staffler und Sonklar noch als Hochfeil Sp(ise) erscheint und darum kaum eine ursprüngliche Gipfelbenennung darstellt. — Die Bergnamen mit vorgelegtem „Hoch-“ beziehen sich regelmäßig auf einen weiter unterhalb vorkommenden Flurnamen, im Karwendel und in Wals findet sich z. B. über einer Gratsharte, die als Gamsenwechsel den Namen Gamswarte führt — Warte = Jägerausdruck für „Vorpast, Anstand“ — ein Gipfel, der zum Unterschied als die Hohe Warte bezeichnet wird. Der Gipfel selbst kommt als Gamsenwechsel und als „Warte“, Jagdanstand kaum in Betracht. Auch der Heechenberg (s. Karwendelkarte) ist nicht „der hohe Berg“ an sich (mit seinen 1941 m neben dem 1000 m höheren Solsteinl), sondern man wollte ihn bloß als den „Berg“, der weithin sichtbar „über dem Martinsberg“, über der „Alpe des Klosters Martinsbühel“ ansteigt, hervorheben. — So hat wahrscheinlich am Fuße des heutigen Hochfeilers irgendein Name „Feil“ gehaftet<sup>2)</sup>. Oft finden sich für

<sup>1)</sup> Rabinsche Wörter, 73. Beih. d. Zeitschr. f. rom. Philologie „mont“ in den Dolomiten = Alm, Bergwiese, nach Meyer Lübbe, Rom. et. Wörterbuch „mont“ im lombardischen Alpengebiet = Alpe gebraucht. — Montepiana 3. F. III. 50, S. 231; F. R. U. Bd. 31, S. 5, 6. 33.

<sup>2)</sup> Allerdings werden auch Namen anderer Fluren auf diese Art gebildet, s. Karte!

<sup>3)</sup> Feilader, Feilkopf = Fäul- bei Mayr, Veröffstl. d. Mus. Ferd., Innsbruck VI, 727; Steinberger, 3 ÖNF VIII, 252.

die sumpfigen Stellen im Vorfeld der Gletscher Namen, die auf den modrigen, fauligen Geruch des stehenden Wassers zurückgehen — Fäulmoos, Fäulbrunnen (Dorfer- und Teischnitztal am Großglockner — geopr. Feilmoos usw.), sogar Stinkmoos im Schönachgrund! Ein ähnlicher Flurname „die Fäule“, geopr. Feile, kam vielleicht nächst dem Gliderferner vor und gab für den Gipfelnamen den Ausgangspunkt. — Den Driftner scheint man aber doch sinnvoll benannt zu haben, wenn man seine ebenmäßige Gipfelpyramide mit den kegelförmigen Heuschobern verglich, für die sich in den Alpen das rom. *tristegum* = *Driste*<sup>1)</sup> eingebürgert hat? In Wirklichkeit ist es aber auch hier eine Flur, nach der man den Gipfel benannte; ein schmaler Abfall zwischen den unheimlich steilen Grasshängen, den man „auf Driften“ heißt, weil man dort das unter Lebensgefahr gewonnene Bergheu „aufdriftet“, — nach einer anderen Stelle „Am Jaun“ heißt der Gipfel übrigens auch Jaunkopf. Daß ebenso der Name *Uhornspiz* — seltsam für einen Felsberg — entstand, lehrt schon ein Blick auf die Karte, die an seinem Fuß die *Alpe Uhornach* (= *Uhornwald*), eine alte Schwaighofsiedlung, zeigt, auch läßt der Flurnamensschatz der Karte leicht erkennen, wie der alte Name *Lachtelgebirge*, für den *Grinbergstod* noch bei *Löwl* gebraucht<sup>2)</sup>, von dem „*Lächtal*“ auf seiner Schattenseite heraufgewandert sein muß, das sich als ein „*Lärchtal*“ (*Larchtal*) enthüllt. Einer solch ermüdend gleichförmigen Namensdeutung scheint sich der *Olperer* (*öelprar*), der früher nie beurkundet ist, entziehen zu wollen, wenn auch sein Name an den Bauernhof „zum *Ulber*“ in *Bals* anklängt; über den *Greiner* werden wir durch seine Namensnennungen *Gremult* (= *Greinwald*?<sup>3)</sup>), 1789 „*albm auf der greuner*“ gerade nicht viel klüger. Auch im Namen *Mörchner* steckt noch Unklares; ob die steilen, steinigten Karböden zu seinen Füßen jemals zur Weide für „*Mörchen*“ (= *Stuten*, mhd. *merche*) genutzt wurden, das steht dahin. Der Name scheint von der Floitenseite auszugehen, wo 1607 bei Beschreibung des *Steinbodgejaides* in der *Floite* erstmals die „*merchenrin*“ = *Mörchenklamm* erwähnt wird. Einer einmaligen und daher unsicheren Auskunft entnehme ich, daß „*mörche*“ eine *Pustertaler* Bezeichnung für schrofen durchsetzte Grasfede ist. Ein Flurname „*die Mörche*“ kommt auch unterm *Furtschagelhaus*, ein „*Untermörch*“, jetzt *Untermelch*<sup>4)</sup>, gegenüber *Trinkstein* (*Pretttau*) vor.

Eindeutig spricht dagegen allein schon die Karte über den Namen *Löffler*. Nicht weniger als dreimal kommt „*Löffler*“ (*Löffelspiz*) auf unserer Karte vor (*Stil*, *Sondergrund*, *Pretttau*), jedesmal eine „*Löffelkar*, im *Löffel*“<sup>5)</sup> benannte Gegend an seinem Fuße; gibt es doch kaum ein Gefäß des häuslichen Gebrauches, das nicht als Flurname auftritt, von „*Trog*, *Barm* (= *Barren*), *Mueller* (= *Mulde*), *Schüssel*, *Kar*, *Korb* bis zu „*Napf*, *Summe*“ (= *Melkzuber*), *Seihe* (= *Milchsieb*), *Randl*, *Kelle* und *Gahe* (*Schöpfelöffel*) — eine Stufenleiter von Hohlformen aller Größen und Ausmaße! Neben ähnlich jungen und einförmigen Gipfelnamen bewahren andere wenigstens eigen tümliches altes Mundartgut, so „*Kellerkar*“ (und *-spize*), das nach den „*Eiskellern*“ = zerklüfteten Eisresten so heißt, oder *Rosspitze* und *Rosalschneide* (*Gerlos*), (*roesäl-*) mit dem alten Mundartwort *roesl*<sup>6)</sup> für *Steinschlagrinnen* gebildet, und mit „*Rosen*“, rom. *rovina*, eines Stammes; *Schliererkar* muß mit dem ma. *schlieren* = *abrutschen*, auch vom *Schnee* gebraucht, zusammenhängen (mhd. *slier* auch „*Lehm*“). Der Name *Blaser* ist bis vom *Talgrund* der *Stilluppe* heraufgestiegen, wo ein *Wasserfall* über den *Felsabfall* gischtet und kühlenden *Lufthauch* säckelt (*blasen* = *wehen*) wie jener „*beim kühlen*

<sup>1)</sup> rom. *tristega* „*Oberstod*, *Gestell*“ *Meyer-Lübke*, *Rom. et Wörterbuch* 1933, 8917.

<sup>2)</sup> *Löwl*, *Aus dem Zillertaler Hochgebirge*, S. 380 ff.

<sup>3)</sup> *Steinberger* in *B.F. VIII*, 603. *Edbeschr.* 171, 173. *Greiner* bei *Schmeller* = *Pfahl* für *Uferbauten*.

<sup>4)</sup> *Vgl. Schlern*, *Bozen* 1934, wie S. 25<sup>1)</sup>.

<sup>5)</sup> 1727 *Kharr* im *Lößl*, 1699 *Lößlkopf* in der *Stilluppe* genannt.

<sup>6)</sup> *Größl*, *Größlach* für *Steinhausen* auch in *Osttirol* nach *Unterforcher Progr. Leitmeritz*, 1885, S. 11. *Rom. rovina* = *Muhre*, *Erd-* oder *Felssturz*, damit *rupina* „*Felsgestein*“ vielleicht zusammengefallen. *30MF. VI*, 151 f.

Luft<sup>1)</sup> in der Zemm. Wie ein Fremdkörper, ein slawischer Findling, nimmt sich der Gigalisch<sup>2)</sup>, ma. gigalits, giglitsar, in seiner Umgebung aus und entpuppt sich doch als harmlose „gigalöhe“, als Weide, Öze für die Bergschafe (Jährlinge), die als „gigl“ oder „gigal“ im Zillertal bekannt sind. An das Vorkommen der Steinböde in der Floite und Gunggl, die besonders am Floitenturm (1607 „am Turm“) ihren Stand halten, erinnert kaum noch etwas, als die „Steinbodplatte“ am Jochberg, auf der angeblich noch die „Gspoar“ (Fußspur) eines Steinbods zu sehen sind, und eine Sage über deren Entstehung, die freilich mehr wie ein schwankhaftes Märlein klingt<sup>3)</sup>.

Auf der älteren Stufe der Gebirgstennnis erfahren bekanntlich die vom Tal aus sichtbaren Gipfel eine weit höhere Beachtung als die zurückliegenden wirklichen Höhepunkte. Der höchste der Zillertaler, der „Schwarzensteiner“, im Zemmgrund blieb wohl lange unbeachtet und wurde erst von der gleichnamigen Ullm aus benannt; der vom Waged aus weit eindrucksvollere Turnerkamp, dü'näkhämp hat dagegen als einziger beinahe unter den Zillertalern einen selbständigen Gipfelnamen. Er ist der Wetterberg des Zemmgrundes, bei nachdem Hochgewitter ballen sich vornehmlich um ihn die Wolken, aus denen der erste ferne Donner grollt. Für „Donnern“ sagt der Zillertaler dü'nien (= „durnen“), er hat dem Berg, von dem her es am ersten „dü'ücht“, donnert, den majestätischen Namen „Donnererkamp“ gegeben, der ihn den Donnerbergen<sup>4)</sup>, Donnerkogeln (Dachstein = Torstein, Donnerstein) anreihet und an den „Fußstein“, den mißverständenen Feuerstein, erinnert, in den besonders oft das Himmelsfeuer, der Blitz, einschlägt. Auch der Riffler zog besonderes Augenmerk auf sich. Das Auffallendste an ihm sind auf Dornauberger Seite die scharfgezackten Grate, die von ihm herabziehen und mit der Riffel (Flachstamm), zillertalisch auch riffäl (1774 Rißäl-Sp., ä spr. ä!), passend verglichen wurden<sup>5)</sup>. — Das ist ein Vergleich, der ohne weiteres auch uns einleuchtet. Um aber die Berge so zu sehen, wie manche der älteren Namen sie malen, dazu müßte man jenen ursprünglichen, alles vereinfachenden und am Maßstab des lebenden Körpers messenden Blick besitzen, der uns in der landschaftlichen Darstellungskunst des Mittelalters so kindlich anmutet. So, wenn die breite Einsenkung der „Anken“ (W. Berlos, Anken-Sp.), irgendwie an die Linie des menschlichen Nackens (ahd. ancha) erinnerte oder ein Engtal als „Hundskehle“, eine Schlucht als „Schlund“ (= „Drüffel“, Drüffelalpe) gesehen wird. Ein sehr altes Wort, das in den Zillertalern einst gebräuchlich war für Bergjoch, Einsenkung, ist „die Lenke“ oder „das Gelenk“, es lebt in der Prettau als „Lenkjöhl“, „Lenkspis“ noch fort. Die Übergänge vom Zillertal nach Ubrn (Euren) hießen „Eurerlenke“, „Eyrergelenk“<sup>6)</sup>. Man fand die Einbuchtung der Rammlinie, die für den Aufwärtsblickenden ein Bergjoch darstellt, offenbar mit der Einschnürung des menschlichen Körpers an der Hüfte (= mhd. gelenke) vergleichbar, möglicherweise

<sup>1)</sup> ma. „der Lust“ = Luftzug.

<sup>2)</sup> 1607 auf der Gigerig, starke Entstellung hier wahrscheinlich. Vgl. Stolz, Steinbodwird in Tirol, B.F. II, 1922.

<sup>3)</sup> Wegen der vielen Nachstellungen seien die Steinböde „treppweise ausgewandacht“ zum Haupttal hinaus (!) und hätten bei ihrer letzten Rast an der Steinbodplatte „ihre Gspoar ingedrucht“.

<sup>4)</sup> Vgl. Mitteilungen 1930, S. 56. Den zutreffenden Hinweis auf „durnen“ = donnern machte mir gegenüber schon Herr Dr. Erich Reitmair, Mayrhofen. — Die für das Zillertaler Säpchen-ungewöhnliche Lautfolge „nr“, in dunren, mhd. wurde schon sehr früh offenbar zu dem — homorganen — „rn“, durnen umgestellt. Der im Volk ganz unbefannte „Totenkopf“ bei Stolz, Ebbeschr. 173, auf einer Forstkarte von 1850 zwischen Schwarzenstein und Hornspis eingetragen, ist vielleicht eine Verballhornung von ma. Donnerkopf. Donner übrigens ma. = Blizschlag. (Der Ullmname Waged, ma. „wäksöge“ erklärt sich natürlich aus dem ma. „wäks“, mhd. waz = scharf, ist also = „scharfes Ed“.)

<sup>5)</sup> In der Mundart werden alle Wortausgänge auf -äl der Verkleinerungsendung -äl angefallen, daher Rißäl, ebenso Lächäl f. o., Sättäl = Sattel, sogar Nächtäl = Nachtmahl (Schaf, Tir. Mundart). Ortsname Perjal pöehäl 1350, 1569, Perjol Bärenjühle.“

<sup>6)</sup> Belege bei Stolz, Ebbeschr. S. 171. Unterföcher, Progr. Triest 1900 führt Lenke für Osttirol an; Sachlenke, Ochsenlenke u. a. Vgl. ZDMG VIII, 250!

spielte auch der alte Sinn von „lenken“ = „biegen“ herein — auf die Biegung der Kammlinie angewandt (vgl. „Kanggen“ v. mhd. ranc = Krümmung!). In Lampsen, Lampsenkar steckt der Begriff „Riegel“ (ahd. lampsian<sup>1)</sup>) = sperren), der hier für die schwer übersteigbare Scheidewand zweier benachbarter Täler zu gelten scheint. Dagegen darf man hinter „Lorhelm“, dem Namen der Anhöhe neben dem Übergang von Brandberg nach Gerlos, nicht einen weit hergeholten Vergleich mutmaßen, der Name, 1607 „in der Lorhölln“, galt sichtlich für das Joch (auch = „Brandberger Lor“) selbst und bezeichnet die Rundung, Hühnung des Paßeinschnittes (vgl. „Hohlweg“!). — Bei manchen recht abgeschlossenen Winkeln trifft man auch auf die Benennung „der Roast“, „die Reaste“<sup>2)</sup>, mit dem der Bauer sonst die tiefen viereckigen Fächer des Getreidelastens oder Speisefchrantes bezeichnet. In dem uner schöpfl ichen Bilderbuch für Geländevertiefungen spielt sogar die „Füllgrube“ eine Rolle (Brandberg), jene Vertiefung im altertümlichen steinernen Hausherd, in der man die Blut unter der Asche aufbewahrte, um sich die Mühe des Feuereschlagens zu sparen; oder in lebhafter dynamischer Schilderung nennt man eine Steinschlagrinne, durch die in regelmäßigen Abständen die Steine herabprasseln (vgl. Prasslrinne!), „die Scholder“, wie die Rücklauftrinne, durch die auf der heimatischen Regelbahn die Kugel zu den Spielern zurückkehrt. Den Namen Grischlmühle versteht man recht gut, wenn man an Ort und Stelle den aufgehäuften braunen Schutt sieht, der wie die Kleie, tirolisch Grischen, in der Mühle, dort von oben unablässig herabrieselt. In ihrer Handgreiflichkeit aber fast belustigend wirkt die Vorstellung, die den Bergnamen Schottmäler (Gerlos), Schottmälhorn (Steinernes Meer, Reiter-Alpe) zugrunde liegt. In Gerlos wird als Schöttmäl, Schöttmälal der Topfen (Quark) bezeichnet, im Oberpinzgau sind „Schöttmälal“ kleine, mit der Hand zu kegel förmigen Stücken geformte Topfenkäse, die man zum Trocknen (Räuchern?) auf ein Brett über den Herd stellt. Es ist nun nicht zu verkennen, daß die genannten Gipfel eine gewisse Regelgestalt gemeinsam haben, die offenbar einen Vergleich mit der Käseform angeregt hat. Solche Bergnamen, geradewegs aus der Werkstatt des Sennen stammend, kommen noch mehr vor<sup>3)</sup>. Schöttmal als Abgabe, sicher von Käse, wird auch schon in einem mittelalterlichen Urbar genannt<sup>4)</sup>. — Im schroffen Gegensatz zu einer solchen Alltagsbildersprache stehend soll als Beispiel einer edleren Gebirgsanschauung der Name für zwei Grate nicht verschwiegen werden, die stufenförmig zur Dreiherrnspitze aufstreiben, sich in zierliches Zadenwerk verästelnd; sie heißen Großer und Kleiner „Älter“, d. i. Altar — ein echt mittelalterliches Bild: weder an die schwerwuchtende Gliederung eines Renaissanceaufbaues kann hier gedacht sein, noch an die massigen Formen des Barocks, es ist die beschwingte himmelanstrebende Gotik, die als Formengesetz auch im Bau der Serles, der Fünffinger Spitze gewaltet zu haben scheint!

## II.

Über das innere Verhältnis des Menschen zum Hochgebirge, die Art, wie er die Natureindrücke in sich verarbeitet, darüber geben manche Namen berechneten Aufschluß. Wenn man andererseits ihre Altersschichten und deren Lagerung überblickt, gewinnt

<sup>1)</sup> Graff, Ahd. Sprachschatz II, 211: kilampsta oppilate. — Lampsenjoch i. Karwendel!

<sup>2)</sup> ma. schwaicht, auf bair.-österreichischem Boden verbreitet aus mhd. \*köst, wohl vom selben Stamm wie norddeutsch „Roje, Raue = „Verschlag“, lat. cavea. „Kleaster“ bei Wopsner, Prachtwerk Tirol, S. 238, soll wohl „Kleaster“ heißen. (Aus rom. caveastru?)

<sup>3)</sup> In der Schweiz gibt es einen Bergnamen „der Sieger“, einen Stegerhubel, ein Siegerkl Geogr. Lexikon der Schweiz VI, 727. In der Rosengartengruppe heißt auf Fassaner Seite ein Berg der Polenton, nach der Ähnlichkeit mit dem Inhalt des umgestürzten Polentafels!

<sup>4)</sup> Rottenburger Urbar um 1400 f. 16 „... so gett (gibt) der selb sridrich von ainer alben ain phunt und ain schottmal.“ Der Ausdruck „-mal“ erklärt sich, wenn man in Betracht zieht, daß die Molken, das Schotten- oder Käswasser (= Schöttmälele, Pfüttsch) vielerorts als Getränk verköcht und genossen wird (Schottenjuppe). Daraus ist dann auch ein Bedeutungswandel zu Schöttmälkäse erklärlich.

man auch die wertvollsten, für die älteste Zeit sogar die einzigen Aufschlüsse darüber, von woher die frühesten Siedler ins Gebirge eindringen, wie sich die Leute entlegener Talschaften begegneten und ihr Gebiet gegeneinander abgrenzten. Zu herkömmlichen Vorstellungen über natürliche Grenzen stehen solche Ergebnisse oft im überraschenden Widerspruch. Die Namen führen uns weit zurück vor jene Zeit, da die ersten deutschen Laute im Zillertaler Hochgebirge erklangen, denn auch hier findet sich vordeutsches Sprachgut in eigenartiger Verteilung und läßt Schlüsse zu über die Sprache der ältesten Siedler und die Wege, auf denen sie kamen. Wie sich im Zementtal das oberste Stück vom „Breiten Lahner“ bis zum Pfitscher Joch, das Pfitschgründl, dergestalt dem Pfitschtal zugehörig erweist, das wurde schon einmal in den „Mitteilungen“ gezeigt; von der ältesten Umsiedlung dahier, der Zamsalpe, ist sicher der Name Zemm<sup>1)</sup> abgeleitet (soviel wie „Zamsler Ache“). Aus vordeutscher Zeit hat sich auch der Name Furttschagl, ma. furttschā'gl, herübergerettet. 1507 wird hier eine Bergwiese „furttschäll“ genannt. Beide Namen hängen wohl zusammen, sie bedeuten in romanischem Munde daselbe, „Föchl“ (furcella, furcellaculum<sup>2)</sup>) und sind nebeneinander gebraucht worden, auch im Mund der deutschen Siedler, die bei der jetzigen Dominikushütte sogar einen dauernd bewohnten Schwaighof errichteten, den Afsenshof!

Auch über das breite, begraste Zuger Joch drang man ohne Hindernis vom Wipptal hervor — viel früher als vom Tal des Ziller aus, wo es galt, erst den schluchtartig verengten Talabschnitt oberhalb Freithof zu überwinden. Gar manche Namenreste erinnern hier an alte und lange dauernde Zusammenhänge mit Schmirn. Von Hintertug — das bis 1919 zu Schmirn gehörte — läßt sich talauswärts eine Gruppe vordeutscher Namen verfolgen — Zulfersalpe, Zuns, Zettens (dreimal!), Elsalpe (1350 und später Ellens), Niggasbach, Nappas (Weisler), Naudes — Nausstein (wohl = Naudstein), die dann beim Beginn der erwähnten Talenge ober Freithof abbrechen, um jüngeren deutschen Namen Platz zu machen. Offenbar ist bis hieher die älteste Umsiedlung vom Wipptal aus vorgeedrungen; der Name Zettens kommt in diesem Gebiet dreimal vor (Zuger J., Kreuzjoch, Mahdseitbach), es ist kaum anzunehmen, daß er einst verschiedenen Siedlungsräumen angehörte. Wenn sich in der Mundart (Flurbezeichnungen) eine gewisse Grenze am Mahdseitbach feststellen läßt<sup>3)</sup>, die mit der mittelalterlichen Territorialgrenze zwischen der salzburgischen Hofmark Lanersbach und dem tirolischen Hintertug zusammenfällt, so geht das kaum auf die ursprünglichen Weidegrenzen, sondern auf die erwähnte mittelalterliche Raumbildung zurück. Die aus den Namen zu folgender Ausdehnung der ersten Besiedlung vom Wipptal her würde sich genau decken mit dem Gebiet, für das im Volk der Name Zug allein gilt — bis zur genannten Enge — und das Volk hält die Erinnerung an alte geschichtliche Räume, unbeeinflusst durch natürliche Linien wie Flußläufe, zähe fest. Daß diese vordeutsche Siedlung bloße Umsiedlung war, erweist sich bei Zuns, das aus einer Gruppe von loder über Talgrund und Gehänge verstreuten Einzelhöfen besteht und schon durch diese Siedlungsform mittelalterliche, grundherrliche Entstehung wahrscheinlich macht. Bezeichnenderweise kommt Zuns als Ortsname in den urkundlichen Quellen nie vor, wohl aber die deutschen Namen der dort als Schwaigen begründeten Einzelhöfe<sup>4)</sup>, ein Beweis, daß Zuns in vordeutscher

<sup>1)</sup> Mittell. d. D. u. S. A.-B. 1931, S. 233. „Von Zemm und Zug.“

<sup>2)</sup> Vgl. ZDMG IX, 64. — Die Schreibungen Wurzagl, Pazagl (Ldbeschr. 173) gehören zu den häufigen Entstellungen durch nicht bodenkundige Schreiber; auch die Verballhornung bei Bierthaler „Wurzadl“ hat gegenüber der einheitlichen, beharrsam festgehaltenen Mundartaussprache keine Beweisraft. Mit jener stimmen die älteren Nennungen durch wirklich Kundige wie Ulrich (Furttschagl, aber Furttschlaglferner) und Staffler (Furttschlagl) im wesentlichen gut überein. (Zu Mitteilungen 1931, S. 113.)

<sup>3)</sup> Mittell. d. D. u. S. A.-B. 1931, S. 233. „Von Zemm und Zug.“

<sup>4)</sup> Stolz, Schwaighöfe S. 111, 115. Ein Hof führt den untrüglich auf Wipptaler Besiedlung — auch fürs Mittelalter — weisen Namen Rosell In Vals kommt schon das sonst in

Zeit der Name für die Umgegend ringsum war und sich dort noch keine Dauersiedlung befand, eine solche hätte den Namen Juns sicher bewahrt. Genau so ist ja auch drüben in Schmirn der alte Name Ladins für die Gegend um Kasern durch die dort begründeten Höfe Kasern (= bei den Sennhütten), Mähdern (= b. d. Mähdern) und Oberrn zurückgedrängt worden. Ein solcher vordeutscher Name — Zulfes? — galt vielleicht auch für das heutige Wölflau auf der Talsohle, wo heute noch der Name Zulferalpe und gegenüber ein Stulfed vorkommt<sup>1)</sup>.

In vordeutscher Zeit drang man vom Tal des Ziller aus anscheinend zwar nicht nach Tur, wohl aber durch die Dornauberger Klamm — über den noch lange begangenen Jochberg — ins Tal der Semn, wie auch an der leicht zu umgehenden Stilluppklamm vorbei in den Stilluppgrund; den Weg weisen auch hier alte Namen, die sich weder einer deutschen noch einer romanischen Erklärung beugen wie Floite<sup>2)</sup>, Igente, Zulfes (b. Breitlahner); dann Stilluppe, Ligeede, Nofertens. Das sind Sprachreste, die mit jenen Namen in Tur wahrscheinlich in die gleiche Zeit gehörten wie die Bronzenadel, die am Tuzer Joch gefunden wurde und die Anwesenheit von Menschen für 1000—500<sup>3)</sup> v. Chr. bezeugt; man darf nicht erwarten, daß ihre Deutung fix und fertig vorliegt. Es wäre auch geschichtlich nicht zu rechtfertigen, ihnen um jeden Preis mit linguistischen Daumenschrauben eine Erklärung aus dem Romanischen abzupressen, das uns geläufiger ist als die Sprache der Vorgeschichtszeit. Jeder neue Bodensfund beweist starke Zusammenhänge mit der illyrischen Kultur im Südosten der Alpen, die durch die römische Zeit in diesen abgelegenen Tälern sicher nicht verwischt wurden. Wir müssen uns begnügen, solche Namen mit ihren nicht selten auftretenden Doppelgängern zu vergleichen, um einmal im Zusammenhang mit anderen Alpennamen ihre Rätsel zu lösen. Der Altnamen Igente gehört mindestens der Endung nach mit dem vorrömischen Flußnamen Jzonta (Jzonta) für die Salzach<sup>4)</sup> zusammen. In Ligeede (Iigöede, Iigöedlschär), das gleichlautend im Gadertal vorkommt — ebenso Ellens, dort Ellen<sup>5)</sup> — steht offenbar das uralte in Alpennamen vorkommende Suffig-aude (wie in Sal-aude=Salö<sup>6)</sup>, Sabaudia-Savoien). Die Endung von „Stilluppe“ kann nur an die von „Marubium“<sup>7)</sup> (dem alten Namen Ennebergs, von mara = Mure) angeschlossen werden. Die Namen auf -ens, Lettens, Nofertens u. a. sind sicher als vorrömisch anzunehmen schon wegen ihres unromanischen Akzentes<sup>8)</sup>, den sie hier, neben romanisch betonten, nicht von den deutschen

Nordtirol unbekannte Wort als Flurname vorl. — Wie das im Zillertaler Gebiet ursprünglich bodenständige Volkstum nach dem Eindringen Salzburgs (Edbeschr. S. 157) ab 889 von einem Zustrom aus dem Pinzgau überschichtet wurde, das spiegelt sich in der Verbreitung des Wortes Jffe = Almanger (hiezü ZDMG IX, 55), das in Namensspuren (Jffogel, Jffanger) bis nach Berlos hin vorkommt, aber in der lebenden Mundart durch das salzburgische „Fret“ verdrängt ist. Bloß westlich der berührten Salzburger Territorialgrenze ist „Jffe“ noch gebräuchlich.

<sup>1)</sup> Zu dem S-Vorschlag vgl. das auch vorkommende „Stornöuperig“ für Dornauberger im Urbar des im Zillertal begüterten Klosters Scheyern (Oberbayern), hrsg. v. Hundt, Abh. d. Bayer. Ak. d. Wiss. Phil.-Hist. Kl. IX, 1862, S. 332.

<sup>2)</sup> Daß die Floite („in der fletten“) ins Haupttal hinaus gehörte, wird schon 1416 bezeugt, daher wohl „Floitlehen“ in Hollenzen, 1607, 1727, zu dem sie offenbar nach Stolz W.F. II, S. 3, ein Zubehör (Almweide) bildete.

<sup>3)</sup> Wopmer, Zeitschrift 1920, S. 39, Anm. 6.

<sup>4)</sup> Pauly-Wissowa, Reallexikon der klass. Altertumskunde.

<sup>5)</sup> ZDMG VIII, 253. E. als vorrömisch gedeutet v. Battisti, Studi etruschi 1928, S. 647.

<sup>6)</sup> Ligeede, 1281 und 1361, ma. Igeede. Salö 1215 Salsaude u. andere auf -d bei Schneller, Tirol. Namensforschungen 1890, S. 183.

<sup>7)</sup> Und an antike Namen wie Iguvium, Lanuvium u. a. — Der Stamm Stil- von Stilluppe ist merkwürdig verwandt mit dem vorrömischen Namen Ziller Tilarus, zu dem eine Parallele Stil-arus vorkommt (mit indogerm. „beweglichem“ s.). Möglicherweise wurde die Stilluppe schon in vordeutscher Zeit als Quellfluß der Ziller angesehen, s. u.

<sup>8)</sup> Nofertens „ncefde-hns“ hat sichtlich weder romanischen, noch germanischen Akzent, ebenso wenig das urf. Marufinus 1142 Lizens, Sellrain. Burgufinus mons m. C. doch = Purgufes, Burgüffel, Bergfließ Edbeschr. S. 326, 328. W.F. VIII, 626.

Siedlern erhalten haben können. Daneben gibt es freilich auch klare Namensspuren für eine romanische Siedlungszeit, die über unser Gebiet hinweggegangen ist, Namen wie Sigreid (Tug, von rom. secretu = Abgesondertes, Sondereigen), Rufsand (rifsant) v. rupe „Fels“ gehören hieher. In Dornauberg ist der Name der Realspitze (real-) irgend woher von den Weiden der Hauseralpe zum Kamm hinaufgewandert (= rivale oder arrugiale, Bach- oder Wässerwiesen bezeichnend), der „Jaun“ (jäu) kann sehr wohl einen Vertreter des rom. juvu = Joch (übernommen als „jüwen“ = jün) darstellen; auch daß an dem eindrucksvollen Bild der „Gunggl“ mit ihren geraden, glattgeschuerten Wänden ein alter Name festhalten konnte (rom. concha<sup>1</sup>), Beden, Schale), ist leicht verständlich, und ebendort haftet an einer tiefeingerissenen Klamm der gleiche Name, wie er für die Schlucht der Falschauer bei Lana gilt, Gaultklamm (1607 auf der Gaull), von gula = Kehle, Schlund.

Auch nächst dem Haupttal hat sich in seltsam versteckter Lage über der Zillerschluft ein Namenrest erhalten, „Pinellen“ für das schon 1350 Pünel genannte Gehöft, vielleicht auf rom. podinellu = „Anhöhe, Absatz“ (podium!) zurückgehend, und ebenso alt ist vielleicht das kleine Rumbichl, 1307 Chompuhel nach dem eigenartigen Regel über der Zillerschluft genannt, der in seinem Namen etwa die romanische Bezeichnung jener Schlucht, canna = Röhre, Schlund, von den Deutschen als Kühne übernommen, bewahrt, wie die Rune in Hintertug neben den Klammern der Runerbäche<sup>2</sup>). Neben diesen alten Siedlungen hat sich ein auf der Talsohle angelegter Hof, ma. noch „am moarchoef“, dank seiner zentralen Lage wahrscheinlich zum Sammelplatz der grundherrschaftlichen Abgaben (d. i. meierhof) und schließlich zum wirtschaftlichen Mittelpunkt des oberen Tals entwickelt, während jene in ihrer Schußlage Zwergsiedlungen wie einst geblieben sind.

Dem Wanderer, der mit offenem Aug und Ohr auch für das Volkskundliche den Zillergund aufsucht und von der „Au“ weiter hinein in einen der Quellgründe dringt, entgeht es nicht, daß hier ähnlich wie oberhalb Breitlahner das zillertalische Volkstum und seine Spuren zu Ende gehen. Wenn er Namen hört wie Mösla (= kleines Moos, Angerlä) (Ungerl), Scheibelerinne (Scheibe = kleiner Grasfleck) oder ein Kar ihm als Rünzental bezeichnet wird, so weiß der Kundige, daß er unter Pustertalern, Leuten aus dem Uhrntal, ist. Auch die Namen Windklapf (Klapf im Pustertal = Fels) oder Rauchkofel können nur von Südtirolern<sup>3</sup>) ausgegangen sein, die hier mit ihrem Vieh seit alters die Almen beziehen. Der „Rauchkofel“ (rauchkofel), der nichts mit Rauch = ma. raach zu tun hat, stellt sich dar als der zerrissene, „rauhe“<sup>4</sup>) Felsberg, wie auch „der Reichen spit“ wahrscheinlich aus einem „Räuhenspit“ (ahd. rühin spizze) hervorgegangen ist. In der „Sonderau“ (Sondergrund, ma. sunder) und in der „Hundsfehl“ gehen die Namen Rünigkofel, Ruenzental, Johannsfar noch unmittelbar auf almbesitzende Bauern in „Uhrn“, in St. Jakob und St. Johann<sup>5</sup>) zurück. Und ähnlich häufig finden sich die Spuren der Uhrner Bevölkerung im benachbarten Krimmler Ahtental,

<sup>1</sup>) Häufig als Gungl, Rinkale u. ä. im Pustertal vorkommend. Unterforcher, Leitmeritzer Progr. S. 11; Gunggan, Lufen = concanea. S. auch ZDMG VIII, 249!

<sup>2</sup>) Vgl. auch Mayr W.F. VI, 206. „khone“ im Unterinntal (Lehnwort) für Kanal, Gerinne.

<sup>3</sup>) Stolz, Umschauung und Kenntnis der Hochgebirge Tirols usw. Zeitschr. 1927, S. 12 und Schaß a. a. O.

<sup>4</sup>) Obwohl „rauch“ gewöhnlich wald- oder latschenbewachsen bedeutet, was hier nicht zutreffen kann oder konnte, wird es auch für zerrissene, scharfe Felsen gebraucht, vgl. Mittell. d. D. u. S. A. B. 1934, S. 55, „Räube“. Nach den Beschreibungen des Steinbockgejades in der Floite von 1574 ist dieses „in einem gar groben, wilden, rauchen gepürg gelegen“, dessen „Schärfe, Raube, Höhe“ ein andermal hervorgehoben wird. Stolz, W.F. II, S. 6. Das Steinwildrevier ist als Felsgebiet anzusehen.

<sup>5</sup>) Karte von Warmund Jgl 1604 hat an der Stelle von Sondergrund, „Raichlar“, d. i. wohl ein zum „Loachhaus“ in Uhrn gehöriges Kar.



das über den eisfreien Krimmler Tauern lange Zeit vorher von Süden her betreten wurde, bevor man vom Pinzgau aus sich über die Stufe der Krimmler Fälle einen Weg in das Tal gebahnt hat. Wo die Uhrntaler bei ihrer alljährlichen Umfahrt den freien Grund des Ahtentals zuerst erreichten, da heißt es beim Anlaß „am öläß“. Das ist nach lebendiger Volksüberlieferung der Ort, wo man nach beschwerlichem Übergang über den Tauern den mühsam zusammengehaltenen Zug der Herden auflösen und das Vieh zum erstenmal „anfehren“ oder „anlassen“, d. h. auf die Weideplätze treiben konnte, also „Anlaß“ in konkretester Bedeutung (ebenso Flurname „die Anfehren“, Schwarzach)! Für jenes Joch aber, über das die Uhrntaler von der Prettau aus geradewegs zur Außerkeesalm „überfuhren“, haben sie den ältesten hochalpinen Namen vom Tal herauf gebracht, der vom Beginn des Mittelalters an nachzuweisen ist, nämlich **B i r n l u d e l**

Am dem Talbach der Prettau haftete noch im 18. Jahrhundert, wie nunmehr nachgewiesen ist<sup>1)</sup>, der Name Pirlbach, der unmittelbar auf den antiken Flußnamen Pyrrhus, später Pirra zurückgeht, und dieser Name wurde sowohl auf die Trinkstein gegenüberliegende Hochebene, das Birnfeld, wie auf die Scharte, die genau in der Verlängerung des „Pirrentales“ lag, ausgedehnt. Einen ebenso alten Namen übertrugen die Uhrntaler aus ihrer Heimat aber auch über eine der drei eisfreien „Äurer Lenken“ sogar hinüber bis in den heutigen Zillergrund und noch weiter! Von der Ortschaft Hollenzen<sup>2)</sup> im Uhrntal führt ein Almweg den Hollenzbach aufwärts über das Hörndljoch in die „Sunder (Sondergrund noch 1789 „Sunderall“), den südlichen Seitenast des Zillers und weiter in den Zillergrund. Nur damit kann zusammenhängen, daß in allen älteren Beschreibungen der Zillergrund „Hollenzen, im Hollenzen“ genannt wird, der Ziller selber geradewegs als „die Hollenze“ erscheint (noch 1789). Auch über das Pfitscherjoch greift ja der Almname Lofitz weit über, ein Zeichen, wie wenig die Wasserscheide in den Zentralalpen Siedlungsgrenze war und ist, hier ist es aber sogar der Talname (Bachname), der über die Wasserscheide hinübergeht, wie im Gailtal, am Kartitscher Sattel, wo sowohl der westliche wie der östliche Abfluß Gail heißt. Der Bachname Hollenze, neben dem übrigens seit 1600 von unten herauf auch der Name Ziller eindringt, erklärt es nun auch, warum der Ortsteil von Mayrhofen, der am Ziller liegt, Hollenzbruggen heißt und eine Ortschaft unterhalb schon 1350 als Hollenzen vorkommt. Bezeichnend für die Verkehrsarmut von einst und den engen Horizont der frühen Bewohner ist, daß für den Zillermittellauf von Brandberg aus wieder ein eigener Name, Prampach, geschöpft wurde (1350, 1607). Noch lange lag der Name Ziller im Ursprungsgebiet nicht fest, 1607 wird als Ursprung des Ziller die Stilluppe betrachtet, da die anderen Quellflüsse, „die Hollenz, Dornauer Ache und Zugache“, als „Zwerchbäche“ (= Nebenflüsse) bezeichnet<sup>3)</sup> werden.

<sup>1)</sup> Zeitschrift „Schlern“, Bozen 1934, Septemberheft: „Neues von Pirra u. Uhn.“

<sup>2)</sup> Mit vorrömischen Namen, der an Rienz, um 980 Rionzus, erinnert; 1422 und später holnczen, holentzen, ma. hoelentzn, wahrscheinlich ursprünglich Flußname.

<sup>3)</sup> Daher hier die fälschlich so genannten Nachhütten (Nachtar) 1727, 1789 „.. in der Abhitten“, „Abhittenkhar“, sprich äbhitten, „ää“ ist mundartliche Form für „Au“.

<sup>4)</sup> Im Salzburger Stodurbar 1607, jedoch nur an einer Stelle, bei der Übersicht der Fischereigewässer. An anderer Stelle kommt Ziller auch schon im heutigen Sinn vor. Der Ausdruck Zwerchbach = Querbach weist darauf hin, daß die Geradlinigkeit des Lauses für die Festlegung der Stilluppe als Quellfluß maßgebend war, sie liegt in der Verlängerung des Haupttals. Auch der Bachlauf des Zennntales wurde im 15. Jahrhundert als Ziller bezeichnet (Edbeschr. 196), die Karte von W. Hgl 1604 hat aber schon fürs Zillergründl den Namen „Zillers“.

Die **S t ä r k e** des Bewäffers war maßgebend dafür, daß man im Mittelalter die Krimmler Ache als Salzach betrachtete. 1347 wird die Fischerei auf der Salzach verlichen „.. von der Spreng in der Chrümmel“ bis zum Pongau, d. h. vom Wasserfall in Krimml an (Spreng **SONF** V, 230, Schmeller.) Nur so erklärt sich auch der Ortsname Krimml, da der Ort erst dann in der Chrumbesl) d. i. „in der Krümme“ des gleichen Flusses liegt. Unter dem Einfluß vielleicht des inneralpburgischen Verkehrs über den Gerlospaß wurde der Flußname Salzach später von unten herauf umgeschaltet auf den Flußlauf, der dem Längstal und der Verkehrsstraße längerhin treu bleibt.

Der Zillergrund war übrigens durch die Mündungsschlucht gegen das Zillertal nicht so wirksam abgeriegelt wie andere Seitentäler. Hier stieß die Umsiedlung von Brandberg aus ebenfalls früh vor, um 1607 teilen sich „Kurer“ und Zillertaler in den Besitz im Talgrund, so scharf wie im Zemmatal gegen das Pfiftschgründl ist die Grenze hier nicht gezogen. Auch die Krimmler wurden nach Erbauung des „Tauernweges“ an den Wasserfällen vorbei im Achental heimisch und erwarben Rare und Umweiden, die mit ihren Namen an Krimmler Besitzer erinnern (Schlachterkar, Schlachtertauern). So entstand auch der Name des Grenzberges, den Italien als Nordede seiner Alpengrenze betrachtet und der — für eine romanische Zunge — schon wegen seiner Unausprechbarkeit nach Umtaufe schrie: der Kloterkarkopf, fälschlich Klotenkarkopf, nach dem Kar an seinem Nordfuß genannt, das zu dem Umwesen Kloter<sup>1)</sup> in Krimml gehörte!

Die Eigenart des Alhrntaler Volkstums läßt sich im Bereich seiner Umsiedlung noch in manchem Zug verspüren. Es herrscht dort die gleiche Armut an romanischen Namenüberresten wie im Alhrntal selbst, dessen Bevölkerung aus dem nur spärlich mit Romanenspiuren durchsetzten Mittelpustertal stammt, das um 600 n. Chr. schwere Kämpfe in der Nähe sah und bairische Grenzstellung gegen die Slawen war. An vordeutschen Resten findet sich im Zillergrund bloß wieder ein Name Gaul (s. o., 1789 Albe Gaul), vielleicht enthält auch der Name Wagner (määgär, 1789 Magenpizthärl) den gleichen vorrömischen Wortstamm mac<sup>2)</sup>, der auch in „Magsteinwipfel“ (Pfunders, määgsthöä) zu steden scheint und wohl „Felsabsturz“ bedeutet. Man wird also doch schon in vordeutscher Zeit über die Zöcher auf die Nordseite hinübergezogen sein, und den Namen Hollenze schon damals dorthin gebracht haben. Die altertümliche Mundart der späteren deutschen Siedler des Alhrntales wahrte auch darin ihre Besonderheit, daß sie ursprünglich ein ganz eigenes Wort für „Gletscher“ gebrauchte, nicht Ferner wie die westlichen Nachbarn, noch das heute von Osten her eingeschleppte „Rees“, sondern es war von Lapach bis Prettau einmal das Wort „Alteis“ dafür üblich, das nach den Gesetzen der Mundart ältas gesprochen wurde und in der dadurch veranlaßten irrigen Rüdbildung „Althaus“ in manchen Flurnamen (Althausklamm, Altheisl), z. B. in der lebenden Mundart noch vorkommt. So findet auch der seltsame Name „Althauschneide“ für den gewaltigen vergletscherten Südgrat der Dreiherrnspitze seine vollständige Aufklärung aus dem Volksmund, der uns auch den Talnamen Prettau, ma. pretnaü, als „Breite Au“ verstehen läßt<sup>3)</sup>.

Von vordeutschen Siedlungsspuren ganz frei ist das durch eine lange Schlucht vom Zillertal getrennte Gerloostal. Die ersten Nachrichten von dort nennen uns einige „Schwaighöfe“, die mit ihren deutschen Namen und der zerstreuten Siedlungsform auf die Rodungstätigkeit der mittelalterlichen Kolonisation hinweisen. Nur auf den nördlich anschließenden Flächen der Schieferalpen finden sich die vorrömisch benannten Almen Errens und Spertens (öchtns, spöchtns), mit dem Umgebiet der Nordabdachung (Rapau, Triplon u. a.) über breite, waldfreie Rücken zusammenhängend. Letzterer Name

<sup>1)</sup> Die Geschlechtsnamen Kloter, von kloten = pöhen, kommen in ehemaligen Bergbaugebieten häufig vor.

<sup>2)</sup> In latinischen Namen Mac-ai (Sella), Mac-ajon (Gandkofel), Po-mag-anjon (Umpezzo), Wolff, Mannus, 22, 181. 3 ÖMF IX, 50.

<sup>3)</sup> Nach Staudacher Schlern X, 328 und eigener Erkundigung. Alteis wurde in der Mundart zu ältas wie „Möslain“ zu Mösla, „Waltein“ (Valentin, Ort in Prettau) zu Fältän u. a. Daneben sind sehr zahlreich im Alhrntal die Namen auf -haus, Krapfhaus = Krapföpsäs, Loachhaus = loachäs (Zuhäuser), nach denen man mechanisch ein „Althaus“ zurückbildete. Vgl. Daimer, Zeitschrift 1882, S. 400.

<sup>4)</sup> Im 15., 16. Jahrhundert und früher als Praitaw, Präithaw beurfundet (s. auch B.F. VIII, 588). Die Alhrner Mundart neigt wie östlich benachbarte zur Monophthongierung, Wörter wie „Breite, Höhe“, tirol. „breate, heache“ werden nahezu als „breete, heeche“ gesprochen, durch die Aussprache „schin“ für tirol. „schien“ schön erklärt sich die Verballhornung des Namens „Schüttal- (Schneide) aus Schiental, 1728 Schenthall.

klingt wohl nicht zufällig so stark an „Spertental“ an, die Alm, 2½ km nördlich von Gerlos, gehörte ursprünglich in die Gegend von Ytter und wurde offenbar von dorther über die Relchsau in Nutzung genommen<sup>1)</sup>, ein Hinweis auf die späte Besiedlung von Gerlos. Auch die ältesten deutschen Namen um Mayrhofen führen zu dem gleichen Ergebnis wie die schon behandelten Namensschichten. Die dem Zillertal eigenen alten Flurnamen auf -ing wie Ginzling, 1607 Günzing<sup>2)</sup> finden sich nicht in der spät erschlossenen Gerlos, auch nicht in dem vom Wipptal aus zuerst betretenen hinteren Tager Tal, sie erscheinen um Mayrhofen (Scheiling, urf. Scheiching, Pasching), am Penken (Säuling<sup>3)</sup>, Mößing, bei Brandberg (Häusling), in Dornauberg mit Penzing<sup>4)</sup>, Ginzling<sup>5)</sup>, 1607 in der Floite auch „Welding“ (Sonntagsfeld, Feldkopf!). Ihre Verbreitung weist so ungefähr auf den engbegrenzten Umkreis im Zillertaler Hochgebirge hin, der ganz ursprünglich vom Zillertal aus betreten wurde, während große Teile des Gebirges — entgegen den „natürlichen Linien“ — vorher schon von anderen viel weiter entlegenen Talschaften her in Besitz genommen waren.

<sup>1)</sup> 1350 spertens empta ex officio Ytter „aus dem Amt Ytter erkauf“. Spertental, Rißbühel!

<sup>2)</sup> Die Bildungen auf -ing sind natürlich älter als jene mit der uns heute noch geläufigen Silbe -ling.

<sup>3)</sup> 1607, 1789 Seuling, wie schon die Aussprache Säiling sagt, von der Zillertaler Form „am säije“, mhd. sewe = See, auch für Lachen vorkommend, Obliquusform. Mößing zu „Moos“.

<sup>4)</sup> Ein Penzing auch am Schwendberg. Pönczingar 1416 genannt als Nutznießer der Floite, vgl. S. 23<sup>4)</sup>. Geschlechtsname Peng im Zillertal alt und verbreitet = Roseform zu dem ebenfalls als Geschlechtsname vorkommenden Bernhart(er).

<sup>5)</sup> Ginzling, Günzing zu demselben Personennamen gebildet, der dem Ortsnamen gunzenau, 1320 im Haupttal bezeugt, zugrunde liegt, ahd. Gunzo. Alle diese Namen werden noch wie Flurnamen verwendet, man sagt „am Ginzling“, sogar „der Ginzling“, sie sprechen daher nicht für Annahme alter Dauerbesiedlungen. Ein Name Pasching allerdings auch westlich des Penken. (Schwaighöfe 112).

### Abkürzungen

ahd. = althochdeutsch. — mhd. = mittelhochdeutsch. — ma. = mundartlich. — Stl. = Stilkuppe. — W. Gerlos = Wilde G. — Zi. = Zillergmund.

F. R. A. = Fontes Rerum Austriacarum.

Obbeschr. = O. Stolz, Pol.-hist. Landesbeschreibung von Tirol, Archiv f. österr. Geschichte, Bd. 107.

Schwaighöfe = Die Schwaighöfe in Tirol, Wissenschaftl. Veröffentl. des D. u. O. U.-V. 1930. Schweiz. Id. = Schweizer Idiotikon, Frauenfeld 1881—1929.

W. F. = Veröffentlichungen des Mus. Ferdinandeums, Innsbruck.

Z. F. = Zeitschrift des Mus. Ferdinandeums, Innsbruck.

ZÖNF = Zeitschr. f. Ortsnamensforschung, München.

### Benützte Archivalien

Die benützten Werke wurden durch die Jahreszahl ihrer Abfassung genannt.

1350 = Urbar der salzburgischen Ämter im Zillertal. 1607 = Salzburger Stodurbar.

1400 = Rottenburger Urbar.

1671 = Zillertaler Waldanschlag.

1422 = Landesfürstliches Haupturbar.

1727 = Salzburger Kataster für das Zillertal.

1569 = Urbar vom Zillertal.

1789 = Salzburger Kataster für das Zillertal.

Sämtliche im Staatsarchiv Innsbruck.

### Laufschrift

Für die lautliche Wiedergabe der Namen wurden aus technischen Gründen nur die aller-nötigsten Zeichen verwendet, im übrigen an die Lautwiedergabe auf den Alpenvereinskarten und die Lautübersicht in „Zeitschrift“ 1928, S. 95, angeknüpft. — Darüber hinaus wurde angewendet

ä = dumpfes o-artiges a.

ā = genäseltes, gedehntes, helles a.

ā = helles a.

ō = genäseltes o.

öe = Ivielaut ea, wie in tirol. Sea = See, auf den Karten als ee, ea wiedergegeben, in seiner Zillertaler Vertretung.

œ = im Ziller- und Ahrntal statt o gesprochener ö-artiger Laut.

ü = im Zillertal statt u gesprochener ü-artiger Laut.

ñ = am Gaumen gebildeter Nasenlaut (-ng ohne g-Verschluß).

# Berg- und Schifahrten im Bereich des Zillergrundes

## I. Der Laufiser Weg im südlichen Reichenspißgebiet

Von A. Dueitsch, Zittau

Wenn wir ins Krimmler Ahtental hineinwandern und uns kurz vor dem Krimmler Tauernhause befinden, dann steht, kulissenartig hintereinander aufgebaut, vor uns eine Reihe stolzer Berggestalten. Mit ihren dunklen Felsflanken, zackigen Graten und schneidigen Spitzen, ihren grellweißen kleinen Kargletschern gewähren sie ein eindrucksvolles Bild. Und doch sind es nur die Vorboten noch größerer Herrschaften, die sich aber in vornehmer Zurückhaltung verborgen halten. Erst wenn wir noch weiter ins Krimmler Ahtental hineingehen, bis dorthin, wo über eine Steilstufe der Windbach als weißschäumender Wasserfall herabstürzt, gewährt uns die höchste Erhebung dieses südlichen Teiles der Reichenspißgruppe, die 3145 m hohe Zillerplattenspiße, auf kurze Zeit ihren Anblick. Die Bergwelt, von der hier die Rede sein soll, ist der südliche Teil der Reichenspißgruppe. Zwei vom Krimmler Ahtental abzweigende Seitentäler führen hinein: Unmittelbar beim Tauernhaus das Rainbachtal und eine halbe Wegstunde weiter im Ahtental rechts abzweigend, das Windbachtal. Zwischen beiden Tälern schiebt sich der Windbachkamm gegen das Ahtental vor und endet im Gamsblühl, 2670 m, der sich gewaltig hinter dem Tauernhause aufstürmt. Den Eingang zum Windbachtal flankiert der 2754 m hohe Schlachtertauern, der das Ende eines vom Glodentarkopf abzweigenden Seitenspornes ist und weiter sehen wir im Talhintergrunde noch den Birnlückenkopf, die Steintarpiße, die Zwillingköpfe. Das ganze Gebiet kann man am schönsten vom Schlieferspiß im Krimmler Kamm übersehen.

Dieser Teil des Reichenspißgebietes hatte mich schon immer gelockt, ihn einmal gründlich zu durchstöbern, um die vielen Gipfel und Faden, die ich so oft von der Reichenspiße, der Richter- oder Schlieferspiße aus gesehen hatte, kennenzulernen. Das ist dem Bergwanderer jetzt recht leicht gemacht, denn es führt ein Höhenweg durch das Gebiet, der „Laufiser Weg“. Außerdem ist im Schlusse des Rainbachtales die wieder aufgebaute Richterhütte ein vorzüglicher Ausgangspunkt für den Laufiser Weg und ein Stützpunkt für die meisten Hochturen dieses Bereiches.

Von der Richterhütte aus überschreitet der Laufiser Weg die Windbachscharte, 2700 m, den Windbachkamm, umzieht dann in einem großen Bogen das oberste Windbachtal, überschreitet am Krimmler Tauern, 2670 m, den Glodentarkamm und führt dann in fast gleicher Höhe an dessen Südflanke entlang bis zur Birnlücke, 2670 m. Das Stück vom Krimmler Tauern bis zur Birnlücke ist jetzt italienisches Gebiet. Als Gehzeit wird man bei normalen Verhältnissen von der Richterhütte bis zur Birnlücke 6 Stunden brauchen, in umgekehrter Richtung etwas weniger.

Im Juli 1931 war ich wieder einmal in meinem geliebten Reichenspißgebiet. So oft ich es schon durchstreift habe, immer noch erlebe ich dabei Entdeckerfreuden. Diesmal galt es also dem südlichen Teile.

Gleich am nächsten Tage nach meiner Ankunft auf der Hütte habe ich den Laufiser Weg von der Richterhütte bis zum Krimmler Tauern und der ehemaligen Neugers-



Schwarzwand von der Nichten Spitze gesehen



Grundestehloch



dorfer Hütte und wieder zur Richterhütte zurück durchwandert. Der Weg, ein Höhenweg mit allen Eigenschaften solcher Pfade im Urgesteins-Hochgebirge, nahe der Schneesgrenze, durch hochalpines Sdland, Geröll und Blodgetrümmer, über Schneelehnen, über Wandstufen hinweg, ist am Anfang noch recht gut. Nach wenigen Minuten Steigung führt er an einem kleinen Hochsee vorbei. Hier ist ein wunderbarer Platz, um erst einmal Um- und Rückschau zu halten und die ernste Größe der Umgebung auf sich wirken zu lassen. Hier umstarren uns die zerfurchten Wände, die in wildzadigen Dreitausendern gipfeln: Zillerschartenspitze, Schwarzkopf, Nadel, Spaten, Schwarzwand, Richterspitze, Reichenspiß, Gabelkopf. Dazu die untergeordneten Größen, die die Dreitausender-Höhe nicht erreichen, aber in ihrer massigen Gestalt noch eindrucksvoll genug sind — der Windbachtalkopf und die Gratköpfe, die von ihm zur Zillerschartenspitze ziehen, und jenseits drüben Mandlkar und Rostkopf; über den letzteren ragt weiter rechts noch ein hohes finsternes Trapez: der Gerlostamm mit Kettenkar-, Schaff- und Wildlarkopf, wieder über die Dreitausendergrenze hinaus. Grelleweiße Firne und zerschundene, graugrüne Eisbuckel umgeben am Fuß der Wände den ganzen Kessel bis hinüber ins Mandlkar, zu ihren Füßen türmen sich die Geröllhügel und Schotterflächen der Moränen, durchbraust von grauschäumenden Gletscherbächen, die dann über Wandstufen stürzen oder wie weiße Fäden an den dunklen Wänden hängen. Und im Grunde dieses Riesenkraters, wie ein dunkles Auge, der kleine See, und nahe bei ihm, auf steilem Felsaltan über dem dunklen, tiefen Talgrund thronend, die freundliche Hütte. Sehr ernst ist das Bild, voll feierlicher Größe, nichts erinnert mehr an die bunte, lachende Unmut des an Zirben und Alpenrosen reichen unteren Rainbachtales.

Der bis hierher recht gute Steig beginnt nun weniger angenehm zu werden. Geröllmuren haben ihn verschüttet. Man muß über wüß übereinandergeworfene Trümmer klettern und nach der Fortsetzung des Steiges suchen, der in den notdürftig zurechtgerückten Platten im Geröll an und für sich schwer erkennbar und leicht zu verlieren ist, wenn uns nicht rechtzeitig ein Markierungsfled wieder auf die rechte Spur hilft. Auch ein paar sehr steile Schneehänge sind zu queren, für Angeübte eine unangenehme Sache. Mit dem Höherkommen sinken Talgrund, See und Hütte tiefer, die kühnen Zafengipfel zur Rechten rücken näher, nur Reichenspiße und Gabelkopf scheinen höher zu wachsen, zu erdrückender Wucht. Nach links, steil hinauf, zweigt ein kaum erkennbares Steiglein ab. Es führt auf den *W i n d b a c h t a l k o p f*, den ersten Seitensprung vom Wege. Wir heben ihn uns für später auf. Der Laufsteig führt nun, mehrmals auf und ab, rechts unter Wänden hin und schließlich auf gelegten Steigstufen steil hinan in die *W i n d b a c h s c h a r t e*, 2700 m. Wir überschreiten hier einen schmalen, teils scharf, teils waagrecht hinziehenden Grat, der sich in gewaltigem Schwunge zur Zillerschartenspitze erhebt, gegen den Windbachtalkopf aber durch ein paar kaum umgehbbare Türme gesperrt ist. Wundervoll und überraschend ist der Ausblick nach Süden. Zu Füßen die dunkle Tiefe des Windbachtals, jenseits dieses Riesengrundes, massig und schneegefleckt, der Glockenarkamm, den wieder die silberglänzende Kette der Zentralalpen vom Benediger bis zum Hochgall und Scheebigen Rod überragt. Links können wir den trogartigen Boden des Windbachtals bis zu seiner Einmündung in das Krimmler Achenal verfolgen; dort grüßen uns aus gewaltiger Tiefe wieder Zirbenwald und Almhütten, und der Windbach zieht wie ein weißer geschlängelster Faden im dunkelgrünen Grunde dahin. Von drüben her, vom breiten Firn des Glockenlarkopfes, löst sich mit ein paar trostigen Jaden ein Felsgrat ab, er zieht zuerst fast waagrecht gegen uns heran und stürzt dann mit einem ungeheuren Absatz zum Talgrunde hinunter. Und über dem Talausgange steht hoch der vielgipfelige Krimmler Kamm, den die schwarze, firnumgürtete Pyramide der Schlieferspitze beherrscht. Zur Rechten aber strebt das finstere Gesäß des südlichen Reichenspißkammes von der Zillerschartenspitze bis zum Dreieder vor, mit vielen grellweißen Kargleischern und ganz unglaublich zer-

fransten Graten; da gibt es reichliche Gelegenheiten zu Seitensprüngen von unserem Wege, den man von hier aus weithin übersehen kann.

Auf der Windbachtalscharte ist gut rasten. Der Gegensatz zwischen der düsteren Abgeschlossenheit des Rainbachtalschlusses und dem Vorblick in die lichte, silberglänzende Weite über mehrere Bergkämme hinweg, macht den Blick von der Windbachtalscharte zu einem unvergesslichen Erlebnis. Nun steigt man an der Südseite hinab, was leichter gesagt, als getan ist. Denn sehr steil ist der erdig verwitterte Hang und geht unten sogar in Wände über. Auch ein paar Abbruchstellen gibt es, die kleine Kletterkünste erfordern. Schließlich endet der Steig in einer Geröllmure. Blockklettere bedingt die Querung des schneeerfüllten Grabens, bis man jenseits am Rande eines Schneefeldes die Fortsetzung des Steiges wiederfindet, was noch öfter im Verlaufe des Weges sich wiederholt. Im Geröll sind ja nur die Platten soweit zurechtgerückt, daß man einigermaßen darauf gehen kann. Grau in Grau ist Weg und Geröll, man muß schon scharf aufpassen um den Pfad nicht zu verlieren. Oft ist er dazu noch von breiten Geröllströmen verschüttet, besonders wo ein Bach den Weg kreuzt. Viele Schneezungen, manchmal bis hundert Meter breite glattgeschliffene Stellen im Felsgrunde, Gletscherschliffe, wo vereinzelte Riesenblöcke liegen, und in breiten seichten Rinnfalten, manchmal auch in tiefer ausgefägten Gräben fließt das Gletscherwasser darüber. Durch solches Gelände führt nun der Lausitzer Weg, bald gut und deutlich, bald kaum kenntlich, lange Zeit sich in der Seehöhe zwischen 2600 und 2500 m haltend. Um manchen Gratsporn, manche Felskluft biegt er, lenkt in manches Geröll- und Schneekar hinein, führt an Abgründen entlang, und umgeht dabei den um 500 m tiefer eingesenkten Trog des Windbachtals, auf einer auffälligen Geröllrampe. Unsere Umgebung, immer die gleiche, erhabene Ode strengster Hochgebirgslandschaft, ist dennoch wechselnd durch immer neue überraschende Bilder. Freilich sind es einige ganz bestimmte Berggestalten, die das Landschaftsbild beherrschen: Venediger, Maurerkeesköpfe, Simonyspizen, Dreiherrnspiz, Althauschneid, Rößh- und Daberspiz und Glodhaus. Doch je weiter wir gegen den Schluß des Windbachtals vorrücken, und der Weg sich senkt, desto mehr versinken diese Gipfel hinter dem Glodentarkamme, bis sie ganz verschwunden sind und der Glodentarkamm selbst dafür gewaltig gewachsen und deutlich gegliedert das Blickfeld beherrscht.

Schon können wir auf dem Gipfel des Glodentarkopfes die kleine Unterstandshütte — „die Lausitzer Hütte“ deutlich erkennen. Daß dieser Berg „Vetta d'Italia“ von den derzeitigen Beherrschern Südtirols genannt wird, hebt das Unsinnsige der neuen Grenze grell hervor. Eine Stange mit Steinmann und Wegweiser kündigt eine Wegabzweigung an: über die Zillerplattenscharte nach der Plauener Hütte. Auf dem Hauptwege folgt nach wenigen Minuten wieder ein Wegweiser, hier zweigt ein Steig ab, der an sehr steiler Berglehne in den 500 m tiefer liegenden Boden des Windbachtals hinabführt, zum Krimmler Tauernhause und nach Krimml. Nun senkt sich der Lausitzer Weg schneller zum tiefsten Punkte, 2360 m, und führt dann über eine mit groben Trümmern und Schneefeldern bedeckte Bergflanke wieder aufwärts zum nicht mehr fernen K r i m m l e r T a u e r n. Auf allen meinen Wanderungen, die mich wiederholt über Teile des Lausitzer Weges führten, bin ich nie einem Menschen begegnet. Schafe waren die einzigen Lebewesen, die ich traf. Der Glodentarkamm heißt ja auch das „Schafgebirge“. Der einsame Wanderer wird hier die erhabene Größe des Hochgebirges am tiefsten empfinden. Das gilt aber nur für günstige Wetterverhältnisse. Bei Neuschnee, Schneetreiben und Nebel hört er auf harmlos zu sein. Ich bin einmal von der Plauener Hütte über die Zillerplattenscharte, ein Stück Lausitzer Weg und ins Windbachtal zum Krimmler Tauernhause gegangen, kurz nach einem großen Wettersturze. Da lag nasser, weicher Neuschnee, in der Höhe fast einen Meter tief, der bedeckte jede Wegspur und ließ den Fuß in jedes Loch zwischen den Steinplatten ein-



brechen; dazu Nebel und Schneetreiben, daß man weder Stangen noch Steindauben erkennen konnte. Welchen Aufwand von Fähigkeit, Geduld, Energie und Selbstvertrauen hatte mich damals dieser Weg gekostet. Meine sechste Besteigung der Wildgerlospitze bei gutem Wetter, wenige Tage vorher, war dagegen ein Spiel. Also mögen Unkundige gewarnt sein.

Auf meinem Gange zum Krimmler Tauern hinauf versteckte ich ein paar hundert Meter vor dem Tauernpasse meinen Rucksack mit der großen Photoausrüstung hinter einer Felsplatte und nahm nur die kleine Rollfilmkamera mit, die in der Hosentasche unauffällig Platz fand. Ich wollte ja jetzt ein Stück die neue italienische Grenze überschreiten und da herrscht strengstes Photographier-Verbot, sogar das Mitführen eines Photoapparates ist verboten. Und dennoch hatte ich ein paar ganz bestimmte Photowünsche. Ich war recht gespannt, ob sich diese erfüllen lassen würden.

Oben auf dem Tauern stand ein italienischer Posten. Nach etwas schwieriger Verständigung konnte ich ihm klarmachen, daß ich in der ehemaligen Neugersdorfer Hütte einkehren wollte. Ich wurde vom Posten nach der Hütte begleitet. Sie liegt nur ungefähr 10 Minuten vom Tauern entfernt.

Raum ist man über dem Tauern, um eine Felsede herum, da erscheint ein geradezu überwältigendes Bild. Nahe vor uns die Hütte und dahinter, jenseits des tiefen Ahrentales, in unbeschreiblicher Pracht und Höhe die Dreiherrnspitze. Hier zeigt sie sich von ihrer allerschönsten Seite, und gerade dieses Bild festzuhalten, war mein sehnlichster Wunsch. Nun erst einmal in die Hütte hinein, das andere wird sich schon finden!

Es gab einfache Kost und einen vorzüglichen Rotwein — ein Grammophon bot italienische Musik, so daß ich trotz schwieriger Verständigung eine ganz angenehme Stunde dort verbrachte. Das war mein Wiedersehen mit der lieben alten Hütte nach langen Jahren. Sie erschien wenig verändert und gut erhalten. Der Weg vom Tauern zur Hütte war so ausgebaut, daß man ihn einen Promenadeweg nennen kann.

Auch auf dem Rückwege ward ich wieder begleitet. Doch gönnte mir mein Wächter dabei eine Frist zur Umschau. Schön — wunderschön ist alles, was man von hier aus sehen kann. — Die gewaltigen Zinnen der Hohen Tauern drüben über dem tiefen grünen Talgrunde, die Südflanke der Zillertaler, an der der Blick entlang gleitet bis zur fern blauenden Vals-Pfunderer Gruppe — der Hauptkamm freilich fast ganz vom dominierenden Rauchsöfel verbedet. Am schönsten aber ist der Blick ins Tal. Leuchtend grün, in der Ferne immer mehr ein unbeschreiblich tiefes Blau annehmend schaut man entzückt und wehmütig zugleich auf das verlorene Land!

Ich habe es wirklich noch fertig gebracht, nicht nur die Tauernkreuze zu knipsen, sondern auch, freilich nicht gerade vom Tauern, sondern vom Grate ein Stück davon entfernt, die Neugersdorfer Hütte mit der Dreiherrnspitze. Und die Aufnahmen sind gut gelungen. Diese erkisteten Bilder freuen mich mehr wie manche andere mühsamer errungene Phototrophäe von schwer erreichbaren Gipfeln.

Der Lausitzer Weg führt aber, wie bereits erwähnt, weiter bis zur Birnklüde. Diesmal konnte ich ihn nicht bis ans Ende gehen, denn ich wollte meinen Rucksack mit seinem kostbaren und empfindlichen Inhalt nicht so lange im Freien liegen lassen. Das übrige Wegstück ist mir aber von früher her gut bekannt. Es führt immer in ungefähr 2600 m Höhe dahin. Schwierigkeiten gab es darauf schon vor dem Kriege nicht — der Promenadeweg vom Tauern zur Hütte läßt erwarten, daß die Italiener das ganze Wegstück entsprechend ausgebaut haben, da sie den Weg für Patrouillengänge und Postenaufführung zur Birnklüde brauchen. Schneefelder muß man dabei freilich queren — das ist in dieser Höhe unvermeidlich. Aber man wird den Weg darauf immer ausgetreten finden. Untermwegs zweigt ein Steig zum Glodenkarlopf, 2914 m, ab, der höchsten Erhebung dieses Kammstückes. Er ist ein hervorragender Aussichtspunkt. Ich

will hier nicht wiederholen, was schon Dr. Kögel im Jahrbuch 1897 darüber geschrieben hat — die Rundsicht von diesem Gipfel ist ein Erlebnis! Auf dem Gipfel steht ein Unterstandshäuschen, die Laufitzer Hütte.

Sowie man die Birnlücke überfähret, hat man wieder ein neues, großartiges Bild vor Augen. Jäh sinkt vor uns das Gelände zum hintersten Winkel des Krimmler Achantales in gewaltige Tiefe hinab. Dort unten streckt sich die schuttbedeckte Zunge des Krimmler Keeses vor, das mit wogenden Firnbücheln und wilden Brüchen bis hinauf zu den Zinnen der Maurerkeesköpfe und Simonsspitzen answillt. Gegenüber blinkt die Firnkante des Krimmler Törls, daneben das Gamsspizl, über den Maurerkees-Nordgrat gukt noch der Venebiger herüber. Und auf dem dunklen Gratrüden, der vom Gamsspizl herabzieht, zeigt sich die braune Warnsdorfer Hütte.

Ein Pfad führt in endlosen Windungen in die Tiefe, ins Krimmler Achantal hinunter. Oben ist er sehr gut, weiter unten aber wird er sehr schlecht, oft kaum mehr zu erkennen.

Wenige Minuten von der Birnlücke gegen das Mhrntal hinab liegt die Birnlückenhütte. Als Privatbesitz konnten die Italiener sie nicht konfiszieren, und so bietet sie nach wie vor dem Bergwanderer Unterkunft und Verpflegung. Da jetzt das Begehen des ganzen Laufitzer Weges und der Besuch der Birnlückenhütte wieder erlaubt ist, sollte man die Hütte besuchen, denn sie gehört einem deutschen Pustertaler. Sie dient auch als Ausgangspunkt der Besteigung der Dreiherrnspeize von Norden her, welche Besteigung jetzt auch wieder möglich ist.

## II. Kletterfahrten

Von Oskar Kühlen, Sulden

Wenn man vom Gipfel des Großvenedigers nach Westen blickt, dann beherrscht eine Berggestalt mit zerrissenen Graten den Raum, umrahmt von einer Gruppe trutziger Felsburgen, deren Fuß in schimmerndes Eis gekleidet ist — die Reichenspitze mit ihren Trabanten. Es wird ja immer so bleiben, daß die Berge mit klangvollem Namen und großen Höhenziffern den Strom der Besucher auf sich lenken und so manches benachbarte Kleinod unbeachtet bleibt. Wer aber stille Berge von besonderer Schönheit liebt, der wird zwischen jenen Gipfeln all das finden, was sein bergfrohes Herz sich erträumt. Über dunklen Firbenwäldern und einem weiten lichten Talrund wachsen aus einem zerklüfteten Eismantel in gewaltigen Plattenwänden formensöhne Berge mit zerrissenen Graten. Kein Bergland in den ganzen Ostalpen weist diesen eigenen Zauber auf, den die Gipfel um die Reichenspitze ausstrahlen, nirgends wird man wieder solch gewaltige Risse aus Urgestein inmitten steiler blanker Eisströme finden. Nur dem Bergell, mit seinen Zinnen aus Granit hoch über den rauschenden Kastanienwäldern von Soglio ähneln im Charakter die Berge zwischen Krimml und der Gerlos, freilich sind die Raummaße und der Aufbau jener Schweizer Berge ungleich mächtiger.

In jenen frühlingswarmen Tagen des Januar 1931, in denen der Föhn die Gipfel bis hoch über die Waldgrenze hinauf vom Schnee entblößt hatte, daß überall die ersten Frühjahrsblüher vorzeitig aus ihrem Winterschlaf geweckt wurden, schritt ich mit meinen Brettern zum Gipfel des schiberühmten Salzachgeiers empor.

Lichte Nebelschwaden strichen um die Flanken der Berge, der Wind jagte sie im Spiel tanzend hin und her, bald da, bald dort einen Talblick enthüllend. Und als ich droben am Gipfel die Felle von meinen Schiern gezogen hatte, da teilten sich plötzlich die hellen Wolken und im Blau des Himmels stand mit dunkler Nordwand, zerrissenen



Blick vom Dreiecker nach Eiden



Napfspitze von Osten



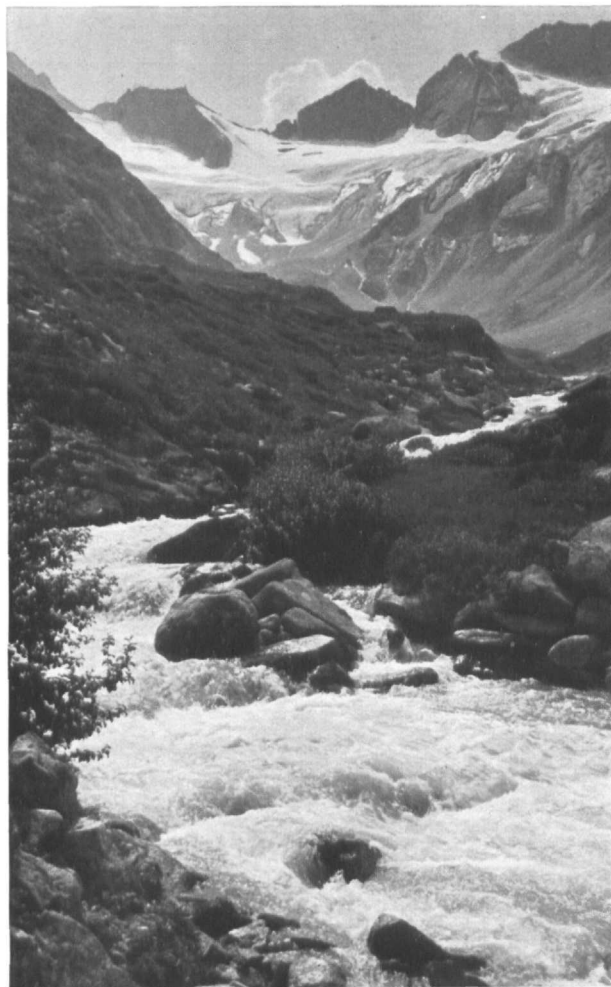
Zillerplattenspitze vom Zillergründl



Bildstöckl unter dem Heiliggeistjoch mit Rauchkofel



Windbachtalhorn  
Blick auf Grat zur Zillertal Scharten Spitze



Rainbachthal  
Im Hintergrund Nadel-Eden-Südgipfel der Schwarzen Wand

Graten, eine einzige kühne Felsgestalt im Raum, umbrandet von einem mächtigen und zerklüfteten Eisstrom. Greifbar nahe stand die Reichen Spitze vor mir, in dem ganzen Ubel ihrer Formen. Immer mehr wichen die Nebel, gaben einen Grat und einen Felsleib nach dem anderen frei. Die Wildgerlos Spitze, der Gabelkopf, die Ruchelmoos Spitze, und wie die Gipfel dieser Gruppe alle heißen mögen, sie schoben sich aus den weißen Schleiern in das Blickfeld. Dieses Erleben war bestimmend für das Geschehen im nächsten Bergsommer, die Reichen Spitze ward mein Ziel.

Als der Sommer bergan stieg, die Schmelzwasser von allen Seiten durch die feuchten Umgründe sprangen, schritt auch ich mit meinen Bergkameraden mit schwerem Bündel an den Wassern der wilden Gerlos entlang zum Durlasboden. Über dem jungen Grün standen in unendlicher Fülle in schwerem, sattem Gelb die Trollblumen, vom Plattenfogel grüßte mit weißen Mauern das Hotel der Gerlosplatte. Wir bogen in das Wildgerlostal ab. Wie an jenem glückhaften Tag im Januar vom Gipfel des Salzachgeiers, erwuchsen Reichen Spitze, Gabelkopf und Wildgerlos Spitze vor meinen Augen. An braunvergilbten Almhütten, durch blühende Wiesen stiegen wir dem Talhintergrund zu. Im weiten ehemaligen Seebecken der Finau stand handhoch das Schmelzwasser und spiegelte die weißen Gipfel und die Felsgrate der Bergrunde. Über eine kurze Steilstufe führte der Pfad bergan, ein weites Kar öffnete sich und hoch über uns erblickten wir auf einer Felsbarre das Ziel des Tages, die Zittauer Hütte. Ein paar lange Kehren brachten uns durch das Becken der Wand zu, über die grünschimmernd die Eiszunge des Wildgerloskees abbricht. Trittssteine leiteten uns über den schäumenden Wildgerlossee-Abfluß. Noch einige hundert Schritte und wir standen vor dem gemüthlichen Bergsteigerheim der Sektion Warnsdorf, der Zittauer Hütte. Raum einen Steinwurf weit entfernt, erstrecken sich die tiefdunklen Wasser des Wildgerloskees, umrahmt von Wildfars Spitze, Rohkopf, Mandelfars Spitze und der scharfen Schneide des Gabelkopfes. Durch den zerklüfteten Gletscher getrennt, grüßten Reichen Spitze, Wildgerlos Spitze und die Gipfel um den Sicherkopf herüber. Ein prächtiges Rundbild von seltener Großartigkeit!

### Gabelkopf — Reichen Spitze

Wer von der Zittauer Hütte die schmucke neuerbaute Richterhütte erreichen will, dem stehen zwei Wege offen. Er kann auf bequemem, schön angelegtem Pfad um das linke Ufer des Wildgerlossees zur Rohfarscharte emporsteigen, von dort den einzigartigen Blick in die Berge um den Großvenebiger und in die Plattenfluchte der Berge um die Reichen Spitze erleben und dann in den grünen Boden absteigen, aus dem das rote Dach der Hütte aufleuchtet. Wer aber von hoher Warte den Blick in jenen Tal-schluß erfassen will, wo die Gipfel dieses kühngestalteten Gebirges am wildesten emporwuchsen, der wird lieber über den Gipfel des Gabelkopfes zur Herrscherin der ganzen Gruppe, zur Reichen Spitze emporsteigen, um dann über den klüftereichen Gletscher in das Rainbachtal und zur Richterhütte zu gelangen. Wir gedachten auf diese Weise unser neues Standquartier zu erreichen und stiegen im ersten Morgenlicht über glattgeschliffene Urgefesteinsplatten jenem Firnsfeld zu, das vom Grat des Gabelkopfes herabsinkt. Der Schnee trug dank der Nachkälte vorzüglich, so daß wir schnell Höhe gewannen. Die aufgehende Sonne entzündete das erste Licht an den Felsen der Reichen Spitze, langsam glitten ihre Strahlen herab, als wir uns dem Gipfelaufbau unseres Berges näherten. Vor uns lag mit breiter Spalte der Bergsgrund, aus dem grünschimmerndes Eis aufleuchtete. In weitem Bogen umschlichen wir die dunkeldräuende Tiefe bis eine Brücke uns die Möglichkeit bot, die gegenüberliegende, steile Bergflanke zu erreichen. Bald packten wir die ersten Felsen und turnten in leichter, genuehrreicher Kletterei die grünüberspannenen Platten empor. Die Schwierigkeiten steigerten sich mit der

Nähe des Gipfels, eine rißdurchsetzte Platte nötigte uns endlich, ernstlich Hand anzulegen. Die letzten paar Seillängen bis zum Gipfel schwangen wir uns über senkrecht aufgestellte, mehrere Meter hohe Platten empor, bis wir rittlings auf der Kante des Gabelkopfes sitzend, uns zum Bergerfolg beglückwünschend die Hände schütteln konnten.

Von unserer lustigen Warte schauten wir mitten in das Herz unserer Gruppe, sahen die lange, dunkel dräuende Flucht der Schwarzen Wand, die riesigen Plattenwülste des Spaten, die fast über steiler Urgesteinswand emporragende Nadel, darüber hinaus die Grate und Türme bis zur Zillerplattenspitze als südlichen Eckpfeiler jener Gipfelreihe, und nach Norden die nicht minder zerborstenen Grate zur nahen Reichenpitze bis hinaus zum Sicherkopf.

Uns gegenüber lag im Schatten die Nordwand der Reichenpitze, aus der immer wieder der Schall fallender Steine zu uns herüberklang. Lange dehnten wir die Rast auf jenen sonnenwarmen Felsen aus, bis wir über den steilen und brüchigen Grat zur Scharte zwischen Gabelkopf und Reichenpitze hinabkletterten. Die Rucksäcke ließen wir zurück und stiegen in der Südostwand des Berges gegen den Gipfel an. Überall lagen lose Platten und Blöcke, der ganze Berg scheint nur noch aus zersplitterten Felsen zu bestehen. Diese Verhältnisse erfordern mehr Vorsicht als die technischen Schwierigkeiten der Besteigung. Nur eine einzige Stelle, ein kurzer Riß, der durch zwei Eisenstifte, Überreste der früher bestandenen Sicherung, erleichtert ist, vermag etwas aufzuhalten. So gewannen wir, behutsam allen losen Steinen ausweichend, schnell Höhe und bogen schließlich, entgegen der allgemeinen Anstiegsstrecke, nach links zum Grat aus, um möglichst bald festen Fels zu gewinnen. Dieser leitete uns schnell in eine Scharte, aus der sich der Gipfel aufschwingt. Freier noch als vom Gabelkopf war der Blick in die weite Ferne, Zillertaler, Rieserferner, Venediger und Wilder Kaiser beherrschten am stärksten die umfassende Schau. Außer dem Rainbachtal und dem Wildgerlostal eröffnete sich als neuer Talanschnitt der Blick zur Plauener Hütte und zum Zillergründl, woher der leichteste Anstieg auf die Reichenpitze führt. Zwei Parteien spurten just durch die Spalten des Ruchelmoosfesses, um das steile Firnfeld zu gewinnen, über das man den Gipfel des Berges erreicht.

Auf gleichem Wege, wie wir gekommen waren, stiegen wir zur Scharte ab, um zu unseren Rucksäcken zu gelangen. Über steilen, teilweise schneebedeckten Schotter gelangten wir zum Firn des Gletschers. Die schmierige Schneeaufgabe mahnte uns zur Vorsicht, denn unter uns öffnete sich ein Bergsgrund, den wir aber über einen alten Lawinengang gut überschreiten konnten. Das weite Firnbeden, das die mittägliche Glut rüdstrahlte, durcheilten wir so schnell als möglich. Der saule Firn ging schließlich in blankes Eis über, das mit Steigeisen an den Füßen kein ernstliches Hindernis war. Zwischen großen Blöcken durchstolpernd, erreichten wir den bequem angelegten Weg, der über die Gamscharte die Richterhütte und die Plauener Hütte verbindet. Bald darauf lagen wir neben der Richterhütte am kleinen Stausee in der Sonne und blickten hinauf zu den beiden Gipfeln, die uns diese leuchtende Erinnerung geschenkt hatten.

### Nadel

So manchen der prächtigen Kletterberge rund um das Rainbachtal hatten wir erstiegen, doch, wie richtige Feinschmecker, uns die guten Bissen bis zuletzt aufgehoben, nämlich: N a d e l und S c h w a r z e W a n d.

Die Überschreitung der Nadel ist keine Fahrt die allzuviel Zeit in Anspruch nimmt. Wir hatten es deshalb mit unserem ausgiebigen Frühstück nicht besonders eilig. Man wird zweckmäßig entweder im Bogen nach links unter der Zillerschartenspitze durch oder nach rechts über den Gamschartenweg die Scharte zwischen Südlicher Nadel und

Schwarzkopf zu erreichen suchen, um jene steile Eiswand zu umgehen, die die kürzeste Verbindung zwischen der Nadel und dem Hüttenplatz darstellte.

Wir packten jene Eiswand mit unseren Stetgeisen in direktem Anstieg und stiegen flott und mühelos, ohne eine Stufe zu schlagen bis in die Firnmulde empor, die in die Scharte leitet. Erst der Bergschlund machte uns einiges Kopfzerbrechen, denn die einzige noch vorhandene Brücke war reichlich schwach unterbaut, die wir daher nur mit vorsichtigem Kriechen überwandten. Ein steiler Eisgang mit handhoher sauler Firnauslage überraschte uns mit neuen Schwierigkeiten, so daß wir froh waren, als wir die Felsen erreicht hatten, die uns nach wenigen Minuten in die Scharte bringen sollten. Ein erster Blick überzeugte mich, daß auch hier nicht alles unbedenklich war, wie es von der Ferne den Anschein hatte. Die Platten kamen mir kurzzeitig vor, weshalb ich Freund Hans in einen geschützten Winkel stellte, bevor ich die Seillänge auskletterte. Über eine kurze, drei Meter hohe Wandstufe hatte ich mich hinaufgeschwungen; höhersassend suchte ich nach neuem Griff, als ich plötzlich das Gefühl hatte, daß der Boden unter mir weiche. Ich warf einen Blick zurück und sah, wie der Felskopf, auf dem ich stand, sich langsam zu neigen begann. Ein schneller Griff nach oben, ein Ruck, und während ich mich emporshawang, brach unter mir die ganze Wandstufe zusammen. Ein Stein streifte das Seil, mit Mühe hielt ich stand. Höllengepöller, Rauch stieg auf, krachend stürzten die fallenden Steine in den weiten Bergschlund oder sprangen mit mächtigen Sähen über ihn hinweg. Ein schwarzer Strich im weißen Hang zeugte von dem Geschehen. Bald darauf war die Scharte erreicht, wo wir die Ragelschuhe mit den Kletterschuhen vertauschten. Unter dem weiß überflockten Himmel hatten sich der Großvenediger und die Dreiherrnspitze mit ihren Eisflanken über die niedrigeren Ausläufer der Reichen spitze Gruppe emporgeschoben, nach Westen zeigte sich eindrucksvoll der wenig begangene Kamm vom Rauchfösel zum Kleinen Wagner.

Der Grat, den wir jetzt in Angriff nahmen, war im Gegensatz zu der eben bezwungenen Schutflanke wunderbar fest und griffig, es war reine Freude, über die rauhen Platten emporzuklettern und dabei einige Grattürme, die man leicht in der Westflanke hätte umgehen können, zu überschreiten. Ein mächtiger, ungegliederter Plattenwulst schien den Weiterweg sperren zu wollen, doch ein Riß erlaubte ein Queren zu seiner linken Kante. Hier bot sich ein überraschender Blick zum Südgipfel unseres Berges, der uns bisher verborgen war. Mit gewaltigem Überhang ist der Gipfelblock wie ein Horn auf den Grat aufgesetzt, es erscheint unfasslich, daß dieser weitausladende Wulst trotz all der Sprünge und Risse, die den Granit durchziehen, noch immer dem Zahn der Zeit standhält. Uns trennte von diesem höchsten Punkt des ganzen Berges eine tiefe Scharte, die wir uns durch einige leichte Risse schnell erzwangen. Von hier konnte uns der Gipfelblock selbst keine ernstere Schwierigkeit mehr bieten. Freudig schüttelten wir uns zum errungenen Gipfelsieg die Hände, genossen die wunderbare Schau in die Welt der Zillertaler und Venediger Berge, ganz besonders aber in die riesigen Plattenfluchten der uns so lieb gewordenen Reichen spitze Gruppe. Über eine Reihe Grat-schneiden und dazwischen aufgesetzte Türme grüßte von Norden als verheißungsvolles Ziel der schlanke Felssturm, der den nördlichen Pfeiler dieses Berges bildet und ihm infolge seiner auffallenden Gestalt den Namen gegeben hat.

Nur kurze Rast gönnten wir uns, denn es drängte uns die Fortsetzung des so prächtigen Grates zu erleben. Wir wurden nicht enttäuscht, was jetzt folgte, war reinste Genußkletterei. Eine Kante aus herrlichstem festem Urgestein schwingt sich über den riesigen Ost- und Westabstürzen vom Süd- zum Nordgipfel. Wie Seilkünstler meisterten wir diesen kühnen Schwebbogen, über die rauhen grifflosen Platten hangelnd oder kürzere Turmreihen überkletternd. Die Zeit verrann uns wie im Fluge, die prächtige Kletterei begeisterte uns. Bald standen wir vor dem Gipfelblock der Nadel. Es ist ein ganz eigenartiges Gebilde, das Wetter und Zeit aus dem Fels gemeißelt haben. Durch



einen tiefen Riß ist der Felssturm vom Hauptgrat gelöst, die letzten Meter des Gipfels laden mit grifflosen Plattenwülsten weit aus. Der Sockel ist nach allen Seiten zerrissen und zerpalten, überall schimmert das Tageslicht durch und man kann durch die Sprünge Ausschnitte der gegenüberliegenden Seite des Berges erschauen. Allzulange wird es nicht mehr dauern, bis das morsche Gefüge zerbersten wird.

Ein schräg nach rechts führender Spalt vermittelte den Zugang zu einer Kanzel auf der Ostseite des Gipfels, der Überhang war hier am wenigsten stark ausgeprägt. Sicherlich war hier der beste Einstieg zum Gipfelblock. Ich nahm den Turm in Angriff. Mit ein paar schnellen Zügen war die Kanzel über jenen Riß erstiegen und vor mir lag der schwierigste Teil, jene drei Meter Höhe hinter mich zu bringen, die durch den stark vorpringenden Überhang mich vom höchsten Punkt trennten. Ich schob den Fuß in eine flache Muschel, irgendeine Rauigkeit gab auch dem Filz des linken Kletterschuhes Halt. Vorsichtig schob ich den Körper über den Plattenwulst, mit den flachen Händen langsam höher gleitend, um die Reibung auszunutzen. Doch dann war es aus. Wohl fand sich eine kaum ausgeprägte Leiste, um ein paar Fingern der rechten Hand etwas Halt zu bieten, doch sonst boten sich weder Griff noch Tritt, um sich über den Überhang hinüber zu schwingen. Hier half die wunderbare Rauigkeit des Urgesteins. Mit geschickter Ausnutzung dieses Vorteiles hatte ich nach einigen Minuten auch jenes letzte und schwerste Hindernis genommen, das vor dem Erreichen unseres Zieles gestanden war. Bald folgte der Freund. Beglückt über das Erleben dieser wundervollen Fahrt, sahen wir in der warmen Sonne und ließen die großartigen Bilder der Bergwelt im weiten Blickfeld voll auf uns wirken.

Im Abstieg war die Stelle nicht weniger reizvoll. Längs des Risses kletterten wir bis zum Fuß des Turmes und querten ihn auf seiner Ostseite nach links. Damit waren die Schwierigkeiten der Kletterfahrt vorbei. Über grobes Blockwerk sprangen wir auf der Nordseite des Berges hinab, bis wir das steile Firnfeld erreicht hatten, das in das Gletscherbeden hinabführt. Wir nützten den Salzsnee zu einer lustigen Rutschfahrt, ließen uns im Schwung in weitem Bogen über die Spalte des Bergschrunnes tragen, um schließlich durch das Firnbeden zum Pfad zur Gamscharte hinüberzuqueren. Dann sahen wir am gaslichen Tisch der Richterhütte und genossen rückschauend die prächtige Fahrt des Tages.

### Überschreitung der Schwarzen Wand!

Wie eine Riesenmauer ist zwischen der Gamscharte und dem Spaten eine gewaltige Plattenwand aufgestellt, die von einer reichen Zahl absonderlicher Felsstürme geziert wird. Es ist die Schwarze Wand, die in der Wucht und Eigenart ihrer Erscheinung von keiner anderen Bergform des Gebietes erreicht wird. Eine kurze Schlechtwetterperiode war vorübergezogen und hatte Nebel in den Tälern zurückerlassen, als wir frühmorgens aufbrachen, um jenen prächtigen Berg zu überschreiten. Wieder folgten wir dem Steig zur Gamscharte empor, der uns mühelos zu jener Felsklüde zwischen Schwarzer Wand und Richter Spitze führte. Zwischen dem Schaum der ziehenden Wolken grüßte jenseits die Plauener Hütte heraus, die Gipfel der fernen Berge schienen wie riesige Eisberge über dem Nebelmeer zu treiben. Dieses wundervolle Bild begleitete uns in der nächsten Zeit, als wir den Grat zum Nordgipfel in Angriff nahmen. Wir hatten die Bergschuhe mit den Kletterschuhen vertauscht und packten gleich den ersten Turm, der seine ungegliederte Seite zur Scharke hervorwies, an seiner Stirnseite. Eine ganze Reihe solch edler Gefellen leitete die Fahrt ein, die anscheinend trügerischer sind, als sie sich bei näherem Kennenlernen erweisen. In schnellem Ansturm hatten wir sie hinter uns gebracht, bis ein Gratturm von ganz besonderer Eigenart, der „Löffel“ geheißten, Halt gebot. Es ist eine Riesenplatte von kaum einem halben Meter



Stärke, die an die 15 m senkrecht aus dem Grat aufspringt. Vom Rainbachtal her wirkt sie wie ein senkrechter Strich, hinter dem man niemals eine Platte von diesem Ausmaß vermutet. Gewöhnlich umgeht man sie in ihrem untersten Anlauf nach rechts. Auch ich wollte, der Gewohnheit folgend, in jener Flanke queren, doch bereits nach den ersten 5 m kam ich in ernste Nöte. Das nasse Wetter der letzten Tage hatte die Felsen auf dieser Seite mit einer glitschigen Erdschicht überzogen, so daß ich wie auf Schmierseife auf den stark geneigten Platten hin und her schlitterte. Kurz entschlossen kehrte ich wieder zur Kante zurück, erst wollte ich hier alle Möglichkeiten erschöpfen, ehe ich nochmals den wenig loedenden Quergang versuchte. Der Sockel des „Köffels“ steigt grifflos 2—3 m vor uns in die Höhe. Ein Blick in die linke Flanke zeigte nur loederes Gestein, das haltlos in beträchtlicher Steile im Schutt lagerte. Diese Seite kam so wenig in Frage wie die rechte. So blieb für den Weiterweg nur die Kante selbst übrig. Der Freund stieg auf meine Schulter, dann auf den Kopf und schließlich drückte ich ihn mit den Händen so lange empor, bis er hoch oben den ersten Griff zu packen bekam. Damit war die Stelle bezwungen. Leicht und schnell kam er voran, bis das Seil abgelaufen war. Mir war der Weg über die Kante verwehrt, da sich keine Möglichkeit fand, diese 3 m grifflosen Fels ohne Steigbaum zu überwinden. In der linken Schuttfanke mußte ich mich zwischen den haltlosen Felsblöcken emporschinden. Ganze Steinbatterien trachten die Rinne hinab. Ohne Sicherung von oben wäre dieser üble Gang nicht möglich gewesen. Ein wunderbares Band unter der Ostseite des Turmes brachte uns dann wieder auf den Grat. Glitzernd weiße Quarztürme waren zur Abwechslung auf die Gratkante gesetzt, bis schließlich der Nordgipfel eine Plattenwand als letztes Hindernis uns entgegenstellte. Sie konnte uns nicht weiter in Verlegenheit bringen. Bald kündete mein Jubelruf dem Gefährten, daß der Steinmann auf dem Gipfel erreicht war. Wundervoll war noch immer die Schau, wenn auch die Nebel in den Tälern weiter emporgeleckt hatten und die ersten Fahnen vom Wind getrieben zu uns heraufplatterten. Nur kurze Rast gönnten wir uns, dann nahmen wir erneut den Grat in Angriff. Unter uns lag der berichtigte große Abbruch des Nordgipfels, der fast stets auf der Westseite umgangen wird. Doch die feinen Risse und flachen rauhen Muscheln im Gestein verhießen ein prächtiges Klettern, so daß wir ohne zu zögern hier hinabstiegen. Erst die letzten paar Meter zur Scharte vor dem nächsten Turm machten uns etwas zu schaffen. Ein Felssturz vor wenigen Jahren hat die Schwierigkeiten an dieser Stelle wesentlich erhöht. Und weiter kletterten wir dann über den von lichten Nebeln umrandeten Grat. Schemenhaft tauchte immer wieder ein zudiger Gratturm nach dem andern aus den weißen Schleiern auf und gab mit den wechselnden Lichtern der Fahrt einen eigenartigen Zauber. Die Schwierigkeiten mehrten sich, bis schließlich der Grat mit marmorglatter Kante senkrecht abbrach. Wir suchten zwischen ein paar großen Plattenschüssen der Westseite die ungangbare Stelle zu überlisten, was uns schließlich mittels einiger Risse gelang. Auf schmalem Band erreichten wir wieder die Kante. Wie ein mächtiges abschüssiges Kirchendach schwang sie sich in einem Zuge zu dem nicht mehr weit entfernten Südgipfel unseres Berges. Die Filzsohlen unserer Kletterschuhe gaben prächtigen Halt, spielend schritten wir über das raue Gestein hinweg. Wenig später war die Überschreitung der Schwarzen Wand geglückt. Die Gipfelschau war durch die wogenden Nebelmassen sehr begrenzt, nur ab und zu blühte für Sekunden ein zerhackter Grat oder eine grüne Talandschaft zwischen den Schwaden auf. Den folgenden, zu einem Schneefattel sich senkenden Grat sprangen wir fast hinab, bis wir im Firn standen, die Kletterschuhe mit den Bergschuhen vertauschten und die Steigeisen anschnallten. Das Rainbachkees entsendet zu dieser Scharte, die sich mit einigen Stufen zum Spaten senkt, einen Gletscherarm, der sich in seinem oberen Teil steil aufschwingt und als blanker Eisschild unter uns lag. Nach Überwindung dieses steilen Abhanges trennte uns eine breite Spalte unter einer Felsbarre vom flacheren

Gletscherboden. Ein Sprung von ihr über die Randkluft — die Eisen knirschen im Aufsprung, das letzte Hindernis war genommen. Unter der jäh aufschießenden Plattenflucht der Schwarzen Wand umgingen wir die wenigen Spalten, bis wir wieder den Weg zur Gamscharte erreichten.

Leider hieß es nun Abschied nehmen. Noch einmal überschauten wir die Bergrunde von der Richterhütte, dann wanderten wir talaus, am schäumenden Rainbach entlang, bis draußen beim Gatterl die ersten Birken als weit vorgeschobene Vorposten des Waldes uns empfingen. Der Bergkranz entzog sich langsam unseren Blicken, nur noch der Gabelkopf und die Reichenspitze standen in scharfen Linien im lichten Blau des Himmels. Als der Pfad sich talwärts senkte und der grüne Grund des Krimmler Achentales mit dem Tauernhaus sichtbar wurde, da erstand eine neue Berggestalt in wundervollen Formen vor unserm Auge, die Dreiherrnspitze mit den gewaltigen Eiskastaden des Krimmler Reeses. Und als wir aus den grünen Almhöden des Achentales hinab in die Niederung des Salzachtals stiegen, umbrausten uns als Schlusshakorde Tosen und Rauschen der stürzenden Wasser, die hier über die Steilstufe 300 m nach Krimml hinabbrausen. Wie ein Genes aus Diamanten hingen die Dunstperlen über den weißschäumenden und gischtprühenden Wassern. Es war das gewaltige Finale unserer glückhaften Bergtage in der Reichenspitzegruppe.

### III. Schifahrten im Zillergund

Von Dr. Karl Krall, Innsbruck

Im Zillergund? Das wird wieder einmal so eine ausgefallene Sache sein, bei der man die Schi mehr am Rücken tragen muß als man sie unter den Füßen hat. So und ähnlich sind die Äußerungen, die man zu hören bekommt, wenn man bescheiden andeutet, daß man im Winter dort drinnen gewesen sei. Es ist nun durchaus richtig, daß das ganze Gebiet mit Ausnahme der Turen in der Nachbarschaft der Plauener Hütte vollkommen unbekannt ist. Nicht nur im Winter, auch im Sommer sind die Berge nördlich und südlich dieses Tales kaum besucht. Das beweist wohl am deutlichsten, daß die meisten Grate und Wände dieser Berge erstmals in den letzten Jahren begangen wurden. Die meisten dieser übrigens fast durchaus recht schwierigen Fahrten wurden von Innsbruckern ausgeführt. Es sind da die prachtvollen Gipfelgestalten des Ahornspitzkamms besonders zu erwähnen. Aber auch der Kamm vom Brandenbergetölm bis zur Wimmercharte ist geradezu unglaublich selten besucht.

Erst vor wenigen Jahren wurde der größte Teil der Zillertaler Alpen von den Schifahrern richtig entdeckt. Nur das Gebiet der Berliner Hütte macht eine Ausnahme, so daß dort schon seit einigen Jahren auch im Winter der Wirtschaftsbetrieb aufrecht erhalten wird. Noch nicht lange aber ist es her, daß der Löffler, Keilbach- und Wollbachspitze den Schibergen gezählt worden sind und tatsächlich nun schon öfters von Schifahrern besucht werden. Nur im Zillergund ist es still geblieben bis in den Frühsommer hinein, wo sich dann hin und wieder verspätete Schifahrer zur Plauener Hütte hinaufmühten. Und doch hat keiner der Gründe des Zillertales einen so kurzen Zugang von der Bahn weg bis zu einem geeigneten Standort wie der Zillergund. Auch die Lawinengefahr ist dort sicherlich am geringsten. Nur die Schmuggler wissen das seit vielen Jahren, und so kommt es, daß besonders das Hörndlsjoch im Sondergrund und das Hundstehloch im Hundstehlgrund selbst im tiefen Winter selten ohne Zeichen menschlicher Anwesenheit sind.

Ich will vorausschicken, daß diese beiden Einsattelungen ebenso wie das Heiliggeistjoch im Zillergundl an sich schon Ziele prachtvoller Schifahrten darstellen, und zwar

nicht nur infolge ihrer für den Schilaufl günstigen Bodengestaltung, sondern auch wegen der Großartigkeit der sie umgebenden Landschaft.

Als Standort kommt nur das ganzjährig bewirtschaftete Wirtshaus in der Au ober, wenn das Gasthaus bei der Bärenbadalm geöffnet ist, dieses, in Frage. Ein guter Fahrweg führt in etwa 2 Stunden von Mayrhofen zur guten Wirtschaft Klaushof, womit bereits die Halbzeit nach Au hinter uns liegt. Auf holprigem Pfad geht es dann über Häusling zum erstgenannten Gasthaus. Schwache drei Viertelstunden davon entfernt liegt die Bärenbadalm. Beide Gasthäuser sind einfache, aber um so gemüthlichere Bergheime.

Noch ein Wort über die geeignete Turenzeit: der tiefe Winter kommt kaum in Betracht, weil alle Aufstiege lang sind und die zu dieser Zeit fast überall in steilerem Gelände bestehende Lawinengefahr die Fahrten stellenweise gefährlich macht. Ab Mitte März aber wird man unter normalen Verhältnissen dort alles antreffen, was man als Schifahrer wünschen kann.

Vor vielen Jahren nun hatte ein Freund im Sommer die Napfspitze besucht und mir erzählt, daß er auch an die Möglichkeit einer Schiersteigung glaube. Lange Zeit hindurch wurde der damals gefasste Plan, den Versuch zu unternehmen, aufgeschoben. Endlich schritten wir aber doch zur Ausführung. Die alte Zillertaler Karte konnte freilich keine befriedigende Auskunft geben und so legten wir uns auf das späte Frühjahr fest. Leider stellte es sich dann heraus, daß wir zu lange gezögert hatten, denn die Schneeverhältnisse waren keineswegs mehr besonders günstig.

Ich muß allerdings gestehen, daß der Weg von Mayrhofen zur Au nicht zu meinen angenehmsten Erinnerungen gehört. Mitte April, nach Mittag, die Sonne sicht, die Rucksäcke sind schwer, weil wir uns auf eine etwa nötig werdende Selbstverpflegung eingerichtet haben, und unsere Schi pendeln von einer Schulter auf die andere. Dazu verkünden freundliche Wegtaseln eine Beizeit von  $4\frac{1}{2}$  Stunden. Die Erfahrung hat allerdings gezeigt, daß man mehr als eine Stunde davon ersparen kann, und erlöst treten wir endlich in das heiß herbeigesehnte Gasthaus ein, zum nicht geringen Staunen der Wirtskleute, und sind dort prächtig aufgehoben. Am anderen Tage streichen wohl Nebel über die Gipfel hin, ohne aber wirklich schlechtes Wetter zu verheißten. Im Hintergrunde des sich von der Au aus öffnenden Sondergrundes glänzen die steilen Eismassen der Stangenspitze im Frühsonnenschein. Gleich am Eingang des Tales liegt noch Schnee und schon hoffen wir die geschlossene Schneedecke erreicht zu haben. Allein die Hoffnung war trügerisch, denn bis zur Steilstufe des Tales hinein müssen wir die Schi tragen, freilich nicht ohne dann und wann in den noch vorhandenen Schneereifen tief einzubrechen. So ist unser Zeitaufwand auch ein entsprechender. Wäre die Umgebung nicht so gewaltig, daß man die Augen kaum von ihr abwenden mag, hätten wir bestimmt die erlösende Beschäftigung des Fluchens mehr gepflegt. Daß sich dafür der Hang zum oberen Talboden unter diesen Verhältnissen als durchaus harmlos zeigte, war das angenehme Gegenstück. Ich glaube aber, daß man auch sonst bei halbwegs günstigen Schneeverhältnissen keine großen Bedenken zu haben braucht, wenn man ihn angeht. Über der Talstufe hielten wir nun eine windige Kaste, die Föhnmauer drückte gewaltig herein, scharf piff der Wind und zerriß immer wieder die Wolkenbank, aus der noch unwahrscheinlich weit und hoch unser Ziel, die Napfspitze, herausragte. Wir stiegen dann gleich zur Linken einen Kiesel empor, querten steile süd- und westseitige Hänge aufwärts und kamen so bis ungefähr unter die Fall-Linie des Gipfels. Dort ließen wir die Schi und wandten uns dem Westgrat zu, den wir durch eine steile Rinne gewannen und kamen über ihn in leichter Blockkletterei auf den Gipfel. Die Nebel hatten sich gehoben und rings um uns lagen die gewaltigen Berge dieser so selten besuchten Gegend. Wir hatten eine ehrliche Freude über den Erfolg, und es war kein Wunder, daß es uns nicht viel störte, daß die Abfahrt nicht allzuviel Genuß versprach.

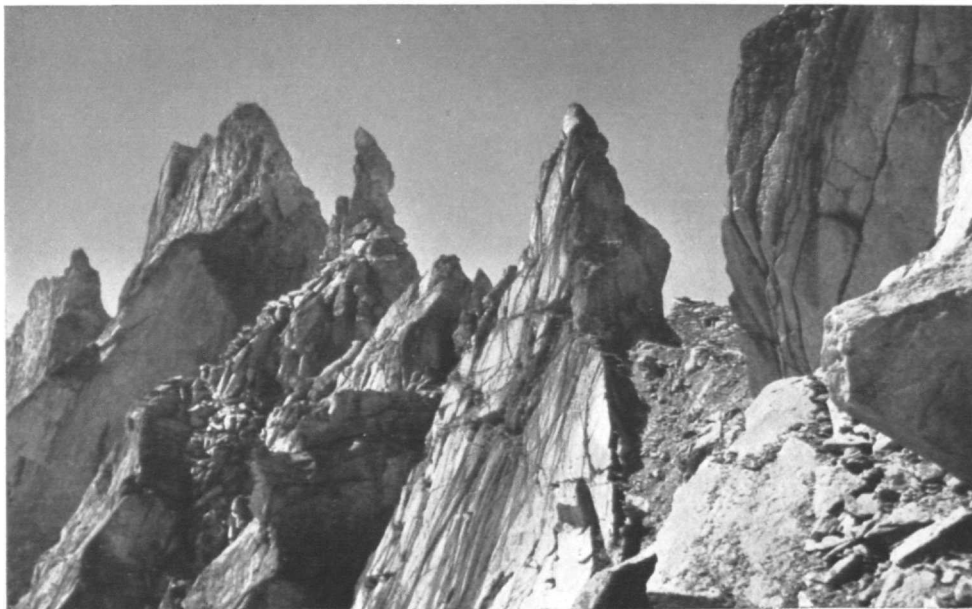
Bald sind wir wieder bei unseren Schiern und nun treffen wir guten Salzschnee, der uns wider Erwarten eine fröhliche Fahrt bis in den Talgrund gönnt. Dann freilich . . . doch darüber schweigt man besser. Bei den Mitterhütten ziehen wir die Schi aus. In einem windgeschützten sonnigen Winkel der Alm bleibe ich, schaue hinauf zu den steilern Gletschern des Grundschartnerkammes und seinen turmbewehrten Graten und folge schließlich nur ungern der mahnenden Zeit.

Beim Wandern talaus fällt mein Blick immer wieder auf die nördliche Begrenzung des Zillergrundes und ich beginne mit dem Gedanken zu liebäugeln, am anderen Tag eine Erstigung des Zillertopses zu versuchen. Beim Jagdhaus in der Au frage ich den Jäger, was er davon halte, und er glaubt, daß es wohl gehen könnte. Meinen Gefährten aber vermag ich leider nicht dazu zu begeistern, aber er verspricht wenigstens bis zur Wimmerscharte mitzukommen.

So wandern wir am anderen Tag hinauf zur Bärenbadalm. Die Föhnmauer über dem Hauptkamm ist dichter geworden und drängt gegen Norden vor, über uns aber lacht der dunkelblaue Föhnhimmel. Etwa 1½ Stunden nach unserem Aufbruch erreichen wir die Höhe der Bärenbadkaralm und damit die Schneegrenze. Bis dahin hat uns das zur Wimmerscharte emporführende, markierte Steiglein geleitet. Ein kurzes Stück ist es jetzt steil, dann kommt eine schöne Mulde, die zur großen Karstufe leitet. Die Verhältnisse sind so sicher, daß wir in der Nähe des Baches emporsteigen dürfen und dann östlich von ihm über dem Hang emporstreben. Dort aber ist unter allen Umständen Vorsicht geboten, denn unter dem Schnee sind vollkommen glatt abgeschliffene Platten, wie ich später einmal im Sommer feststellen konnte. Es sei vorausgeschickt, daß wir uns bei der Abfahrt dann im westlichsten Winkel der Mulde hielten, wo allerdings infolge der Höhe des über ihm liegenden Hanges ebenfalls große Aufmerksamkeit und eine richtige Beurteilung der Schneeverhältnisse nötig ist. Nun aber folgen prachtvolle Böden bis zum Steilhang unter dem Zillertopf. Ich hätte es vom Tal aus nicht für möglich gehalten, hier so ideales Gelände anzutreffen. Inzwischen haben Gerlosgruppe, Wagner-, Riebler- und Grundschartnerkamm ihre ganze Pracht enthüllt. Es ist mühsig, von den steilen Ranten und Graten, den zackigen Türmen und den Hängegletschern zu sprechen. Ich habe gewiß viel in den Alpen gesehen, aber es sind wenige Bilder, die mich so begeisterten wie dieses. Das allein wäre es wert, den langen Weg vom Tal herein und hinauf zu meiner sonnigen Rast zu gehen. Mein Gefährte biegt nun gegen links zur Wimmerscharte ab, während ich den Hang zu den Felsen in Angriff nehme. Weit hinauf kann ich die Schier benützen, dann stapfe ich bis zur Wand empor. Dort freilich beginnt eine mühselige Arbeit, denn es will mir absolut nicht gelingen, die Felsen an einer halbwegs günstigen Stelle zu erreichen. Der Schnee ist reichlich weich geworden und immer wieder breche ich an der Grenze zwischen Schnee und Stein bis zur Brust ein. Mein Bestreben ist, den Südwestgrat zu gewinnen. Schon bin ich in der Wand, ich komme aber nicht hoch und muß weiter gegen Westen hinaus, wo unter dem Schneeband recht bemerkenswerte Abstürze lauern. Endlich habe ich doch eine Stelle gefunden, wo ein Vordringen möglich scheint. Der Fels ist aber dort von einer dichten Eisschicht überzogen. Mühsam arbeite ich mich aufwärts, schon glaube ich gewonnenes Spiel zu haben, da bricht plötzlich bei der etwas groben Arbeit der Pichel. Wenige Meter über mir ist aperer Fels und den muß ich nun unbedingt erreichen. Mit dem Stiel wird das mühselig geschafft, was mir der ganze Pichel mit wenigen Hieben gerichtet hätte. Dann aber stehe ich aufatmend am Grat. Der ist freilich ziemlich scharf und glatt. Im Norden wären ja die Faden leicht zu umgehen, doch dort liegt noch metertiefer Pulverschnee, wie ich bei einem Querungsversuch feststelle. Ohne Sicherung wage ich mich da lieber nicht hinein, und so vertraue ich mich eben der Schneide an. Einmal hätte meinem Weg eingelagertes Eis bald ein böses Ende bereitet, aber es ging viel besser, als ich gefürchtet hatte; endlich stehe ich am heißersehnten Gipfel.



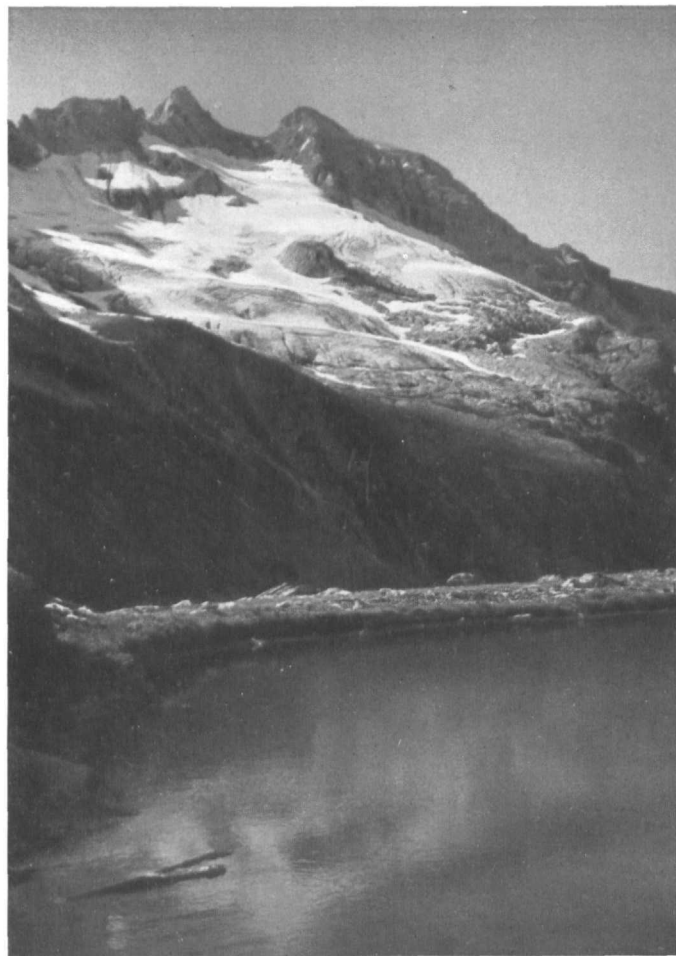
Mandlkarkopf, Gabelkopf und Reichenspitze vom Steig zur Rainbachscharte



Gamscharte und Nordgrat der Schwarzen Wand



Südliche ReichenSpitzgruppe, Lausitzer Weg  
Die ehemalige Neugersdorfer Hütte mit Dreiherrnspitze



ReichenSpitze und Gabelkopf vom See ob der Richterhütte

Dort sitze ich nun und schaue hinaus in das Reich der Berge. Wie das Nebelmeer im Süden vorwallt und zurückflutet, Gipfel freigibt, die es eben verbarag und wieder verschlingt! Weit nach Norden und Osten und Westen schaue ich in eine tausendfältige Welt, die zu einer einzigen Harmonie vereint ist, in deren Mittelpunkt ich zu sein scheine, blide zum blauen Himmel über mir, in den ein hölzernes Gipfelzeichen hineinragt. Ach Gott, was erhofft man sich alles, was wünscht man sich, was ersehnt man sich so lange Zeit! Ist es so eine Gipfelstunde? Raum, denn da man sie nicht erlebt, glaubt man nicht an das, was sie ist. Und da sie nun ist, versinken alle Wünsche. So freudig ist das Sein, das Leben, die ganze Welt ringsum. Nur, muß man denn wirklich immer allein sein, um es fühlen zu können, stört denn wirklich selbst der beste Freund dieses Gefühl der Einheit? Es ist mühsig, darüber zu sprechen. Wir, die wir mit dem Herzen und nicht nur mit Händen und Füßen Bergsteiger sind, gehen doch immer und immer wieder den gleichen Weg durch Zwiespalt, durch Zweifel auf eine Anzahl von Gipfeln, die uns nur die Freude der Schönheit, die Freude am Erreichten schenken, bis uns dann unvermutet so eine kleine Viertelstunde in den Schoß fällt, wenn wir es am wenigsten erwarten.

Gewiß gibt es viele Ausichtsberge, die berühmte sind, aber es wäre ein Verfümmnis, wenn ich nicht auch das noch besonders hervorheben wollte, daß auch das, was man so gemeinhin Aussicht nennt, etwas, was uns fast Gewohnheit geworden ist, mit diesem Berg besonders lieb gemacht hat.

Wieder klettere ich, überwinde mit Vorsicht die schlechten Stellen, wähle nochmals bis zur Brust im Schnee und koste dann die ganze Freude der wundervollen Abfahrt aus, während die Berge ringsum immer höher emporwachsen, die Hänge immer gewaltiger und die Spitzen immer kleiner werden. Mit nötiger Vorsicht wird der Steilhang genommen, dann wird der Schnee faul, und man behält die Schier nur deshalb an den Füßen, weil man doch weniger mühsam vorkommt, und ist froh, wenn man schließlich wieder festen Boden unter den Schuhen fühlt. Rasch führt das Steiglein hinab zur Bärenbadalm und dann talaus den weiten Weg, und wieder drücken die Bretter auf den Schultern. Es ist heiß und man ist müde, und es ist doch anders, ganz anders als wenige Tage vorher.

Ein Jahr ist vorübergegangen und wieder treten wir ins gemütliche Stübchen des Altwirtshauses. Diesmal reicht der Schnee gerade noch bis zu unserem Almboden. Schon gelegentlich der Erstigung der Napfspiße hatte ich festgestellt, daß der Rauchkofel mit Schier erreichbar sein müsse. Als höchster Berg der östlichen Zillertaler Loctte er uns um so mehr. Wir waren in zahlreicher Gesellschaft und so verging der Abend geschwinde, als wir dachten. Am anderen Morgen wanderten wir hinauf zur Bärenbadalm, die bewirtschaftet war, und wandten uns dann dem Hundskehlgrund zu, der, wie ich schon erwähnte, ebenso wie der Sondergrund von Schmugglern benützt wird, besonders dann, wenn Lawinengefahr herrscht. Die steilen Flanken des Taleinganges haben das Gute, daß sie ihren Schneeballast nicht halten können, und so ist die Gefahr wohl meist kurz nach einem Schneefall schon behoben. Das Tal selbst bis zum Joch hinauf ist wohl nur bei sehr ungünstigen Verhältnissen gefährdet, und dann bestimmt nicht mehr wie Hunderte von landläufigen Turen. Ein gleichmäßig harfter Schnee erlaubte uns ein wenig anstrengendes, rasches Vorwärtskommen in dem gleichmäßig sanft ansteigenden Tal bis zur obersten Seenstufe. Dann nimmt die Steigung zu und man kann sich eigentlich nicht recht vorstellen, wie man ungefährdet dem Rauchkofel zustreben soll. Allein gleich nach Überwindung der Talstufe führt eine prachtvolle Mulde gegen Osten, wird steiler und verflacht sich wieder, eine Auflösung folgt der anderen, und dadurch, daß die steileren Stücke fast stets sonnseitige Hänge darstellen, wird selten wirkliche Gefahr vorhanden sein. Während im Osten die von dieser Seite formensöhne Wagnerschneidspiße und die Napfspiße noch hoch aufstreben, scheint der breite Regel



des Rauchkofel, der beide weit überhöht, niedrig und zum Greifen nahe. Später allerdings wundert man sich, daß man für das scheinbar kurze Wegstück so viel Zeit aufwenden mußte. Im letzten Anstieg trennte sich unsere Gruppe. Wir wandten uns der Nordwestabdachung zu, die noch harten Hart auswies. Deshalb mußten wir in etwa 3100 m Höhe die Schier zurücklassen, während die andere Gruppe direkt durch den Westhang anstieg, wobei Dr. Lehner die Schier bis zum Gipfel benützen konnte. Es ist wieder eine überwältigende Aussicht, die dieser, die Umgebung weit überragende Berg bietet, und so war die Rast vom Schauen ausgefüllt. Ich freute mich dabei doppelt, daß meine Hoffnung, in unserem Ziel einen der schönsten Schiberge Tirols gefunden zu haben, gerechtfertigt worden war. Fehlt diesem Berg auch der strahlende Eismantel, den seine Nachbarn tragen, was tut es im Winter! Und wenn mir die Bretter auch stets nur ein Mittel sind, in dieser Jahreszeit ins Hochgebirge eindringen zu können, so weiß ich doch eine schöne Fahrt zu schätzen. Und daß wir auch die fanden, zeigt wohl am besten der Zeitaufwand von 50 Minuten vom Gipfel hinaus bis Bärenbad bei einem Zeitaufwand von fast 6 Stunden für den Aufstieg. Ich habe mir jedenfalls vorgenommen, jeden, der nach einer wirklich schönen und dankbaren Hochgebirgsfahrt fragen würde, diese Tur anzuraten.

Während wir nun den Abend im Wirtshaus faul ausgestreckt verbrachten und draußen ein leichter Gewitterregen niederging, zogen die Wünsche und Meinungen unserer Gesellschaft nach verschiedenen Richtungen. Die einen wollten auf den Dreieder im Zillergründl, während ich für die Wildgerlöspitze Stimmung zu machen versuchte. Ich war gegen den Dreieder, weil wir vom Rauchkofel aus gar zu tief auf ihn hinabgeschaut hatten und der neben meinem Ziel als Berg wohl nicht ernstlich bestehen konnte, wenn ich auch unumwunden zugeben mußte, daß seine Abfahrt jener des Rauchkofels kaum nachstehen würde. Ich drang mit meinen Wünschen durch, aber in der Tat kam es dann anders.

Wir zogen am neuen Morgen die Spuren hinein zu den Zillerhütten. Bis dorthin war volle Einigkeit. Dann aber zeigte sich plötzlich Widerstand, denn gleich der erste Hang hinauf zum Zillerkar sieht gar nicht verlockend aus. Und der darauf folgende noch viel weniger. Ich muß gestehen, daß auch ich schwankend wurde. Besonders der Anfang blieb mir unklar. Allein, bald konnte ich feststellen, daß auf dem mit Birken bewachsenen Riegel, der die beiden Bacharme trennt, ein Steiglein hinaufführt. Es war klar, daß man die geringe Höhe dieses Köpfels zu Fuß erreichen mußte. Ich ging daher auf Auschau. Während ich diese Arbeit tat, teilte sich unsere Gruppe. Mein lieber ständiger Surengefährte, Dr. Förggler und seine Frau, warteten das Ergebnis meiner Erkundung ab, während die anderen dem Zillergründl zuwanderten. Ich will hier gleich erwähnen, daß sie den Dreieder erreichten, indem sie bis kurz vor das Heiliggeisthöhl anstiegen, dort einen steileren Hang östlich querten und so auf das Schneefeld nördlich des Gipfels gelangten, über das dann der höchste Punkt in leichtem Anstieg erreicht wurde. Der Zeitaufwand betrug von Bärenbad aus kaum 5 Stunden und die Abfahrt erfüllte alle Erwartungen.

Ich stellte nun inzwischen fest, daß für unser Vordringen kein Hindernis bestehe, wenn auch der Anstieg fast durchwegs sehr steil vor mir lag: eine Tur, die man gewiß nur bei so sicheren Verhältnissen wagen durfte, wie wir sie eben damals antrafen. Also wanderten meine Gefährten mit mir ins Kar. Der folgende Hang war steiler und höher, als wir angenommen hatten, aber dann kamen dafür bis zur Zunge des Zillergletschers prachtvolle Böden. Ein riesiger Felsblock unter dem westlichen Teil des Rees bot uns willkommene Gelegenheit zur Rast und wir überlegten nun, ob wir den vor uns liegenden oder den östlichen Gletscherarm in Angriff nehmen sollten, welcher letzterer mir wegen der vielen Spalten gar nicht gefallen wollte, wenn er auch weniger steil schien. Wir entschieden uns also zu dem Hang gerade vor uns, der freilich eine be-



ängstigende Neigung aufwies, aber er zeigte sich als durchaus gutartig. Oft schauten wir zurück auf die Berge im Süden, freuten uns heute besonders der prächtigen Gestalt des Rauchsotel, aber auch all der anderen Berge in seinem Gefolge, und suchten die kleinen wandernden Punkte im Gröndl. Währenddessen hatten sich leider windgepeitschte Nebel über unseren Ramm gelegt und verhüllten die höchsten Gipfel. Aber was wir bereits gesehen hatten, konnten sie kaum überbieten, und wir zogen unverdrossen empor zum Sattel zwischen Schönnachschneid und Schneekarspitze, an deren felsigem Südfuß wir die Bretter ablegten. Da wir schon 3100 m erreicht hatten, konnte das folgende Wegstück nicht mehr allzulange sein. Wir querten den Hang empor nach rechts zur Scharte westlich eines auffallenden Gratturmes. Wohl piff der Wind kalt, wohl brauten die Nebel dicht um uns, aber ohne Unterlaß ging es vorwärts, die scharfen Zaden auf der Südseite umgehend, bis sich der Grat steiler zum Gipfel aufschwingt. Die felsige Gratstufe ist wie eine Stiege geartet. Dann war es nur noch ein Wühlen durch kurze Schneehänge, bis der lustige Gipfelblock erreicht war. Heute war es nur die Freude am Erreichen des gesteckten Ziels, die uns erfüllte, keine Schau und wohl auch keine prächtige Abfahrt. So wanderten wir nach kurzer Rast wieder zu den Brettern hinab, wo der Wind noch schärfer piff als vorher am Grat, und fuhren los. Am harten Harst lag vom Gewitter des Vortages her eine ganz, ganz dünne Pulverschicht. Das war die große Überraschung und der Lohn. Ich muß gestehen, daß ich mich in diesem Jahr an keine Fahrt erinnern kann, die mir solches Vergnügen gemacht hätte wie diese. So schwingen zu können auf den Steilhängen, so ohne Anstrengung, so ohne Schwierigkeit, das ist einem nur ganz selten vergönnt. Erst im letzten Steilhang war der Schnee stellenweise ein wenig saul geworden und gebot Vorsicht. Dann im Tal fanden wir wieder prächtiges Salz bis hinaus zur Bärenbadalm. Dort hielten wir nochmals Rast, fuhren mit „Schneeverwertung“ bis zur Au und wanderten dann wehmütig und demütig den weiten Weg hinaus nach Mayrhofen.

Es war nicht meine Absicht, genaue Beschreibungen zu geben, sondern ich wollte nur auf ein Gebiet hinweisen, das heute noch völlig unbekannt, aber in späteren Zeiten dem schifahrenden Bergsteiger vielleicht nicht weniger geläufig sein wird wie viele Gegenden, die heute im Munde aller sind. Wer gerne auf neuen winterlichen Pfaden wandelt, möge die Augen offenhalten, es gibt noch manches dort zu tun.



## Meije = Südwand

(Fünfte Begehung durch die Mitglieder Weippert,  
Kilian und Albus der Sektion Mittelfranken)

Von A. Albus, Nürnberg

Am 5. August 1933 standen wir, von der Promontoirehütte kommend, gegen 2 Uhr auf dem Grand Pic de la Meije, 3982 m. Ringsum auf den Dauphinébergen lag Glanz und Sonne. Um 5 Uhr war die klassische Überschreitung der „Arêtes“ hinter uns. Aus der Südwand aufgestiegene Nebel hatten uns verfolgt und uns auf dem Pic Central, 3974 m, das seltene, wunderfame Schauspiel eines Brodengespenstes beschert. Dann sahen wir Emil Solleders Absturzstelle; einige ausgebrochene Blodstellen grinsten höhnisch aus dem Felsgemäuer. Im Scheine des untergehenden Sonnenballes glühte der Eishang, über den wir zum Tabuchetgletscher abseilten, und in geheimnisvollem Dunkel lag das Refuge de l'Aigle, das wir um 9 Uhr nach einer der schönsten Hochalpenfahrten betraten.

Der nächste Tag sah uns in La Grave. — Sengende Nachmittagshitze ließ uns nur bis zum Torrent de Cavalchère kommen, dessen kühl schäumende Wellen uns schmeichelnd verlockten, den Übergang über die Brèche de la Meije auf den nächsten Tag zu verschieben. In der Dämmerung schlugen wir auf frisch gemähter Wiese neben der Romanche unser Zelt auf.

Um andern Morgen stapften wir frühzeitig hinauf ins tief eingestrefene Tal des Cavalchère. Nach dem Frühstück bei der letzten versfallenen Sennhütte brachte uns das nun schon sattfam vertraute Dauphiné-Springen über Stod und Stein zur Moräne und weiter an den blaugrün schillernden Trümmern abgestürzter Seracs vorbei zum Sockel der Enfeschores. Deren wunderbar fester Gneisgranit leitete uns in wahrer Genussklettereier über das von allen Seiten herabflutende Eismeer empor. Gegen 10 Uhr rasteten wir auf der letzten aus dem Eise ragenden Rippe. Einzig schön war von hier der Blick La Grave, tief drunten, grüßte freundlich herauf; wie sorgfältig aufgestellte Bausteine wirkten Kirche und Häuschen. In wilden Wogen züngelten die Gletscherarme hinab; aus ihnen drang hin und wieder das Krachen der brechenden Eistürme und hallendes Echo. Über uns aber bäumte sich aus der kristallinen Welt die Nordwand der Meije in jähem Schusse auf. —

Ein blanker Eishang führte mitten hinein in das regellos zerklüftete Bruchlabyrinth. An riesig breiten, grundlos tiefen Rissen kamen wir vorbei, in denen Häuser spurlos verschwinden würden. Zeitraubend war das Umgehen, mühsam oft das Überschreiten der Spalten. Endlich betraten wir die nicht mehr so steilen Hänge des obersten Firnbedens und griffen wacker aus, denn an der Brèche wartete noch Arbeit. Ein sehr steiler Anstieg folgte. Den unteren Bergschrund konnten wir glatt überschreiten, den oberen überwand Kilian in einer Eiseinbuchtung. Fleißig klang sein Pickel beim Stufen schlagen.

Droben kamen wir in grobes, rotes Bruchgestein. Wir waren noch ungefähr 100 m von der Scharte entfernt, als es über uns im Westgrat des Grand Pic ein paarmal „klad, klad“ machte, und hierauf ein ohrenbetäubend anschwellendes Poltern anhub. — Wir standen in Spannung! In welcher Rinne wird das Anheil niederbrausen? Vor-

uns, — hinter uns, — oder? — Endlich, — 40—50 m vor uns sausten fast eine Minute lang Steine und Blöcke jeden Kalibers in tollen Sähen zum Firn hinunter. — Diesmal war unser Schicksal an einer halben Minute gehangen.

In beschleunigtem Tempo querten wir, mit gemischten Gefühlen nach oben äugend, die von Gestank und Staub erfüllte Rinne und standen gleich darauf in der Brèche.

Drunten in La Grave werden sie am Fernrohr wohl auch die Steinlawine gesehen haben, — und sich jetzt befriedigt an den Kaffeetisch setzen!

Wir hatten noch eine halbstündige Kletterei über plattige Felsstufen zu bestehen, — dann fuhren wir über den Gletscher ab, bis wir schräg hinüberqueren konnten zu unserem Standquartier, der Promontoire-Hütte. Nach herrlichem Sonnenuntergang merkten wir erst unter den Decken, wie uns die letzten Tage in die Knochen gegangen, weshalb wir für morgen einen Ruhetag beschlossen.

Der ganze folgende Vormittag war dem Schlafen, Kochen und Essen in abwechselnder Reihenfolge gewidmet. — Die Nachmittagsstunden dienten einer Erkundung des besten Zuganges zum Einstieg der Südwand, die wir dann vom Promontoiregrat aus eingehend studierten.

Abschreckend und herausfordernd zugleich stand die Südwand vor uns. Zahlreich sind die Versuche, die bisher nur viermal vor uns zum Erfolge geführt hatten. Von 1860 bis 1885 wurde sie über dreißigmal vergeblich angegangen. — Dann kam Emil Zsigmondy. Dort, wo das weiße Band im tückisch glänzenden Firndreieck endigt, war er am 6. August 1885 an den schwarzen Klüften hochgestiegen. Er stürzte, — und sein Bruder Otto hielt mit Purtscheller ein abgerissenes Seil in Händen. —

Dann wagte jahrzehntelang niemand einen Angriff auf die Felsen, an denen das Können des gefeierten Heros gescheitert war. Erst 24 Jahre später war die Scheu überwunden. Aber — der Ansturm Casella mit den Führern Turc und Brun brach am 17. und nochmals am 20. August 1909 an den ominösen Felsen zusammen. Zuletzt wollte er die Aufstiegsmöglichkeit von oben erkunden. Mit den Führern Turc, Rodier, Gaspard und Magimin beabsichtigte er unter Anwendung von 530 m Seil den Abstieg über die scheinbar unbezwingliche Wand zu versuchen. Auf dem Schneeband warteten Brun und Roderon, — jedoch vergebens! Casella traf am Abend entmutigt in La Grave ein, und Pierre Turc, der die schwierigsten Dolomitenanstiege besiegt hatte, mußte sich hier geschlagen geben. Wieder lag die Wand zwei Jahre unberührt. Am 29. Juni 1911 stieg der junge Franzose Ruff de Lavison in kühnem Siegesdrang hinauf zum Firndreieck. Er mag wohl die Stelle geschaut haben, die Zsigmondys Verderben war. Und als er weiterstürmen wollte, stürzte die Mauer auch ihn zum Gletscher hinab.

Am 28. Juli 1912 endlich wurde die lodende Wand von der ruhmreichen Seilschaft, den Führern Angelo Dibona und Luigi Rizzi mit ihren Herren, Guido und Max Mayer-Wien, besiegt. In jedem Wagen ließen sie den Bänderzug rechts liegen und griffen die Wand fast in der Fall-Linie an. In 16stündigem, erbittertem Kampfe gewannen sie unter ungeheuren Schwierigkeiten die Scharte zwischen 2. und 3. Turm.

14 Jahre mit mehreren abgeschlagenen Versuchen vergingen, ehe den Wiener „Naturfreunden“ Grazer und Fara die zweite Durchsteigung gelang. — Die dritte Partie, die Franzosen Arnau und Stoffer, eröffnete 1927 beim Ausstieg auf den Grat weiter rechts die Stöfer-Variante, zu der sie von ausgebrochenem Gestein gezwungen wurden. Die vierte Begehung buchten im Juli 1931 vier Mitglieder des polnischen Sattravereins, die in der Wand und auf dem Grat je ein Ziwak beziehen mußten.

Die nunmehr fällige fünfte Durchsteigung bildete seit einem Jahre den Herzenswunsch und Ehrgeiz unseres Weipert. — Und morgen sollte es sich entscheiden, welches Schicksal der Berg für uns bereithielt. Guten Mutes gingen wir schlafen. Hatten sich doch in unserer jahrelang bewährten Seilschaft jugendliches Stürmen, sicheres Können und reifes Abwägen zusammengefunden, so daß nur objektive Gefahren

das Gelingen der Fahrt in Frage stellen konnten. Wir vertrauten auf die Gnade des Berges und unser altes Bergsteigerglück, denn erst 14 Tage vor uns hatte die „Face sud de la Meije“ vier junge Leben vernichtet. —

Am 9. August früh 4 Uhr standen wir bereit. Auf den zwei großen zurückgelassenen Rucksäcken hatten wir auf alle Fälle einen Zettel mit Angabe unseres Fahrtenzieles angeheftet.

Grauer Dämmerchein und fahles Licht des untergehenden Mondes stritten sich noch, als wir die Hütte verließen. Die übrigen Parteien verschwanden am Promontoiregrat, lange hörten wir ihr Pidelgeklirr und ihre Zurufe. Für uns aber hieß es, einen ernsteren Strauß auszusechten. Ohne Lichter zu benötigen, querten wir die Abstürze östlich der Hütte. Auf dem gestern erkundeten Wege waren wir bald auf einem schrägen Band, das steil bis zum Gletscher hinabreicht. Durch Abseilen gewannen wir rasch dessen Ende an einer Firnzunge, die fast ohne Randluft an die Felsen stieß. Phantastisch ragten die Zaden und Zinnen in den verblassenden Nachthimmel. Der junge Tag brach an, als wir steigeisenbewehrt den glasharten Hang zum Fuße der Südwand hinaufquerten.

Um 6 Uhr erreichten wir die Randluft und fanden etwas abwärts steigend eine halb eingestürzte Schneebürde, die den Einstieg vermittelte. Bergschuhe und Steigeisen kamen in den Rucksack, die Kletterschuhe an die Füße. Die beiden 35-m-Seile wurden zusammengeknüpft, ein kurzes „Heill“ — und Weippert spreizte in weitem Schritt hinüber. Kräftiger Abstoß mit dem hinteren Fuße und Hineinsinken in den Riß waren eins. Der Einstieg ist dieser Wand würdig.

Sofort begann harter Kampf. Gleich die erste Seillänge lief langsam ab. Der Erste verschwand in einer Schlucht, aus der es dann dumpf heruntertönte: „Nachkommen, aber mit äußerster Vorsicht.“ Kilian folgte, warf gleich ein paar Broden herab, die noch vor mir in die Randluft zischten. Bald konnte auch mein Überstieg erfolgen. Schon im ansehenden Ramin zeigte sich die Schwierigkeit des Gesteins. Abwärts gerichtet sind die Tritte, — dachziegelartig die Griffe. — Nicht umsonst vergleicht Mayer dieses Stück mit dem Winklerriß. Während mich der Zweite sicherte, ging Weippert gleich weiter. Die breiter und tiefer werdende Schlucht wurde leichter, dafür aber sehr brüchig. Einige Seillängen konnten wir gleichzeitig gehen, bis plumpe Überhänge wieder Sicherung notwendig machten. Aber lotrechte, zerfurchte Wände ging es schwierig empor zum letzten Firnsfeld, das senkrecht unter dem Gipfel des Grand Pic liegt.

Von dort quert der Anstieg Dibona nach Erklimmen des Firns hinüber in die 150 m hohe Eisschlucht, die eine einzige große objektive Gefahr darstellt. Wir beschloßen nach eingehendster Prüfung, die Kletterschuhe nicht auszuziehen und unser Heil drüben an dem Pfeilerbollwerk rechts der Schlucht zu versuchen. Der Vorteil dieser Wegführung ist, daß wir die Eisschlucht noch sicher vor den ersten Steinlawinen des Grand Pic passieren können. Die dadurch bedingten größeren technischen Schwierigkeiten schreckten uns nicht ab.

Frisch ans Werk! Aber dachziegelartig geschichtete, vom früher weiter herabreichenden Eise blank gefeuerete Steilplattenschüffe führte ein langer Quergang, mehr gefährlich als schwierig, in die Schlucht, die in ihrer Mitte auf 30 m „Le verglas“, den im Dauphiné so gefürchteten Eisbelag trug. Wo dringend notwendig, schafft Weippert mit dem Kletterhammer kleine Stufen durch Absplittern des glasigen Überzuges. Mit größter Sorgfalt sichernd, kamen wir ohne Zwischenfall zum Fuße des ausersesehenen Pfeilers. Und schon schwirrten die ersten Steinlawinen durch die Schlucht herab. Ost bang nach Griffen spähend, kletterten wir an der Kante empor und saßen bald auf dem Pfeilerkopf.

Die Umgebung ist von unbeschreiblicher Wildheit. Nur Stein und Firn bauen diese Wand, in der ewiges Schweigen herrschen würde, wenn es nicht hie und da Stein-schlaggeschmetter unterbräche. Im Zickzack nahmen wir die nächste sich etwas zurücknei-

gende Plattenzone, die an die Arme große Kraftansforderungen stellte. Mit seinem Geröll überzogene Schrägplatten folgten, die größte Trittsicherheit erheischten. Sie lagen in der gefährlichsten Steinfallzone, weshalb wir sie so rasch als möglich querten.

Schauerlich wirkte nun der Blick zu den düsteren Tiefen hinab, aus deren feuchtkalten Schatten wir zur Sonne stiegen; bedrückend wuchtete über uns die obere Wand ins Blaue. Beim allmählichen Näherrücken offenbarte sie uns den ganzen Zauber ihrer schrecklichen Schönheit.

Über eine etwas weniger geneigte, vom Steinschlag zermürbte Plattenwüste legten wir eine weite Schleife nach rechts zum unteren Rande des verhängnisvollen Firndreiecks. Über seine Schneide stiegen wir eben vorsichtig hinan, als uns ferne Juchzer aufhören ließen. Droben auf dem Gipfel des Grand Pic bewegten sich lächerlich kleine Pünktchen und winkten uns zu. Wüstes Trümmergestein, das uns bei jedem zweiten Griff in den Händen blieb, brachte uns zum Ramin. Anfangs breit und leicht, wird er später eng und schwierig (Sperrblöcke hinderten), schließlich unmöglich. Wir sahen in einer Höhle, von der aus der Ramin 8—10 m in die Wand hinaus hängt. Wir waren an der historischen Anglüdsstelle.

Wir mußten nun in die Wand zur Linken. Ein dünnes Leistchen leitete um die scharfe Ede, und weiter unter einen Überhang, der uns genügend sicher erschien, kurze Schraft zu halten. Die Uhr zeigte Mittag. Weippert hatte den ersten Bissen im Munde, — Kilian wollte seine Sardinienbüchse öffnen, und ich hatte just eine Aufnahme gemacht, als in großer Höhe ein Peitschenknall die Luft zerreißt. Ein leises Summen schwillt zu schwirrendem Säusen und Rollen an, ein dumpfer Aufsprall, immer noch hoch über uns, ein Knattern folgt, Gepolter und Dröhnen betäubt uns fast, und gleich darauf stehen wir in Staub und Stank. Und links, rechts, über uns, — vom Überhang hinausgetragen, — donnert das Steinfallgewitter hinab. — Es schien, als ob der in den lebendig gewordenen Felsen uns umlauende Tod grollte, uns unter dem Überhang nichts anhaben zu können. Schon war die Lawine im Abflauen, — wir atmeten auf! — da sausten von der Seite ein paar Querschläger zu unserem Standpunkt herein. Eines dieser surrenden Geschosse schlug Kilian mit lautem: „Päng“ die Sardinienbüchse aus der Hand. — Da drückten wir uns möglichst eng an den Überhang und brachen nach eingetretener Ruhe sofort auf, der Appetit war uns gründlich vergangen. Kilian hatte nur eine leichte Prellung erlitten, die ihn zum Glück nicht weiter behinderte. Wenige Minuten später bekam der Anglüdsrabe noch einen kleinen Stein auf den Kopf, der ihm zwar keine gefährliche, aber eine stark blutende Wunde beibrachte. Die folgende Querung führte einige Seilängen weit durch solch morsches Blockgestein, daß Weippert uns eine Warnung zuruft. Daß sie nötig war, bewiesen einige unliebsame Zwischenfälle: An einer überhängenden Stelle brach mir ein Riesenblock, der bei meinen Gefährten gehalten hatte, aus; etwas später gingen sie ungefährdet über ein vorspringendes Wandköpfl, unter meinem Schwergewicht stürzt es mit Donnergepolter ab. In diesem Teil der unheimlichen Wand treffen größte Ausgesetztheit und elend brüchiges Gestein zusammen. Längere Zeit glaubten wir falsch gegangen zu sein, bis unser Erster zur Beruhigung einen Mauerhaken auffand.

Dann fanden wir einige Gegenstände. Hier lag ein durchlöcherter Berghut, dort hing das verblichene Hutband, — und in einer Nische ruhte ein verrostetes Steigeisen. Anzeichen von früherer menschlicher Anwesenheit. Doch von welcher trauriger Art! Stumm gingen wir weiter.

Das Gestein ward nun plattig und damit wieder fester. Ein Stück lotrechte Wand querten wir mit unangenehmster Fingerspitzen- und Zehenarbeit. Ein Band leitete zu einigen schwierigen Platten, denen sich ein schräg nach links hinanziehender Hangelriß anschließt, den meine beiden Kameraden, die es ja wissen müssen, mit dem Einstieg an der Civettawand vergleichen. In dessen Ende kauerten wir dann auf

einem Köpfl und sahen um die Ecke in den wirklich höllischen Rachen einer dämonischen Schlucht. Senkrechte Plattenschüffe glitzerten uns mit didem Wassereisbelag entgegen und die überhangende Wand, die wir nun angehen mußten, sah unmöglich aus. Wir begriffen, daß hier die Erstbegeher sich lieber 25 m zum Schluchtgrunde abgeseilt hatten, worauf Dibona mit einem scharfen Stein in langwieriger Arbeit 40 m hoch winzige Griffe und Tritte in das Eisgemäuer gemeißelt hatte.

Wir wechselten nun die Reihenfolge. Ich kam in die Mitte, Kilian wurde Letzter, und Weippert, von 4 Armen gesichert, begann den schweren Gang. Bei dieser Kletterei ist der Körper auf eine Länge von 5 m stark nach rückwärts geneigt, während der anschließende Überhang den Kopf fast auf die Knie drückt. An winzigen Griffen überlistete er diese außergewöhnlich schwierige Stelle. Nach etwa zehn heißen Metern verschwindet er in der Schluchtverschneidung unseren Blicken. Zentimeterweise lief das Seil ab. Erst nach einer halben Stunde kündeten uns wohlbekannte, klingende Schläge das Eintreiben eines Sicherungshakens. Das erlösende Wort „Nachkommen!“ scholl dumpf herab. Noch eine Seillänge führte in der gleichen Weise durch die Schlucht empor, in der auf der Schattenseite riesige Eiszapfen hingen.

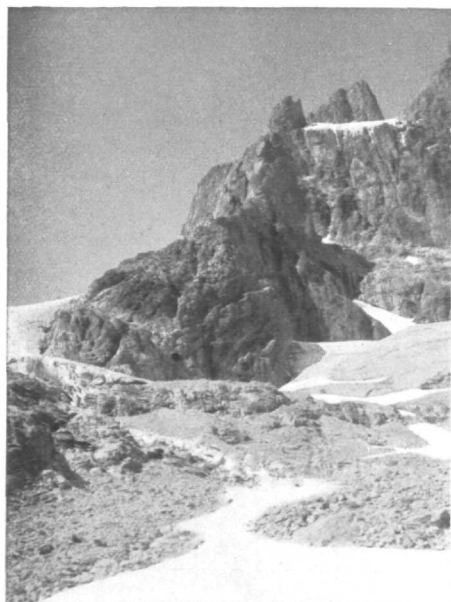
Eine Schlucht brachte dann leichter zu einer Sperrmauer. Nach Überwindung ihrer vereisten Felsen stiegen wir in einer Eistrinne empor und befanden uns in etwa 3800 m Höhe auf einer Wächte, von der ein schräges Band leicht ansteigend nach rechts zieht. Wir waren jetzt, um 4 Uhr, ungefähr 120 m unter dem Grat und glaubten zuversichtlich, daß uns der Sieg heute noch gelingen werde. Das Gelände wurde nun arg unübersichtlich. Das Band verliert sich in ungeheuren Wülsten und Ausbauchungen, zwischen denen Risse und Ramine scheinbar unschwierig hinaufziehen. Alle 10—15 Schritte bieten sich Anstiegsmöglichkeiten; trügerisch führen sie einige Meter empor, um in aalglatten Mauern zu enden. Der Erste und Letzte probierten hier und dort, — immer wieder mußten sie ergebnislos absteigen. Endlich brachte uns eine kleine Rippe höher hinauf, zu grauen Tafeln, die von Weippert für ungangbar erklärt wurden. Während ich behauptete, wir müßten unbedingt links durchkommen, querte er, 800 m völlig ausgekehrt, nach rechts und stand zuletzt auf nadelspitzem Sacken, wo er mit dem vom Einstieg herauf durchreißenden Ramin liebäugelte. Vor diesem wird aber im französischen Führer eindringlich gewarnt, — und ich mußte ganz energisch werden, um Weippert von seinem Vorhaben abzubringen. — Dort drüben hätten wir sicher bivouacieren müssen.

Endlich stand er wieder vor den Tafeln. Sögernd packte er sie an. Ein—, zwei Meter gewann er vorsichtig auf Reibung, dann ward aus seinem unsicheren Saften plötzlich Wut, und nach einem glänzenden Kletterstückchen konnte er uns nachkommen lassen. Die Wegführung wies nun schräg aufwärts, weit nach links. Immer schwieriger werdend, je höher wir kletterten, kamen wir zu einer geneigten Platte mit einem Mauerhaken.

Jetzt spürten wir frischen Wind von oben herabstreichen, wir näherten uns dem Grat. Draußen hingen fast an jeder Berggruppe Gewitter, nur die Meije blieb frei.

Nach der Beschreibung müßten jetzt leichter gangbare Felsen kommen, — aber, — überall sahen wir gelbe und rote Stellen von frischen Gesteinsausbrüchen, die das letzte Stück von drei Seillängen so verwüstet hatten, daß hier noch der Erfolg in Frage gestellt war. Ein Quergang brachte in eine Verschneidung, die in 8 m Höhe unter einem baldachinartigen Überhang endigt und alles Können unseres Weippert erforderte. An einem Haken, den er gerade noch in ein Ritzen schlagen konnte, hing er, bis er sich für den nächsten Quergang über Plattenwülste erholt hatte. Äußerst langsam schob er sich hinüber. — Diese 20 m zu einem Köpfl waren kein Klettern mehr, sondern verzweifeltes Ankämpfen gegen einen Sturz. — Um 4 Uhr 45 Min. standen wir wieder vereint unter der nur noch 15 m hoch über uns sich aufbauenden Schlußwand.

Rechts, in einer Ritzenverschneidung, gähnte ein schwarzer Ausbruch von 4 m Höhe, und links drohten große, abwärts geschichtete Plattenstufen. Wiederholte Versuche



Das „Promontoire“ der Meije  
Oben Glacier carrée



Meije-Hauptgipfel  
Südwand von Promontoire-Hütte



Meije-Südwand von Refuge Chatteret

Grande  
Ruine  
↓

Pic des  
Cavales  
↓

Pic  
Bourcet  
↓

Les  
Bans  
↓



La Grande Ruine, Pic des Cavales, Pic Bourcet und Les Bans vom Etançons-Gletscher  
vom Anstieg zur Brèche de la Meije



Auf der Moräne des Etançons-Gletschers. Blick ins Val d'Etançons und Veneon  
Darüber: Grand Aiguille, Rocher de l'Encouler, Tête de l'Etrét





rechts scheiterten: da ging er nach links. In einer Viertelstunde hatte er dem Gestein 6 m abgetrogt. Der nächste Meter schleudert ihm ein „Unmöglich“ entgegen. Wir mußten rechts hinauf!

In dem nun beginnenden Kampfe um 4 m Fels leisteten Weippert und Kilian fast Übermenschliches. Nach vielen abwechselnden Anstrengungen gelang es ihnen, in eine Ritze einen Haken zu stecken. Dann kletterte einer nach dem andern immer wieder hinauf, — verkrampfte sich mit der einen Hand, machte mit der anderen zwei, drei Hammerschläge, — um mit letzter Kraft fast herunter zu fallen. — Endlich saß der Haken. — Ein Karabiner schnappte ein, und noch einmal wiederholte sich derselbe langwierige Vorgang, bis ein zweiter Haken in äußerster Reichweite eingetrieben war.

Nach einer Pause hing Weippert im zweiten Karabiner, — der erste Haken wird ein guter Tritt, — die Linke erwischt eine dünne Schwarte, mit deren Hilfe und dem oberen Haken als zweitem Tritt er die letzte Schwierigkeit überwindet. Gesiegt!

Kilian folgte, und ich betrat um 6 Uhr als Letzter den Grat. Mit festem Händedruck beglückwünschten sich die ersten Deutschen zu dieser Fahrt. Wir wechselten die Schuhe, wobei wir erst unserer halb durchgekletterten Finger gewahr wurden, und nahmen die ersten Bissen des heutigen Tages nach zwölfwündigem Kampf zu uns.

Dann turnten wir flott über den uns ja wohlbekannten Grat, dessen Türme und Saden phantastisch aus den aufsteigenden Nebeln spukten. In kurzer Zeit standen wir auf dem Pic Central und in der Brèche Turc. Da horch! — Aus der Tiefe schallten Stimmen, — und wir sahen im Eishang eine uns schon von Promontoire her bekannte Bergsteigerin mit ihrem Führer, die ohne uns wohl nicht mehr weiter gekommen wären. — Der Führer hatte zu wenig Seil, um die Dame auf einmal abzuheilen, und sie getraute sich nicht frei zu stehen, bis er zu ihr hinabkam. Sie priesen uns als rettende Engel. — Bald konnten wir untertauchen in einem großartigen Wolkenmeer, aus dem nur noch die Arvennadeln ragten. Schwarze Wolkenmassen, größer als die Berge selber, kamen finster drohend auf uns zu und umgaben uns mit feinem feuchtem Dunst. In der Nigle-Hütte — es war 9 Uhr 30 Min. geworden — hob dann ein Schlemmen an. Die dankbaren „Beretteten“ traten uns ab, was sie entbehren konnten, und waren des Lobes voll über unsere vollbrachte Fahrt. Der nächste Tag fand uns zusammen auf dem gleichen, in die Knie gehenden Abstieg wie das letztmal. Um 2 Uhr sahen wir wieder in Villar d'Arène beim Essen. Den Wein aber bezahlte heute unsere Bergfreundin. Dann entführte uns das Auto über La Grave nach Bourg d'Oisans, wo wir uns beim Warten auf den Anschluß noch eins für den Durst genehmigten.

Gegen Abend mieteten wir uns bei Rodier in La Béarde ein Zimmer und krochen, das einzige Mal in drei Wochen, in richtige Betten. Vor dem Schlafen würfekten wir noch, wen morgen das Los traf, die Rucksäcke von der Hütte zu holen. Selbstverständlich langte ich alter Esel daneben, ausgerechnet unser Jüngster hatte das Glück!

Aber, es war ein herrlicher Tag, und es reute uns nicht, unsere Südwand noch einmal zu sehen. Auf Promontoire vervollständigten wir mit einem gewissen Stolz unseren Eintrag ins Hüttenbuch und kletterten nach kurzem Imbiß gleich wieder hinab. Bei der alkehrwürdigen Hütte von Chatellaret schlug uns noch einmal der Riese, der das Tal beherrscht, in seinen Bann. Im Tale kam uns der Freund eine Stunde weit entgegen.

Kurz vor dem Dorfe nahmen wir unter Wasserfällen ein Bad und konnten um 3 Uhr frisch und munter ins Auto nach Grenoble steigen. Es hatten sich viel Leute, Fremde und Einheimische, angesammelt, — und durch ihre Reihen ging ein Rausen! Verschiedene Brocken verstand ich „Les Allemands, qui ont fait la Face sud!“ „Die Deutschen da, die haben die Südwand gemacht!“ — Dann fuhren wir zum Tale hinaus!

In unserer Erinnerung aber leuchtet hell der Tag, an dem die gutgelaunte Meiße uns den Sieg erringen ließ, — über i h r e, über u n s e r e Südwand!

# Bernina

## Erfahrungen und Erlebnisse

Von Walther Flaig

Zwischen Montblanc und Großglockner habe ich fast alle Gletschergruppen der Alpen durchstreift oder doch aus nächster Nähe betrachten können, aber keine Landschaft, kein Hochtal und kein Gletscherreich erschien mir in so geschlossener ausgeglichener Schönheit als das Engadin mit der Bernina, deren Naturschönheiten Segantini über alle ihm bekannten stellte.

„Hier“ — sagt der große Künstler, dessen Urteil wohl jeder gerne anerkennt — „hier verschmelzen die Ketten der Berge und ewigen Gletscher mit dem Grün der Weiden und dem grünen Dom der Tannentwälder, hier spiegelt sich der azurne Himmel in Seen und Teichen, die hundertmal blauer sind als das Firmament darüber. Die lippigreichen Weiden werden überall von kristallinen Bächen durchzogen, die aus den Felsenspalten herabkommen, um alles auf ihrem Wege mit frischem Wasser zu tränken. Überall blühen die Alpenrosen und alles ist erfüllt von den Klängen wechselnder Harmonien, vom Gezwitz der Vögel, dem Gesang der Lerchen, vom Geplätscher der Quellen, dem Glockenklang ferner Herden und dem Gesumme der Bienen.“

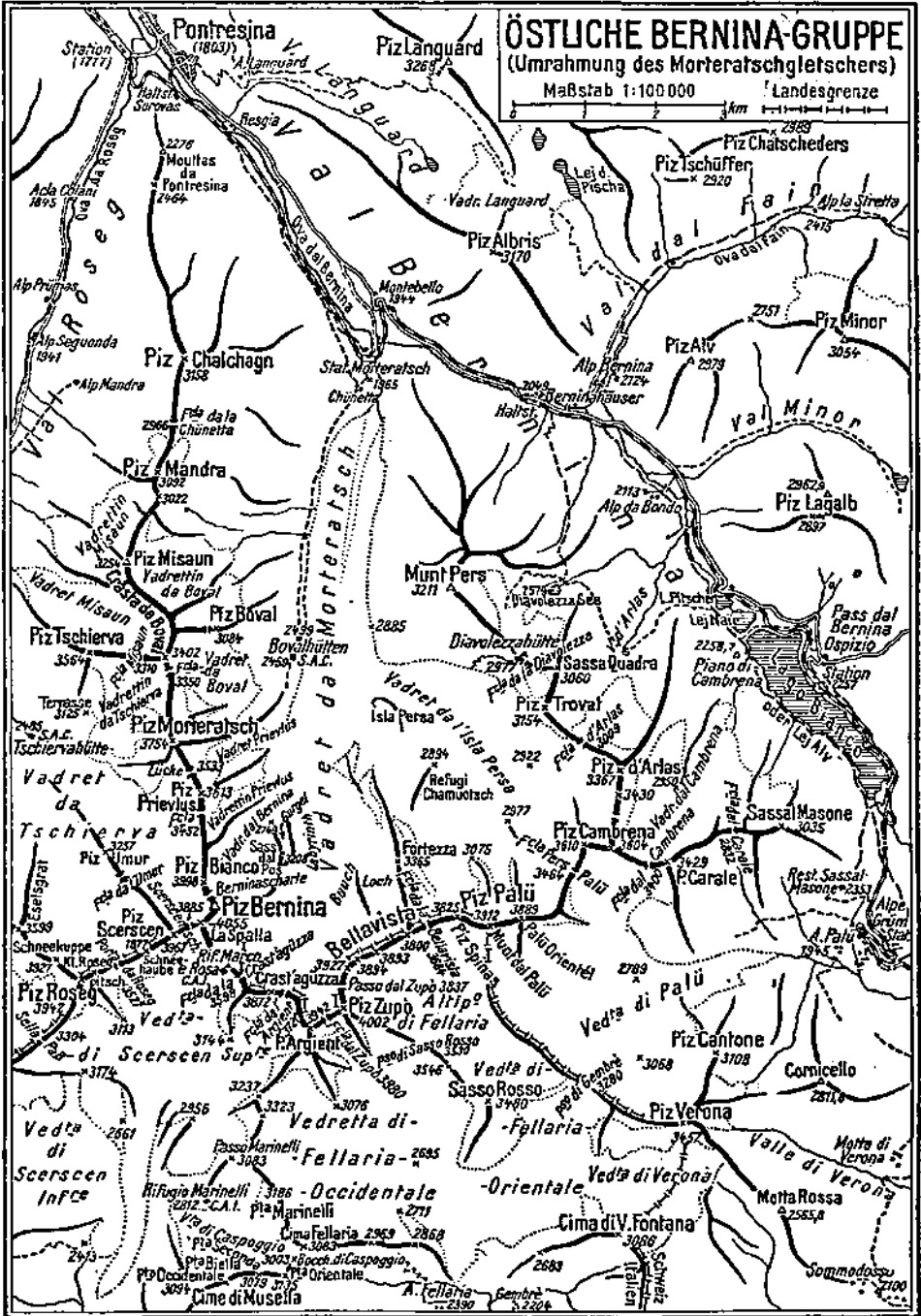
Meine Gefährtin nannte das Bernina-Engadin daher treffend ein „festliches Land“, im Gegensatz zum Wallis, der „heroischen Landschaft“ Rilkes. (Vgl. Tafel 13.)

Nun sind es gerade 10 Jahre her, daß ich das erstemal in diesen Festsaal der Alpen eintreten durfte. Und so mächtig faßte es mich an, daß ich kein Jahr vorübergehen ließ, ohne wenigstens einen kurzen Blick in den Glanz zu tun. Ja in manchem Jahre kehrte ich zwei- und dreimal wieder und so sind es schon über ein Duzend größerer und kleinerer Reisen, die mich mit diesen Bergen und Seen, Gletschern und Graten, mit den Lärchen- und Arvenwäldern dort droben verbinden. Längst ist das festliche Hochland meine große Liebe in den Alpen geworden. Jeden Gipfel von Bedeutung habe ich bestiegen und manchen wieder und wieder, auf mancherlei Pfaden. Als ich für diese Arbeit hier die Erinnerungen zusammenzutragen begann, da war ich selbst bestürzt von der Fülle schöner Erlebnisse und wilder Abenteuer, die aufstanden, um von glücklichen Tagen zu erzählen.

Schon lange schien es mir merkwürdig, daß in den neueren klassischen Schriftwerken der zeitgenössischen Bergsteiger die Bernina nirgends breit erscheint.

Noch seltsamer aber mutete es mich an, daß bis Ende 1932 kein deutscher Führer für diese Gruppe erschienen war, ja sogar keine der deutschsprachigen Vereinschriften eine aufklärende und abschließende Einzelbeschreibung veröffentlicht hatte, nicht einmal diejenige des Schweizer Alpenclubs, gar nicht zu reden von denen der deutschen und österreichischen Alpenvereine, die überhaupt noch keine nennenswerte größere Arbeit über die Berninagruppe gebracht hatten. Während bald jede Begehung des Peuterer-Grates „gebucht“, jeder Alpenmugel „monographisch“ bearbeitet ist und die hintersten Winkel asiatischer Gebirge beschrieben sind — übersah man bisher eine der schönsten Gruppen im Herzen der Alpen. So entstand der Plan zu dieser Arbeit.

Bevor ich meinen „Erlebnissen“ Raum gebe (S. 59), möchte ich aber meine „Erfahrungen“ kurz zusammenfassen, um den Nachfolgern einen kleinen Dienst zu tun.



Karte der östlichen Bernina-Gruppe

Einige Abkürzungen häufig wiederkehrender Worte bitte ich zu beachten:

- BZ. = Bernina-Buch. Ich meine damit mein Werk „Hoch über Tälern und Menschen“. Im Banne der Bernina. Näheres siehe unten S. 58.  
 BZf. = Berninaführer des SAC., vergleiche nachstehenden Abschnitt.  
 Rh. B. = Rhätische Bahn, das ist die Privatbahn, welche den größten Teil Graubündens mit ihren Linien erschließt.  
 SA. = Siegfried-Atlas, d. h. der amtliche Topographische Atlas der Schweiz; 1 : 50 000.  
 SAC. = Schweizer Alpenclub.

## Erfahrungen

### Eine praktische Einführung in die Berninagruppe

Der Ende 1932 erschienene Berninaführer des Schweizer Alpenclubs entbindet mich von der ursprünglichen Absicht und Pflicht, diesen „praktischen Teil“ zu einer vollkommenen Einzelbeschreibung (sogenannten Monographie) auszubauen. Ich müßte wiederholen, was dort sehr gut verdichtet zu finden ist; es wäre eine unnötige Belastung dieser Zeitschrift. Ich beschränke mich auf das, was in dem Führer — nach seinem Wesen als Taschenbuch — nicht oder nur sehr gedrängt behandelt ist.

**Führer und Karten.** Bis zum Jahresende 1932 gab es zwar einen italienischen, ja sogar einen englischen aber keinen deutschen Führer für die Bernina. Dann erschien endlich der V. Band „Berninagruppe“ des „Clubführers durch die Bündner Alpen“ (SAC.-Verlag, Luzern).

Er wurde von Marcel Kurz, dem bekannten Verfasser der Walliser Führer, in französischer Sprache geschrieben. Man übertrug mir die Übersetzung, in deren Verlauf ich zum Mitverfasser wurde, wenn dies auch im Buchtitel nicht erscheint. Denn ich kannte das Gebiet nicht nur sehr gut, sondern ich hatte auch jahrelang für solch einen Führer gesammelt und verarbeitete meine Erfahrungen mit Freuden in diesem Werk. Graf Aldo Bonacossa — wohl der erfolgreichste italienische Bergsteiger meiner Generation — schrieb mir denn auch, es sei der beste Führer, den er je gesehen habe. Dieses Werk erspart mir viele praktische Anleitungen, manche Schriftenhinweise usw. und läßt mir Raum für die Erlebnisse, denn der Führer enthält bis 1931 auch alle nennenswerten Angaben über das Schrifttum. In Verbindung mit dem Zusammendruck „Berninapass“ des „Topographischen Atlases der Schweiz“ (1 : 50 000, sogenannter „Siegfried-Atlas“, abgekürzt SA.) kann ein Bergsteiger kaum besser mit Führer und Karte versehen sein als jetzt für die Bernina. Ich möchte den Leser auch bitten, Führer und Karte neben sich zu legen, sich und mir zur Erleichterung. Wer sich den größeren Zusammendruck des SA. nicht kaufen mag (Fr. 3.30) der nimmt das Blatt 521 „Piz Bernina“, auf dem das Herz der Gruppe drauf ist. Für die endgültige Namengebung allerdings ist nur der Führer maßgebend!

**Der Skifahrer** endlich findet die wichtigsten Touren in dem „Skiführer für das Oberengadin“ und in der „Skitourenkarte Oberengadin und Bernina“ (1 : 50 000; Verlag Rümmerly & Frey, Bern). Freunde von Vogelschaukartentouren seien auf die schöne Arovue-Skitourenkarte 1 : 50 000: Oberengadin—Albula—Bernina aufmerksam gemacht (Verlag Conzett & Huber, Zürich).

Auch der „Offizielle Skitourenführer der Schweiz“ des SSB. (Schweizerischer Skiverband, Verlag Rümmerly & Frey, Bern, 1934) enthält S. 168—174 die schönsten Touren im „Berninagebiet“; sie sind z. T. besser beschrieben als in dem erstgenannten Führer.

Der Morteratschgletscher und die Diavolezzatur sind ja bereits große Mode bei den

Stifahrern, der Piz Palü wird auch schon öfter, seltener der Piz Bernina bestiegen. Piz Misfaun ist beliebt, desgleichen die Fuorcla Surlej, der Piz Corvatsch und der Piz Chapütschin. Palü—Supo—Bernina und die Südumrahmung des Roseggletschers erfordern aber nicht nur gute Skifahrer, sondern auch tüchtige Gletscherleute. Im Fergal sind einige prächtige Skifahrten, wie Piz Leb, Piz Fora, Piz Tremoggia. Und die Umkreisung des Bernina — (verschiedene Möglichkeiten, Näheres im *B.F.* S. 40) — ist eine der Alpenskifahrten großen Stiles in eindrucksvollster Landschaft. Ich werde meine Erlebnisse mit Skiern im letzten Abschnitt dieser Arbeit schildern (1935).

**G r e n z e n.** Die Berninagruppe ist ein Teil der „Bernina-Alpen“. Unter diesem Sammelbegriff vereinigt man heute das große Biered, welches von folgenden Tälern und Pässen umgrenzt ist: im **N o r d w e s t e n**: das Bergeller Tal der Maira (Val Bregaglia: Maloja—Chiavenna) und der Oberlauf des Inn, d. h. das westlichste Oberengadin von Maloja bis Samaden. Im **N o r d o s t e n**: das Berninatal (Ova del Bernina und der Flaz-Bach; vom Berninapass bis Samaden), sowie das Puschlaver Tal oder Valle di Poschiavo vom Berninapass bis Tirano im Veltlin. Im **S ü d e n**: das Veltlin (Valtellina) von Tirano bis zum Comer See und im **W e s t e n** die Linie Chiavenna—Colico (untere Maira und Comer See).

Diese „Bernina-Alpen“ wiederum sind durch die Linie Maloja—Val und Passo Murretto—Valle Malenco—Sondrio in zwei klar umgrenzte Gruppen geschieden: die „Bergeller Berge“ im Westen und die engere „Berninagruppe“ im Osten.

Die Berninagruppe ihrerseits zerfällt deutlich in eine nördliche Hauptgruppe und eine südliche Nebengruppe; getrennt durch den Passo Confinale (genau westlich von Poschiavo).

Die südliche Nebengruppe, die ich hier nicht behandle, ist zu vier Fünfteln italienisch und von verhältnismäßig niedrigen und unbedeutenden Bergen gebildet. Nur der Pizzo Scalino sticht hervor. Die vielberühmte Bernina schlechweg ist die nördliche Gruppe im ländler- und wasserscheidenden Hauptkamm. Ihr gilt unser Bemühen.

**U f b a u.** Hören wir zunächst, was Marcel Kurz im *B.F.* über den eigentümlichen Gleichbau der Schweizer Seite sagt:

„Die Symmetrie der Schweizer Seite ist auffallend: ein Haupt- und Mittelgrat zieht sich vom Piz Bernina geraden Wegs nach Norden, um vor den Toren Pontresinas zu endigen: zu beiden Seiten dieses Rückgrates ein gewaltiger Gletscher und ein Tal (Roseg und Morteratsch): dann von neuem eine Kette, wie eine Art Flügel auf jeder Seite, so daß man das Gebiet einem ungeheuren, nach Süden fliegenden Adler vergleichen hat, dessen Haupt der beherrschende Punkt des Massivs wäre (Piz Bernina). Freilich hintt dieser Vergleich, denn das Massiv weist eine westliche Abzweigung auf: jene ganze Kette, die von der Fuorcla Feg-Scerscen zum Piz da la Margna verläuft.“

Die beigegebene Karte bestätigt dies Bild.

Man erkennt leicht, daß die Hauptmassen und Gipfel um den Piz Bernina her geordnet sind und daß die großen Gletscherkessel des Morteratsch- und Rosegtales die berühmtesten und höchsten Gipfel um sich versammeln. Beide Täler sind in ihren oberen Firnbeden verbreitert und zweigeteilt.

Fast die ganze Anteilnahme an der Gruppe beschränkt sich auf diese zwei großen Gletscherbeden. Die westlich anschließenden Täler, Val Feg und Val Fedog sind im Vergleich dazu kaum bekannt, obwohl eine Reihe hübscher Fahrten in Eis und Fels dort warten.

Sie seien dem Feinschmecker ebenso empfohlen als die dankbaren Zuren in den „Südlichen Ausläufern“, vor allem die Cime di Musella (vgl. *B.F.* S. 316—348).

**U n t e r k l i n s t e**: In oder an jedem der vier eben erwähnten Firnbeden liegt je eine Bergsteigerhütte (von Ost nach West): die Diavolezzahütte, 2977 m, (Telefon), die Bovalhütte, 2499 m (Telefon), die Eschiervahütte, 2485 m, und die Coazhütte, 2390 m.

Diese vier Hütten, die erste im Privatbesitz, die drei anderen Eigentum des Schweizer Alpenclubs, sind auch die hauptfächlichen Standquartiere des Bergsteigers. Sie werden ergänzt durch eine Reihe privater Berggasthöfe. Im Berninatal: Station Morteratsch, Berninahäuser, Berninahospiz, Alp Grüm. Im Rosegtal: „Rosegrestaurant“; ferner auf Fuorcla Surlej, am Hahnensee und im Fergal, alle auch für Übernachtung eingerichtet. Von Ferg und Sils, aber auch von Maloja aus besucht man die zwei weniger großartigen, aber in ihrer sanften Stille und Formung gar wohl sehenswerten westlichen Täler von Ferg und Fedog.

Auf der italienischen Südseite versammelt sich die Bergsteigerschaft in der Capanna Marinelli des Club Alpino Italiano und schließlich ist droben auf dem 3600 m hohen Crast'agüzzafattel die kleine Unterstandshütte „Rifugio Marco e Rosa“ des C. A. I., die schon manchem Not-Unterschlupf gewährte und im Sommer beaufsichtigt ist. (Vgl. Tafel 15, Abb. 5 und Tafel 16.)

Die Unterkünfte der Schweizer Seite sind fast alle vom Tal her auf vorzüglichen Wegen so leicht zugänglich, daß man sie auch bei Nacht gut finden kann, vor allem Sovaal- und Tschiervahütte. Alles weitere im Bf.

Im Winter sind schweizerseits außer Tschierva- und Coazhütte (diese Sonntags und über Ostern) alle Unterkünfte zeitweise bewirtschaftet.

Die Gipfelhöhen der wichtigsten Erhebungen liegen alle nahe 4000 Meter; nur zwei Gipfel, Piz Bernina, 4055 m, und Piz Supo, 4002 m, überschreiten die 4000-m-Grenze. Da die S.W.C.-Hütten aber tief liegen, so sind die Fahrten gleichwohl ziemlich lang und erfordern gute Einteilung.

Die Landesgrenzen folgen dem Hautkamm vom Piz Palli bis zum Passo Muretto. Sie sind heute nicht mehr von Bedeutung, wenn man sich mit Hilfe der Verkehrsbüros Grenzscheine besorgt, die beliebigen Grenzübertritt nach Italien (etwa zur Capanna Marinelli) gestatten und so leicht wie rasch zu haben sind.

Die Einteilung der nördlichen Berninagruppe in 5 Untergruppen und deren Grenzen entnimmt man dem Bf. Hier nur ihre Namen, von West nach Ost: 1. Margna-Tremoggia-Gruppe. 2. Corvatsch-Sellagruppe. 3. Gruppe des Piz Bernina. 4. Palligruppe. 5. Südliche Ausläufer.

Hören wir noch, was der sonst reichlich sachliche Marcel Kurz über die Schönheit der Bernina als Tourengebiet sagt:

„Die ganze Atmosphäre, das Licht, die Pracht der ungewöhnlichen Farben, die klassische Schönheit und Ruhe dieser verschneiten Berge machen einen bevorzugten Fleck Erde daraus. Im Juni und Juli vor allem muß man ihn besuchen, wenn alles aufblüht, und der Schnee noch die Gipfel schmückt.“

Eine große Zahl von sehr schönen, leichten und „bequemen“ Touren bietet sich, die selbst den verwöhnten und älteren Alpinisten mit reiner Freude erfüllen können.“

Aber die bergsteigerische Erschließung der Berninagruppe findet man im Bf. einen kleinen Abschnitt S. 15/16. Er wird durch die Hinweise auf das Schrifttum ebendort S. 28 ff. und hier nachstehend S. 57 ergänzt.

Die Bernina im Bild. Wohl niemand hat für den Ruhm der Berninalandschaft so viel getan als der größte aller lebenden Hochgebirgsphotographen: Albert Steiner, St. Moritz. Dem Stoffe und Raume entsprechend konnte ich natürlich nur ganz wenige und bestimmte seiner unvergleichlichen Aufnahmen hier verwerten. Niemand versäume, sich seine Musteralben anzusehen. Nächst ihm haben die Photographen Flury und Locher in Pontresina, J. Gaberell in Thalwil-Zürich, Meerkämper in Davos, Burchard in Urbon a. B. große Reihen herrlicher Aufnahmen. Für die italienische Seite wird die lückenlose Photo-Sammlung von Professor A. Corti, Turin, nicht zu übertreffen sein. Bilderkklärungen am Schluß des Aufsatzes.

Die Male haben sich natürlich viel mit diesem Land beschäftigt. Beschränken wir

uns aber auf die Berninagruppe selbst, so bleiben nur wenige. Ja ins eigentliche Hochgebirge hinauf hat sich nur einer gewagt: Hanns Herzing, Dresden, zur Zeit der Maler der Bernina und vor allem der Maler der Gipfelspur, des Fernbildes, des Bergraumes, der Hochpässe. Eines seiner schönsten Bilder „Palsü-Bernina“ (vom Munt Pers aus) ist in einer erstklassigen farbigen Wiedergabe im Kunstverlag Kupfer und Hermann (Berlin) erschienen.

Die Werke Segantinis sind alle im Verlag F. Brudmann W. B. in München in prachtvollen Drucken veröffentlicht.

Niemand veräume, das Segantini-Museum in St. Moritz zu besuchen, wo das berühmte Dreigemälde „Werden“, „Sein“ und „Vergehen“ hängt. Auch an den warmherzigen Aufsatz „Auf Segantinis Spuren“ von Max Hegele in der Zeitschrift des D. u. S. A.-V. 1926, S. 114, sei hier erinnert.

### Reisewege zur Bernina

Die „Dreh Scheibe St. Moritz“, wie die St. Moritzer gerne rühmend ihren Weltkurort nennen, hat ihre Berechtigung. Man kann das Oberengadin wie eine Dreh Scheibe mit vielen Zu- und Ausfahrten von allen Seiten erreichen, auf Bahnen und Straßen. Da sind zunächst drei Bahnstrecken: Die prachtvolle *Albulastrecke der Rhätischen Bahn* (Rh. B.) Chur—Thufis—Filisur—Engadin. In Samaden gabelt sie sich nach St. Moritz und Pontresina. Ich stelle sie ohne Bedenken über die Gotthardlinie. Sie schließt in Chur an die Vobbahn und damit an die internationalen Züge — z. B. direkte Wagen von Berlin — an und vermittelt vor allem die Anreise aus ganz Deutschland und Österreich (über den Arlberg).

Die *Unterengadiner Linie* der Rh. B. Schuls—St. Moritz—Pontresina wird besonders von Österreich (und Bayern) her gerne benützt, denn die romantische Autofahrt Schuls—Lanck schließt sie dort an die Arlbergbahn und an den Fernpaß an. Das ist also vor allem auch — als Straße — die Straße des süd- und ostdeutschen Motorrad- und Autofahrers und besonders des Radfahrers, weil außer dem Fernpaß kein Paß zu überqueren ist.

Die *Berninabahn* ist die dritte Strecke. Sie verbindet St. Moritz—Pontresina mit Tirano im Veltlin, dient also außer der Anreise von Oberitalien (Mailand) vor allem dem raschen Besuch der Ostseite der Bernina. Die Fahrt auf dieser Strecke, zuerst am Morteratsch- und Palügletscher entlang und dann von 2257 m (Berninapass) auf 450 m (Tirano) ins Reb Gelände und in die Kastanienhaine des Veltlin ist einzig in den Alpen. Fahrzeit St. Moritz—Berninapass 1 Std.; Tirano—Berninapass 2¼ Std. Fast ebenso großartig ist die Berninastraße, welche andersverlaufend die gleichen Orte verbindet. Autopost verkehrt nur auf der Strecke Poschiavo—La Rösa im Sommer. Wer zu Fuß über den Berninapass will, benützt von Pontresina bis Station Morteratsch den westufigen Waldweg, die Straße bis zum Paß; dann aber nicht weiter nach La Rösa, sondern über Alp Grüm—Cavaglia—Cadera nach Poschiavo.

Die *Paßstraßen*. Außer den schon erwähnten Straßen von Lanck durch das Unterengadin und ihrem Gegenstück vom Comer See über den Maloja als Ost—West-Verbindung, bieten sich mehrere prächtige Pässe für den Rad- und Autofahrer: Splügen, Julier, Albulapass, Flüela. Der Splügen führt nur in Verbindung mit dem Malojapass ins Engadin, die anderen drei dagegen direkt dorthin. Der geradeste und beste Weg ist Chur—Lenzerheide—Tiefencastel—Julier. Der Julier und der Albulapass sind eigentlich Doppelpässe, weil sie (außer auf dem Umweg über Thufis) nur über die Lenzerheide oder Wolfgang (bei Davos) erreichbar sind. Der Radfahrer wird deshalb (außer über den Fernpaß vgl. oben) mit Vorteil von Landquart über Klosters—Davos Dorf und über den Flüelapass nach Sils fahren; von dort engadinaufwärts.

Splügen, Maloja, Julier und Ftüela werden im Sommer von Autoposten befahren; der Julier jetzt auch im Winter offen gehalten. Verbindung von Bahn- und Postposten usw. ergeben prächtige wechselreiche Reisen für Hin- und Rückfahrt.

\* \* \*

Die Namengebung der Berninagruppe lag sehr im argen, bis dann auf meine Anregung hin im Berninaführer des S.W.C. Dr. Bezzola, ein Engadiner Kenner der romanischen Sprache, alle Namen sichtigte und richtigstellte. Die einzige richtige und gültige Namengebung ist die des Führers und es muß dringend gefordert werden, daß sie eingehalten wird. Nach ihr ist die ganze Schweizer Seite der Bernina bis zum Haupt- und Grenzklamm und dieser eingeschlossen romanisch, die italienische Südseite dagegen italienisch (lombardisch) benannt. Es heißt Piz Scerfcen und nicht Monte di Scerfcen, Spranzagrat und nicht Speranzagrat. Einige Holprigkeiten wie Piz Bianco (anstatt Piz Alb) oder deutsche Benennungen wie „Schneehaube“ (am Piz Scerfcen) oder „Berninapfarte“ usw. wurden als eingebürgertes Brauchtum beibehalten, sonst aber streng die Regeln befolgt. Auch über die Aussprache und Bedeutung der Ortsnamen gibt der Führer, z. T. in einem besonderen Anhang Auskunft und gerade die richtige Aussprache möchte ich den Freunden der Bernina sehr ans Herz legen. Da es aber nie der Zweck dieses Aufsatzes sein kann, all das hier zu wiederholen, was dort so sachmännisch erläutert ist, so möchte ich geradezu bitten: Leget euch den Berninaführer nebenhin. Er wird auch daheim unter der Lampe — schon mit seinen zahlreichen feinen Anstiegsbildern von der Künstlerhand Simons — viel Freude bereiten.

Einige Worte seien dem Begriff „die Bernina“ noch gegönnt. Einige Schweizer bekämpfen diese weibliche Form mit fanatischer Beharrlichkeit, aber selbst in ihrer Heimat ohne Erfolg. Sie sehen eine Art Erniedrigung in der „Verweiblichung“, obzwar fast jeder zweite Gipfel durch den Zusatz „spitze“ schon verweiblicht ist, von der Jungfrau, Cima della Madonna usw. gar nicht zu reden. Einer fordert sogar, man müsse „der Silvretta“ sagen! Aber der Brauch ist stärker. J. C. Heer hat mit seinem Roman „Der König der Bernina“ das vermeintliche Unheil angezettelt. Und seither ist auch in Bergsteigerkreisen dieser Name für die ganze Gruppe eingekehrt und geblieben. Man muß sich das Wort als eine Abkürzung der Bezeichnung „die Berninagruppe“ vorstellen. Und so ist es auch gemeint. Daß man „der Piz Bernina“ sagt oder kurz „der Bernina“, wenn man vom höchsten Gipfel der Gruppe spricht — das ist selbstverständlich, ja das verbietet es sogar geradezu, von der ganzen Gruppe als von dem Bernina zu reden. Wir jedenfalls bleiben bei der Silvretta und der Bernina.

Über Herkunft und Bedeutung des Wortes bringt Prof. J. A. Hubschmid im Zf. S. 351/52 reichlich Stoff, den wir hier wiedergeben und der zeigt, daß, wie so oft, ein klangvoller Name sehr nüchterner Herkunft ist. Der gelehrte Abschnitt lautet:

„Bernina: Barlina 1438; deutsch bei Aeg. Eschudi (1538, 1571) der Perlingen, später auch der Berlinger oder der Berliner Berg; im Bergamaschischen noch heute Berlina; Pernina, Perninna bei Aeg. Eschudi; ghanum Bernina (= Berninahäuser) 1555. In den alten Quellen ist mit Mons Bernina, der berg Perlingen usw. stets der Berninapf gemeint. Den Piz Bernina hat erst Erstbesteiger J. Coaz 1850 so benannt.

Bernina, Ber-, Barlina war zweifellos ursprünglich ein feminines Adjektiv (zu ergänzen alpis); später dachte man dabei an maskuline Substantive wie munt, pafz, piz, Berg; darum ist Bernina im Rätoromanischen und im Graubündner Deutschen durchaus maskulin: il Bernina, der Bernina.

Nach Mitteilung von E. Poeschel verkaufte am 18. Dezember 1429 Altyethus de Olzate der Gemeinde Bondo (im Bergell) eine Alpe in Sillz im Engadin, an einem Ort genannt Bernanya in der Val Minore; zweifellos die Alp Bondo am Ausgang der Val Minore, nördlich der Berninapfhöhe, die noch heute der Gemeinde Bondo im





Abb. 1. „Das festliche Land“: Die Oberengadiner Seen von Muottas Muraigl gegen Maloja (Westen)



Abb. 2. Die Umrahmung des Morteratschgletschers vom Piz Languard

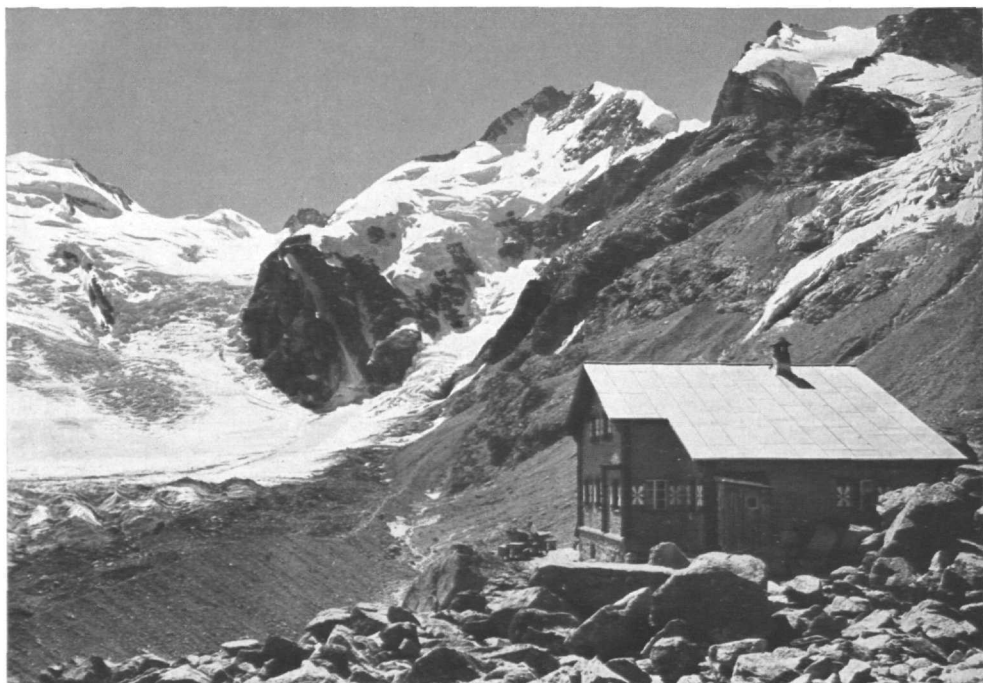


Abb. 3. Bovalhütte gegen die Nordostflanke des Piz Bernina



Abb. 4. Bovalhütte gegen Diavolezza, Persgletscher, Isla Perca und Cambrenagruppe



Bergell gehört. Der Name Bernina (durch Diffimilation Berlina) wird vom alten Namen der Alp an der Passhöhe, Beranpa, nicht getrennt werden können. Im Rätischen und Ligurischen werden vom Stamme ber-Wörter für „Quelle, Bach“ abgeleitet: vgl. die ligurischen Bachnamen Porcobera („Fischbach“), Comberanea, den westfranzösischen Flußnamen Béronne (auf gallisch beronâ), den waadtländischen Bachnamen Mèbre (Meybry 1357) aus gall. Mag-eks-berâ „Großbrunnen“. So könnten auch gall. (alpis) beraniâ, beroninâ (woraus Beranpa, Bernina) von gall. berâ, beronâ „Bach“ abgeleitet sein und ursprünglich bedeutet haben „Bachalp, Alp im Quellgebiet des Baches“.

Soweit Professor Hubschmied. Ergänzend bemerke ich, daß der Einheimische, — meinen obigen Ausführungen entsprechend — mit „il Bernina“ nie die Gruppe, sondern stets den Piz oder Paß meint. In diesem Zusammenhang ist die männliche Form natürlich eine Selbstverständlichkeit. Es ist aber auch selbstverständlich, daß man nur bei fortwährenden Irrtümern und Erklärungen mit der männlichen Form il Bernina = Der Bernina gleichzeitig drei Begriffe bezeichnen könnte, nämlich den höchsten Gipfel, den Paß und die Gruppe. „Die Bernina“ ist heute durch den Gebrauch ein fester Begriff, welcher die ganze Gruppe meint.

Das Schrifttum über die Berninagruppe ist zumeist zerstreutes Stückwerk. Aber es sind einige Rabinettstücke dabei und wenn ich hier auch unmöglich auf Einzelaufsätze in Monatschriften usw. eingehen kann, vielmehr wieder und wieder auf den Berninaführer verweisen darf, so will ich doch gerne einige Werke nennen, darin die Bernina auftaucht. Und was ich da nenne, ist lesenswert, ja einige Stücke etwa Weilenmanns, Güssfeldts und Kluders gehören zu den klassischen Schilderungen der Bergsteiger. Man muß sie natürlich z. B. aus den Vereinsbüchereien entleihen.

Da ist zunächst J. B. v. Escharners „Schilderung der Aussicht auf einen Arm des Bernina-Gletschers“ aus dem Jahre 1789, ein köstlicher Bericht, der unter dem Titel „Die Bernina“ von der „Gesellschaft Alpiner Bücherfreunde“ (München, 1933) eine hübsche Neuauflage erfuhr.

J. C o z ' erste „Ersteigung des Bernina“ findet man im 52. Bd. (1917) des Jhb. des Schweizer Alpenclub (SAC.) S. 13—18.

Die zahlreichen in den Jahrbüchern und Monatschriften verstreuten Berichte kann ich nicht einzeln aufzählen. In den Jahren 1878—1880 war das Berninagebiet das sogenannte „Erforschungsgebiet“ des Clubs, d. h. es wurde als Ziel für Touren und Schilderungen vornehmlich aufgesucht. In diesen Jahrgängen der Jahrbücher findet man denn auch zahlreiche Berichte, darunter solche Weilenmanns und Güssfeldts, denen wir unten wieder begegnen. Aber auch die folgenden Jahrgänge und „Die Alpen“ des SAC., die jene Jahrbücher jetzt ersetzen, enthalten viele schöne Arbeiten.

J. J. Weilenmann hat seine klassischen, heute noch unterhaltfamen Bernina-Schilderungen im II. Bd. seiner Gesammelten Schriften „Aus der Firnenwelt“ Seite 244—377 veröffentlicht. (In den Neuauflagen, die ich herausgab, ist die Bernina nicht.)

P. G ü s s e l d t s berühmte Erstbesteigungen des Piz Bernina über die Scharte (Biancogrät), des Piz Scerßen über die Eisnase und die Schneehaube, der Porta da Roseg (Güssfeldtsattel) usw. findet man in seinem Werke „In den Hochalpen“, über den Piz Scerßen einen wichtigen Abschnitt im Buch „Der Montblanc“, S. 57—81.

N. N e r u d a s „Bergfahrten“ enthalten S. 40—58 (reichlich trockene) Berichte über seine kühnen Fahrten mit Kluder; aber es ist lohnend, sie zu vergleichen mit den Darstellungen derselben Fahrten in

C h r i s t i a n K l u d e r s „Erinnerungen eines Bergführers“. Die tollen Touren durch die Nordostwand des Piz Roseg, durch die Gurgel des Bernina und die Nordwestflanke des Piz Scerßen leben dort auf.

L. P u r t s c h e l l e r („Über Fels und Firn“, S. 143) und R. B l o d i g („Die Bier-

tausender der Alpen“ 1923, S. 205) haben leider der Bernina nur je eine kurze Schilderung gewidmet.

Wer von der Ersteigungsgeschichte mehr wissen will, greift zu Studers „Über Eis und Schnee“ Bd. III, oder eben zum Berninaführer.

Damit glaube ich, das wichtigste in deutscher Sprache aufgezählt zu haben. Über die fremdsprachigen Werke lese man im *BZ*. S. 28—31 nach.

Als Bergsteiger habe ich oben die Schriften der Bergsteiger genannt. Es kann nicht der Zweck dieser Arbeit sein, die sogenannte „Schöne Literatur“ über das Engadin und die Bernina hier aufzuzählen. Es gibt einen ganzen Schrank voll solcher Werke, deren Schauplatz in dieses Gebiet verlegt ist. Einige gräßliche Schauerromane sind auch dabei und meist muß der geduldige Piz Palü dazu herhalten. Auch die Filmleute haben ihn haarsträubend vergewaltigt.

Ein Werk aber muß ich wohl nennen: J. C. Heers „Der König der Bernina“, nicht nur weil es die „vertweiblichte“ Bernina in das ganze deutsche Sprachgebiet hinausstrug, sondern weil es den berühmten Gemsjäger Colani als Helden hat, der auch Führerdienste tat und zu den ersten Erschließern der Bernina zählt.

Von den Bergsteigerbüchern bleibt mir noch zum Abschluß zu nennen:

Walter Flaig „Hoch über Tälern und Menschen“ — „im Banne der Bernina“ (Französische Verlagshandlung, Stuttgart).

Weil dies Werk das einzige Berninabuch deutscher Sprache ist, so muß ich mich hier selbst erwähnen, zumal ich grundsätzlich das dort Geschilderte hier nicht wiederhole, aus diesem Grunde aber auch eine knappe Inhaltsangabe nötig ist:

Im Jahre 1924 kam ich das erste Mal in die Bernina und zwar zwischen Frühling und Spätherbst gleich in vier Feldzügen, die teilweise von großem Glück und Erfolg begünstigt waren. Zuerst ein bescheidener Anfang z. B. auf Skiern im Frühling, im Fetzal (mit einem Besuch bei dem damals noch lebenden Kluder) und im Roségat: Piz Led mit Skiern, Piz Corvatsch-Überschreitung Furtshellasgrat-Südgrat; Il Chapütschin mit Skiern, Piz Tremoggia über Westgrat. Dann zwei erfolgreiche Juliwochen im Tschierva-Roségreich mit lieben schwäbischen Landsleuten. Eine wahre Gipfelfresserei setzt ein: Piz Umur, Piz Scerßen über die Eisnase auf und ab, Piz Bernina über den Biancograt zur Capanna Marco e Rosa, dann um den Roség herum zur Tschiervahütte zurück; Piz Prielvus über den Südgrat, die raffigste Felsfahrt der Bernina und wohl die erste Begehung des ganzen Grates mit Walter Risch; und weiter zum Piz Morteratsch; Piz Roség auf dem üblichen Westweg, zurück über Piz Aguagliouls; Überschreitung des ganzen Sellakammes vom Piz Sella bis zur Muongia = 9 Gipfel. Im September dann allerlei Abenteuer im Morteratschrevier Munt Pers, Crasta da Boval, Piz Pallü—Piz Bellavista-Überschreitung, Piz Bernina über den Spallagrät.

Und als wunderbaren Abschluß zauberhaft schöne Oktobertage. Meine Gefährtin und ich, wir dringen vom Veltlin her in die Bernina ein, weil die Nordseite tief verschneit und unangreifbar ist, wenigstens für zwei. Wir durchstoßen die Herbstnebeldecke über dem Veltlin und verbringen wunderbare Tage über dem Nebelmeer: Craff' agüzza, Piz Argient—Piz Supo, Punta Seconda der Cime die Muselle (Erste Ersteigung über Südwestflanke), Passo Campolungo, Piz Cantone—Piz Terona (Nordgrat), Piz da la Margna.

So hatte mir schon das erste Jahr einen ziemlich vollkommenen Überblick über die Berninagruppe gebracht und ich beschloß, die reiche Ernte im oben genannten Berninabuch (*BZ*) hinauszugeben. Es enthält all das Vorgenannte, dazu einige Paß- und Talwanderungen wie Fuorcla Surlej, Berninapaß, Maloja. Der Verlag hat das Werk erstklassig ausgestattet. Über 80 Bildertafeln und eine Karte ergänzen die Beschreibungen.

Das schimmernde Eisgebirge erschien mir mehr und mehr als Vorbild einer Gletschergruppe in den Alpen, ganz zu schweigen von dem festlichen Land, dem Oberengadin Segantinis, das die glühende Bernina mit dem zarten Grün ihrer Wälder und Seen umfängt wie eine edle Fassung einen kostbaren Diamanten. Die glückhaften Erinnerungen lodten zu weiteren Fahrten. Von ihnen will ich nun berichten. Ich teile sie ein in Fahrten „Im Morteratsch-Reich“, die nachstehend beschrieben sind, ferner Fahrten „Im Rosengtal“, „In der italienischen Bernina“, „Bernina-Stifahrten“ und „Bernina-Nachlese“. Diese vier letzten Abschnitte folgen 1935.

## Erlebnisse in der Bernina

### Im Morteratsch-Reich

1926. Mutterseelenallein und recht niedergeschlagen sah ich im Zug der Rhätischen Bahn. So schnell er sich die Röhren der romantischen Albulastrecke berninawärts emporwand, so sauber die blühblanken Scheiben waren — es gab nichts zu sehen: In ganzen Büßten schoß der Regenstrom die Fenster entlang und hüllte alles in Grau und Gram. Gerade hier oberhalb Bergün war die Strecke, wo ich — mit allen Teilstücken der Fahrt wohl vertraut — jedesmal den wilden Piz d'Uela mit Kennerschaft studierte und an seinem festen Hängegletscherlein kleine Berninavorfreuden erlebte. —

Ich lehne mich misstrauisch zurück und böse so vor mich hin. Kehrtunnel, Schleifen, Brücken, Wasserstürze, Wände — der lange donnernde Albulatunnel ein einziges trostloses Bild in Grau und Schwarz. Endlich nimmt das Tunnelgetöse ein Ende. Der Zug flüht hinaus.

Was ist denn das? — Diese Helle? ...

Ich reiße die triefende Scheibe herunter und blendendes Licht fällt mir ins Gesicht: Ich bin im festlichen Lande Engadin. Der Albulatamm hatte wieder peinlich seines Amtes als Wetterseide gewaltet, wiewohl wohl erst jetzt, denn bis zur Waldgrenze herab strahlten die Berge auch hier in winterlichem Weiß — am 30. Juli ein sehr unerfreuliches Strahlen für großplänige Berninafahrer.

Am 31. Juli 1926 zottelte ich früh von Station Morteratsch zur Bovalhütte hinauf. Ich war froh, daß ich meine Sommerstier aufgepackt hatte, denn schon bei der Hütte war die Neuschneedecke ganz geschlossen. Gleich am Nachmittag erprobte ich sie, stieg ein Stück den Gletscher empor und lief hochbefriedigt auf den nur 150 cm langen wendigen Latten wiefelslink wieder herab. Dann wanderte ich wieder zur Station Morteratsch hinab, wo mir der baumlange Sepp strahlend vor lauter Seligkeit entgegensprang. Kein Wunder: Er war das erstemal „im großen Eis“ und hatte auf der Herfahrt den in blendender Weiße gleißenden Paskü hoch über dem dunklen Wald erstmals auftauchen sehen, ein Bild, das in den ganzen Alpen seinesgleichen sucht — trotz Jungfrau, Matterhorn und Montblanc, denn einen Paskü gibt es nur einmal. Seine Nordflanke ist nicht einmal volle 1000 m hoch — vom Wandfuß gemessen. Aber er ist einer der schönsten Berge der Erde. Er ist eine der wenigen Berggestalten von wunderbarem Ebenmaß. Und auch aus ihrer Reihe tritt er eindeutig hervor mit seiner Dreieckigkeit: drei Gipfel von je einem stolzen Pfeiler gestützt, Pfeiler, die durch seine eisüberwallte Wand aufsteigen wie die Pfeiler an einem gotischen Dom.

Je höher wir stiegen, um so eindrucksvoller hoben sich die vielen schönen Berge über den breiten feierlich strömenden Morteratschgletscher empor. Aber nicht genug: Es schien, als wollte das festliche Land dem Neuling Sepp mit einem für alle Zeiten unvergeßlichen Empfang zeigen, was Bernina heißt, was Engadin, was Großes Eis. Nachdem nämlich das Schneegebirge in sanftem Goldrot vergangen, die Sonne gesunken

war und nun die Gletscherwelt in jenem eintönig erhabenen Silberblau in ungemeiner Stille und Größe lag, da glühten plötzlich die vielen silbergrauen Spitzen geheimnisvoll noch einmal auf wie von inneren glutroten Feuern: Ein Alpenglühen ward uns als seltenes Empfangsgeschenk überreicht mit allen seinen ergreifend-unbegreiflichen Wundern.

### Piz Bernina, 4055 m; Spallagrat und Ostgrat

Wir waren — mitfommers! — die einzigen Gäste auf Boval, der vielbesuchten und um diese Zeit meist überfüllten Hütte. Nichts spricht besser dafür, wie hoffnungslos die Bergsteiger und Führer die Lage in den neuverschnitten Bergen hielten. Weil aber Sepp auch Sommerstier dabei hatte und unsere weiteren Gefährten erst am 2. August eintreffen wollten, so packten wir gleich anderntags den Piz Bernina an. Um 4 Uhr 15 Min. schoben wir auf Skiern los und quälten uns in siebenstündiger Arbeit durch die Neuschneemassen zur Marco-e-Rosa-Hütte hinauf. Ohne die Skier wäre es für Zwei kaum zu schaffen gewesen und schon Sepp tat sich mit nur 90 cm langen Hölzern reichlich schwer. Meine 150 cm langen erwiesen sich als etwas zu lange. Meine später oft erprobte Erfahrung ist endgültig: Ein mittelgroßer Mann wählt 120 cm lange etwa 9—10 cm breite Skier, am besten sogenannte Doppellauf-Skier (Patent Ketter). Kürzer als 110 cm und länger als 130 cm, je nach Größe und Gewicht des Skiläufers, sind nicht geeignet. Die leichten Stöcke nimmt man gleich lang wie die Skier, steckt das Ganze — zum Tragen oder Verschicken — in einen leichten groben Leinenbeutel und die Sommerstii-Ausrüstung ist fertig. Felle sind unnötig, man kommt mit Wachs gut aus.

Luft und Schnee waren von einem unglaublich kräftesressenden Wechsel, bald Bruchharsch, bald grundloser Pulverschnee, erst bissige Kälte, dann eine des 1. August würdige Gluthitze in den Firnmulden ob dem Labyrinth. Auf der Fuorcla da la Crast'aglizza, 3600 m, auch Crast'aglizza-Sattel genannt — sprang dann wieder ein eisiger Ostwind auf. Dafür war dort das blanke Eis bloßgefegt, so daß wir abschnallen mußten, um zum Rifugio Marco e Rosa hinüberzuqueren, wo wir rasten wollten. Diese windige Bretterbude, ohne Ofen oder Herb, ist mit schlechten Drahtseilen zwischen Gletscherrand und Abgrund angeheftet. Das Firneis rührt tatsächlich fast an die Ostwand der Hütte, während ihre Westseite jäh über dem Abgrund der italienischen Seite hängt. Im Vorraum (Windfang) und in dem einen „Schlafraum“ liegt meist Schnee und Eis und eine Grabeskälte beherrscht fast immer das Innere des ganzen Hauses. Eine vollwarme windstille Stunde habe ich dort droben noch nie erlebt, dafür Abenteuer über Abenteuer, Stürme und Wetter. Und deshalb weiß ich keine „Schuhhütte“, die ihren Namen mehr verdiente als diese, die mir lieber ist, wo ich mehr „daheim“ bin und kaum eine, die schöner liegt. (Vgl. Tafel 15 und 16.)

Voll Dank nennt man die Namen der Spender, des Ehepaares Marco e Rosa De Marchi aus Mailand. Übrigens hat kein Geringerer als Christian Kluder, der berühmte Engadiner Führer, den Bau geleitet im Auftrag der Sektion Valtellinese des Club Alpino Italiano. Weil nämlich die italienische Westflanke des Crast'aglizza-Sattels mit jähen Fels- und Eisflanken abfällt, so trug man die Hütte von der Schweizer Bovalseite aus herauf und setzte die Sigarrenkiste oben zusammen.

Der Windfang war mit Schnee vollgeblasen und wir hatten Mühe, einzudringen. Aber auch damals waren wir — dem 1. August zum Trost — froh an dem Unterschlupf. Wir erholten uns schnell und nach der Mittagsrast liefen wir gegen 14 Uhr nur leicht bepackt am Spallagrat des Bernina empor. Es war jetzt warm, die Luft ziemlich still. Feierliche Wolken zogen westwärts. Der unberührte Gipfelgrat war mächtig überschneit und zu Schneiden und Wächten aufgeblasen. Er forderte größte Vorsicht, viel Arbeit und Zeit. Aber das war natürlich so viel schöner als auf dem hier meist ausgestapften

Karawanenweg. Sepp hatte auf diese Art viel mehr von seinem ersten Viertausender. Seiner kraftstrobenden Art konnte es zudem gar nicht wild genug hergehen. In diesem Wunsche begegneten wir uns. Von einer beschaulichen Raft auf dem höchsten Berninagipfel konnte allerdings keine Rede sein, denn die Spitze steckte in einem kalten zähen Nebel. Das Signal und die Westflanke waren mit handlangem Anraum regelrecht bekleistert. Wie mußte der Schneesturm hier herangedonnert sein! — Da es nichts zu sehen gab, so stiegen wir denn zur Abwechslung über den steileren und felsigen Ostgrat hinab, der in diesem Neuschnee-Zustand eine befriedigende Steigerung brachte, auch überraschend schnell aus der Gipfelwolkenhaube heraus führte und wieder einen weiten Blick unter feierlichen Wolkenzügen freigab. Quer über den untersten Spallagrät eilten wir dann wieder zur Marco-e-Rosa-Hütte hinab, um dort im Vertrauen auf gutes Wetter zu nächtigen. Bald sprang aber ein eisiger Wind auf und im Nu war der herrliche Fernblick und die Tiefenschau in einem sadunklen Nebelgrau verschwunden. Mit einiger Sorge hockten wir, in Decken gehüllt, um den Kocher herum. Wenn nochmals Neuschnee fiel zu diesen Massen hin?

Einstweilen freuten wir uns an der Metaflamme, die unser Retter war, genau wie im Oktober zwei Jahre vorher nach dem denkwürdigen Quergang durch die graufige Flanke der Crast'agüzza (vgl. BZ. S. 124). Auf Marco e Rosa habe ich die ganze Schönheit und den Wert der Flamme, des Feuers wieder achten gelernt. Schon eine Kerzenflamme wurde zum lebendigen Gefährten.

Nachts höre ich Sepp hinauspoltern. Nach den Leuchtziffern der Uhr ist es Mitternacht. Folglich hat das mit Aufstehen für mich noch nichts zu tun. Weiterpennen. Aber gleich kommt Sepp hereingestürmt, schreit: „Mensch — komm raus, der Mond steht überm Sattel. Das Eis glänzt wie Perlmutter, alles liegt klar wie bei Tag im Licht!“

Er malt den Mondscheinzauber verschiedentlich aus, aber der vielberühmte „innere Schweinehund“ ist stärker und hält mich mit einem Rachen voll Zähnen in den Deden fest, denn der Nachtwind orgelt jetzt wieder rauschend um die leise bebende Hütte. Es genügt mir, von der Aufhellung zu hören und auf diesem beruhigenden Wissen eifrig weiter zu „pfuschen“, wie die Schweizer so treffend sagen.

#### Crast'agüzza, 3872 m; Westgrat

Am 5 Uhr früh schaute ich hinaus: der Himmel war blank! Auf zur Crast'agüzza!

Aber das war nicht so einfach. Es herrschte eine Bärenkälte in der Bude und draußen rollte der Sturm wie grobe See gegen unser Hüttenschiff an. In der Hütte war das schneenasse Zeug vom Vortag alles Stein und Bein gefroren: die Schuhe, das Seil, die Handschuhe — alles. Die Verrichtung der „Morgenandacht“ wurde ein Problem, das wir aber mit Hallo durch Überlisten aller Elemente lösten und dabei in fastigen Gesprächen und unter dröhnendem Gelächter des löstlichen Berichtes gedachten, den mir ein alter Engadiner Führer einmal über denselben Fall gab. Die Führer hatten damals auf Marco e Rosa ihren holländischen Herrn zu diesem Behufe am Seil zur Hütte hinausschaffen und wieder mit Gewalt hereinziehen müssen — so gefährlich tobte der Sturm.

Wir krochen in alle nur verfügbaren Hüllen und frühstückten mühsam. Die bodelharten Schuhe vermochten wir zunächst nicht anzulegen. Nun befand sich damals noch ein alter kleiner Herd auf der Hütte, der inzwischen verschwunden ist, wohl auf Weisung, denn „findige“ Gäste begannen die Hütte von innen her zu verbrennen. Jetzt sind gute Primusbrenner und Brennstoff zum Kochen oben, im Sommer auch fast immer ein Hüttenwart, der einige Speisen verabreicht und über dessen Hilfsbereitschaft man sehr froh ist.

Sepp sammelte nun Papierfetzen, Reste von Einlegsohlen und weiß Gott was alles und machte ein Feuerlein in den Herd. Die Schuhe mit den diden Eisblöcken an den Sohlen stellte er auf die Platte und bald mit Wonne einen Schmelzvorgang fest. Bis zum Auftauen der Pantinen krochen wir nochmals unter die Deden, um so ganz vorge-



wärmt und in jeder Hinsicht gerissen dann schnell in die Schuhe zu schlüpfen und auf die Crast'aglizza loszuziehen, denn bei aller Kälte war herrlichstes Sommerwetter draußen. Als gute Schwaben dösten wir „a bihle“. Dann schnell raus und die Schuhe vom Herd. „Ja — Himmel-Schtuagert-Schtern!“ Die Herdringe blieben angefroren an den Schuhen hängen! Das Schmelzwasser war wieder erstarrt — das Feuerlein längst erstorben.

Wir lachten über den Schwabenstreich, stießen die Füße ächzend in die steifen Schuhe und machten das Gepäc und die Skier — beides blieb zurück — für einen schnellen Abmarsch fertig, nicht ohne den Metakocher bereit zu richten, um vor der Abfahrt noch rasch einen heißen Tee zu trinken.

Draußen jagte uns der Sturm auf dem von ihm blankgefegten Eis des Passes umher. Sepp glitt aus und ein Stüd ab, daß mir ganz warm wurde. Wir überquerten den Paß hastig und eilten an der ebenfalls eisigen Westgratflanke der Crast'aglizza empor. Mit dem Ansteigen verstummte der Sturm mehr und mehr. Es wurde warm und wärmer und wären die Gratfelsen nicht so verschneit und verwächtet gewesen, so hätten wir jetzt wirklich eine sommerliche Kletterei machen dürfen. Durch die Paßklüfte drunten aber floss — laut heraufrauschend — der Luftstrom, — etwa wie Wasser durch die offene Floßgasse in einem Wehr, eine Erscheinung, die ich hier im Jahre 1924 in noch viel eindrucksvollerer Wucht erlebt hatte (vgl. *BZ.* S. 110/111). Der Gipfelgrat trug Wächten und Schneekämme, deren sich ein Eisberg nicht zu schämen brauchte und das Steinmännlein, als wir es glücklich erreichten, war ganz in Schnee versunken.

Während wir droben standen und die klare Ferne dieses Tages zu umfassen suchten, sahen wir drunten auf der Paßfläche einige schwarze Punkte hintriechen: die ersten Bergsteiger wagten sich nach dem Wettersturz wieder in die unbegreifliche Stille der hochsommerlichen Bernina vor. Wir konnten leider nicht lange gipfelrasten, denn um 15 Uhr mußten wir, wie versprochen, auf Station Morteratsch sein. Und es ging schon auf 10 Uhr. Wir turnten husch-husch den Grat hinab und tauchten an der Gratflanke wieder in der Sturmflut des Windes unter, die uns mit wahren Schneepeitschen empfing. Um 10 Uhr 30 Min. polterten wir in die Hütte, rissen die Brillen ab und sahen die Rudsfäde der neuen Gäste herumliegen, diese selbst auf den Lagern.

Dann fiel uns das Allzumenschliche, das man dort droben so fern und tief verdammt glaubt, mit aller Härte an: Mein Kocher, den ich nur anzünden zu müssen glaubte, war wogel? Ich suchte und suchte. Wir stillpten unsere Rudsfäde um. Nichts. Die Schweizer auf den Lagern schnarchten oder taten doch so. Es blieb kein Zweifel, wo der Kocher zu suchen war, so völlig unfählich — auch in seiner plumpen unmöglichen Art — das schien. Ich frug höflich und bescheiden an, ob sie nichts wüßten. Man regte sich kaum oder wies mich schroff ab. Eine rote Wut überfiel mich. Sepp kochte und tobte innerlich. Ich sah's ihm an. Wir bezwangen uns mühsam und drohten, die fremden Rudsfäde zu durchsuchen, falls sie nicht selbst nachzusehen bereit wären. Einer stand auf, öffnete seinen Rudsfack und — da lag oben mein Kocher. Wir waren über so viel Unverstorenheit dieses „Naturfreundes“ — wozu die Freundschaft mit der Natur nicht alles gut ist! — so baff, daß wir wortlos den Fall erledigten. Beide aber waren wir um einen Glauben ärmer. Auf Marco e Rosa hätte uns das nicht treffen dürfen.

Um 11 Uhr schnallten wir hinterm Sattel an und schossen auf einem tischglatten Eisbarisch flott hinab. Augustsonne und Ostwind hatten ihn zusammengebunden. Aber als wir die Klüfte der „Über da Buuch“ genannten Stelle (vgl. *BZ.* S. 193, Fußnote) hinter uns und die glatten einheitlichen Firnhänge zum Gletscherboden hinab vor uns hatten, da begann eine der schönsten Sommerski- und Firnschneefahrten, deren ich mich erinnere. Spaltengefahr war für ein geliebtes Auge nicht vorhanden. Die Hänge steil und mit Butterfirn wie eingeseift. Wir ließen da denn auch einige Wirbel vom Stapel! Und konnten bis zur alten Bovalhütte auf den Brettern bleiben.

Nach einer kurzen Rast rannten wir voll Übermut nach der Station Morteratsch



hinab, um unsere Gefährten abzuholen, ein steiermärkisch Doktoren-Ghepaar. Der Doktor war ein Hüne, größer noch als Sepp und vor allem ein gut Teil schwerer und es war verwunderlich, wie verhältnismäßig leicht er diesen Körper über die Berge trug. Wir bummelten selbstviert wieder nach Boval hinauf zu Mutter Kohler, die damals noch dort regierte, nachdem der Zippert, der alte kühne Berninakämpe sich inzwischen zur wohlverdienten Ruhe gesetzt hatte (vgl. B. S. 83—114).

### Piz Morteratsch, 3754 m; Bovalweg

Am 3. August begannen wir mit dem Piz Morteratsch, der uns zum Einlaufen gerade recht schien und dazu auch empfohlen sei, denn eine idealere Bernina-Warte, einen schöneren Ausichtsberg gibt es nicht. Ein Blick auf die Karte macht das jedem klar. Des Neuschnees halber brachen wir schon um 3 Uhr 15 Min. auf. Der Mond stand am Himmel, mich aber bald zarter blauer Dämmerung und einer feurigen Morgenröte. Im Osten lagerten Wolkenbänke in den Bergen. Still und reglos, als schliefen sie noch. Die Königspitze ragte über sie empor, eine schöne und edle Hüterin der Wolkenruhe.

Auf dem Schneeharsh liefen wir mühelos zu den Felsen der Fuorcla da Boval empor und erkletterten sie. Ein bissiger Wind piff hier, auch begannen Wolken zu marschieren. In kaltem Pulverschnee stampften wir eilig weiter, am Gipfelhang steil empor, wo zu meinem Bertwundern schon ein Führer mit seinem Herrn anstieg. Sie kamen von der Schiervahütte. Hinter uns stiegen zwei Wiener.

Man merkt, daß man an einem Allerweltsgipfel ist. Leider steckt seine Spitze in den Wolken. Das verleitet den Herrn samt seinem Führer zur Umkehr. Wir steigen ruhig weiter und haben Glück — kaum oben fliegen die Wolken auf und die Sonne grüßt uns. Wir hocken uns an windgeschützten Plätzen nieder. Die Stimmungen wechseln film-schnell wie die Wolken und ihr Spiel. Die Steirer sind entzückt und so sind wir's auch.

Winnen Minuten wechselt jetzt das Wetter: Föhn bricht ein mit warmen Fluten. Aberm Palü stehen silberschuppige Föhnfische steif im fatten Blau. Eine behagliche Wärme ist in den Felsen. Noch hat der Föhnwind den Hauptkamm nicht überrannt. Noch strömt die Sonne warm auf uns herab und von den Felsen zurück. Wir kochen Tee, schauen und schauen, aalen und rekeln uns wie junge Hunde — zwei Gipfelstunden lang. Wer weiß, was der Föhn bringt.

Das Ahnen hatte mich nicht betrogen. Am Nachmittag wallte die Föhnmauer über den Kamm und am Abend fiel schon Schnee, ja in der Nacht kam das schlechteste aller Wetterzeichen über uns: ein mächtiges Gewitter füllte den Morteratschkeffel mit Getöse aus. Und wenn's „auf den nassen Boden“ oder gar in Schneefall hinein gewittert, dann ist der Fall hoffnungslos. — Am Morgen war denn auch alles grau in grau; und Schnee fiel. Wir beschloßen, den Tag zum Stellungswechsel zu nützen und zur Diavolezzahütte aufzusteigen. Schneefall und fast unerträgliche Schwüle wechselten ab. Es war über die Mäßen mühsam. Ich ging mit nacktem Oberkörper, aber es trieb mir den Schweiß aus allen Poren. Kein Wunder, daß Doktors arg müde auf Diavolezza landeten.

### Piz Palü, 3889, 3912 m

Wir haben natürlich den Palü auf dem Korn. Aber nachts fällt wieder Schnee und so verschoben wir den Ausbruch. Am 6 Uhr früh hellt es ein wenig auf. Zwei Führer, die mit Engländern auch auf den Palü passen, erklären rundweg, sie gingen bei solchen Schneemassen nicht. Die Engländer sind sehr niedergeschlagen darob. Wir sind aber zäh und brechen um 6 Uhr 30 Min. auf. Sepp und ich teilen uns in die unheimliche Spurarbeit um den Piz Trovat herum zur Fuorcla d'Arilas, in langem Marsch zum Palü hinüber, durch die Brüche hinauf. Stampfen, treten, wühlen, pusten und fluchen. Aber die Sonne bricht sich Bahn und da müssen wir's auch.

Als wir weit über die Hälfte des Weges gespurt haben und uns umwenden — wer kommt denn da hinterm Trovat vor?

Die Führer mit den Engländern!

Also zum Vorspuren sind die verb. . . Führerlosen doch brauchbar. Wir setzen uns am Rande der Firnmulde in die Sonne und rasten. Rasteten bis sie da sind. Sie drehen jetzt mächtig auf. Wir auch, d. h. wir lassen ihnen großmütig den Vortritt. Im Vergleich zur Morgenarbeit steigen wir jetzt wie die jungen Götter in den knie-, ja schenkeltiefen Stapsen hintennach. Es bleibt noch immer genug Schinderei, zumal für unsere Gefährten. Die gute, immer zu allen Anstrengungen bereite Doktorfrau ist völlig ausgepumpt bis wir am Hauptgipfel sind. Nebel- und feuchtes Gewölk lasten schwül auf uns und rauben die Sicht. Wir kochen einen Tee und mühen uns dann bei großer Hitze wieder zum Ostgipfel zurück. Während ich droben auf die Nachsteigenden warte, kommen drüben noch zwei heraufgestiegen. Der eine sichert den andern gerade. Er zieht einen unförmigen Strid ein, ein wahres Heuseil, wie ich in den Alpen noch keines gesehen hatte. Er spricht unverfälscht anheimelnd Bairisch. Und der andere?

Ich denke: den kennst du doch? Das ist doch der Prandner von der Lindauer Innung?

„Hallo Prandner!“

„Jesias, dr Flaig — ja so was!“

Und wir grüßen uns, wie das nur bei solchem Wiedersehen auf den Graten droben ist, so warm und herzlich. Man weiß, daß es einer von der Junst. Und daß der andere, mit dem einnehmend bairischen Namen Dietl, auch einer war, dafür sprach schon seine Seilgemeinschaft mit dem Prandner. Der Dietl trägt den Aternamen „Büffel“, der seiner draußgängerischen Stosskraft ebensosehr entspricht als er seinem gutherzigen Wesen — das bei Prandner schon ins Weichherzige ging — zuwiderlief.

Sie waren am Morgen früh von den Berninahäusern zur Diavolezza aufgestiegen und hatten, als sie die Spur zum Palü sahen, diesen „noch schnell“ zu besteigen beschloßen. Das war echt Büffel. Und Prandner, der alte Kämpfe, war sogleich dabei. Das Heuseil hatte sich der Büffel in Dresden zugelegt, wo solche Seile für die Klettereien in der Sächsischen Schweiz üblich sind — des „Fliegens“ halber.

Wir wechselten aneinander vorbei. Unser Abstieg vollzog sich in einem Wechsel von Wolken, Nebeln, Schneetreiben. Der Doktor-Koloff brach oft bis zum Bauch ein und mußte sich schrecklich abschinden. Die Steirer beschloßen denn zu Recht, am andern Tag zu rasten. Wir hatten dies nicht nötig, ja im Gegenteil einen „surchtbaren Lusttrieb“. Und als die zwei Baiern abends angebraust kamen, da hockten wir alsbald über dem Siegfried-Atlas und ich entwickelte einen Plan, der mich schon lange mächtig umtrieb:

Piz Cambrena, etwa 3600 m, über die Eisnase

„Bua“, strahlte der Büffel und hieb Prandner trachend auf die Schultern, „Bua — dös ischt was für uns!“

„Eisnasen“ sind eine ganz besondere Eigentümlichkeit der Bernina. Sie entstehen, wenn Hängegletscher oder Gletscherdächer über einem Felsporn, meist einem Nordgrat, vorgeschoben werden und wechselseitig abbrechen, so daß eine aus Eis gebildete, oft scharf geschnittene Nase den Fels überragt. Man vergleicht diese Nasen vielleicht am besten mit dem Bug eines großen Ozeandampfers. Solche Eisnasen finden wir allenthalben, jedoch nicht leicht so schön wie am Scerscen, am Palü und am Cambrena, dem Ostpfleiler des Bernina-Hauptkammes. Die Formen dieser Nasen wechseln natürlich fortwährend, weil ihre Wände ja immer wieder abbrechen. Die Eisnase des Scerscen habe ich dreimal bestiegen und jedesmal war sie ganz anders. Die Cambrena-Eisnase wurde am 23. Juli 1916 von Hans Frid mit Christian Zippert und Hans Raspar, zwei Engadiner Führern, das erste- und bis 1926 wohl einzige Mal begangen. (Vgl. Tafel 14 u. 17.)

Hier ist Gelegenheit, Zipperts Verdienste zu rühmen. Er ist einer der späteren Er-



Abb. 5. Marco-e-Rosa-Hütte gegen Monte della Disgrazia



Abb. 6. Diavolezzahütte gegen Piz Palù—Bellavista und Crast'agüzza



Abb. 7. Auf dem Vellavista-Geb., Blick gegen Westen auf Graß-agüzza-Gattel (Marco-e-Nofa-Hütte ◊)



schließer der Bernina und als Leiter vieler neuer und kühner Unternehmungen den Berninafreunden bekannt. Als wir im Herbst 1924 auf Bival hausten (vgl. B. S. 83 ff.), wirkte er noch dort und wir neckten einander in aller Freundschaft, denn wie alle wirklich guten Führer hatte er Sinn für die Unternehmungslust der Führerlosen und Achtung vor wirklichen Leistungen. Im Tanner-Verlag, Bern, ist 1933 eine Schrift „Christian Zippert“ als Nr. 1 einer kleinen Buchreihe „Unsere Bergführer“ erschienen. Nach diesem Heft hat Zippert 22 Neuturen in der Bernina gemacht. Er ging übrigens öfters mit Kluder, der in seinem Buche mit größter Achtung von ihm spricht.

Auf den Spuren dieses großen Führers wollten wir Vier also nun dem Cambrena zu Leibe gehen. Vorzüglich ausgerüstet brachen wir am 6. August um 5 Uhr auf. Bis zum Westfuß des Cambrena-Nordgrates benützten wir unsere Palüspur.

Die Stunde des Ausbruchs, des Marsches am Trotat entlang, wird uns unvergeßlich sein. Da schälten sich plötzlich die hellroten Palüspitzen aus bleigrauen Nebeln. Später stieg auch der Cambrena aus den Wolken und erinnerte mich an ein Bild seines neuschneebelegten Silberhelmes, der an einem Septembertag über Wolken sich hob und funkelte. Damals hatte diese schneeige Kuppel, die einem märchenhaften Dome gleich, mich erstmals begeistert. Trotz all der Schönheit auch an diesem Morgen, da nun alles Wünschen Wirklichkeit werden sollte, denke ich nur mit Wehmut an jenen Tag zurück, denn es war Prandners letzte große Eisfahrt. Eine Lawine riß ihn wenige Jahre später aus unserer Mitte. Er war ja schon nimmer jung an Jahren und daher besonders empfänglich und dankbar für solche seltene Erlebnisse. Immer wieder bekundete der sonst so stille Mann seine fladernde Lust in hellen Freudenrufen. Die wilde Eismelt, der freie lustige Eisweg, die schnell und fest geschmiedete Kameradschaft packten ihn wie uns. Für unsere Begeisterung ging das Vordringen bei den Neuschneemassen viel zu langsam. Eine Neuschneelawine hatte den Berggrund am Einstieg verschüttet; trotzdem brach der gewichtige Sepp durch, war aber auch schnell wieder heraus.

Als wir über die Westflanke den eigentlichen Nordgrat erreichten und nun südwärts steil emporstiegen, hatten wir das Bild einer Eislandschaft, wie sie eindrucksvoller im Wallis kaum ist. Der steile Grat war mit Neuschnee und Eis verkleistert. Eiszapfen in allen Größen hingen bündelweise von den Felsrändern. Zur Linken wallte und stürzte durch die Höhle zwischen Piz Cambrena und Piz d'Aras ein Eisstrom, dessen Riesenflüße, Türme und Wände sich wie eine furchtbare Drohung sperrten und neigten.

Über uns stieg die scharfe Eisnase auf und trennte wie ein gleißendes Schwert Schatten und Licht. Die Eiswände funkelten. Man mußte an Märchen denken von geheimnisvollen, wunderbaren Schauhöhlen, bei deren Betreten der Sagenprinz geblendet still steht und sich nicht zu rühren wagt.

Um 8 Uhr standen wir am Fuß der Nase. Ich sah Kopfschütteln und fragende Blicke. Indes schidte ich mich gleich an, mit dem Pidel den Knoten zu zerschlagen. Man stelle sich vor: Der Gipfelbau unseres Berges glich von hier einem Hausblock aus Eis, dessen Wände meist lotrecht, ja überhängend waren, aber auch Einbuchtungen aufwiesen, sich oben zurückwölbt und ein fast ganz ebenmäßiges Kuppeldach — den Firnhelm — trugen. — Besser als die Meterzahl gibt die Zeit einen Spiegel der Schwierigkeiten. Obwohl ich sieberhaft arbeitete, kosteten diese 60 m volle 3 Stunden schwerer Eisarbeit:

Es entsteht zuerst eine Fuhrnische links von der senkrechten Kante und dann eine etwas höhere rechts. Dann werden die dazu passenden Handgriffe geschlagen: Zuerst mit der Spitzhaue eine Kerbe vorsichtig herausgemeißelt, so daß die vier Finger gut Platz haben; dann wird diese Kerbe mit der Schaufel in mühsamer geduldiger Arbeit nach innen abwärts vertieft, bis sich eine Muschel ins Eis hineinwölbt und ein richtiger Griff entsteht. Dann mache ich noch vom Wandfuß aus die Fuhrnischen, soweit ich gut hinaufreiche. So — und jetzt geht's los.

Es ist bitter kalt. Ich muß Handschuhe anlegen, denn durch einige Stunden mit bloßen Händen in den Eisgriffen hängen, das ginge nicht wohl an. Mit der Rechten im obersten Handgriff, mit den Steigeisen in den Nischen verkrallt — so schwinde ich den kurzen leichten Pidel, dessen Gleitschlinge sich um das Handgelenk legt, so daß ein Entgleiten des Pidels unmöglich ist. Mit äußerster Vorsicht hob und schob ich mich empor, höher und höher, bis die Nase ein wenig zurückwich und ihr rechtsseitiger Überhang mich in die linksseitige steile Abdachung überzusteiigen zwang. Dieses „Um-die-Ecke-Herumsteigen“ war eine Nerven- und Gleichgewichtsprobe höchster Spannung. Als ich rechtsständig im Handgriff hing und links die nächste Stufe für den Aufstieg meißelte, da tat ich auf dem stahlharten Blankeis einen Fehlschub. Die Art glitt ab, schwang aus und drehte meinen Körper von der Wand. „Die Tür geht auf“, sagen die sächsischen Kletterer in solch einem Fall. Mir schoß es glühheiß und eiskalt das Rückgrat auf und ab und schon war ich nahe daran, freiwillig vom Eise mich abschnellend die 8 oder 10 m hinabzuspringen auf den Balkon, als es mir in letzter Sekunde auf den allerletzten Millimeter gelang, mich mit den ohnehin völlig klammen Fingern im Eisgriff zu halten und zurückzuschwingen. Ein Zeben lief über mich hin. Dann pidelte ich weiter. Die drunten hatten es kaum bemerkt. Sie froren toll im tiefen Schnee des Balkons. Mit noch größerer Vorsicht wurde jetzt das Werk fortgesetzt. Dann machte ich die Kameraden auf den Ernst der nächsten Minute aufmerksam, um die Sicherung aufs Höchstmäß zu treiben. Ich löste den Körper und schob ihn Zoll für Zoll um die Nase herum. Als ich dann das rechte Bein herüberzog, schwang der Körper sachte aus und nach.

Endlich war ich so hoch, daß ich, mit dem Rücken an der Eiswand lehrend, aus einer Sicherungsstufe den nächsten heraufsichern konnte. Während er sich mit dem dritten und vierten beschäftigte, hieb ich hastewasakannste die Stufenleiter vollends zur Dachkuppel hinauf. Es war beglückend, mit welcher Selbstverständlichkeit die Männer jetzt an der jähren Wand fast senkrecht unter mir heraufstiegen. Ich sah meist nur die Hüte, die Schultern und die Rucksäcke. Sie kamen rasch empor, und jedesmal, wenn einer auftauchte, hatte ich das gleich schöne Bild funkelnder lachender Augen in einem leuchtendfrohen Männergesicht, Rufe der Lust und Überlust. Jawohl, wir lachten einander an wie vier Schulbuben, die ihrem Professor einen großen Schabernack gespielt haben. Dann zottelten wir über das Schneedach hinauf und fühlten dabei mit Verwunderung eine lästige Hitze über den Bergen. Riesige Wolken türmten sich auf, und es war blendend hell.

Da die Spannung des Abenteuers jetzt von uns abgefallen war, so quälte uns diese gewitterschwangere Luft. Wir schlüchen lange und träge durch den Firn und sanken endlich seufzend in die Felsen am Südrand des Westgipfels. Es war Mittag. Sieben rasitlose Stunden in Kälte und Hitze mit ihrem zermalmenden Wechsel. Die Rückwirkung zeigte sich bei mir in lässiger Faulheit, die wieder ein Genuß wurde in ihrer köstlichen Erschlaffung, Auflösung — Loslösung, zumal sich die Freunde nett und lieb zeigten.

Piz d'Arilas, etwa 3430 m

vgl. Bf. S. 310 und Tafel 14 und 17

Wir beschlossen, die Fahrt durch eine Überschreitung des Piz d'Arilas „würdevoll abzuschließen“, wie der Fachausdruck lautete. Aber eine Stunde faulenzten wir, blinzelten in die gewitterumhangenen Gebirge und in das tiefe tiefe Puschlav, dessen See heraufglickerte. Dann und wann erinnerte sich einer der Eisnase und wie wir schließlich alle vier an ihr klebten. Dann hörte man ihn im Halbtraum begeistert schwärmen, oder man sah ihn sich hochreißen und laut sein Glück künden, weil es ihn plötzlich durchfuhr, wie uns dieses Abenteuer zusammenschloß und feurig durchjuckte.

Höher und höher bäumten sich die Wolken. Manche rollten dunkel heran. Es wurde Zeit. Raum aufgebrochen, umwallten uns dicke, milchige Nebel. Aber wir tasteten uns

zielfest auf den 3604-m-Gipfel im Osten und stiegen mit Buffole und Karte ebenso über den Nordgrat hinab. Das war allerdings etwas unbehaglich, weil es ein steiler Firnhang und Grat war, der eintönig und unbegrenzt in die Nebelmilch hinabfiel. Endlich tauchte der Fels des Piz d'Urlass auf — nur ein Blochhang und doch eine wohlthuende Erscheinung! Wie leicht hätten wir links in den großen Eisbruch mit seinen unheimlichen Riesenspalten hineingeraten können! Der Gipfel wurde schnell erklommen und sofort der Abstieg nach Norden angetreten. Der neuverschneite, da und dort vereiste Grat, seine Steilflanken, Wächterscharten und Eisschilde versuchten uns noch allerlei Streiche zu spielen, aber wir bissen uns durch auf die getürmte Schneide, wo sich der Nebel plötzlich hob und zur Rechten in der Tiefe der Lago Bianco am Berninapass heraufgrüßte. Ich entsann mich eines stillen Oktoberabends an seinen Ufern und sehnte mich hinab.

Als ich mich aber umwandte, da stand ich baß verwundert: düster stieg der kühnselfige Urlass auf. Rechts hinter ihm quoll der scheußliche Hängegleitscher vor und stürzte sich vor uns in die nebelgraue Tiefe. Darüber aber flogen Eiswände auf, und plötzlich sah ich eine feine Tuppenreihe auf diese Wand gemalt: eine Stufenleiter. Wir starrten hinüber. Da waren also wirklich so ein paar Narren hinaufgestiegen. Nein! So was! — Ja — und es war nicht abzuleugnen: wir waren diese Narren gewesen!

Da zog eine göttige Hand die Nebel davor.

\* \* \*

Der Rest unserer Pläne zerging in Neuschnee und Regen.

### Durch die Gurgl auf den Bernina

Der August 1931 ging schon zu Ende, als ich wieder einmal berninawärts fuhr. Und wieder begann die Reise im Regengrau. Aber das konnte mir diesmal nichts anhaben, denn als ich in Filisur in den Engadin-Expresß umstieg, grüßte mir das immervergütigte Brüderpaar Franzl und Oskar, genannt „Osa“ entgegen. Mit ihnen hatte ich schon so manches Abenteuer erlebt. Ihre federn Hüfte mit der Spielhahnsfeder — Osa prahlte mit einem Stachen Stoß — ließen Mißpeterei gar nicht aufkommen.

Nach altem Brauch wurde im Speisewagen gefahren. Der angebliche Hauptgrund, die schönere Schau aus den großen Scheiben, galt heute nicht, denn der Regen klatschte dagegen. Aber in Wirklichkeit war es uns auch nur ums „pöfeln“ und „die feinen Hunde markieren“. Wir sangen, die Maultrommel ging taktfest nebenher: Uns kann keiner!

In Pontresina kam Konrad, der inzwischen den Flüela überwunden hatte, auf seinem „Dampfer“ angebonnert und am Abend saßen wir auf Boval bei Vater und Mutter Rauch, die jetzt dort herrschten. Dem Franzl hatte das Gepäckschinden schwer zugefetzt. Nach seinem Aussehen wurde er einstimmig als „Gletscherleiche milderer Herkunft“ bezeichnet. Er segnete vielleicht den nächtlichen Regen und Schneefall. Aber umsonst. Um 4 Uhr früh war's wieder klar und um 5 Uhr brachen wir auf zum Piz Prielus. Unser ursprüngliches Ziel, der Zumillerglat oder mittlere Nordwand-Weiler des Piz Palli war in diesem Zustand unmöglich. Aber auch der Nordost- und Ostgrat des Prielus brachte uns keine Vorbeeren. Neuschnee, vereiste Felsen, drohender Wetterumschlag und eine unglaublich träge, um nicht zu sagen faule Föhnstimmung bewogen uns unter der sogenannten Nase (vgl. Zf. S. 223/4) zur Umkehr. Als wir um 14 Uhr wieder auf Boval eintrafen, regnete es bereits, regnete die ganze Nacht und andern Tags bis gegen Mittag. In den höheren Lagen fiel Schnee in rauhen Mengen. Jetzt ging sogar unser Humor mählich in die Brüche. So oft wir hinausgauten, sah man den grauen Gletscherstrom unter einer grauen Wollendecke. Aus dieser Nebeldecke stieß der schwarze, an die 500 m hohe Sockel des Bernina vor, das Bollwerk, das vom Saß dal Pos ge-



krönt ist. Dieses unheimlich drohende, zur Rechten von sturzbreitem Eis überwallte Felswerk ist in seiner ganzen Höhe von einer gewaltigen Kluft auseinandergespalten. In einem an die 500 m hohen Schuß fährt dieses eisgefüllte, dunkel klaffende abschreckende Couloir durch die scheinbar pechschwarzen Felsen herab!

Das ist die „Gurgl“. (Vgl. Tafel 14, Abb. 3.)

Wir sahen, daß tiefe, ihrerseits fast tintenschwarze Stein Schlagrinnen das Eis des Couloirs durchzogen und in flottem Schwung auf den breiten Lawinentegel unterm Bergschrund ausliefen. Wir sprachen oft von dieser Gasse.

Über daß ich da jemals hinaufsteigen würde, war mir damals so fern als der Kaiser von China. Ich erinnerte mich dunkel, daß mir Zippert oder Rohler von einer einmaligen Durchsteigung erzählt hatte und ein anderer Führer, daß sie für eine Filmgesellschaft von oben her Puppen durch diesen Teufelsgraben hatten herabwerfen müssen, damit man das filmen konnte. Die ersten und einzigen Ersteiger des Piz Bernina auf diesem abenteuerlichen Weg waren Christian Kluder und Normann Neruda. In den Büchern beider findet man eine Darstellung (vgl. die Angaben im *Bf.* S. 209).

Kluder war damals in höchster Form. Nach der Durchsteigung der Gurgl führte er seinen Herrn vom Gipfel des Piz Bernina in einem furchtbaren Gewittersturm über den Biancograt und dessen Westflanke nach Tschierva hinab — eine Glanzleistung.

Als die Sprache auf eine Wiederholung kam, oder auf die derzeitigen Möglichkeiten, lehnte ich das glatt ab. Im Schwarzeis wäre das sicherer Selbstmord, weil die auch mit besten Eisen unumgängliche und ungewöhnliche kraft- und zeitraubende Stufenarbeit einen Durchstieg zu sehr aufhielt und unweigerlich der Steinanonade aussetzte.

Der Fall wurde als ein wahnsinniges Beginnen abgetan.

Es regnete und schneite immerzu. Da kniffen wir aus nach Pontresina und in die Grossinaberge jenseits des Berninapasses, wo tatsächlich die Sonne schien und nur ganz wenig Neuschnee gefallen war.

Nach erfolgreicher sonniger Woche ließ uns der „Zumiller“ aber keine Ruhe mehr. Auf keine Bergfahrt in der Bernina war ich so scharf wie auf diese große klassische Fahrt über den herrlichen Palsü-Nordpfeiler. Durch eine fesselnde Veröffentlichung in der Osterreichischen Alpenzeitung 1932, S. 98, ist Zumiller (der Erstersteiger, nach dem der Grat heißt) und sein Grat wieder bekannt geworden. Ein Bild aus dem Ersteigungsjahr 1887, das dort beigegeben ist, zeigt den Dreiundzwanzigjährigen zwischen seinen Führern J. Graf und M. Schöcher, zwei vollblütigen Pontresinern. Seit jener Erstebesteigung 1887 waren bis 1931 etwa ein halbes Duzend Begehungen zu verzeichnen.

Als wir selbdrift (Oskar hatte heimreisen müssen) am letzten August abends auf Boval wieder einzogen, da klebten schon wieder häßliche zähe Wolken an den grauschwarzen Bergen und dreckfarbigen Gletschern. Am andern Tag das gleiche Bild. Wir stiegen über den Gletscher zur Isla Persa hinauf und weiter gegen den Nordfuß des Palsü, um „den Zumiller“ zu erkunden. Als die ziehenden Nebel einmal einen Blick freigaben, da mußte ich die Unmöglichkeit dieses Planes einsehen. Für 1931 war da — am 1. September — nichts mehr zu holen. Wir stampften und stolperten wieder hinab auf die Isla. Als wir dort wie die Fragezeichen herumstapten und froren, da meinte Franzl: „Hauptling“ — das ist so eine Art Ehrentitel der Gefährten, die aus meiner Schule hervorgegangen sind — „Hauptling, wie war's mit dem Bernina-Couloir?“ und er lächelte halb verschmüht, halb treuherzig dazu unter seinem Spielhahn vor.

Dieser mehr so ungefähr gegebene Tipp des Gefährten stach mir mächtig ins Gehirn. „Kinder“ — rief ich — „das ist ein Gedanke! Wenn der Sau-Neuschnee den Zumiller unmöglich macht, dann muß er uns das Couloir im Bollwerk möglich machen. Und überdies wär' das ein mehr als vornehmer Ersatz für den Zumiller!“

Der Eifer des neuen Planes padte uns. Auf dem Gletscher musterten wir die Gurgl nochmals und stellten eine genügende Neuschneelage fest die — ein glücklicher Zufall —



so nah und bei zunehmender Abkühlung gefallen war, daß sie in der rasend steilen Eisgasse kleben geblieben, wo sonst Neuschnee schnell als Lawine herabzufegen pflegt. Von den schwarzen Steinschlagrinnen war nur die große in der Mitte noch zu erkennen. Alles schien günstig. Aber während wir zurück zur Bovalhütte bummelten, hub der Regen wieder an und es schien wieder alles völlig aussichtslos. Der kühne Plan, der uns eine Weile ganz heiß gemacht hatte, zerfloß.

Fluchend wie Türken hodten wir Stunde um Stunde herum und beschloßen heimlich schon die endgültige Heimkehr am anderen Morgen. Da kam plötzlich ein neuer Wandel in die Dinge: um 21 Uhr hellte es auf! Der Mond schien durch die immer lichtereren Wolken auf die neuschneehellen Firne. Und kälter schien es auch.

„Kinder“, sagte ich, „wenn's friert auf den nassgereregneten Neuschnee hin, dann bietet uns das Wetter und das Couloir einen Glücksfall, wie er in Jahren einmal eintrifft. Wir werden nicht nur mit den Eisen fast ohne Stufen aufsteigen können, sondern vor allem auch vor jedem Steinschlag sicher sein, selbst noch in den ersten Morgenstunden, weil dieser Neuschnee alles zusammenkleistert und die Sprengwirkung des Schmelzwassereises zunichte macht. Wir dürfen nur nicht gar zu früh einsteigen, weil der Frost erst gegen Morgen wirksam wird.“

Wir packten jetzt schnell vollends die Rucksäcke peinlich für das große Unternehmen. Dann legten wir uns rasch nieder.

Am 2. September, um 4 Uhr früh, schaute ich hinaus. Es war klar aber nicht sehr kalt. Wir beschloßen, einen Versuch zu machen. Um schnell und ohne Lärm loszukommen, verzehrten wir an Stelle des warmen Frühstückes je eine Birne und schlüpfen um 4 Uhr 45 Min. hinaus. Nach genau einer Stunde standen wir am Bergschrund und starteten durch die Gasse hinauf. Ihre Ausmaße waren völlig überraschend ins Ungeheuerliche gewachsen. Was hier nur der „Soedel“ eines stolzen Berges war, wäre mancherorts selbst einer. Das beim Näherkommen übliche „Zurücksallen“ der Steile war nicht so erleichternd, als wir im stillen gehofft hatten. Wortlos starteten wir hinauf. Es gab nur eines: Versuchen. Also: „Los!“

Ich ließ mich in den Schrund hinab und schob mich jenseits hinauf. Das ging hier glatt, während er im übrigen unübersehbar klappte. Dann liefen wir wie die Spechte an dem alsbald überraschend steilen Lawinentegel empor. Die Steilheit nahm so schnell zu, daß wir uns vor der Brust mit der einen Hand auf den gestrorenen Neuschnee hang stützen konnten, während die andere den Pickel anstatt am Stil um den Schaufelhals packen mußte und so den Dorn der Haue wie einen Spechtchnabel vor sich eintreiben. In einer verschneiten kleinen Steinschlagrinne, an deren Randrippe wir uns in der Falllinie emportrollten, gurgelte leise ein Wasserfaden. Sonst herrschte eine fast unheimliche aber auch feierliche Stille. Die Schneedecke war festgebunden und hielt uns aus. Das war unser Glück, auf das wir weiterhin bauen mußten, denn auf dem Blankeis darunter wäre ohne Stufenarbeit ein stundenlanges Aufsteigen bei dieser Steile völlig ausgeschlossen. — Nach einer Stunde kamen wir an die Felsende, wo die Gurgel sich plötzlich verengt und eigentlich erst recht beginnt, als „Gurgel“ und gewaltige Narbe in den Bergleib einzuschneiden. An der Felsende war eine waagrechte Eisrampe ausgeschmolzen. Da konnten wir die schmerzenden Knöchel und Knochen einige Minuten entspannen. Als wir zurückschauten über den Einstiegskegel, da erschrak man ob seiner Größe. An ihr konnte man erst die des Couloirs ermessen, das solche Massen ausschleuderte. Der Tiefblick verriet aber noch ein anderes: Man blickte jetzt in der Wurf- oder Fallrichtung der Steine, die herabgepfliffen waren, in so großen Mengen, daß der Regelrand unterm Bergschrund siebartig von den Einschlägen durchlöchert und mit Steinen gespickt war!

Wenn deshalb Kluder in seinem Buche „Erinnerungen eines Bergführers“ (S. 88ff.) schreibt, daß im Couloir keine Eisschlag-Gefahr bestehe, stimme ich gern zu, sofern man

sich beim Einstieg stets links (östlich) hält. Wenn er aber meint, „... daß dieses Couloir keine Steingefahr aufweise, da nirgends Steine herumlägen, welche von oben heruntergefallen seien...“, ist das eben ein Irrtum, dem auch ein Kluder einmal unterworfen ist.

Wir sahen im Anmarsch auch keine Steine liegen, aber oben herabschauend erblickten wir jetzt (in den Firn eingetrichtert und daher von unten nicht sichtbar) einen ganzen schwarzen Kranz von Steinen! Aber wir hatten natürlich schon lange vorher alle Tage die Steinschlagrinne gesehen, die (unten mehrere Meter breit und tief!) durch das Couloir herabzieht und die ja keinen Zweifel läßt.

Wir konnten uns jetzt in der Kluft zwischen Eis und Fels, teils im dort eingelagerten Schnee, teils durch Verklemmen der Eisen und Schuhe, emporschaffen. Vorspringende Felsnasen deckten uns für alle Fälle, doch hörte und sah ich nur ein einziges Mal einen Stein von der Größe einer Zündholzschachtel vorüberschwirren. So ein Außensteiger — im wahrsten Sinne — konnte natürlich immer da sein. Im übrigen galt das Gesetz, das wir vorausgesagt hatten, ganz und gar: Obwohl die Sonne oben bald an die Felsflanken der Gurgl schlug, so fielen doch keine Steine mehr. Von ihrer furchtbaren Kanonade zeugten nicht nur die Einschläge drunten, sondern auch die Hauptgeschloßbahn, der riesige mannstiefe Kanal im Eis, dem wir uns mehr und mehr näherten. Nach einer zweiten Stunde in der Gurgl drängte uns der Fels in die Steinschlagrinne. Wir stiegen mit höchster Eile in ihr empor.

Ein heftiger Wind stieß von oben herab und führte einen kalten Schneestaub mit. Er schoß wasserfallartig durch die Rinne und uns ins Gesicht, denn diese sogenannte sekundäre Rinne wurde zunehmend steiler und war schließlich von einer fast senkrechten Stufe unterbrochen. Hier hieb ich die einzigen Stufen des Tages, wobei ich infolge eines Fehltrittes und Nachgeben eines Trittes ums Haar ins Gleiten gekommen wäre. Aber beide Gefährten waren hier in guter Habachtstellung. Gleich ob der Steilstufe konnten wir wieder links gegen die Randfelsen auskneifen, die dort sogar eine ziemlich sanfte Mulde umschlossen und eine Art Sattel bildeten, wo wir wieder einige Minuten stillstehen konnten. Aber die Unruhe ließ uns nicht lange Zeit. Wir hatten längst eine sehr rasche Arbeitsweise im Brauch: Während Franzl den Konrad nachsicherte, stieg ich weiter, um dann den Franz nachzuholen. Konrad, der das erstmal so eine große Steigeisensache mitmachte, lief wie ein Alter mit und lachte übers ganze Gesicht, als ich ihn einmal gerade an einer der steilsten Stellen beim Photographieren ertappte.

Allmählich waren Knöchel und Arme so eingespielt, daß der Betrieb wortlos lief. Nur ein „Nach!“ oder „Come on!“ unterbrach die kühle Stille in der düsteren Schlucht. Technik, Mechanik und Sport hielten uns völlig gefangen. 3½ Stunden nach Überschreiten des Bergschrundes betraten wir den besonnten Schneefamm am Oberende der Gurgl, 3075 m. Mit einem Schlage fiel die Spannung dieser harten 3½ Stunden von uns ab. Bevor wir uns auf den Weiterweg machten, schauten wir zurück, was wir bisher ganz vergessen hatten und daraus erst ermaßen, wie uns das fragwürdige Abenteuer im Bann gehalten hatte.

Diesen ersten Rückblick durch die ganze Gurgl hinab werden wir nie vergessen. Wir schauten uns an und wieder hinab. Und es war tatsächlich so: wir begriffen es nicht recht, daß wir wirklich und wahrhaftig soeben da heraufgekommen waren. Dann lachten wir uns an: „Mensch — das war Sache!“ und trollten uns.

50 Minuten später ließen wir uns auf dem unvergleichlichen Balkon des Saß dal Pos, 3208 m, zur wohlverdienten Ruhe nieder. Schon der Name — Saß dal Pos heißt Ruhestein oder Rastfelsen — forderte das.

Früher stieg man beim gewöhnlichen Bernina-Aufstieg nach Durchreiten des eisschlaggefährlichen Labyrinthes von den Firnböden oberhalb nicht zum Crast'aglazzafattel an, sondern über Steilfirn von Süden auf den Saß dal Pos. Die dort übliche Rast gab ihm

dem Namen. Heute geht niemand mehr dort und er wird in Jahren nicht betreten. Wir genossen die Ruhe und Wärme nach der Aufregung und Spannung doppelt, da es kaum einen schöneren Balkon zur Aussicht auf den Morteratschkeffel gibt. Das Wetter war noch herrlich und wenn auch Cirren und Schneefahnen sowie Wolkenbildung an Gipfeln im Norden und Osten allerlei vermuten ließen, so hatten wir doch für heute nichts zu sorgen als die erschreckenden Neuschneemassen, die sprunghaft zunahmen. Denn hier hatte es nie geregnet, immer nur geschneit — eigentlich seit Wochen.

Wir entdeckten jetzt drunten im „Zauch“ die drei Bayern, die noch auf der Hütte gewesen waren. Wir jauchzten ihnen zu. Sie mögen nicht schlecht gestaunt haben, denn auf Boval hatte niemand eine Ahnung von unserm Plan und Spuren von uns gab es keine. Sie gaben übrigens bald nachher auf, der Neuschneemassen wegen.

Als wir um 11 Uhr 20 Min. weiterzogen, lernten wir das verstehen. Ich will mich nicht damit aufhalten, diese Stamperei und Wühlerei zu schildern. Jedenfalls brauchten wir fast 3 Stunden nur bis auf die unterste Ostgratschulter, wo wir „Nur ein Viertelftündchen“ (14 Uhr bis 14 Uhr 15 Min.) rasteten. Zu unserm Verwundern zogen zwei Seilschaften — vermutlich Italiener — von der Fuorela da la Crast'agüzza der Bellavistaterrasse zu. Sie hatten offenbar auf Marco e Rosa genächtigt und so den Vorteil dieses hohen Standortes geschickt ausgewertet. Hinter uns stieg der Ostgrat des Bernina noch hoch empor, über und über verschneit und natürlich ohne jede Vorspur. Das waagrechte Gratstück zum Gipfelsteilaufschwung kostete uns 1 Stunde, der Rest 2 Stunden. Zuletzt wurde es recht kalt, denn die Septembersonne war schon hinterm Spallagrat hinab. (Vgl. Tafel 17, Abb. 9.)

Aber dann standen wir nach 5 Uhr abends auf dem für mich so erinnerungsreichen Berninagipfel und gaben uns nach altem Brauch die Hände zum Zeichen des Dankes wie des Glückes. Mit Franzl bedeutete es die Erneuerung eines erprobten Bundes, mit Konrad die Begründung eines neuen. Er strahlte. Er hatte seinen ersten Viertausender auf ganz vornehme Art angegangen und dann und wann bekräftigte er seine Erlebnisse mit einem ungemein überzeugend vorgebrachten „Ganz groß! Ganz groß!!“

Der Duft, Schmelz und Schimmer eines Herbstabends lag über den schon tiefverschneiten stillen Bergen. Menschen waren nirgendwo zu sehen. Die Sonne, die den höchsten Gipfel natürlich noch bestrahlte, erlaubte uns eine halbstündige Rast. Dann stiegen wir gemächlich über den Spallagrat zur Marco-e-Rosa-Hütte hinab, denn wenn das Wetter gut blieb, was wir hofften, dann wollten wir am andern Tag über Supo—Bellavista und Palü. Das war Ehrensache. Außerdem war da der noch unerstiegene Canalone-Süd der Fuorela da l'Argient, eines der wenigen großen Probleme der Bernina.

Am 18 Uhr 30 Min. brachen wir polternd auf Marco e Rosa ein. Basz verwundert stand da Peppino drin — Peppino Mitta, der hilfsbereite Wart und Wirt dieser Zuflucht, der hier ein verdammte „schattiges“ und oft ebenso einschichtiges Dasein führte, aber auch beneidenswert hoch und frei seine kurzen Sommertage verbrachte. Da er bei längerer Schlechtwetterlage meist zur Capanna Marinelli auskneift, so hatte ich ihn jetzt nicht hier zu treffen gehofft. Sein „Buona sera!“ klang aufrichtig erfreut, denn ein Mensch ist in dieser Einsamkeit für ihn ein Erlebnis und — meist ein Geschäft.

Natürlich muß er schnell einen Tee machen, den wir gierig schlürfen. Der „Gosch-hobel“ ist auch schon im Gang und vier Paar Flüße — Peppino macht begeistert mit, wie das von einem Italiener gar nicht anders zu erwarten war — stampften eine mehr laute als taktfeste Begleitung dazu.

Im Westen umkränzen seltsam bunte Wolken den Abend. Ein Wind steht auf und zieht um die Zigarrentische, wie das auf Marco e Rosa so sein muß.

Beachtliches Müdsein treibt uns dann auf die Lager. Am 3. September früh stecken die Gipfel im Nebel und ein eifriger rascher West segt über den Sattel. Wir hoffen aber noch. Bei unserm 3600 m hohen Standort ist ja keine Eile. Bis wir um 7 Uhr 30 Min.

zum Ausbruch kommen, hat sich der Nebel zur regelrechten undurchdringlichen „Wasschüchse“ verdichtet, der Wind zum drohenden Weststurm erhoben. Die ersten Floden huschen vorbei, Schneefahnen aufgewirbelten Schnees setzen um die Hütte.

Wir nehmen schnell Abschied von Peppino und stampfen, vom West gesagt, über den Paß der Bellavistaterrasse zu. Im Buch soll nämlich keine Durchstiegsmöglichkeit mehr sein, außerdem wäre dort bei diesem Wetter das Erhaschen des etwaigen Durchschlupfes ein reiner Zu- und Glücksfall. Trat er nicht ein, so verhedderte man sich im Labyrinth zwischen den klaffenden herbststoffenen Spalten oben und sturzbereiten Eistürmen unten. Über die Bellavistaterrasse aber hatten wir bis zum Loch die Spur der Italiener — so dachten wir. „Dieser Wind“, meinte Konrad, „dieser elende Wind scheint in einen lächerlichen Sturm auszuarten!“ Nun — mir war's nicht zum Lachen, denn gleich hinterm Paß verschwanden wir in fliegenden Schneewolken und versanken im knietiefen Schnee. Von der Spur war nicht die Bohne mehr zu erkennen, da jede Sicht restlos in einem vollkommen gleichmäßigen grauen Wehen verschwunden war. Man erkannte nicht Auf, nicht Ab. Alles war ein Wirbel.

Da wir zur Bellavistaterrasse nicht nur in diesen Schneemassen noch mühsam aufsteigen mußten, sondern auch immer frei dem Sturm ausgesetzt waren, so wurde mir schnell klar, daß wir trotz Bußsole nur ganz geringe Aussicht auf sicheres Durchkommen hatten. Andererseits waren wir schon so weit, daß nur rascher Entschluß einen sicheren Rückzug — gegen den Sturm! — zur Marco-e-Rosa-Hütte gewährleisten würde. Wir berieten kurz und machten schnellschlüssig fehr. Unsere Spur verschwand mit jedem Meter Rückmarsch mehr und mehr und schließlich ganz. Trotz Bußsole entstand sofort eine Anstimmigkeit über die einzuhaltende Richtung. Ich war aber meiner Sache sicher, nahm die Spitze und drängte, der Meinung der Freunde entgegen und angelehnt an die Bußsole immer rechtshin, um nicht in die gefährlich abschüssigen Steilflanken der italienischen Seite hinabzutreiben. Ich fürchtete dort die Lawinen so sehr als das Abgleiten bei dem unsichtigen Toben. Und so lief ich haargenau auf die grobschollig gefrorene und freigeblasene Spur dicht vor der Hütte zu. Wir lachten: „Mensch — hast du den Stein poltern hören, der mir vom Herzen gefallen?!“

Schnell werden Franzl und Konrad geknipst, denn das ist sehenstwert. Wir sind auf der Vorderfront mit einer Eistruste überzogen, die bis ins Gesicht hineingreift.

Dann witschen wir hinein. Ach, kleines, elendes, winziges Hüttle — was find wir so froh an dir!

„Hallo — Peppino!“ Keine Antwort?! Er ist fort! Er ist — wie ich später hörte — gleich nach uns fort und kam — natürlich dem gesicherten Felssteg des italienischen Hüttenweges nach über die Steilwand absteigend — schnell aus der Sturmzone des Passes heraus, so daß es ihm gelang, gerade noch rechtzeitig auszureißen, vor dem wahrhaft furchtbaren Wettersturz, der jetzt über die Bernina hereinbrach. Das war eine schöne Beseherung! Wir hatten nur noch einige kümmerliche Bissen zu essen und sahen in dieser vollkommensten aller Mausfallen. Ein rasender Weststurm und ganze Wogen von Schnee preßten die Klappe zu. Wie mit Körben schüttelte der Himmel den weißen Anlegen herab — pausenlos und mit zunehmender Heftigkeit.

Wir suchten zunächst alles Eßbare zusammen, wobei wir erstaunlich viel Brotreste auftrieben in den Ecken und Winkeln. Zwar waren sie steinhart und uralt, aber wer wußte, was uns blühte!? Der kleine Küchenschrank war leider verschlossen und das Schloß wollten wir nicht aufbrechen, weil seine Art die gründliche Zerstörung der Umgebung gefordert hätte. Später machte sich Konrad beim „vernichtenden Anblick der Brotknochen“ neuerdings an das Studium des Schrankes, als gelte es, einen Doktor der Einbrecherkunst zu machen. Ein überzeugendes „Ganz Groß“ kündigte den Erfolg an: Ohne das Schloß angefaßt zu haben, lagen auf einmal die Herrlichkeiten des Schrankinhaltes vor uns: Brote, Konserven aller Art! Ein Indianertanz wurde auf-



Abb. 8. Piz d'Arles (links) und Piz Cambrena (rechts) vom Diavolezza-Aufstieg



Abb. 9. Abend auf dem Berninagipfel gegen Spalla (links) und Monte della Disgrazia (rechts)



Abb. 10. Die Nordflanke des Piz Palù von der Alp Languard



geführt, wobei das Geheule die Hauptsache war. Dann knobelten wir mit Hilfe der Preisliste die billigsten Sachen heraus, nicht ohne sehr verlockende Sachen übereinstimmend „verhältnismäßig billig“ zu finden.

Wir schlemmten und schlederten und waren guter Dinge. Draußen tobte das Wetter.

Ich machte mich an Cortis italienischen Berninaführer und entdeckte dort einen gewichtigen Abschnitt über die Gurgl. Es war kein Zweifel, wir hatten die zweite Besteigung gemacht. Die Wertschätzung dieser Fahrt durch Corti, daß sie sich nämlich nur für „alpinisti di altissimo valore“ zieme, löste ein großes Hallo bei uns aus. Wir erhoben uns in gegenseitiger Hochschätzung, der eine beglückwünschte den andern zu seiner — des Glückwünschenden — wertvoller Kameradschaft und zur Ehre, in seiner — des Glückwünschenden — Gesellschaft solche Erlebnisse buchen zu dürfen. Wir sammelten die fünf Broden Stalienisch, die wir zusammen besaßen und hielten hochtönende Ansprachen. „Herr Baron“ war der niedrigste Titel für einen Alpinisten „di altissimo valore“.

Unser Übermut fand immer neuen Stoff zu solcher Selbstverulkung. Die Pfeife, die ich zufällig dabei hatte, ging reihum. Dann konstruierte Konrad einen Selbstauslöser und mit seiner Hilfe gelang uns eine gute Aufnahme der drei Barone von und zu Marco e Rosa. Was sagste nu?

Gegen Abend wurde es wärmer und regelrechte Eisregenböden prasselten an die Hütte, die im Nu mit Eis überzogen war. Zu allem Unglück war eine Fensterscheibe zerbrochen und nur schlecht zu verstopfen. Wind und Eisnadeln zischten herein.

Nachts wurde es wieder kälter, Schnee fiel in Massen und unter dem Orgeln des immer noch zunehmenden Sturmes ächzte die Hütte in allen Balken. Aber das Tollste kam früh gegen 7 Uhr. Da rollte ein regelrechter Orkan mit Sturmwoogen gegen die bebende Hütte an und stieß sie mit donnerndem Krachen in die stählernen Halteseile und Unter. „Du — was meinst zu einem Stratosphärenflug in dieser Kiste?“ „Ganz groß!“

Die Nagelschuhe hielten wir mit Deckensehen umwidelt unter den Lagerdecken warm und weich und stödelten in den Zoccolis herum, die sich als Hüttenschuhe gebärdeten. Franzl, der zu spät aufstand, bekam von den fünf, die da waren, nur noch einen. So packten wir fein anderes Wein in Sadleinen und Luchsehen, die da herumfuhren. Wir stellten ihn auf die ausgebreiteten Lappen, schlugen sie herauf und schnürten sie einfach unterm Knie fest. Es sah aus, als ob er an Elephantiassis litte oder ein Wiederausgegraben von der Großen Armee 1812 sei. Auf alten Stichen findet man solche haar-gleiche Darstellungen. Wir taufte das Gestell deshalb „Beresinabein“. Dann kamen wir auf den guten Gedanken, ein ganzes Fenster des nebenühten Schlafrumes mit dem zerbrochenen auszutauschen. Das gelang, wengleich der Orkan — das Fenster ist auf der Westseite! — uns mit aller Gewalt daran hindern wollte.

Der ganz gruselig lähe und tiefe Barometersturz fand bald eine tolle Erklärung: Gegen 10 Uhr 30 Min. begann es urplötzlich zu blißen und zu donnern! Ein wildes Gewitter rollte mit Getöse über die Bernina hinweg.

Wir hatten trotzdem einen herrlichen Humor. Konrad, der drei kleine Würfel geschickt hatte, sprach:

„Wollen wir einen knobeln lassen?“ Und wir „ließen“ einen knobeln. Franzl, der sich in Büffels Schule zu dem hohen Rang eines Oberknoblers emporgeknobelt hatte, schwang das Beresinabein unter den Tisch und warf drei Sechser. Aber während wir so mitten im schönsten Spiele waren und längst das Wetter vergessen hatten, geschah etwas ganz Unbegreifliches: Ein heller Schein brach durch die eisbekleisterte Scheibe. Wir sprangen hoch, rissen das Fenster auf und starrten durch den ringsum mit handlangem Anraum geschmückten Rahmen wahrhaft entgeistert in das über alle Maßen phantastische Bild: Im Westen war die wilde Wolkenwelt aufgerissen. Über gleißende Wolkenwände sah man in einen giftgelben und grünlich schimmernden tiefen Himmelsraum. Unter der bleigrauen Wolkenwalze sah man durch das Höllentor hinunter in die



vollkommen schwarzblaue Tiefe. Wenn je das Wort tintig galt, dann hier. Links über diesem Inferno stieg die völlig überreifste taubenweiße und geisterhaft leuchtende Crast' agüzza empor, von den Sonnenpfeilen getroffen. Vom Gestein dieses seltsamen „einzigsten Felsberges“ der Bernina war kein Quadratmeter zu sehen! Auch die steilsten Stellen waren angeeist, der ganze Berg wie mit einer Porzellan glasur überzogen.

Die Wolken bewegten sich schnell heran und so strahlend jetzt alles für den Augenblick schien — ich traute dem allem nicht, zumal mein Barometer nichts von einer endgültigen Besserung oder auch nur von einer größeren Wetterpause verriet.

Raum hatten wir das unwirkliche Bild aufgenommen, als ich auch schon mit höchster Eindringlichkeit zum Ausbruch trieb: „Kinder — jetzt los, packen! Das ist die letzte Möglichkeit, auszukneifen. Jetzt ist's 14 Uhr 50 Min. In einigen Stunden schneit's und stürmt es wieder, aber wenn wir um 15 Uhr 30 Min. wegkommen, können wir bis zum Nachtseinbruch auf dem Gletscherboden sein. Jetzt heißt es mit allen Mitteln einen Ausfall aus der Festung erkämpfen. Einverstanden?“ „Klar — Mensch!“

Die Joccoli flogen unter die Bank, das Beresfinabein ward ausgepöfft. Wir schufteten fieberhaft. Dedes zusammenlegen, aussegnen, Eintrag ins Hüttenbuch. Alles in Ordnung. Anseilen, Rucksäcke auf, los! Um 15 Uhr 30 Min. traten wir hinaus und stürmten los. Das gab ein Wettrennen mit Wetter und Zeit, einen aufreibenden Kampf mit dem Schnee.

Gleich nach Überqueren des Joches sanken wir schenkelstief ein. Und doch sollte es noch schlimmer kommen. Unter ständigem Wechsel im Vortritt, mit unendlicher Quälerei wühlten wir uns zum Bellavista-Ed hinauf. (Vgl. Tafel 16.) Wir schauten flüchtig zurück, um das bereits wieder heranrückende Gewölk auf seinen Fortschritt zu verfolgen. Die Sonne flühte gerade noch drüber weg und umspielte die turmschlante Crast' agüzza. Nebelsehen schossen hastig heran. Die Sonne verschwand. Vorwärts. — Bei dem flachen und leicht fallenden Quergang über die Bellavistaterrasse hoffte ich endlich, endlich eine Erleichterung, aber es war dort toller denn je. Hier schien der Sturm alles abgelagert zu haben, was er über den Crast' agüzza-Sattel herübergeschleppt hatte.

Nichts spricht besser für die völlig unergründlichen Schneemassen, als daß wir — am schrägen Hang entlangquerend — außerstande waren, das bergseitige obere Bein durchzuziehen, vielmehr es einfach mit waagrecht abgebeugtem Unterschenkel vorwärts schoben und uns auf das kaum einsinkende Knie niederließen!

So rutschten, schoben, wühlten und leuchteten wir voran. Als wir über dem sogenannten „Loch“ standen, war es wieder grau und düster. Das Loch ist eine Art breiten steilen Couloirs zwischen den Felsgraten der „Festung“ oder Fortezza und den „Lochfelsen“. Rechts und links hängen Eisbrüche herein. Dazwischen schießt der Steilhang hinab. Ein Bergschrund hielt den Zugang versperrt, wurde mit einer Holzleiter und einem Sprung überwunden und dann in der Falllinie den Steilhang hinabgewühlt. Keine Stelle des Abstiegs fürchtete ich so wie diese glatten Steilhänge, denn hier war höchste Gefahr — durch Lawinen. Von unten her hätte ich nie gewagt, sie anzugehen. Aber auch von oben war es noch heiß genug. Wieder und wieder mahnte ich zur größten Behutsamkeit, Einhalten der Falllinie, Achten auf Sprünge im Schnee. Nach scheinbar endlos langem Waten waren wir aus der Gefahrenzone heraus. Dafür rückte jetzt die Nacht mit Riesenschritten heran. Ich ließ jetzt die Gefährten spüren und schonte mich für den letzten gewaltsam nächtlichen Durchbruch, der uns drunten in dem damals sehr stark zerflüfteten letzten Hang ob dem Gletscherboden drohte. Mit dem Einbruch der Nacht waren wir dort. Längst waren wieder pechschwarze Wolken und bleigrauer Nebel in den Morteratschkeffel eingebrochen, längst hatte der Sturm sich wieder aufgemacht und jetzt fiel wieder Schnee.

Ich übernahm die Führung und wand mich wie ein Kal durch die Spalten. Meine gute Nase, ein regelrechter Berginstinkt und das Glück, das wir so oft brauchen, ließ mich ohne Laterne und ohne Fehlgang durchschlüpfen.



Mit einer unbeschreiblichen Erleichterung betraten wir den ebenen Gletscher: in wahrlich letzter Minute waren wir dem Gefängnis entronnen. Das Lichtlein von Boval grüßte durch die Nacht. Um 21 Uhr standen wir vor der Frau Rauch, ein wenig mit schlechtem Gewissen. Sie hob — ganz wie im Strumwelpeter — den Finger und gröhlte: „Morge hätte-mer Euch suache lassel!“ Das hätte gerade noch gefehlt!

\* \* \*

1933. Am 30. Juli 1933 schüttete der große Autobuß, der das Bergell mit St. Moritz verbindet, auf dem Malojapaf einen kleinen Trupp wohlgelaunter und gutgebräunter Bergsteiger aus. Da war Elsa, genannt „die Schülerin“, da war ferner „der Professor“, „der Doktor“, „der Hugelhans“ und „Schreiber Dieses“, wie's im Blättchen heißt. Zwei blutjunge Burschen zählten auch noch zu uns. Sie waren eben erst der Sucht des Professors entronnen und wurden kurzerhand „die Quabn“ genannt. Zur Zeit waren sie auf ihren „FTS“ (= Franz tritt selber) nach St. Moritz unterwegs. Die ganze Meute aber bestand aus Nürnberger Franken, welche mir die Sektion Nürnberg unseres D. u. S. Alpenvereins zur Schulung und Ausbildung in den Hochalpen anvertraut hatte, wie dies schon seit Jahren Sommer für Sommer geschah. Meine besten Bergfreunde gingen aus diesen Lehrgängen hervor und schon hatte auch dieses Unternehmen mit einer eben abgeschlossenen glanzvollen Bergwoche in den Albignabergen die hellen Tore zu neuer Kameradschaft der Berge aufgestoßen.

Aus dem Wirbel der romantischen Fahrt das Bergell heraus traten wir nun in das festliche Land Engadin, dessen schönste Teile ich den Gefährten beim Übergang in die Bernina zeigen wollte. Anstatt nach St. Moritz weiterzufahren, begannen wir jetzt in Maloja eine Wanderung, die ich — so oft ich sie schon antrat — immer als eine der allerschönsten in den Alpen bezeichnen muß: Ich meine den südufrigen Weg an den Oberengadiner Seen entlang zu Füßen der Bernina durch die lichten Arven- und Lärchenwälder, die nur dem Oberengadin eigen sind. (Vgl. Tafel 13, Abb. 1.)

Silberglänzende, unten tief schattenblaue Wolken schmückten die Landschaft, doch war der Himmel sonnenwärts geöffnet und eine echte Engadiner Lichtfülle strömte in das umwölkte Hochtal, dessen Seen Licht und Landschaft widerspiegelten. Das Wesen dieser Landschaft ist eigentlich das eines ungewöhnlich langgezogenen Passes mit all den schlechtweg vollkommnen Schönheiten einer Pajlandschaft in ihrer Weite und lichthem Ausdebreitetsein:

Kurzum — die Welt ist aufgetan an diesem Ort.

Wir begannen unseren Weg mit einer Pilgerschaft zu dem schlichten Grabe Segantinis auf dem Friedhof von Maloja. Es ist nicht von ungefähr, daß dieser Maler des Lichtes und Glanzes der Alpenhochtäler sein Leben und Schaffen mit Bildern aus der lichten und feierlichen Landschaft des Oberengadins und des Bergells krönte. Eines aber ist gewiß: Der Glückliche hat eine schöne Stätte gefunden — für seinen Leib hier in Maloja, für seine Seele im Herzen der Menschen.

Zu Füßen des Piz da la Margna wanderten wir dann glücklich fürbaß. Ein köstlicher frischer Wind begleitete uns und kräuselte den Silber See. Ein Glitzern sprang über die tief blaugrünen Fluten hin. Lärchen, Kiefern und Felsblöde schmückten das Ufer stundenweit und verwandeln die Landschaft in einen Naturpark sondergleichen. Über die Wiesen der Isola erreichten wir Sils. Außer den Knöterichwiesen im Oberwallis kenne ich keine mehr in den Alpen, die ihnen gleichen. Ein rosaroter Schimmer liegt zur Blütezeit über ihnen. In Sils, am Eingang des Fertales, liegt der berühmte Bergführer Christian Kluder begraben. Und kein Geringerer als Nietzsche fand hier, von Glück und Gnade der Eingebung erfüllt, so manches seiner aufreizenden Worte. Wir gestehen aber gerne, daß wir uns damals ganz unbeschwert bewegten, satt von den Schönheiten des Engadins, erfüllt von den Bergen, müde von den sportlichen Taten,

verwettert vom Bergellgranit. Und so zogen wir auch — eine Aufsehen erregende Horde — im Café Hanselmann in Sils ein und schlemmten in den Genüssen dieses Dorados der Schleder. Jedem Engadiner ist ja vom Hauptgeschäft in St. Moritz dieser Name wohl bekannt. Was das Café Seiler in Zermatt, ist das Café Hanselmann dort und die Cafés „Diz Süß“ und „Rochendörfer“ in Pontresina, dem Treffpunkt gerade der Bergsteiger, die, wie mir scheint, den Süßigkeiten gar nicht abhold sind.

Am Abend sahen wir alle wieder vereint bei Mutter Hauser in Pontresina, dem überlieferten Stammsitz der deutschen Bergsteiger. Die weißhaarige Frau Hauser hatte immer Verständnis für unsere Nöte (großer Magen — kleiner Geldbeutel). Und wenn wir dann bei einer der vielen Nachfeiern zum Abschluß einer „Großen Fahrt“ — wenn wir ihr dann ein paar zünftige Lieder aus ihrer bayerischen Heimat sangen, dann setzte sich die Aermüdlige, die man nicht anders als immerzu schaffend und werkelnd kennt, sogar zu uns und lautete glücklich zu. Oft nach ganz großen Erlebnissen bauten wir diese unvergeßlichen Feste zu bacchantischen Opferrmahlen und Dankopfern aus, an denen die Familie Hauser, die Einheimischen und zufällige Gäste teilnahmen. Ein Scherz und Schabernack trieb den andern. Wir jodelten, sangen verwegene Lumpenlieder, trieben allerlei Mimit und schreckliche Mlotria hausauf, hausab, wobei Anita, des Hauses frohmütige Tochter, uns meistens letzten Endes furchtbar hereinzulegen verstand. Wenn sich dann einmal ein paar altjüngferliche Gäste über uns empörten, dann wurden selbst sie mitsamt ihrer Empörung als eine löstliche Dreingabe genommen. Nie vergesse ich den Katermorgen, da einige solcher mittelalterlicher Strickstrumpftanten mit Normalscheitel und Augenausschlag uns nach einem solchen Nachtpul beim späten Frühstück belagerten und uns mit giftigen Blicken und gefährlichen Sticheleien vernichten wollten, während wir dies zu ihrem unverkennbaren Entsetzen als Unlax nahmen, den ohnehin selbstam schmedenden Kaffee mit „Asti spukimante“ (so hießen wir den köstlichen „Asti Moscato“ zu vertauschen und das Fest bis zum Zugsabgang mittags glanzvoll zu beschließen. Und immer wenn wir Altvertrauten auf große Fahrt zogen, gab uns Mutter Hauser noch schnell eine Schokolade mit und ihren mütterlichen Segen. Und das war gut.

Früh am Morgen des 31. Juli 1933 führte ich Elsa auf die Altane eines Hauses, von wo man einen ersten Blick auf den Palü hat. Nach der gemitterigen Aufhellung schienen Himmel und Erde wie mit feuchtem glänzendem Lack überzogen. Wie reines Silber stand der Palü im Blau. Und über ihm schwamm ein schimmernder Silberfisch im Raum. Sie hatte wohl den Gedanken, den jeder neunzehnjährige Neuling bei diesem Anblick haben muß: Unnahbar! (Vgl. Tafel 18.)

Fragend glitt ihr Blick zu mir her, der ich mit Entzücken in ihrem Antlitz die Regungen des unverbildeten Wesens las.

„Übermorgen“, sagte ich, „als Belohnung für deine Leistungen im Bergell.“

Da glitt ein Leuchten über sie hin. Sie war den Berninabergen versallen. — Und den anderen Gefährten ging es kaum anders, als wir um die Mittagszeit auf einem der offenen Aussichtstragen der Berninabahn zur Station Morteratsch hinauffuhren und hinter einer Kurve urplötzlich der Palü ganz unwahrscheinlich hoch über den Wäldern wirklich wie ein „Silberfloß“ erglänzte. Und wie wurden sie gepackt, als wir dann aus dem tiefen braungrünen Dunkel des Morteratschwaldes auf die Chünetta hinausstraten, wo sich auf dem Weg zur Bovalhütte der Kranz der Morteratschberge wie ein Heiligtum aufstuf. Wen immer ich dort hinaufgeleitete — er stand nach ersten Rufen des Entzückens in schweigendem Hingerissenheit still.

Auf Boval war Hochbetrieb. Rauch, der Wildhüter, ging mit seinem Rübezahnbart ernst umher. Mutter Rauch und ihre slinke schmale Tochter hatten aber immer noch Zeit zu irgendeinem mit verwirrendem Ernst vorgebrachten Scherz, auf den ich allemal wieder hereinfiel. Der Doktor kam ob der ungewöhnlich schönen Hände der filia hospitalis

aus dem Entzücken nicht mehr heraus und die allerdings nicht leicht zu lösende Frage, wie sie bei der schweren Arbeit sich diese Hände so schön erhielt, beschäftigte ihn immerzu.

Wir wurden auf das winkelige Strohlager unterm Dach hinaufbuggiert, das uns bald ein heimeliges Nest wurde, wo wir vom Massenbetrieb kaum gestört hausten, während sich auf den Matrasen die Bergsteigerscharen aus aller Herren Länder — darunter ganz große Kanonen — drängten. Die Buabn schlugen nahe der Hütte ihr Zelt auf. Dann ging's ans Plänemachen. Wir hatten nur mehr wenige Surentage. Kein Zweifel, daß wir sofort dem Bernina auf den Pelz rücken mußten. Blieben wir auf Marco e Rosa über Nacht, so konnten wir die Siebengipfeltur über Bellavista—Palü dranhängen.

Da der Professor, der schon den Sechzig entgegenging, sich zu einer Pause entschlossen hatte, so waren wir jetzt drei gut zusammengespielte rasche Zweierseilschaften. Wir hörten, daß die ersten Gruppen schon bald nach Mitternacht aufstehen wollten. So setzte ich den Abmarsch auf 2 Uhr fest und um 2 Uhr 10 Min. kamen wir nach kurzem unruhigem Schlaf auch los. Vor uns schaukelte schon eine ganze Kette von Laternen über den Gletscher. Meine genauen Ortskenntnisse erlaubten uns in 20 Minuten den Gletscherboden zu überqueren und nach 1 Stunde standen wir am Steilhang links vom Labyrinth, wo mehrere Seilschaften eben mit Anseilen und Anlegen der Steigeisen beschäftigt waren, ein fast geisterhaftes Treiben auf dem Gletscher, dessen Eis im Laternenschein funkelte. Der Nachthimmel hing wie eine dunkelblaue Glode sternglühend über den dunklen Bergen. Eine unserer drei Seilschaften trödelte endlos mit Seilschlingen und Steigeisenanlegen und schuf jene wohlbekannte Spannung nächtlicher Märsche und Halte. Wehe dem Unglücklichen, der sich irgendwie eine kleine Schuld auflädt und begehrte Zielscheibe der schlechtausgeschlafenen Gefährten wird. Ein Schwall von bissig-schalkhaften Sticheleien wird ihm ins hilflose Gemüt gepfeilt.

„Ich laß mich inzwischen rasieren in Pontresina, bis die Herren fertig sind.“ Oder „Meine Herren, sie möchten wohl, daß wir die eigenen Eisbeine zum Frühstück verzehren, garniert mit den Enden Seilalat, den Sie hier in verwirrender Weise zu mirzen beschäftigt sind?“ Oder „Sind die Herren vielleicht jene ‚Juspätgeborenen‘ Ostar Erich Meyers? Dann allerdings muß der Alpinismus zugrunde gehen, es sei denn, die Berge kämen herab zu uns, verbeugen sich stilvoll und flüstern schamhaft: Bitte werfen Sie Ihre Karte in meinen Steinmann.“

Diese Frozzeleien fördern nicht sehr. Aber sie entlasten die gequälten Gemüter.

Endlich stolpern wir los. Die Laternen schwanken, die Eisen knirschen und heimliche Flüche versinken in den geduldigen Spalten. Wir holen eine Seilschaft ein, werden selbst von einer andern überholt. So geht es hin und her. Es tagt. Laterne aus.

In großen bleichen Flächen steigt das Gebirge aus der Nacht hervor. Wir sind im Dunkeln mitten in das Herz der Bernina vorgedrungen. Als es nun hellte und endlich die schneeigen Spitzen mit feuriger Röte den Tag eröffneten, erscheinen wir uns wie hergezaubert inmitten der Eismirnis. Allenthalben klaffen blaue Klüfte, hängen grüne Eiswände drohend herein. Die Wirrnis des Labyrinthes liegt gerade vor uns, während wir uns jetzt beim „Buuch“ — so heißt dieser Durchschluß — auf schon reichlich verzwicktem Spurverlauf durch die Eismirnis pirschen. Dann grüßt auch uns die Sonne. Sie ist willkommen. Denn es ist — und bleibt — eiskalt.

Vor uns geht jetzt eine große Gesellschaft, ein ganzer Trupp an einem oder zwei kurzen Striden. Alle zwei bis drei Meter hängt ein Weiblein oder Männlein. Ihre Eispidel gebrauchen sie wie Spazierstöcke. Harmlos, ahnungslos, schnatternd und lachend stöckeln sie eifertig hintereinander dahin über die vielen unsicheren Brücken breiter heimtückischer Spalten, die dort schon berühmten Bergsteigern und Führern nach dem Leben trachteten. Wenn einer dieser welschen „Künstler“ einbricht, reißt er todsicher zwei — drei mit und eine furchtbare Katastrophe ist unvermeidlich. Aber diese Harmlosen scheinen stets ihre eigenen Gletscher-Schutzengel mitgebracht zu haben.

Auf der Höhe der Fuorcla da la Crast-agüzza verläuft sich der Schwarm, denn die meisten hasten in der Kälte eilig dem Bernina zu, während wir gemächlich zur Capanna Marco e Rosa hinüberstapfen, um dort einen Teil des Gepäcks zu lassen und uns wieder zu erwärmen. Wir haben ja Zeit. Es ist erst 7 Uhr 10 Min. Seltsamerweise ist Peppino nicht da. Wir kriechen zu einem Mittagsschläfchen unter die Decken, erholen und erwärmen uns köstlich, bis plötzlich ein Gepolter uns weckt. Peppino kommt! Und mit ihm zwei italienische Führer mit allerlei neuem Gerät für die Hütte.

Peppinos Erstes war, mit der Hand vor dem Mund hin und her fahrend ein Morgenkonzert auf dem „Mulörgele“ zu erbitten. Also holte ich sie hervor und bald saßen wir frühmorgens schon quiettschbergnügt um den Tisch und Peppino kochte einen dampfenden Tee. Zum Fenster herein grühten die südwestlichen Fernen. Und wirklich, es ist einer der klassischen Standorte in den Alpen.

Da ist der Blick nach Westen und Südwesten, hinab und hinaus auf die stufenweise absinkenden Gletscher und Täler, auf den eisumwallten Riesenberg, den breitgelagerten Monte della Disgrazia, hinaus über die zahlreichen unter schon südlichem Glanz und Duft hingiehenden Ketten oberitalienischer Berge, hinaus bis zur fernher schimmernden Krone des Monte Rosa. Und ringsum ragen bald eisglänzend, bald rotfelsig die höchsten und wildesten Gipfel der Bernina. Und da ist die völlige Abgeschlossenheit von den Siedlungen der Menschen und ihren grünen Tälern. Eis und Fels, Himmel und Erde, Höhe, Tiefe und Weite beherrschen das Bild, den Bergraum.

Diese drei Begriffe der Tiefschau, Aufschau, Fernschau sind die wunderbaren Träger des „Bergraumes“, der Bergschönheit und des Bergerlebnisses, welche durch sie mit dem Lebensraum, dem Leben schlechthin in geheimnisvolle Beziehungen gebracht werden — mit den Höhen und Tiefen unseres Lebens und mit seinen Hoffnungen in weiter oft ersehnter Ferne. Wie in den Werken der großen Epiker von Homer bis Hamun ist es der Spiegel unseres Selbst, was uns bei diesem Erleben packt und erschüttert — bald niederschmettert bis zur Verzweiflung, bald hoffnungsvoll jauchzend emporhebt bis zur seligen Verzückung.

\* \* \*

Meine Gefährten, die von einem neuen Eindruck in den anderen gedrängt wurden, brannten jetzt auf den Bernina. Um 10 Uhr 30 Min. stiegen wir auf. Die Sonne wärmte am Spallagrat gerade genügend. Nach kurzer Kletterei gewannen wir den Spalla genannten Vorgipfel und damit jene hübsche Firnschneide, eine kleine pfeffrige Dreingabe zu dem sonst nicht schwierigen Piz Bernina. Angstliche Gemüter schreiten nur zaghaften Fußes dort hinüber. In gleichmäßigen Wogen schwingt sich diese weiße Schneide auf und ab im Halbkreis zum Gipfel hinüber. Die Stapsen der Spur gehen meist genau über die Schneide und sehen einer Perlengirlande täuschend ähnlich. (Tafel 17.)

Mehr oder weniger leicht, aber frei und mutig, schritten meine Schüler hinüber und bald standen sie beglückt auf der Spitze ihres ersten Viertausenders. Im Westen grühten uns die Bergeller Berge. Aber mehr noch fesselte uns die Nähe, Bellavista — Palü, das morgige Ziel; der Piz Bianco, und der abschreckende Piz Scerfcen, der wildeste Berninaberg. Auf seinem nördlichen Gletscherdach entdeckten wir plötzlich winzige schwarze Punkte: zwei Bergsteiger, die zweifellos über die berühmte „Eisnase“ heraufgestiegen waren und jetzt dem Gipfel zustrebten. Es war jetzt 13 Uhr, das heißt, sie hatten ja wohl noch Zeit, wenn sie glatt durchkamen. Aber von Norden rückte eine Wolkenfront rasch heran und ein kalter Wind pfiß dorthin, so daß ich binnen längstens einer Stunde Schneefall voraus sagte und in Sorge war, wohin die zwei Scerfcen-Männer wohl abgestiegen? Ich kannte den türkischen Berg von drei Besteigungen her nur zu gut.

Vorerst konnten wir natürlich gar nichts tun. Die zunehmende Kälte trieb uns fort. Als wir den Spallagrat halb hinuntergestiegen waren, tanzten schon die ersten Flocken.

Dichter Nebel fiel ein. Wind stand auf, das Unwetter war da, so schnell, daß die vorausgehende Seilseilhaft sich alsbald verlor. Ich las dies aus den Spuren und rief sie rechtzeitig aus dem Nebelgrau zurück. Dann bummelten wir zur Hütte, wo Peppino für uns sorgte, aber auch eine bittere Nachricht hatte — das raffige Südcouloir der Fuorcla da l'Argient war wenige Tage vorher von einer italienischen Seilseilhaft erstbegangen worden und so die erste Überschreitung der Fuorcla endlich ausgeführt! Nun — diese italienische Angelegenheit war ja den Italienern zu gönnen. Aber schade war es doch, daß mir dieser alte Plan entwischt war.

Draußen fuhr jetzt der Schneesturm um die Hütte, wie das hier so üblich war. Es hätte mich nicht weiter geplagt, wenn nicht der Gedanke an die zwei am Scerfcen gewesen wäre. Da der Gratübergang zum Bernina — die eine der Möglichkeiten — gerade quer zum Sturm stand, so tippte ich auf die Wahrscheinlichkeit, daß sie über die Südfanke abstiegen. Würde man, daß sie zum Bernina übergingen, könnte man ihnen entgegengehen mit heißem Getränk und Zeltlad. Während wir noch dies und jenes erwogen und der Tag sich schon langsam neigte, polterte es draußen. Wir eilten hin: die zwei Führerlosen von Scerfcen! Gott sei Dank. Sie waren in einen Eispanzer gehüllt und stodsteif. Wir pesten sie aus und fütterten sie. In 4½ Stunden waren sie vom Scerfcen-Gipfel herüber zum Bernina und herab zur Hütte — eine fabelhafte Leistung bei diesem Wetter. Der eine — er schien der Führer der Seilseilhaft zu sein — war ein kleiner Wiener namens Burggasser. Der andere war ein großer Baseler Schweizer und hieß Hunziker. Wenige Worte brauchte man nur mit ihnen zu tauschen und wußte gleich, daß man ein paar Kerle vor sich hatte. Den bescheidenen einnehmenden Wiener traf ich bald darauf wieder im Bergell, wo er eben den Lago di Sciora allein bestiegen hatte und sich mangels Anschluß mit dem tollkühnen Gedanken trug, die Vadile-Nordflanke allein anzugehen. Zum Glück führte ihm das Geschick einige Gefährten zu, worüber im „Bergsteiger“, 1933/34, S. 203, ein spannender Bericht sich befindet.

Als die beiden zwischen uns hinterm Tisch saßen und futterten, da beleuchteten die zwei Kerzen auf dem Tisch ein echtes Marco-e-Rosa-Bild: Jeder hat sich in Decken gehüllt und drückt sich an den Nachbarn, um möglichst viel Wärme zu kriegen. Der Tee dampft in der eiskalten Bude besonders heftig und täuscht eine Behaglichkeit vor, an die wir alle glauben. Die vergnügten Mienen, die glänzenden Augen lassen keinen Zweifel. Der Doktor — auch keiner der Jüngsten — hatte sich die größeren Fahrten in der Bernina nicht zugetraut, war aber — wie ich im Bergell bald sah — am Seil des sicheren und verantwortungsbewußten Hugelhans dazu wohl imstande. Jetzt war er nach dem wohlgelungenen Diz Bernina in jenem glücklichen Zustand, der jeden Menschen ergreift nach einer schöpferischen aus sich selbst, über sich selbst hinausgehenden Leistung. Hugelhans war als Führer der Seilseilhaft voll schweigsamer Befriedigung. Die Buabn und besonders der recht zielsichere verantwortliche Führer der beiden, waren stolz, so mitten in die Junst hineingewachsen zu sein. Elsa glühte vor Freude über das stille Lob restloser Anerkennung ihrer Bergsicherheit. Auch der Reid mußte es ihr zugestehen, daß keiner der männlichen Schüler so spielend über die Spallaschneide geschritten war als sie — ohne Zögern in einem Zuge. Und jetzt sah sie da mit ihren 19 Jahren unter diesen Männern und galt so viel als diese braunen Junstprohen.

Im Halbschatten stand Peppino und funkelte dort hervor, wenn wir zur Maultrommel unsere rauhen, aber taktfesten Gesänge schmetterten: „Wenn am Sonntagabend die Dorfmußi spielt...“. Die Primusbrenner furrten dazu, der Sturm rollte um die Zigarrenkiste. Es konnte überhaupt nicht schöner sein. —

Bald schliefen wir im Brausen des Windes gut und tief, während jetzt draußen „am Land“ die Schweizer die Feuer und Fackeln ihres Nationalfeiertages jauchzend in Brand steckten. Denn es war wieder ein 1. August, wie damals mit Sepp.

Piz Palü (Piz Spinaz, 3825, Muot dal Palü, 3912  
und Piz Palü Orientel, 3889 m)

Am andern Morgen herrschten Nebel und Sturm. In meinem Tagebüchlein steht: Saufakt! Wir ließen uns Zeit. Auf Marco e Rosa hat man davon übergenug. Und gegen 9 Uhr rissen dann die Nebel auch auseinander. Die Sonne blühte hie und da durch. Wir packten uns warm — allzu warm — ein und nahmen Abschied von Peppino und den Scerscen-Männern.

Draußen war eine Fülle Lichtes. Der Wind stürmte noch heftig um den Paß, kam aber von Nordosten und Peppino bestätigte meine Hoffnung auf weitere Besserung. Kälte und Wind verboten zwar die ganz große Gratfahrt Zuvo—Bellavista—Palü, die ich gestern heimlich beschlossen hatte, aber den Palü wollten wir versuchen.

Nach der schönen Wanderung über die Bellavista-Terrasse mit ihrer weiten Schau landeten wir gegen Mittag auf der Fuorela da la Bellavista. Beim ganzen Anmarsch flatterten am Palügrat Schneefahnen steil in die Luft. Eilige Wolken schossen von Norden heran und hängten sich zeitweise an einem Gipfel fest. Die Wolkendurchblicke zeigten jene Klarheit, die für solch stürmisches Nordwindwetter bezeichnend ist. Der Erfahrene und gut Gerüstete aber konnte mit einiger Verbissenheit aus solch einem Tag ein großes Erleben herausholen.

Ohne viel Worte packten wir den Spinazgrat an. So heißt der kleintürrige Felsgrat des Palü-Westgipfels oder Piz Spinaz. Raun traten wir aus der geschützten Südflanke heraus auf die Gratschneide, als uns der stürmische Wind die Schneefahnen wie Nadelspitzen um die Ohren schlug. Das Schlimme war, daß der Nordsturm, der sich an den fast senkrechten Eisflanken brach, dem geringeren Widerstand folgend, aufwärts blies und uns so — vornübergebeugt, wie wir gehen mußten — von unten ins Gesicht knallte. Es gelang mir aber, durch völlige Wurssthaftigkeit und pausenloses Vornwärtsdrängen den Gefährten die Blase als einen unbedingt dazugehörigen Hüllenscherz darzustellen. Schließlich machte es wirklich Spaß, uns mit dem bozenden Sturm zu messen. Auch im „Nehmen“ muß der Bergsteiger stark sein. Die Schülerin stieg so flott mit, daß wir oft weit voraus waren und warten mußten. Manchmal spannten sich zarte Schneeschneiden von Fels zu Fels und erheischten Vorsicht beim Hinüberhüpfen unter den Windstößen. Wir benötigten so über eine Stunde bis zur Spitze des Piz Spinaz. Vor uns zog jetzt der scharfgeschnittene firnige Anschlußgrat hinüber und hinab zum Fuß des Hauptgipfels, der mit seinem Eishelm breit und trozig da stand.

Wir legten die Steigeisen an und stiegen der Sturmstöße wegen sehr vorsichtig hinab, um dann alsbald den Westgrat des Hauptgipfels anzugreifen. Er setzt ziemlich schmal an und ist hier bis fast zum Gipfel mit teilweise phantastisch geformten und weit über die jähe Nordflanke hinaushängenden Wächten verbrämt. Man kann ihnen aber gut ausweichen, denn der Grat verbreitert sich schnell. Trotzdem ist diese Stelle zu unrecht in bösen Ruf gekommen, weil sich hier bei unsichtigem Wetter einmal ein Unfall ereignete, der uns Haar einer Viererseilchaft das Leben gekostet hätte. Der berühmteste Bernina-Führer der alten Garde, Hans Graf, „klärte“ das Unheil mit beispielloser Kühnheit und so mag die Geschichte hier Raum finden, wie sie seinerzeit erschien (Studer, Über Eis und Schnee, IV, 355):

„Zwischen der zweiten (höchsten) und der dritten, westlichen Spitze ist eine heikle Stelle zu passieren, wo die Schweizer Seite des Grates betreten werden muß, welche nahezu senkrecht auf den Morteratschgleitser abstürzt. Diese Stelle war im Jahre 1878 der Schauplatz einer der heroischsten Taten, die je in den Alpen vollführt worden sind. Der rühmlichst bekannte Hans Graf rettete hier Herrn Wainwright, dessen Gemahlin, eine der besten Bergsteigerinnen, und seinem Bruder das Leben. Die Partie war am

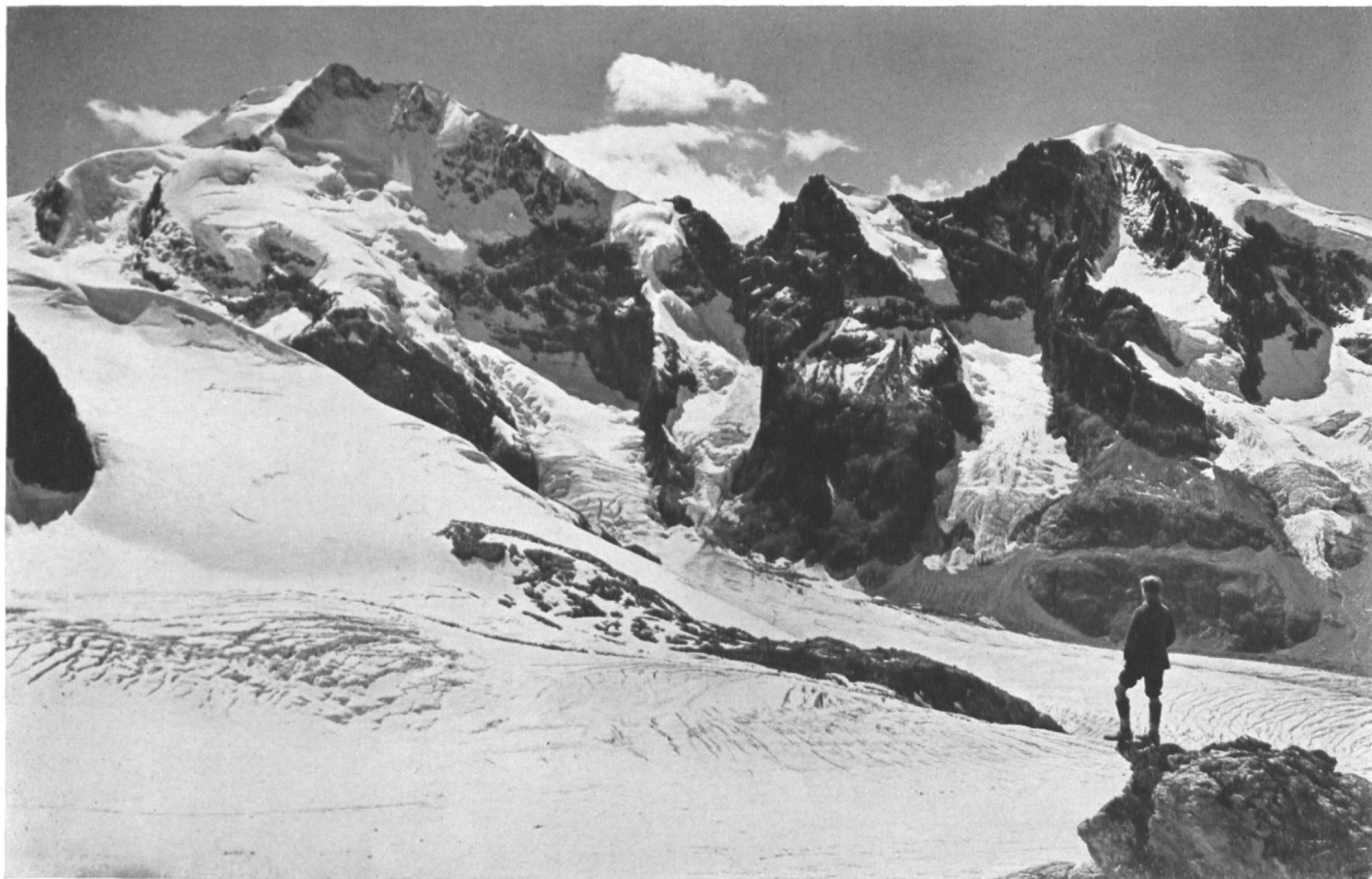


Abb. 11. Auf der Isola Perja: Die Ostabstürze des Piz Bernina und Piz Bianco (links), Suorcla und Piz Prielus (Mitte) und des Piz Morteratsch (rechts)



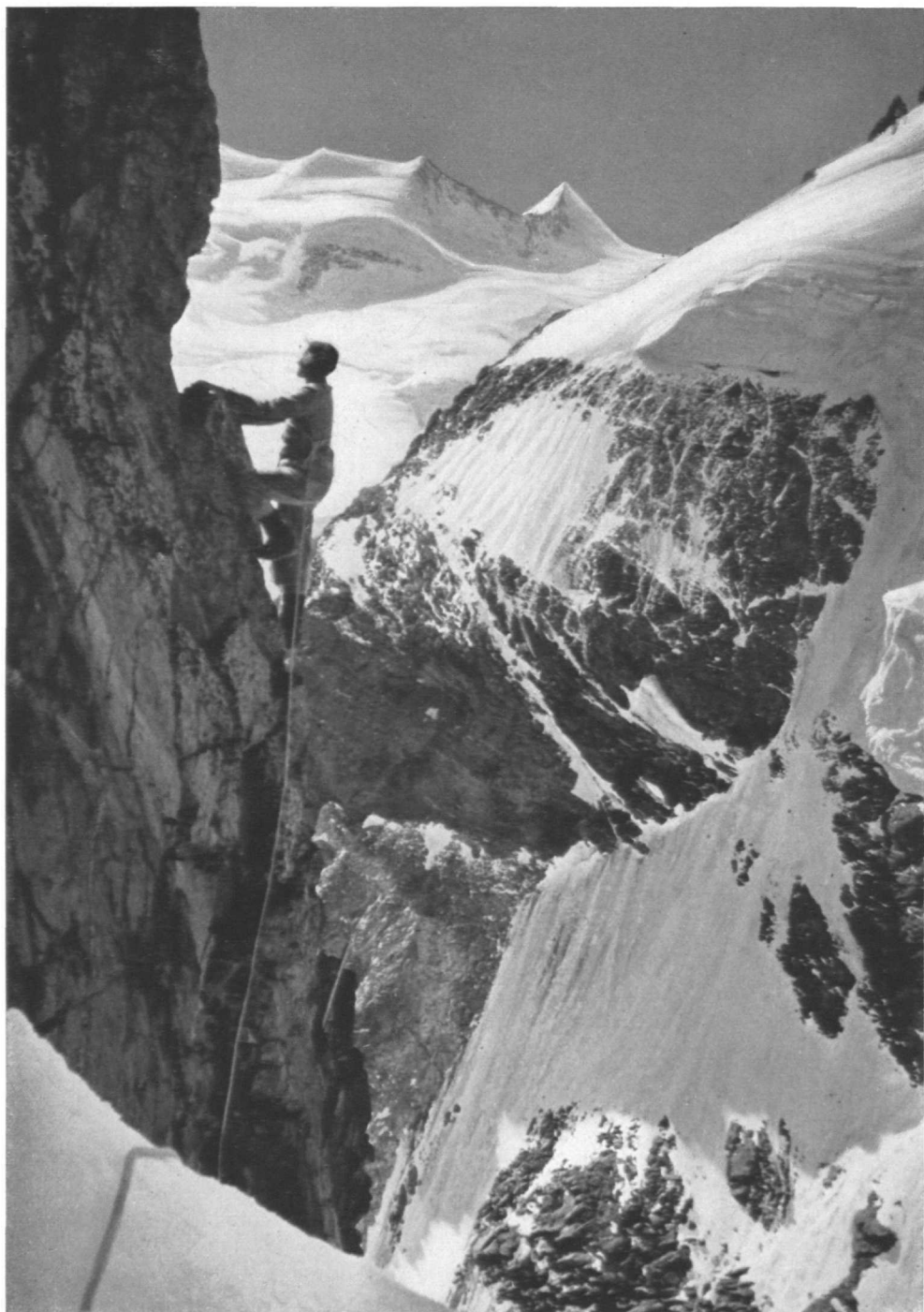


Abb. 12. Am Epraunzagrät (Östgrät) des Piz Morteratsch  
Blick über den Piz Priedlus-Östgrät auf Bellavista—Zupo





Grate von einem Schneesturm, der sie kaum den Weg unterscheiden ließ, überfallen worden. Christel Graf war voran, hierauf kam Herr Wainwright, dann seine Gemahlin und schließlich Hans Graf. Alle waren mit demselben Seil verbunden. Es scheint, Hans Graf hatte seinen Bruder angewiesen, sich nicht zu sehr nach rechts zu halten, wo die furchtbare Schneegwächte nach der Schweizer Seite niederhängt. Kaum war diese Warnung ausgesprochen, als auch schon Hans Graf den Schnee sich über den Spuren der Genossen spalten sah. Mit einem Blick übersah der kühne geistesgegenwärtige Mann den ganzen Ernst der Situation und während die Genossen mit der Schneegwächte nach der Schweizer Seite hinabstürzten, sprang er rasch entschlossen nach der italienischen Seite hinunter. Das Gewicht der drei Körper bedrückte nicht nur in furchtbarer Weise Hans Graf, sondern hob ihn auch allmählich gegen den Grat empor und obwohl er den Fall zum Stillstand gebracht hatte, so schien die Rettung doch nur eine augenblickliche zu sein. Graf kämpfte wie ein Verzweifelter und schließlich gelang es ihm mit Hilfe seines Pickels, sich festzumachen, doch ein Schritt nur trennte ihn mehr von dem Verderben bringenden Abgrund. Unterdessen hingen die Gefährten über demselben an einer über 70 Grad geneigten Eiswand. Christel Graf war während des Falles am Kopfe verwundet worden und hatte seinen Pickel verloren. Glücklicherweise besah Herr Wainwright noch den seinigen und konnte sich eine Stufe schlagen, so daß das furchtbare Gewicht, welches Hans Graf beinahe erdrückte, einigermaßen erleichtert wurde. Hierauf konnte er das Seil dem Christel reichen und dieser schied sich auf das Geheiß seines Bruders an, den furchterlichen Hang zu erklimmen. Wenige würden an seiner Stelle nicht gezaubert haben. Doch Christel ist ein Führer erster Klasse und wenn er je hierfür den Beweis geliefert hat, so war es an dieser denkwürdigen Stelle. Mehr als 20 Minuten benötigte er, um den Hang zu erklimmen, den er in kaum einer Sekunde hinabgestürzt war. Nachdem Christel den Grat erreicht hatte, schickten sich die beiden Brüder rasch an, auch Herrn und Frau Wainwright in Sicherheit zu bringen.“

Um die zweite Nachmittagsstunde standen wir alle auf dem stolzen Palü. Die Fünflachten mich an. Wir hatten es geschafft und wenn uns der scharfe Wind auch keine Rast gönnte auf der höchsten Spitze, jetzt waren wir natürlich entschlossen, die Überschreitung vollends durchzuführen. Wir liefen über die breite Kuppel nach Osten, wo sie abfällt und plötzlich mit einem ganz schmalen dünnen Firngrat eine Brücke über die Abgründe schlägt, hinab und hinüber zum Ostgipfel. Dieser Grat war jetzt mit einer schaumleichten Schneeschneide besetzt. Von der Spur war nichts zu sehen. Der Sturm hatte diese Wehschneepitze draufgebaut. Hugelhaus, den ich — um selbst den Schluß zu bilden — voranschicken wollte, fand mit seinen stumpfen Eisen durch den Wehschnee durch keinen Halt und zauberte. So mußte ich denn selber voran, denn meine Edenstein-Hafner-Eisen bissen sich — scharf gestochen — ganz fest. Ich schritt los, gespannt, wie sich die Schülerin hier bewährte. „Seil gleich aus!“ kommt jetzt ihr Ruf hinter mir her. „Mitkommen!“ rief ich und schritt pausenlos fort. Das Seil hielt ich mit einer kleinen Schlinge in der Hand. Die große Übung erlaubte es mir, ohne zurückzuschauen, mit diesem feinen Nerv des Seiles jede Regung, jedes Zögern oder jede Unsicherheit sofort zu erfahren. So spürte ich auch jetzt, wie die letzte Schlinge fiel und sich der Seilnerv sachte straffte. Jetzt mußte sie gleich losschreiten oder ich mußte stoppen. Aber das Seil lief mit. Dabei klatschten gerade hier die Schneepeitschen heftiger denn je gegen uns. Sie schritt dahin, als sei das immer so gewesen. Die Männer hatten zu tun, um nachzukommen.

Kurz vor dem Sattel zwischen Haupt- und Ostgipfel wird der Grat wieder breit und hier fanden wir in der Südflanke einen einigermaßen stillen Rastplatz. Während hinter uns der Grat rauchte und rauschte, saßen wir hier in der Sonne und hatten vor uns jenen Blick ins Puschlav und auf Italiens Berge, der die Fernschau vom Bernina-Hauptkamm zu einem so beglückenden Erlebnis macht. Diese südlichen Täler und Ketten, die so tief abhinken und so weit hinausziehen, sind keine Hemmnisse, sie sind in ihrer

schier endlosen Folge blaueisbrüger Ketten geradezu der Inbegriff der weiten sehnsüchtigen Schau in die Ferne, von der wir glauben, sie sei schöner als das Hier.

Zu diesem Blick über eine gewaltige Tiefe in eine schier unfassbare Ferne kam aber der wundersame Rhythmus, welcher der Palü-Überschreitung eigen ist und die kein Berg in den Alpen wiederzuschenken vermag: das ist das Schreiten im Ebenmaß des Linienführungsverlaufes der drei Spitzen: Wie auf Wellen wird man hingetragen. Nicht daß alle Palübesteiger diese Ursache klar erkennen. Im Gegenteil — kaum einer weiß davon. Aber sie empfinden das Glück dieser Bewegung, so wie wir die Schönheit eines edel geformten Menschenantlitzes empfinden, ohne die Gesetzmäßigkeit errechnet zu haben. Wie eine gewaltige Symphonie schwingt diese Harmonie der drei Spitzen im Schreiten mit und löst in uns Glücksgefühl aus — eine Musik der Berge besonderer Art. Auf Tafel 15 und 18 ist der schwungvolle Gratverlauf gut zu erkennen.

Bald nahmen wir das hohe Lied wieder auf, um über den dritten Gipfel hinweg vorsichtig in die steile Eishalde seines Ostgrates hinabzutauchen. Im Eiltempo sprangen wir dann über die Nordostflanke hinab, gespannt, was die dort oft recht wilde Spaltenzone für Überraschungen bringen würde.

Die Abendsonne schien warm in diese Firnmulde und bald konnten wir den jetzt lästigen Sturmpanzer ablegen. Leicht und frei eilten wir dahin und steckten bald mitten in den mächtigen Klüften, deren einige sich wie gewaltige Straßenschluchten zwischen den Eiswänden hinzogen, in eisgrünen und nachtblauen Abgründen versanken. Hin und her wand sich die Spur dreier Bergsteiger, die bei einem Versuch bis hier herauf gedrungen waren und sich eine halbe Stunde unter uns auf dem Rückzug befanden.

Eine Längsspalte, die überbrückt war und im Innern wie Perlmutter schimmerte, bot einen phantastischen Tunneldurchblick in eine dahinter liegende Riesenkluft. Man hätte sich gar nicht gewundert, wenn man durch den ganzen Palü durchgesehen hätte — so zerklüftet war der Eisberg hier. Die Gefährten kamen aus dem Staunen nicht heraus. Unter dem Eisbruch holten wir zwei Herren und ein Mädchen ein, die sich mit Hilfe eines Seiles und eines Pickels und im übrigen aber jeder Erfahrung dar, schnell an den Palü herangemacht hatten. Sie klagten lebhaft über den unbequemen Eispickel, den immer einer dem andern aufhängen wollte, „aber keiner wollte ihn haben!“

Was sie wohl getan hätten, wenn der, welcher ihn gerade trug, in eine Spalte eingebrochen wäre?

Im Abendschein stiefelten wir jetzt — jeglicher Gefahr entronnen — über den Persgletscher hinab zur Isla Persa. Diese Insel im Eis, die an der sommers wie winters berühmten „Diavolezzatour“ liegt, hat schon Tausenden und aber Tausenden den Blick über einen der größten Gletschertessel geschenkt. Aber ihr steigen die Firnstufen des Pers- und Morteratschfirns hinauf zu den großen Gipfeln. Jeder der Firne stürzt sich mit einem wilden Eisbruch aus seinem Firnbecken herab, im Osten den Persfall, im Westen das Labyrinth und dann strömen sie unterhalb der Isla Persa zusammen und in großen Wogen talaus.

Das eindrucksvollste Bild des Rundblicks aber ist gerade jenseits des Morteratschgletschers die Ostflanke des Kammstückes zwischen Piz Bernina und Piz Morteratsch. Diese Wandflucht ist durch pfeilerartige Grate in vier schmale Steilschluchten geteilt. Und durch jede dieser Falschluchten stürzt ein Hängegletscher herab, der sich auch im wildesten Dauphiné nicht zu schämen brauchte. Der Badret dal Bernina, Badret und Badrettin Prievisus und der Badret da Boval. (Vgl. Tafel 19.)

Man kann sich leicht vorstellen, welche seltenen Bilder ein Aufstieg über die Gratpfeiler zwischen den Gletscherschluchten bietet. Der höchste, doch nicht schwierigste, aber wohl schönste dieser Pfeiler ist der Sprauzagrat oder Ostgrat des Piz Morteratsch, der zwischen Badret Prievisus und Badret da Boval in gerader Richtung und vier Stufen zur Spitze aufsteigt.

Ich zeigte ihn den Gefährten. Die in diesen Tagen als die besten erprobten Schüler sollten zum Abschluß diesen Grat besteigen dürfen.

Spraunza, das Spränza gesprochen wird, ist romanisch und heißt Hoffnung, doch sagte ich in freier Übertragung „der Grat der guten Hoffnung“ und verband damit seit Jahren den Glauben an eine besonders schöne Fahrt, obwohl ich bei jenem ersten Angriff auf diesen Grat im Jahre 1924 nur mit knapper Not dem sicheren Tod entronnen war. Damals stürzte eine Eislawine vom Vadret da Boval aus einigen hundert Metern auf uns herab und nur der Umstand, daß ich zufällig auffchauend das Einstürzen des Eisturmes beim ersten Schneigen sah und seitlich ausweichen konnte — nur dies unwahrscheinliche Glück rettete uns. (Vgl. B. S. 85.)

Verschiedene Pläne waren seither vereitelt worden. Aber die gute Hoffnung, jetzt sollte sie wahr werden. Wenn ich die Schülerin führte und der Hugelhans den einen der Buabn, dann waren wir zwei sichere rasche Seilschaften und dann wurde das Geschenk eine Dreingabe gerade den Dreien, die es kraft ihrer Leistung und ihrem Willen verdienten. Der Doktor aber war durch die zwei vergangenen Tage so reich beglückt und jetzt von so feinem Empfinden für die Grenzen seiner Leistung ohne gewaltsame Überspannung, daß er als echter Kamerad lächelnd zurückstand, um auf dem üblichen „Ruhweg“ mit dem Professor und dem anderen der Buabn dem gleichen Ziel zuzustreben.

Für die drei Auserwählten konnte trotz reichlicher Ermüdung der Rasttag, den wir einschoben, nicht schnell genug vergehen und weiß Gott wie oft starteten sie zu dem Sprauzagrat hinauf, der von Boval aus gar stolz emporstrebt und manches Fragezeichen zu bergen scheint. Ich erkundete den Zugang mit Hugelhans, wobei wir die scheinbar so trostlosen Erimmerfelder zu Füßen des Morteratsch überqueren mußten, wo zu unserm Verwundern Tausende leuchtendblauer Vergißmeinnicht blühten.

Wir verbanden diese kleine Rundfahrt mit eindringlichen Gesprächen und hoben sie so aus der Rasttagsruhe empor in die reichen Gefilde inniger Gemeinschaft. Der Abend krönte den stillen Tag mit feierlichem Farbenspiel, das wir oberhalb der Hütte — abseits des Betriebes, verklingen sahen. Die Weiden und Felsen am Piz Albris schienen wirklich und wahrhaftig aus reinem Smaragd und purem Gold zu sein, so funkelten sie unter den letzten fatten Strahlen der Sonne. Ich wußte jetzt, daß der Grat der guten Hoffnung seinem Namen gerecht würde.

### Piz Morteratsch, Sprauzagrat

Und wirklich — der Himmel hing voller Sterne, als ich um 3 Uhr vor die Hütte trat. Schon waren mit viel Gelärm einige Seilschaften abmarschiert. Ihre Laternen glommen wie Glühwürmchen durch die Nacht. Es wird ja viel geschimpft über dieses frühe Ausbrechen zu Großer Fahrt; aber einmal draußen sind es doch geschenkte Stunden stiller Größe, des kleinen Opfers wohl wert.

Kurz nach 4 Uhr traten wir vier in die Nacht hinaus. Ein allererstes silbergraues Licht glitt wie eine Ahnung kommender Schönheit über den Himmelsraum hin. Eine kühle Morgenluft fiel von den bleichen Eishöhen herab. Vergißmeinnicht schlief taubepert zwischen den bunten Steinen. Stand man stille, hörte man die Gletscherbäche fern rauschen, den Nachtwind leise sausen, auch etwa das tiefe Amen der Gefährten.

Der sanfte silberne Glanz der Firne begann einem zarten Rot und dieses einem glühenden Gold zu weichen. Während wir an der steilen Ostflanke eilig aufstiegen, kam der Sonnenrand noch viel eiliger herabgewandert. Über eine Felsrampe erreichten wir den Vadret da Boval, legten Seil und Steigeisen an und erklommen den steilen Eisrand. (Vgl. Tafel 14 oben.)

Gleich darauf traten wir aus dem Schatten ins blendende Licht, um fortan — an dieser sonnigen Morgenseite — im ungehemmten Glanz des Firnelichtes zu steigen.

So willkommen die Sonne uns war, so bildete sie doch auch eine achtungsgebietende

Gefahr, bis wir auf der sicheren Gratsschneide draußen standen. Am dorthin zu gelangen, mußten wir jetzt unter den mehrere Häuser hohen Eiswänden des Hängegletschers durchqueren, eben jenes Eisbruches, der uns seinerzeit mit seinem Zyklopenwurf nach dem Leben trachtete. In diese grünen Eiswände funkelte die Sonne schon hinein. Große Trümmer von Eislawinen verrieten die Gefahr. Im Eiltempo liefen wir leuchtend durch das Trümmerfeld und verschaukelten erst wieder an der steilen Firnflanke des Grates. Eine hüft hohe Schicht der Firnschneeaufgabe war hier vor kurzem erst als Lawine abgebrochen und so stieg ich auch hier nicht ohne Sorge vorsichtig empor, denn der größere Teil hing noch. Der Nachtfrost band aber doch wohl noch genügend. Erleichtert betraten wir den Grat und erklimmen die untersten Felsen des zweiten Aufschwungs, wo wir uns um 6 Uhr 20 Min. zu einer ausgiebigen Frühstücksrast niederließen. Die Sonne wärmte schon gut. Den massigen Leib des Morteratsch im Rücken, zur Rechten und Linken die Gletscherbrücke und Schluchten — so sahen wir angefichts der einsamen Livigno-Alpen und Großnaberger, deren Gletscher die Verbindung zwischen der Bernina und dem fern ragenden Ortler herstellen. Der Piz Paradisino, der Corno di Campo, die Cima di Saoseo — wie weckten sie Erinnerungen an traumhaft schöne Tage.

Und wenn ich den Blick nach rechts wandte, dann stieg die ganze Nordostflanke des Bernina auf, wie ich sie schöner nie übersehen konnte: Das finstere Bollwerk, die unheimliche Gurgel, jetzt in einem Zustand, der den Gedanken eines Durchstiegs als Wahnsinn erscheinen ließ.

Punkt 7 Uhr begannen wir die Kletterei, die zunächst recht zahm sich anläßt. Doch dann rückt die breite Flanke zusammen. Blöcke und Platten türmen sich und über einer Firnrampe steigt die letzte große Gratshulter scharfgeschnitten und getürmt auf, während die Tiefe zur Rechten und viel mehr noch zur Linken wächst und wächst. Über einen Hahnenkamm betreten wir die Firnscharte, mit der unser Grat endgültig an Bergleib anschließt und sich fortan pfeilgrad und dachgäh zum Gipfel aufschwingt. Die Schwierigkeiten nehmen ebenso zu wie die Steilheit, Höhe und Tiefe wachsen. Es ist eine Steigerung in diesem Grat, die unwillkürlich an die Steigerung im vollkommenen Kunstwerk erinnert. Manchmal sind jetzt Steilstufen mit peinlich losem Gestein eingeschaltet, aber die drei hinter mir überrreffen sich heute selbst. Wir sind jetzt 7 Stunden unterwegs, davon 4 Stunden ohne Pause im Fels geklettert. Aber sie steigen bedächtig und sicher und kein noch so kleiner Stein fällt, obwohl dies ein wirkliches Kunststück ist. Zweifellos ist auch in diesem himmelstrebenden Grat mit seinen wie Altarstufen aufgebauten Sähen eine seltene symphonische Harmonie verborgen, die sich uns jetzt mitteilt und in den Bewegungen, dem Gehobensein, der Steigerung das Mitschwingen verkörpert. (Vgl. Tafel 19 und 20 und deren Erklärung Seite 87.)

Eine glatte Steilwand, die mich sogar zum Zurücklassen des Rucksacks zwingt, bildet den Abschluß der Schwierigkeiten. Deutlich spürt man das Abklingen bei der Aufschau am Schlußstück des Grates. Und deshalb dürfen wir jetzt ohne Sorge rasten. 5 volle Stunden stiegen wir schon ohne Hast aber auch ohne Rast, behutsam und sicher, um jede Fährnis auszuschließen.

Wir suchen einige natürliche Felsbänke und lassen uns nieder. Es ist genau Mittag. Die hohe Sonne schüttet ganze Ströme gleichenden Lichtes herab. Der Silberstreif des Biancogrates steigt wie eine Himmelsleiter ins Blau. Wir erkennen zwei Bergsteiger auf dieser weißen Leiter. Davor steht der schwarzrote scharfgezackte Südgrat des Piz Morteratsch dicht und drohend. Und hoch über uns verläuft unser Grat in der weißen Firnkuppel des Berges. Unser Ziel. Wir knappern allerlei gute Sachen und träumen so vor uns hin. Eine wohlige Müde läßt die Glieder schwer auf den warmen Felsen ruhen. Die Augen, des allzureichen Glanzes müde, schließen sich. Der Kopf sinkt auf den Rucksack, auf die Arme: Wir schlummern — alle vier!

Es mögen vielleicht 10 Minuten gewesen sein — mehr kaum, da erwache ich wunderbar erfrischt. Die Drei schlafen noch. Da schließe ich die Augen wieder und lasse die Erinnerung an diese Berninatage vorüberziehen. Obwohl ich nur vertraute Berge besuchte, so hatten mir diese Tage doch eine neue Erkenntnis gebracht, die vom symphonischen Aufbau einer Bergfahrt und deren harmonischem Abrollen unter gleichgewelltem Mitschwingen der Seele wie des Körpers.

Das Glück aber war, daß ich dies nicht nur an mir, sondern auch an zweien oder dreien der Gefährten beobachtet hatte. Ohne daß sie es ahnten, wurden sie mir in ihrer harmonischen Freude lebendige Zeugen einer Zusammenschau und Verdichtung innerster Erlebnisse. Des Hugelhans dunkle Augen bestätigten es in ihrer schweigsamen Eindringlichkeit. Auch Elsa erwachte und ein verlegen-feliges Lächeln rötete ihr Gesicht als ein Zeugnis des eben Gedachten.

„Ach — wie schön!“ sagte sie und schloß die geblendeten Augen wieder. —

Langsam erklimmen wir den Grat vollends, stiegen kernengerade an der weissen Kuppel empor und wanderten über sie im Bogen zur Spitze hinüber.

Seitdem wir vor vielen Stunden tief drunten unter dem Eisbruch durchgeheht waren, um den sicheren Grat zu betreten, seither war jede Haft von uns abgefallen, wie die reife raue Borke einer gut geheilten Wunde. Und wie diese ein neues, junges lebensstarkes Gewebe freilegt, so waren auch unsere Wesen gereift und doch verjüngt. Zwar lasen wir an den Inschriften im Schnee des Gipfels, daß unsere Freunde, der Professor, der Doktor und der andere Bua schon dagewesen und wieder abgestiegen waren, das vereinbarte Gipfeltreffen also mißlungen schien. Doch dies hielt uns nicht ab, auf dem geliebten Gipfel zu ruhen. Galt es doch, den Gefährten das neue, einzig schöne Bild zu deuten, das edle Dreigestirn Piz Bianco-Bernina, Piz Scerseen und Piz Rosog in ihrer überragenden Pracht und Wildheit.

Zwischen Scerseen und Rosog klafft die abschreckende Porta da Rosog, bei den Bergsteigern auch Güssfeldsattel geheißten. Aber so gefürchtet sie ist und abweisend, heute war sie wirklich eine Porta, ein Tor im Bergwall, durch das wir wieder und wieder hinausschauten, denn dahinter, über den Bergen Oberitaliens, zog sich ein goldglänzendes Wolkenmeer in die Unendlichkeit hinaus. Wo ist der Bergsteiger, der nicht auf einem Traumschiff dorthinaus fahren möchte, der Erfüllung aller Hoffnungen entgegen? Von wie vielen Gipfeln hatten wir uns schon so hinauszugesehnt? Und wie viele mußten wir noch besteigen, um den Raum für die Unendlichkeit unserer Seele zu finden?

Der Bergraum gab keine Antwort, wohl aber die strahlenden Augen der Gefährten: Mit jeder glücklichen Stunde der Verklärung, die wir dem Nächsten zu schenken begünstigt sind, rücken wir selbst dem ersehnten Ziele näher: Ganz aufzugehen in den anderen. Dann wird uns — wie der hell herübergrühende Piz Palsü — der Schneeberg, Sinnbild der

### Verklärung

Dies ist der große Berg aus Schnee,  
aus Schnee und Eis, die, luftgeboren  
herabgesunken aus dem See  
des Himmels, sich in diese Ewigkeit verloren,  
die hier als schimmerndes Kristall  
millionenfach gehäuft ein Ganzes formen  
und so als Spiegelbild des All  
die Schönheit selber sind und ihre Normen.

Doch wer gab das Gesetz dem Berg?  
Wer hat in Silber seine Größe umgegossen?  
Der Mensch, der heißgehehete Zwerg,  
vom Brausestrom der Liebe ganz durchslossen —  
der Liebe, die ihm Flügel gibt,  
hoch über allen Dingen hinzuschweben  
und allem, was er innig liebt,  
den Glanz des Göttlichen zu geben.

## Erläuterung der Bilder

## Tiefdruck-Titelbild

Piz Bernina von Nordosten. Standort auf den Nordausläufern des Munt Pers, Blick über den Morteratschgletscher auf Piz Bernina.

## Tafel 13

Abb. 1. „Das festliche Land“, die Oberengadiner Seen: Ein Herbstnachmittag auf Muottas Muraiag, dem unvergleichlichen Balkon der Bergschönheit. In dem Wälderteppich des Oberengadins, dessen Mischung aus Lärchen und Arven gut kenntlich ist, glänzen die Seen: der kleine Stäher-See vorne links, der St. Morther-See vorne rechts mit St.-Moritz-Bad hinterm See. St.-Moritz-Dorf rechts ist nicht mehr sichtbar, nur der Bahnhof rechts vorne. Der nächste See ist der von Campfer, oft auch zu dem folgenden, dem Silvaplanaer See, gerechnet. Silvaplana auf der Landzunge dazwischen. Der letzte ist der Sisser-See. Siss auf dem Landstreifen davor, Maloja dahinter. Hinter Maloja sinkt das Bergell ab. Der breite Berg links ist der Piz da la Margna, rechts dahinter die Bergeller Berge (Cengalo, Babile usw.).

Abb. 2. Die Umrahmung des Morteratschgletschers vom Piz Languard. Standort Languardgipfel, Blick über die Val Languard und den Albriskamm auf den Morteratschgletscher und seine Umrahmung. Von links nach rechts: Piz d'Arlias, der Doppelsirngipfel des Piz Cambrena, Piz Pallü (3 Gipfel), Fuorcla da la Bellavista, Piz Bellavista (4 Gipfel); hinter dem 4. Gipfel der Piz Supoz; Piz Urgient, Crast' agüzza (Felskamm), Piz Bernina und Piz Bianco rechts dahinter Teile des Piz Scerfcen); Piz Morteratsch (dahinter der Doppelgipfel des Piz Rosseg) und ganz rechts das Felsdreieck des Piz Tschertva; davor Piz Mijaun (r.) und Crasta da Boval. Zwischen dem Piz Albris (vorne) und dem Kammstück Cambrena-Pallü (hinten) die Persgruppe mit dem felsigen Munt Pers (r.) und Piz Trovat (l.); vor dem Piz Trovat das Firnfeld der Diavolezza.

## Tafel 14

Abb. 3. Bovalhütte gegen Piz-Bernina-Nordostflanke, von links nach rechts: Links oben die zwei westlichen Bellavistagipfel, rechts dahinter Piz Supoz, davor herabstiegsend das Labyrinth des Morteratschgletschers. Rechts vom Labyrinth das 500 m hohe „Bollwerk“ des Piz Bernina, von der Gurgl (Eiscouloir) durchrissen und vom Saß dal Pos gekrönt. Dahinter die Crast' agüzza. Vom Saß dal Pos steigt der Ostgrat zum Berninagipfel auf. Rechts davon die Berninasharte, der Piz Bianco und Bianco-grat, der hinter dem Ostgrat des Piz Prielvus verschwindet. Vor den Piz Prielvus schiebt sich der untere Ostgrat (Sprauzuggrat) des Piz Morteratsch. Von ihm hängt der Vadret da Boval herab. Aber die Bernina-Nordost-Flanke stürzt der Vadret dal Bernina herunter. Die zwei Prielvugletscher sind nicht sichtbar; vgl. dazu Tafel 19. Auf dem Moränenkamm des Morteratschgletschers ist die Wegspur gut sichtbar.

Abb. 4. Bovalhütte gegen Diavolezza. Links oben Diavolezzapass und -hütte. Weiter nach rechts Piz Trovat, Fuorcla d'Arlias, Piz d'Arlias, Piz Cambrena und rechts oben der Ostgipfel des Piz Pallü; davor die Gamsfreiheit (Rifugi Chamuot'sch); vor dem Piz Cambrena die Isla Perja (= die zwischen den Gletschern „verlorene Insel“). Zwischen Isla Perja rechts und dem Fuß des Munt Pers links zwingt sich der Persgletscher durch und vereinigt sich mit dem Morteratschgletscher im Vordergrund.

## Tafel 15

Abb. 5. Die Marco-e-Rosa-Hütte (3600 m) des italienischen Alpenclubs am Westabsturz des Crast' agüzza-Sattels. Hinter der Hütte und links in der Tiefe der untere Scerfcengletscher (Bedretta di Scerfcen inferiore) mit dem Sasso d'Entova (dicht links hinter der Hütte). In der Ferne der mächtige Monte della Disgrazia in den Bergeller Bergen.

Abb. 6. Die Diavolezzahütte. Dahinter in der Tiefe der Persgletscher. Von links nach rechts Fuorcla Pers—Pallü, die 3 Pallügipfel mit den 3 Pfeilern (der mittlere Bumillergrat) Fuorcla da la Bellavista, die 4 Bellavistagipfel, davor die Fortezza-Felsen (l.) und die Loch-Felsen (r.); ganz rechts die Crast' agüzza.

## Tafel 16

Abb. 7. Crast'aglizza. Standort Bellavista-Ed, Bild nach Westen auf den Felssturm der Crast'aglizza und den Eispaß der Fuorcla da la Crast'aglizza rechts davon. Auf der kleinen dunklen Felsnase rechts vom Paß Standort der Marco e Rosa-Hütte im o. Die von dort zum Bellavista-Ed heraufführende Spur ist gut kenntlich. Rechts ragt der Piz Kofeg in die Wolken. Links dahinter die Sellagruppe und ganz in der Ferne links die Bergeller Berge mit dem Piz Babile.

## Tafel 17

Abb. 8. Piz d'Arlas und Piz Cambrena. Standort auf dem Weg von den Berninahäusern zur Diavolezza. Rechts die Felsen der Sassa Quadra. Von links zieht der Nordostgrat des Piz d'Arlas zu seinem Nordgipfel, 3367 m, hinauf, zu dem von rechts, von der vergletscherten Fuorcla d'Arlas der breite Nordwestgrat hinaufsteigt. Rechts zurück der gekürzte Hauptgipfel des Piz d'Arlas, dann der vergletscherte Doppelgipfel des Piz Cambrena. Vom höchsten Gipfel rechts gegen den Beschauer herab die Eisnase und der Nordgrat. Ganz rechts Seite des Palü-Ostgrates.

Abb. 9. Abend auf dem Berninagipfel. Am Tage unserer Besteigung des Piz Bernina durch die Gurgl. Der starke Neuschnee-fall wird an den tief verschneiten Felsen offenbar. Links der Spallagrät und rechts der Scerscengipfel. Franzl schaut sehnsüchtig zum herrlichen Monte della Disgrazia hinüber.

## Tafel 18

Abb. 10. Die Nordflanke des Piz Palü. Standort auf der Alp Languard und zwar auf dem Weg zum sogenannten Paradies. Das Bild beweist, daß es seinen Namen verdient. Die drei Palügipfel, von links nach rechts: Ostgipfel oder Palü orientel, Muot dal Palü, Piz Spinass und Spinassgrät, Fuorcla da la Bellavista und Ostgipfel des Piz Bellavista, davor der Fortezzagrät. Links über der Bildmitte die Isla Perja inmitten der Gletscher.

## Tafel 19

Abb. 11. Die Ostabstürze des Bernina-Morteratfch-Kammes. Standort Isla Perja. Links steigt der Anfang des Fortezzagrates auf. Hinter ihm kommt der Morteratfchgletscher herab, der rechts unten sichtbar wird. Dahinter steigt die mächtige mit Hängegletschern gepidde Ostflanke des genannten Kammes auf. Von links schwingt sich der Spallagrät und (parallel zu ihm) davor der Ostgrät des Piz Bernina auf. Vom Berninagipfel fällt der Grat über den Turm in der Berninasharte hinab zum schulterartigen Piz Bianco und von ihm als Biancogrät weiter rechts hinab, zuletzt felsig zur Fuorcla Prieblusa. Von ihr schwingt sich der zweimal gestufte Südgrät des Piz Prieblus zu dessen Gipfel auf und über ihn hinweg, in weitem Bogen reichgezackt, der Südgrät des Piz Morteratfch zu seinem Firngipfel empor. Vier Gletscher stürzen über diese Flanke herab: vom Piz Bernina der Vadret dal Bernina, vom untersten Biancogrät der Vadrettin Prieblus, vom Piz Prieblus rechts herab der Vadret Prieblus und vom Piz Morteratfch der Vadret da Boval. — Zwischen Vadret Prieblus und Vadret da Boval schwingt sich der mehrfach gestufte, unten breite, oben schmale und steile Ost- oder Spranzagrät des Piz Morteratfch auf. Zwischen Vadrettin und Vadret Prieblus ist der Ostgrät des Piz Prieblus eingeschoben.

## Tafel 20

Abb. 12. Am Ostgrät des Piz Morteratfch. Am Tage der vorstehend beschriebenen Besteigung. Kletterei an dem freistehenden Turm vor dem letzten großen Aufschwung. Dahinter Bild in die schauerliche Schlucht des Vadret Prieblus, über der die Eis- und Fels-hänge des Prieblus-Ostgrates aufstieigen. Hinter diesem Grat der Bernina-Hauptkamm mit 3 Bellavistagipfeln links und dem Piz Zupor rechts.

# Der Glockturmfamm

## I. Das Glockturmggebiet

Von Dr. Erwin Kossinna, Berlin

Als die Sektion Hohenzollern nach dem Kriege daran ging, sich ein Arbeitsgebiet mit einem eigenen Bergsteigerheim in den Alpen zu erwerben, waren dafür seit langem der Glockturmfamm und die Nauderer Berge ausersehen. Diesen westlichen Teil der Öhtaler Alpen aus seinem Dornröschenschlaf zu wecken, seine stillen Täler und einsamen Hochgipfel einem Kreis von Bergsteigern zu erschließen, die, fern von der Heerstraße des Massenverkehrs, das Gebirge in seiner Unberührtheit und Schönheit genießen wollen, war die vornehmste Aufgabe der Sektion. Allen wirtschaftlichen und sonstigen Schwierigkeiten zum Trotz hat die Sektion dann in überraschend kurzer Zeit einen ideal gelegenen Stützpunkt für Hochturen im Glockturmggebiet geschaffen, das Hohenzollernhaus, 2260 m, auf der Alplalm im oberen Radurscheltal. Dieses Bergsteigerheim erleichtert nicht nur die Besteigungen im Glockturmfamm und den südlichen Grenzbergen, die vom Innthal aus zu unverhältnismäßig langen Turen werden, es ermöglicht auch Übergänge aus dem Gepatsch über verschiedene Zöcher ins Radurscheltal und von dort nach Nauders.

Neben den trotzigen Reden des Raunergrates und den mächtigen Eisriesen der Inneröhtaler Alpen waren die Berge unseres Arbeitsgebietes lange Zeit hindurch unbeachtet geblieben. Nur der alles überragende Glockturm erhielt vom Gepatschhaus her häufiger den Besuch rüstiger Bergsteiger. Sonst aber verlor sich der Turistenstrom größtenteils in den oberen gletscherreichen Verzweigungen des Piz- und Öhtales. Aber auch die Pfundsfer und Nauderer Berge haben ihre ihnen eigene Schönheit, und zumal der Besuch des zum Glockturm hinaufziehenden lieblichen Radurscheltales darf als sehr lohnend bezeichnet werden. Prachtvoller Hochwald wechselt mit frischgrünen Wiesen ab, und im Talßluß erhebt sich ein Kranz formenreicher Felsgipfel, aus deren einsamen Kären hier und dort ein Gletscher hervorleuchtet. Die Berge des Glockturmfammes bieten dem Wanderer, der sich mit leichten und mittelschweren Turen begnügt, wie dem Kletterer scharferer Richtung alles, wonach sein Bergsteigergemüt verlangt. Scharfe luftige Grate mit kühnen Türmen schwingen sich zu den Hochgipfeln empor. Über glatte Plattenwände und funkelnde Eishänge von seltener Steilheit gleitet der Blick hinab auf spaltengerrissene Gletscher und düßere, bloderfüllte Käre. Von allen Hochgipfeln aber genießt man die wundervolle Aussicht auf die nahe Gletschertwelt der inneren Öhtaler, auf Wildspitze, Weißseespitze und Weißfugel, sowie auf die fernen Schneegipfel der Ortler- und Berninagruppe und die zackigen Berge der Engadiner Dolomiten und der Samnaungruppe.

## Lage und Gliederung

Das Glockturmggebiet ist allseitig von tiefen Talzügen scharf umgrenzt: im Westen von der breiten Furche des Reschenpasses, im Nordwesten vom Oberinntal, im Norden und Osten vom Raunertal, im Süden durch das Langtauferertal. Nur im Südosten hängt das Glockturmggebiet mit den Inneröhtaler Alpen durch einen schmalen Kamm zusammen, dessen tiefste Einsattelung, das Weißseejoch, 2970 m, eine gute Abgrenzung gegen den Gepatschernerbereich bildet.





Glockturm, Matterngrat und Mündungsstufe des Hinterkars von oberhalb des Hohenzollernhauses gesehen. Im Vordergrund ein Felsriegel. Die unteren Hänge vom Eis geschliffen und gerundet. Oben scharfe, eckige Formen im Granitgneis



Glockturm, Arzkarkopf, Glockturmjoch, Hennesiegelspize und östlicher Hennesiegelkopf mit Ferner vom Seeckarjoch



Großes Oberinntaler Haus in Lafairs mit Freitreppe und asymmetrischem Giebel



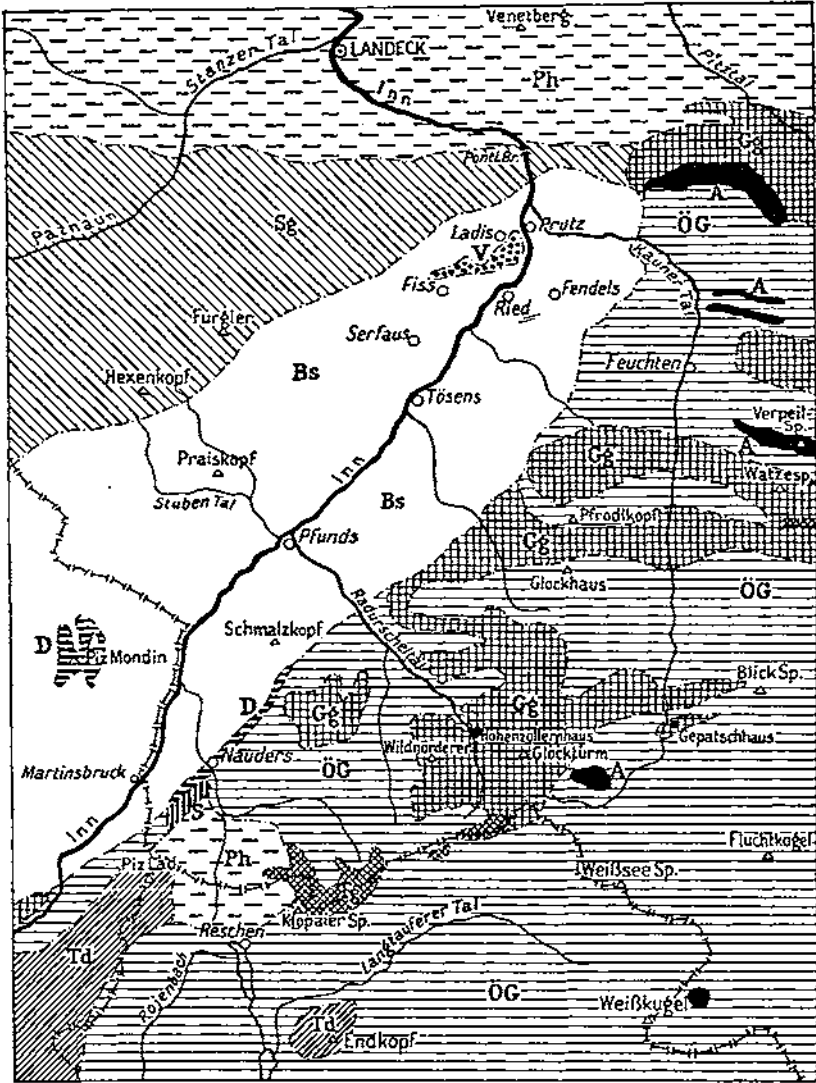
Alte Häuser und Brunnen des hl. Johannes in Fiß



Altfenstermünz mit Wartturm und Ruine Sigmundseck



Das Richterhaus in Pfunds-Stuben, Sitz des ehem. Gerichtes von Pfunds und Geburtshaus des tirolischen Dichters Johann Senn



Gez. A. Dimmler, Berlin

Entworfen von Dr. E. Kossinna

- |    |   |                                             |    |   |             |    |   |                                                       |
|----|---|---------------------------------------------|----|---|-------------|----|---|-------------------------------------------------------|
| Bs | □ | Bündner Schiefergneis                       | Gg | ▨ | Granitgneis | S  | ▨ | Serpentin                                             |
| ÖG | ▨ | Östaler Schiefergneis                       | Tg | ▨ | Tonaltgneis | Td | ▨ | Triasdolomit der Engadiner Dolomiten u. des Endkopfes |
| Ph | ▨ | Phyllite, Gneisphyllite und Glimmerschiefer | A  | ▨ | Amphibolit  | V  | ▨ | Verrucano Fia-Ladis                                   |
| Sg | ▨ | Sivretagneise                               | D  | ▨ | Diabas      |    |   |                                                       |

Geologische Übersichtskarte des Glockturmgebietes

Nach den Aufnahmen von W. Hammer, entworfen von Dr. Edwin Kossinna

Der nach Norden ausstrahlende Hauptkamm unseres Gebietes bildet die Wasserscheide zwischen dem Raunertal und den rechten Nebentälern des Jantales zwischen Pruß und Pfunds. Seine bedeutendsten Gipfel: Glocrturm, 3356 *m*, Roter Schragen, 3114 *m*, Plattenkopf, 3175 *m*, Glocdhaus, 3103 *m*, Pftodlkopf, 3148 *m*, Hohes Riff, 3003 *m*, Karlsptze, 2924 *m*, entragen als dunkle, schroffe Felsberge hochgelegenen, vielfach eiserfüllten Mulden. Seine steile Ostflanke erhält nur im Süden durch das Fischlab-, das Kaiserberg- und das Krungampental eine stärkere Gliederung, indem zwischen den letztgenannten Tälern namentlich der scharfe Grat der Riffswände nach Osten abzweigt, während im übrigen nur kurze Grate zum Raunertal hinabführen.

Weit reicher gegliedert ist die breitere Westflanke, wo eine ganze Anzahl von tief eingeschnittenen Tälern dem Inn zutreiben. Im Norden nimmt der Fendler Bach vom Roten Schrofen seinen Ursprung, entwickelt sich das Stalanger Tal aus der Hochmulde nördlich des Pftodlkopfes, der letzten größeren Kammverzweigung, und beginnt das Töfener oder Bergler Tal am Glocdhaus. Ihm parallel verläuft das Pflzer Tal, um sich kurz vor dem Juntal mit dem Töfener Tal zu vereinigen. Das größte und wichtigste jedoch ist das Pftundser Tal, auch Kadurfscheltal genannt, welches aus der Vereinigung des Nauderer Tschey- mit dem Kadurfscheltale entsteht. Diese beiden durch den Wildnörderer, 3016 *m*, getrennten Quelltäler beginnen auf dem südlichen Grenzkamm, der vom Glocrturmkamm nach Westen abzweigt, die Wasserscheide zwischen Inn und Etßch trägt und Gipfelhöhen von 2900—3100 *m* aufweist (Henneseigelföpfe, 3117 *m*, Glocdhauser, 3020 *m*, Nauderer Henneseigelsptze, 3041 *m*, Schafkopf, 3001 *m*, Plamorderptze, 2953 *m*, Klopaiersptze, 2915 *m*). Während nun das Nauderer Tscheytal ein nahezu gradliniges, ziemlich einförmiges Hochtal ist, besitzt das Kadurfscheltal sowohl in horizontaler wie in vertikaler Richtung eine weit reichere Gliederung und dementsprechend eine viel größere landschaftliche Schönheit. Der bis zum Jagdhaus Kadurfschel, 1916 *m*, nur sanft ansteigende Talboden bildet oberhalb desselben eine steile, 300 *m* hohe Stufe, auf deren oberem Rande das Hohenzollernhaus, 2261 *m*, in ausichtsreicher Lage steht. Von hier bis zum Abßab, 2495 *m*, am Fuß des das Tal im Süden abschließenden Rammes ist der Anstieg wiederum nur gering. Über dem hier trogartig eingesenkten Haupttal öffnen sich aber beiderseits mehrere kurze Nebentäler, welche in Form großer Kare die dem Kadurfscheltal zugekehrten Abhänge des Wildnörderer- und Glocrturkammes gliedern, wie z. B. das Henneseigeltal, das Arßtar, das Hinterkar und die Kare am Wildnörderer. Über diesen Hochmulden erheben sich die zwischen den Gipfeln nicht besonders tief eingescharteten Grate in plattigen Felswänden zu bedeutender Höhe, an ihrem Fuß glißern hier und dort kleine Gletscher und Firnfläden. Alle Rämme aber überragt bei weitem die mächtige Gestalt des Glocrturms, der sich noch 1100 *m* über dem Hohenzollernhaus aufbaut und dessen etwas gerundeter glockenförmiger Gipfel durch den Einschnitt des Pftundser Tales auch vom Juntal aus sichtbar ist.

Von Nordosten gesehen erscheint der Glocrturm als Doppelgipfel mit wenig eingebogener Scharte. Gegen Südosten kehrt er seine zahme Seite. Über eine Glocdflanke führt hier der Aufstieg zum Gipfel. In abschredender Steilheit ragt die Nordwestwand des Berges über den Glocrturmferner auf. Breite Plattenhänge decken seine Südseite.

Sieben verhältnismäßig leicht begehbare Übergänge führen über den Glocrturmkamm ins Rauner Tal. Aus dem obersten Kadurfscheltal gelangt man vom Hohenzollernhaus entweder über das Glocrturmjoch, 3050 *m*, und durch das Krungampental zum Gepatsch oder über das vergletscherte, landschaftlich schönere Riffjoch, 3174 *m*, nördlich des Glocrturms, wo Riff- und Hinterkarferner zusammenhängen. Zwischen Rotem Schragen und Kaiserptze bildet das Kaiserjoch, 2945 *m*, einen bequemen Übergang ins Kaiserbergtal. Da aber der eisfreie Übergang über das Kaiserjoch aus jagdlichen Gründen vermieden werden soll, hat die Sektion Hohenzollern im Anschluß

an den von ihr hergestellten Riffelsteig im Verein mit der Sektion Frankfurt a. M. einen neuen eisfreien Übergang über die Hinterkartharte, 3050 *m*, geschaffen. Diese Scharte ist die tiefste Einsenkung des Grates Roter Schragen Südgipfel—Riffelkar Spitze. In seinem weiteren Verlauf mündet dieser Weg sodann auf der Nasse-reiner Alpe in den von der Sektion Frankfurt a. M. hergestellten Weg Anton-Rent-Hütte—Gepatschhaus. Zum Kaiserbergtal führt auch aus dem Plahertal zwischen Plaherspitze und dem wildzerklüfteten, mauerartigen Plattenkopf das Plat-tenjöchl, 3002 *m*. Weiter im Norden verbindet die tiefe Senke des Pfrödl-Kopfjoches, 2865 *m*, das Bergler Tal mit dem Fihladtal. Mächtig hebt sich nördlich dieser Scharte der Pfrödlkopf, 3148 *m*, empor, der wegen seiner vorgeschobenen Lage eine besonders schöne Fernsicht bietet. Endlich ist noch das Ruppjöchl, 2658 *m*, bei der Anton-Rent-Hütte als ein hauptsächlich von Einheimischen benutzter Übergang zu erwähnen.

Westlich vom Nauderer Tschental besitzt nur der südliche Grenzkamm schroffe Formen, die sich, wie auch am Glockturmkamm, an besonders widerstandsfähige Gesteine knüpfen (Plamorder Spitze, 2982 *m*, Klopaierspitze, 2915 *m*). Im übrigen Gebiet aber halten sich die Gipfel bei 2700 *m* und sind stark gerundet, was auch in der Bezeichnung „Kopf“ (Schmalzkopf, Schartkopf u. a.) zum Ausdruck kommt. Bei verhältnismäßig hoher Lage der Täler und geringerer Höhe der bis zum Gipfel hinauf begrünter Berge hat die Landschaft einen mildereren, freundlicheren Charakter als im oberen Radurscheltal. Nur die zum südlichen Grenzkamm emporleitenden Täler, das Ganderbild- und das Piengertal enden in rauhen, schutterfüllten und von steilen Wänden umgebenen Hochmulden. Im obersten Ganderbildtal, am Fuß der Bergkastelspitze, liegen in tiefer Einsamkeit die selten besuchten Goldseen.

Die über den Grenzkamm ins Langtaufertal führenden Übergänge, das Radurschelschartl, 2872 *m*, und das Tscheyer Scharthl, 2808 *m*, sind zwar ganz unschwierig, aber infolge der italienischen Grenzsperrturistik bedeutungslos. Dagegen bildet das Seekarjoch, 2909 *m*, zwischen der Nauderer Hennesjeggspitze und den Seekarköpfen einen Übergang aus dem oberen Radurscheltal ins Tschental. Als bequeme Übergänge nach Nauders bieten sich vom Hohenzollernhaus zwei Wege: über das Tschey-joch, 2601 *m*, ins Piengertal oder über Wildmoos und das Sadererjoch, 2140 *m*, im Labauner Tal.

Westlich der breiten Furche des Reschenpasses erheben sich über einem prächtigen Waldgürtel die kahlen, hellgrauen Dolomitwände des Piz Lad, 2811 *m*, der nördliche Stöpsler der Unterengadiner Dolomiten. An seinem Fuße liegt hoch über der dunklen Innschlucht die freundliche Talweitung von Nauders. Die Selesköpfe, ein nur schmaler, niedriger Höhenrücken, der jedoch zum Inntal in 500 bis 600 *m* hohen Wänden abbricht, trennt Nauders vom Inn. Über der Charakterberg von Nauders ist weniger der Piz Lad als vielmehr der schneebedeckte dreigipflige Piz Mondin, 3147 *m*, jenseits der Innschlucht. Er schaut in die Straßen von Nauders und beherrscht mit seinen jähen Hängen und steilen Graten das Landschaftsbild. Der Piz Mondin gehört bereits zu der zwischen Inn und Paznauntal gelegenen Samnaungruppe.

Indem bei Nauders drei verschiedene Gebirgsgruppen zusammenstoßen, nämlich Östaler Alpen, Engadiner Dolomiten und Samnaungruppe, jede von verschiedenem Charakter der Oberflächengestaltung, bietet Nauders dem Bergsteiger eine besonders abwechslungsreiche Umgebung.

Unterhalb des Engpasses von Finstermünz, der seit altersher die Grenze zwischen der Schweiz und Tirol bildet, verläßt der Inn die 5 *km* lange waldige Schlucht und tritt in ein breites, freundliches Längstal, das abwärts bis zur Enge der Pontlacher Brücke unterhalb Prutz reicht. Dasselbe wird auf der rechten Seite von verhältnismäßig schmalen, auf der linken von breit entwickelten, 1200—1500 *m* hoch gelegenen

Terrassen begleitet, von Dörfern und Höfen überfät. Auf der breiten Sohle des eingesenkten Trogtales pendelt der Inn zwischen Schuttfegeln in Mäandern dahin, während die Bäche der Seitentäler in steilen Schluchten den Boden des Haupttales gewinnen.

### Bodengestaltung

Das Glogturmgrgebiet besteht in geologischer Hinsicht aus zwei ganz verschiedenen Teilen. Den größeren südöstlichen Teil nimmt das Ötztaler Gneisgebirge ein, dem alle Erhebungen südöstlich der Linie Nauders—Sadererjoch—Ralter Wirt (Radurscheltal)—Pfundser Tscheytal—Prantach angehören, während die Berge beiderseits des Inntales aus größtenteils kalkigen Bündner Schieferen bestehen.

Im Ötztaler Gneisgebirge bilden die wenig widerständigen, rostbraun anwitternden Schiefergneise sanfte Hänge und mehr oder weniger gerundete Kämme. Eine Zone von Schiefergneis streicht von der Blickspitze im Raunergrat herüber zum Gloghaus und Hochjoch und über das Radurschel- und Nauderer Tscheytal zum Ganderbild. Ein südliches Schiefergneisgebiet läßt sich vom unteren Gepatschferner durch das Krungampen- und Langtauserer Tal über den Reschenpaß zur Elfer Spitze verfolgen.

Von den stumpfen Kämmen der Schiefergneise, die sich nur in den höchsten Lagen zu scharfartigen Graten zuschärfen, heben sich die kühnen Felsgestalten des Glogturmtammes und des Raunergrates wirkungsvoll heraus. Ihr schroffer Aufbau wird bedingt durch das Auftreten mächtiger Massen granitischer Gesteine, die einst in schmelzflüssigem Zustande in die Schiefergneise eingedrungen sind und in der Tiefe allmählich erstarrten, aber ihre ursprüngliche Erstarrungsstruktur durch den Gebirgsdruck verloren haben. Sie wurden in geschieferte Granite, grobkörnige Granitgneise von hellgrauer Gesamtfärbung umgewandelt. Die harten Granitgneise trogen der Verwitterung am meisten und bilden daher steilwandige, hochragende Gipfel und scharfzadige Grate. Von der Hennesiegelspitze am Glogturmjoch bis zum Plattenkopf ist der Glogturmtamm aus einer mächtigen Masse von Granitgneis herausgeschnitten, der nicht nur den Hauptkamm, sondern auch Risselwände, Wildnörderer, Seefarköpfe und Roten Schragen aufbaut.

Nördlich von der großen Granitgneismasse des Glogturms zieht eine weitere Einlagerung von Granitgneisen von der Wakespitze im Raunergrat quer über das mittlere Raunertal und das Plaßer Tal nach Westen und baut die Berge des nördlichen Glogturmtammes vom Pirodelkopf bis zur Ruppflar Spitze auf. Gaispleißkopf und Schentkopf bestehen ebenfalls aus Granitgneisen.

Auch der dunkle hornblendereiche Tonalitgneis tritt in zwei Stöcken im südlichen Grenzamm des Gebietes auf und bildet den trohig aufragenden Grat der Plamorder und Klopaijer Spitze im Westen, den des Gloghausers im Osten. Dagegen gehören die sanfteren Hänge in der Umgebung des Tscheyer Scharthls, der Nauderer Hennesiegelspitze und des Radurschelscharthls den wenig widerständigen Schiefergneisen an.

Als weiteres Tiefengestein, das infolge seiner Härte und Wetterfestigkeit inmitten der Schiefergneise abschreckend steilwandige Berge aufbaut, ist der Amphibolit des oberen Krungampentales zu erwähnen, wo namentlich die finstere Felsmauer der Krungampenspitzen einen typischen Amphibolitkamm darstellt.

Die Granitgneise und Amphibolite verwittern großblodig. In ihrem Bereich umgürten daher graue Trümmerhalben den Fuß der Felswände und unwegsame Blodmeere erfüllen die Räre des Hochgebirges. Das Hinterkar zwischen Bruchkopf und Glogturm ist vollständig mit größtem Trümmerwerk ausgefüllt, das unterhalb des Hinterkarferners in mehreren langgestreckten Wällen als Längsmoränen angeordnet ist. Durch dieses mächtige Blodmeer führt der von der Sektion Hohenzollern angelegte

Steig zum Riffeljoch. Ausgedehnte graue großblodige Schutthalde bedecken die Hänge der beiden Kaiserjtäler, mächtige Blockmoränen umgeben Gloggturm- und Hennefiegelferner, Riffel- und Krungampferner.

Die kristallinen Schiefer der westlichen Östaler Alpen werden von zahlreichen Diabasgängen und Serpentinzügen durchbrochen, die besonders in der Gegend von Nauders auftreten. An die Diabasgänge knüpft sich das Vorkommen von silberhaltigen Bleierzten, die vor dem Kriege durch den „Silber- und Bleierzbau Törens“ am Schönjoch in 2600 m Höhe abgebaut wurden.

Unter den uralten Östaler Gneisen, die in steile, ostwestlich streichende Falten gelegt sind, treten nun im Nordwesten längs der von Nauders nach Prantach verlaufenden Linie die viel jüngeren Bündner Schiefer zutage. Sie bauen den größeren südwestlichen Teil der Samnaungruppe auf, besonders deren Südostabhang, und in sie ist das Inntal zwischen Urdeß (Unterengadin) und Prutz eingeschnitten. Eine mächtige Folge von dunkelgrauen Kalken, bunten Kalkschiefern und Tonstschiefen, Sandsteinen und Brekzien ist zu einem großen Gewölbe aufgefaltet, das vom Gipfelgrat des Piz Mondin, an dessen Ostseite die flache Lagerung der Schichten weithin zu sehen ist, gegen Nordosten sich senkt, um unterhalb Prutz unter den Silbrettagneisen zu verschwinden. Die stark gefälkelten Bündner Schiefer fallen allseitig steil unter die Östaler- und Silbrettagneise ein. Wo die Bündner Schiefer als weiche, leicht verwitternde Tonstschiefer und Sandsteine entwickelt sind, wie in der Umgebung des Schmalzkopfs, 2726 m, formen sie sanft ansteigende oder mäßig steile, bis zum Gipfel begrünzte Berge, wo sie dagegen als harte, dickbanfige, dunkelgraue Kasse auftreten, wie in der Enge von Finstermünz und in der Stillebachschlucht unterhalb Nauders, ragen sie in schroffen Wänden empor.

Bemerkenswert ist ein Zug von kalkfreien, bräunlich oder rötlich anwitternden Quarzsandsteinen, die von Fuz nach Ladis streichen und hier unter der Ruine Lauded als schroffe Felsmauer aus dem Gelände hervortreten. Bei Ladis entspringen aus ihnen zwei Schwefelquellen, am Fuß des Burgfelsens bei Entbrud ein erfrischender Eisensäuerling, auf der Masneralm ebenfalls eisenhaltige Quellen, die den abgesetzten Kalkfinter rot färben. Die Quellen bei Obladis, ein Eisensäuerling und eine Schwefelquelle, werden bereits seit dem 13. Jahrhundert benutzt.

An das Gloggturmgebiet treten von Südwesten her die Engadiner Dolomite heran. Ihr nördlicher Gdpfeiler, der Piz Lad bei Nauders besteht aus einer Kappe von Triasdolomit und Muschelfalk auf Östaler Gneisen. Gleich dem Endkopf (Saggl) bei Braun ein Rest der ehemaligen Sedimentbede der Östaler Gneisalpen.

Der aus sehr verschiedenartigen Gesteinen bestehenden Gebirgsgruppe haben rinnen- des Wasser und strömendes Eis ihre Züge aufgeprägt. Stufenförmig steigen die Täler vom Inntal her an. Dunkle, unwegsame Schluchten, durch die der Bach sich schäumend seinen Weg bahnt, wechseln mit grünen sonnigen Talbeden, welche Raum für Siedlungen gewähren. In 200 m hoher Stufe bricht das Radurscheltal zum Inntal ab. Der alte Weg gewinnt durch zahlreiche Kehren die Stufenhöhe bei der St. Ulrichskapelle, 1189 m, während ein von der Sektion Hohenzollern im Jahre 1932 angelegter Klammweg durch die sehenswerte Mündungsschlucht, die Hohenzollernklamm, hinaufführt. Oberhalb des „Kalten Wirt“, wo der Weg den wegen seiner Wildheit gefürchteten Saderer Bach überschreitet, wird das Tal breiter. Wir gelangen in die freundliche Talweitung von Wildmoos, die bis zum Jagdhaus Radurschel, 1916 m, reicht. Hier schwingt sich der Talboden mit bedeutender Steilheit empor und bildet eine 300 m hohe Stufe, über die der Radurschelbach in zwei schönen Fällen herabrauscht und auf deren oberen Rande das Hohenzollernhaus, 2261 m, aussichtsreiche Lage, steht. Wir befinden uns an der Grenze zweier Landschaften. Tief unter uns liegt das liebevolle, von Wiesen und Wäldern eingenommene mittlere Radurscheltal, über uns aber die



großartig ernste Bergwelt des Gloceturmmassives mit phantastisch geformten Türmen, Graten, schroffen Wänden, rauhen Blochhalben und leuchtenden Schneefeldern.

Sind im unteren und mittleren Raburscheltal im Gebiet der leicht verwitternden Kalkschiefer und Schiefergneise die eiszeitlichen Formen stark verwischt, so treten sie uns im Granitgneis des oberen Raburscheltals deutlich entgegen. Bis 2800 *m* sind alle Hänge vom Eise geschliffen und gerundet. Das Hohenzollernhaus steht auf einem Rundbuckel aus Granitgneis, der durch zwei Erosionsschluchten zerschnitten ist. Weiter oberhalb besitzt das Raburscheltal deutliche Trogforn mit besonders auf der linken Seite gut erkennbarer Trogshulter. Darüber öffnen sich beiderseits mächtige Kare mit flachen oder nur mäßig geneigten Karböden. Im Talshluß entsprechen ihnen ausgedehnte Verflachungen in 2800 bis 2900 *m* Höhe, über denen die eigentlichen Hochgipfel mit scharfer Formgrenze steil und unvermittelt emporragen.

Die heutige Vergletscherung beschränkt sich auf einige Kargletscher und Firnfelder am Gloceturmamm und dessen Verzweigungen. Alle übrigen Berge unseres Gebiets sind gletscherfrei. Und doch, wieviel tragen selbst diese verhältnismäßig kleinen Kargletscher und Hangfirne zur Belebung der Landschaft bei. Scharf hebt sich ihr gläserndes Weiß von den dunklen Wänden und grauen Moränen ab und der Gegensatz der Farben erhöht die Schönheit des Hochgebirgsbildes. Man braucht nur den Übergang über das Kaiserjoch mit dem über das Riffeljoch zu vergleichen, um den Unterschied in der Landschaft gleichsam an sich selbst zu erleben. Dort einförmige graue Blochhalben, hier der geschwungene Eisstrom des Hinterkarferners, der zum Riffeljoch emporleitet und über dieses mit dem jenseitigen Riffelferner zusammenhängt.

Alle Gletscher sind in den letzten Jahrzehnten stark zurückgegangen und erheblich kleiner geworden. Der Hinterkarferner, der in den siebziger Jahren 1200 *m* lang war, hat sich um nicht weniger als 600 *m* zurückgezogen und demnach auf die Hälfte verkleinert; er endet jetzt bereits in rund 3000 *m*. Weniger als dieser mit seinem Jungengebiet in Südwestexposition befindliche Gehängegletscher hat sein Nachbar, der Gloceturmferner, unter dem allgemeinen Gletschersturm gelitten. Im Schutze der 300 *m* hohen, sehr steilen Nordwestwand des Gloceturms und des Matterngrates gelegen, wird er hauptsächlich von den Schneelawinen genährt, die von diesen Wänden herabfegen. Infolge seiner geschützten, nach Norden gefehrten Lage, reicht der Gloceturmferner tiefer herab als der Hinterkarferner, nämlich bis 2800 *m*, sein Rückgang seit den siebziger Jahren beträgt 200 *m*. Verhältnismäßig nicht sehr groß ist auch der Rückgang des von den Hennesiegeklöpfen beschatteten, in Nordwestlage befindlichen Hennesiegeklöpfers. Hingegen hat sich der allerdings weit größere Krumgampferner am Südosthang des Gloceturms stark zurückgezogen und endet gegenwärtig östlich vom Gloceturmjoch bereits in 2880 *m*.

Die hohe Lage der Schneegrenze bei 3000 *m*, der auch ein sehr hohes Hinaufreichen der oberen Waldgrenze (bis 2300 *m*) entspricht, deutet bereits die klimatische Begünstigung der Gloceturmgruppe und des Oberinntales an, das als inneralpines Längstal in der Tat zu den trockensten und sonnigsten Teilen Nordtirols gehört. Die regenbringenden Nordwestwinde haben den größeren Teil ihrer Feuchtigkeit schon verloren, wenn sie das Oberinntal erreichen. Mit der Trockenheit der Luft paart sich im Oberinntal eine größere Durchsichtigkeit und Lichtfülle, ein tieferes Blau des Himmels und eine größere Kraft der Sonnenstrahlung, die im Winter noch durch den Reflex der Schneedecke gesteigert wird. Von Ende November bis Ende März liegen die sanften Hänge der Nauderer Berge sowie die welligen Hochflächen zwischen Ladis und Serfaus unter einer mächtigen Schneedecke und bilden ein ideales Schigelland, das wohl einen stärkeren Besuch aufzuweisen hätte, wenn es nicht abseits von den großen Verkehrsstraßen gelegen wäre.



## Besiedlung

Über die älteste Geschichte des Oberinntals sind wir nur wenig unterrichtet. Die unter der Römerherrschaft allmählich romanisierte illyrische Bevölkerung Tirols, die Rätoromanen, wurde seit der Mitte des 6. Jahrhunderts n. Chr. durch die vordringenden Bajuwaren mehr und mehr verdrängt. Doch hielten sich Teile der Räter im Oberinntal bis ins 17. Jahrhundert hinein. Das friedliche Zusammenwohnen von Rättern und Deutschen führte zur Vermischung beider Völker und damit zur Herausbildung eines besonderen Oberinntaler Menschentyps, der sich scharf von dem fast rein bajuwarischen, hochgewachsenen Unterinntaler unterscheidet. Mittelgroß, dunkeläugig und dunkelhäutig, ist der ernste, oft etwas rauhe Oberinntaler oder „Oberländer“ durch hohe geistige Begabung ausgezeichnet. Im Gegensatz zum Unterinntaler wohnt der Oberländer vorzugsweise in geschlossenen, eng zusammengedrängten Siedlungen. Diese Siedlungsform ist daher für das Oberinntal typisch. Um die Kirche, deren Turm die charakteristische Zwiebelform hat oder eine schlanke, achtsseitige Pyramide bildet, scharen sich in mehr oder weniger regelmäßiger Anordnung die eng aneinander gebauten Häuser. Sowohl die im Inntal gelegenen Orte Prus, Ried, Söfens, Pfunds wie auch die hoch in freier Lage auf breiten Terrassen befindlichen Dörfer Ladis, Fiß, Sersfaus, Fendels und das am Stillebach gelegene Nauders besitzen diese geschlossene Form.

Die Orte an der Reichsstraße zwischen Prus und Nauders liegen auf den flachen, sich sächerförmig ausbreitenden Schwemmkegeln, welche die Bäche der Nebentäler auf der breiten Sohle des Inntales aufgeschüttet haben. P f u n d s (512 Einw.) und S t u b e n (455 Einw.) sind auf den Schwemmkegeln des Radurschelbaches und des Stubenbaches erwachsen, die der Inn in zwei großen Schleifen umfließt. N a u d e r s (703 Einw.) erfreut sich einer besonders schönen und aussichtsreichen Lage, 300 m hoch über dem Inntal (Tafel 24). Sonnige Matten und prächtiger Hochwald umgeben den Ort, in dessen Straßen die Gipfel des Piz Mondin hineinschauen, während im Süden über dem Reschenpaß der Firndom des Ortlers leuchtet.

Neben den geschlossenen Siedlungen finden wir im Oberinntal zahlreiche Weiler und Höfe an den Talhängen auf schmalen Terrassen. Zur Gemeinde Pfunds gehören beispielsweise außer den Dörfern Pfunds, Stuben und Birtach noch die Weiler Lafairs, Margreid, Rauth, Stein, Wand und die Höfe von Greit, Kobl, Marienstein und Wiesenled. Wo diese zerstreuten Siedlungen in ungünstigem, schwierig zu nutzendem Gelände liegen, wie Greit und Kobl, sind sie sicher jünger als die großen Dörfer im Tal, die urkundlich bis ins 11. Jahrhundert zurückreichen. Zunehmende Übervölkerung des Oberinntales veranlaßte die Bauern, auch die weniger günstigen Hänge landwirtschaftlich zu nutzen und zur Besiedlung heranzuziehen. Der deutsche Name Reut, Gereut oder Greit für das in harter Arbeit durch Roden des Waldes genommene Kulturland weist nicht nur auf diese Art der Entstehung hin, sondern deutet zugleich die spätere Anlage gegenüber den Siedlungen mit romanischen Namen wie Nauders, Pfunds, Lafairs an.

Zu den höchsten, dauernd bewohnten Siedlungen in unserem Gebiet gehören die Höfe in der Umgebung von Nauders, wo der Partischhof, 1653 m, Kompatsch, 1619 m, und Novelles, 1865 m, hoch liegen. Wenn also die Siedlungen teilweise recht hoch hinaufreichen, so ist doch der größte Teil des Glockenturmgebietes, nämlich 92 Prozent der Gesamtfläche, völlig unbewohnt. Der Grund dafür ist natürlich in erster Linie in der durch Höhenlage und Bodenbeschaffenheit bedingten Ungunst des Geländes und seiner schwierigen Bewirtschaftung zu suchen. Aber doch nicht ausschließlich. Die Entlegenheit von den Hauptverkehrsweegen, die geringe Möglichkeit, an den Freuden des geselligen Lebens teilzunehmen, die Abneigung gegen das Alleinsein, welche bei dem gern in geschlossenen Dörfern wohnenden Oberinntaler besonders groß ist, sind andere wichtige

Gründe dafür, daß Täler unbewohnt bleiben, deren Gelände eine landwirtschaftliche Nutzung und Besiedlung zuließe oder daß bereits vorhandene Siedlungen wieder aufgegeben wurden. Beispiele für diese Höhenentsiedlung sind die Praisshöfe, 1588 *m*, im Stubental oberhalb Pfunds und der Radurschelhof, 1916 *m*. Dieser im 17. Jahrhundert errichtete Hof war nur anfangs eine selbständige Dauersiedlung, wurde aber später von der Gemeinde Pfunds erworben und lediglich als Zugut für Heugewinnung und Sommerweide benutzt. Während des 19. Jahrhunderts wechselte das Radurschelhaus mehrfach den Besitzer, diente im Sommer als Gastwirtschaft und Unterkunftshaus für Fremde und kam im Jahre 1913 in den Besitz des k. u. k. Forstärars. Von den Praisshöfen waren 1870 noch zwei Höfe mit 17 Personen bewohnt. Der letzte Bauer, Andreas Seifert, verkaufte seinen Besitz in den neunziger Jahren und zog aufs Land. Seitdem werden die Praisshöfe von den Bauern in Wand bewirtschaftet, sind also nur im Sommer vorübergehend bewohnt. Die Ernte an Kleeheu, Kartoffeln und Gerste wird mittels einer Seilbahn über die tiefe Schlucht des Stubentals nach Wand befördert. Die Entlegenheit der Praisshöfe wurde namentlich im Winter schwer empfunden, wenn die Wege tief verschneit und vereist und der Verkehr mit der Außenwelt durch die Lawinengefahr monatelang unterbrochen war.

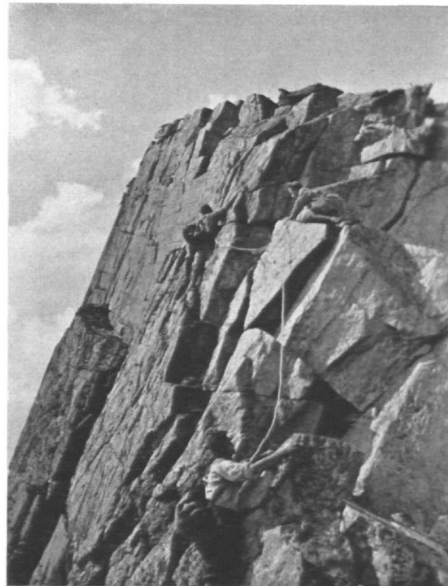
Über den Dauersiedlungen finden sich noch die nur im Sommer bewirtschafteten Alphütten, sowie einige Jagd- und Schuhhäuser. Die Oberinntaler Almten liegen durchweg recht hoch und sind meist nur auf steilen, schlechten Almwegen zu erreichen. Von den 24 Almen des Glockturmgebiets liegt die Hälfte über 2000 *m* hoch. Die höchste Almhütte ist die Hintere Friunsalpe, 2216 *m*, am sonnigen Nordhang des Radurscheltals auf einer Terrasse dicht über der Waldgrenze.

Wie die geschlossene, massige Form für die Ortschaften des oberen Oberinntales charakteristisch ist, so bildet auch das alte rätorische Haus ein besonderes Kennzeichen des westlichen Tirol. Ursprünglich ein Seitenslurhaus, das auf der einen Seite den Flur, auf der anderen Stube, Küche und Kammer enthielt, ist es durch Einbauten meist zu einem Mittelslurhaus geworden, dessen ehemalige Seitensfluranlage stark an der Asymmetrie der beiden Hausseiten zu erkennen ist. Wohn- und Wirtschaftsgebäude liegen hintereinander, nur durch einen schmalen Zwischenraum getrennt. Erstere sind bis zum Giebel oder wenigstens bis zum zweiten Stock aus Stein aufgeführt, während der Stadel aus Holz besteht. Durch ein großes gewölbtes Tor gelangt man in den geräumigen Hausgang, von dem eine mächtige Rampe zu der über dem Stall befindlichen Tenne hinaufführt. Diese Rampe fällt fort, wenn die Wohnräume über ausgehnten Kellern erhöht liegen, so daß man vom Hausgang direkt in den Stadel gelangen kann. In diesem Falle führt eine Freitreppe an der Giebelseite in den Hausgang, eine Tür zu ebener Erde in die Kellerräume (Tafel 22). Das vorspringende Dach wird durch die verlängerten Pfetten gestützt, die ihrerseits durch schön geschnitzte Träger versteift sind. Nicht selten sieht man im Oberinntal reichverzierte Giebelsfelder, wie z. B. am Kesslerhaus in Pfunds. Die ältesten Häuser reichen bis in das 15. Jahrhundert zurück. So trägt Haus Nr. 13 in Fiß über dem mächtigen Tor die Inschrift: „Lienhard Reheis 1458“ und ein anderes Haus die Jahreszahl 1479, wobei die Vier durch eine halbe Acht wiedergegeben ist.

Von den Burgen unseres Gebietes ist nur Schloß Naudersberg und Siegmundstried gut erhalten, Siegmundsed, Laudegg und Berned sind verfallen. Naudersberg und Laudegg waren Gerichtsburgen, die dem Gerichtsbezirk den Namen gaben und in denen die Pfleger ihren Sitz hatten. Die Geschichte der Burgen des Oberinntals läßt sich urkundlich in der Regel nur bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgen. Die Ansicht, daß die auf steilem, hohen Fels über Prus erbaute Burg Laudegg aus einer römischen Befestigung hervorgegangen sei, ist lediglich eine unbe-



Hinterkarferner und Nissljochturm, 3234 m  
Jahresschichten des Gletschereises



Kletterei am Plattenkopf, 3175 m  
Granitgneis



Serfaus, auf breiter Felsterrasse über dem Zinntal, gegen Mathonberg und Glockturmflam



Hinter-Wand ob Pfunds mit Naderscheltal und Glockturm



Blick von Fendels auf Nied und das Oberinntal mit den Felsterrassen von Fiß und Serfaus



Schwarzsee bei Nauders gegen Piz-Mondin-Kette



Pfunds und Stuben von Wand gesehen



wiesene Annahme<sup>1)</sup>). Man ist nicht einmal sicher, ob die alte Römerstraße über den Reschenpaß — die Via Claudia Augusta — auf der Strecke zwischen Nauders und Landed über die Höhen von Serfaus, Fiß und Ladis führte, oder gleich der modernen Straße schon bei Töfens auf das rechte Innufer übertrat. Schloß Naudersberg, ein viereckiger Bau mit runden Ecktürmen auf einem Hügel südlich Nauders, wird zuerst 1239 urkundlich erwähnt, so daß man annehmen darf, die Burg ist ungefähr zu dieser Zeit entstanden. Die älteste Nachricht besitzen wir von Finstermünz, dem berühmten Engpaß zwischen Graubünden und Tirol, wo im Jahre 1079 der Bayernherzog Welf nach einem siegreichen Feldzug in Nätien eine Befestigung anlegte und eine Besatzung zurückließ. Über der Brückenbefestigung, dem alten Wartturm mitten im Inn, ließ Herzog Siegmund von Tirol einen neuen Festungsbau aufzuführen, Siegmundsee genannt, heute eine verfallene Ruine.

Die Befestigungen von Altfinstermünz würden an sich wohl kaum beachtet werden, wenn sie nicht so überaus malerisch in eine großartig wilde Naturlandschaft hineingebaut wären. Die über den Inn führende hölzerne Brücke wird von einem viereckigen Wartturm getragen, der sich trotzig aus dem Strome erhebt. Bei seinem Anblick fühlen wir uns ins Mittelalter versetzt, zurück in jene Zeit, als noch der Söldner mit der Hellebarde am Tor auf der Finstermünzer Brücke Wacht hielt zur Wahrung deutschen Landes gegen die romanischen Stämme, die längst die friedlichen Nachbarn Tirols im Engadin geworden sind. Unten aber jagen die graugelben Fluten des Inns in schäumenden Wogen und Wirbeln dahin, daß der Gischt an der senkrechten Felswand hoch aufspritzt und am gegenüberliegenden Ufer die Zweige der Fichten nekt. Man kann sich kaum ein eigenartigeres und malerischeres Bild einer Falschlucht vorstellen, als es der Grenzpaß von Altfinstermünz bietet. Die unwegsame Schlucht bildete seit jeher ein schweres Verkehrshindernis. Die Straße von Altfinstermünz nach Nauders soll erst im 16. Jahrhundert unter der Regierung Kaiser Maximilians II. erbaut worden sein. Vorher bestand zwischen Pfunds und Nauders nur der Saumweg über das Saderer Joch, von Nauders führte ein schlechter, sehr steiler Fahrweg über die Norbertshöhe hinab nach Martinsbrud.

Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts herrschte reges Leben im Gasthaus Altfinstermünz. Schwere Lastwagen brachten Baumwolle, Südfrüchte und andere Waren aus dem Süden nach Vorarlberg und Bayern und führten umgekehrt Getreide und Fabrikate aus den nördlichen Ländern aus. Aber während sich die Fuhrleute im Gasthaus Altfinstermünz bei frohem Sang und Becherklang ihres Lebens freuten, widerhallte das Tal bereits von den Sprengungen und Erdarbeiten am Bau der neuen Kunststraße, die Pfunds mit Nauders und Martinsbrud verbinden sollte und im Jahre 1854 vollendet wurde. Damit war endlich eine verhältnismäßig bequeme Verbindung zwischen Tirol und Graubünden hergestellt. Die direkte Straße von Pfunds nach Martinsbrud am linken Innufer entlang sowie die Straße ins Samnauntal wurden freilich erst 1912 fertiggestellt. Das Zollamt war schon infolge der Zollreform von 1774 von Finstermünz nach Martinsbrud verlegt worden. Abseits vom modernen Verkehr, seiner Bedeutung als Zollstätte und Grenzfesten beraubt, ist Altfinstermünz heute vereinsamt, aber vom Zauber mittelalterlicher Romantik umspunnen.

Etwa 150 m über der Schlucht, an der aussichtsreichen Kunststraße nach Nauders, liegt das Gasthaus Hochfinstermünz mit schönem Blick ins Inntal und auf die Engadiner Berge. Noch prächtiger allerdings entfaltet sich das grüne, waldbreiche

<sup>1)</sup> In der vom Kartographischen Institut in Wien herausgegebenen Wanderkarte Landed (Spezialkarte 5145, 1:75 000) ist Burg Laudegg versehenlich mit „Landed“ bezeichnet worden. Burg Laudegg darf aber nicht verwechselt werden mit dem zur Stadt Landed gehörigen Schloß Landed.

Untere Engadin und die Welt der Engadiner Dolomiten von der Schöpfwarte, 1435 m, bei Nauders.

An diesem hervorragenden Aussichtspunkt hat die Sektion ihren im Weltkrieg gefallenen Bergkameraden ein Ehrenmal errichtet, das weit ins Bündnerland hineinleuchtet. Jäh gleitet von hier der Blick hinab in die gewaltige Tiefe, wo unten der Inn zwischen grünen Matten und dunklen Wäldern dahinrauscht, und hinauf zu den hehren Berggestalten des Piz Mondin, Piz Lat und unserer Glockturmgruppe. Wer je auf ihren Gipfeln stand und über grüne Täler hinweg auf die Eiszirren der Ostaler-Silvretta und Ortlergruppe schaute, wird diese erhabenen Bilder nie vergessen.

### Karten und Schriften

- Karte des Glockturmgebietes 1:50 000, herausgeg. v. d. Sektion Hohenzollern, Berlin 1927.  
 Karte der Ostaler und Stubaiäler Alpen 1:50 000, herausgeg. v. d. S. U. V. 1921. Blätter, Pitztal und Weißfugel.  
 Österr. Spezialkarte (Wanderkarte) 1:75 000, Blätter Landed (5145) und Nauders (5245).  
 Geolog. Sp.-Karte der Rep. Österreich. Blätter Landed (5145) und Nauders (5245) mit Erläuterungen von Wilhelm Hammer und Otto Ampferer, Wien 1923.  
 W. Hammer, Geolog. Führer durch die Westtiroler Zentralalpen, Berlin 1922.  
 Der Hochtourist in den Ostalpen, Bd. IV.  
 L. Obersteiner, Führer durch die Ostaler Alpen, Wien 1925.  
 U. Rasseroler, Neues f. d. Schifahrer aus den Nauderer Bergen, S. d. D. u. S. U. V. 1922.  
 F. Hörtnagel, Die Berge des Glockturmkammes. 11. Jahresbericht des Altd. Alpenklubs, Innsbruck 1903/4.  
 O. Stolz, Politisch-historische Landesbeschreibung von Tirol, Archiv. f. Österr. Geschichtsforschung Bd. 107, Wien 1926.  
 H. Wina, Beiträge zur Kulturgeographie des Oberinntales, Berliner Geogr. Arbeiten, herausgeg. v. Geogr. Inst. Univ. Berlin, Stuttgart 1933.  
 H. von Tschiggrey, Nauders am Reschen-Scheidel, Tirol, Historisch-geogr. Skizze mit Führer. Innsbruck (Tyrolia).  
 25 Jahre Sektion Hohenzollern d. D. u. S. U. V. (Festschrift). E. Roffinna, Das Glockturmgebiet und seine Umgebung. Johann Lorenz, Die Baudenkmäler im Sektionsgebiet.  
 L. Steinberger, Die wichtigsten Ortsnamen des Sektionsgebietes.

## 2. Drei Glockturmbesteigungen

Von Ernst Klemm, Böblingen

### Auf den Glockturm über das Riffeljoch (1921)

Eine Schilderung unseres Freundes Mattern über dies vergessene westlichste Ostaler Gebirge bewog uns im Jahre 1921 nach dort zu wandern. An einem heißen Sommertag gingen wir durch das Radurscheltal und waren überrascht über die Schönheit und Lieblichkeit dieses Tales, und als wir dann noch im Hintergrund die prächtige Pyramide des Glockturmes aufsteigen sahen, war unsere Freude groß. Im Jagdhaus Radurschel nächtigten wir. Ein schweres Nachtgewitter, das sich bis in den Morgen ausgedehnt hatte, verzögerte unseren Abmarsch. Wiesen und Bäume waren noch regenstark; aus den Tälern und Wäldern dampfte es und eine drückende Schwüle lag über der Landschaft, als wir zur Jagdhütte Uplfallhaus hinaufstiegen.

In der Nähe, wo heute das Hohenzollernhaus steht, entfalteten wir eine Flagge und nahmen so gewissermaßen für unsere Sektion Besitz von dieser Gegend. Ohne Weg und Steg ging es bei sengender Hitze hinauf zum Hinterfar. Mühselig querten wir durch das Kar (von dem schon Petersen in der Zeitschrift des D. u. S. U. V. von 1876 spricht, „als einem Felsenmeer, wie ihm weit und breit kein schöneres bekannt

sei“) über und zwischen den wahllos durcheinander geworfenen Riesenblöcken hinüber zu den Ausläufern des Glasturmferners, in der Hoffnung, von dort einen idealen Kletterpfad direkt zum Risseljoch ausfindig zu machen. Wir wurden schwer enttäuscht. Die steile Schrofenwand hinauf zum Hinterkarferner war außerordentlich brüchig und oftmals mit gefährlichem Eis durchsetzt.

Endlich hatten wir die Felsen hinter uns und standen am Gletscherbruch des Hinterkarferners. Das landschaftliche Bild war überwältigend. Tief unten sah man die Ausläufer des Glasturmferners, hinter schwarzen Wänden und steil abbrechendem blauschimmerndem Eis baute sich wild der Risseljochturm auf (Tafel 23). Der Glasturm selbst war nicht sichtbar, ihn verdeckten jäh zu Tal schießende Rippen und Grate.

Nach kurzer Rast standen wir dann bald, den Gletscherbruch an einer schwachen Stelle nicht allzuschwer überwindend, auf dem Gletscherboden. Der heiße Tag hatte den Gletscher grundlos gemacht und mühsam quälten wir uns, oft bis zum Bauch im Schnee wadend, zum Risseljoch.

Während unseres Aufstiegs hatten sich dicke Wolken zusammengeballt. Immer mehr strichen Nebel an uns vorbei, den nahen Risseljochturm oft verdeckend.

Staunend standen wir auf dem Joch. Aus den Tiefen des Raunertales quoll es herauf. Wolke um Wolke wälzte sich unaufhörlich durch die Täler zu uns. Nur wenige Minuten war es uns vergönnt, die Herrlichkeiten der Öhtaler Gebirgswelt zu erfassen; um so tiefer aber ist der Eindruck geblieben von den köstlichen Augenblicken dieses Schauens. Noch brandeten um die herrliche Weißkugel hell leuchtende dicke Wolkenungefüme, über den weiten Gepatschferner eilten schimmernde Sonnenfede zum Dome der Weißseespitze. Doch ehe wir uns von unserem Staunen erholt hatten, sank alles unter im düsteren Grau des Nebels. Märchenhaft schien uns die Schau.

Der Glasturm, den wir noch kurz vorher zu sehen geglaubt hatten, war verschwunden. Vorsichtig bewegten wir uns in tiefem, aufgeweichtem Schnee, immer leicht ansteigend, durch das uns völlig unbekanntes Gelände. Einsetzender Regen wurde zu Schnee; aber aufgeben wollten wir, sicherlich dem Ziele nahe, die Tur, nicht. Rechts stürzte es hinab in schauerliche Abgründe, an denen sich die Wolken stießen und zusammenballten und über den Grat, auf dem wir jetzt stiegen, hinwegquollen. Eine steile Schneewand wuchs aus dem Nebel. Oft trat blankes Eis zutage und wir trauten uns nicht in dem nebligen Schneetreiben rechts oder links nach besseren Durchstiegen zu suchen. Aus dem Grau wuchs plötzlich, unwahrscheinlich groß wirkend, eine Pyramide heraus, der Gipfel. Aber Blotwerk stiegen wir hinüber zur höchsten Spitze.

An eine Gipfelrast war bei dem herrschenden Schneesturm nicht zu denken und wir waren herzlich froh, als wir ohne Anfall wieder bei unseren Rucksäcken, die am Risseljoch lagerten, standen. Unter strömendem Regen ging es hinab ins Raunertal zum Gepatschhaus, das wir erst bei einbrechender Dunkelheit betraten.

### Besteigung des Glasturms über den Matterngrat (1924)

Wieder einmal waren wir oben am Radurschelbach. Wo wir vor Jahren unsere Fahne gehißt hatten, stand das schmucke Hohenzollernhaus. Schlechtes Wetter mit Schneetreiben verbunden, hatte uns in die Hütte gebannt. Unser eigentliches Ziel war eine Durchstieigung der Glasturmwestwand. Die Zeit schwand dahin und mit ihr Urlaub und Aussicht auf Erfolg. Aber eine Erkundung dieser Wand wollten wir doch wenigstens durchführen. Als eines Morgens gegen 11 Uhr das Schneetreiben nachgelassen hatte, eilten wir zu zweit hinauf zum Hinterkar. Immer mehr hellte der Himmel auf und immer riesiger wuchs die Westwand hinauf zum Gipfel. Zwischen Westwand und einem langen Grat senkt sich überaus steil der Glasturmferner vom Südgrat unseres Berges abwärts. Von diesem Grat aus mußte es schön sein, die ganze Wand in

ihrer gewaltigen Ausdehnung zu überschauen. Von den Schlechtwettertagen her lag überall tiefer Schnee, der besonders auf dem Geröll das Steigen stark erschwerte. Auf dem Glogturmferner trafen wir nirgends Eis und gelangten rasch zum Beginn des Grates. Den Einstieg in den Grat stellte eine ungefähr 8 m hohe Platte dar, wohl infolge des tiefen Schnees das schwerste Stück des Weges.

In der Westwand des Glogturms wurde es lebendig. Die warme Sonne löste die eisige Verbundenheit des Gesteins und einmal ging rauchend eine große Steinlawine zu Tal, so daß uns für heute und die nächsten Tage selbst ein Versuch, diese Wand zu durchsteigen, unmöglich dünkte.

Hier an unserem Grat war von der Brüchigkeit der Felsen, wie man sie sonst im Glogturmgebiet finden kann, nicht viel zu merken, im Gegenteil, es wurde eine lustige und feine Kletterei. Manches Grätchen, manches Wändchen und manche Platte mußte überwunden werden bis wir mit dem letzten der Grattürme, dem sechsten, das Ende des Grates dort erreichten, wo er in den Südgrat des Glogturms einmündet (Tafel 21).

Die landschaftlichen Eindrücke sind hervorragend. Links wird man begleitet von der gewaltigen Glogturmwestwand, während rechts, 6–700 m tiefer, der Radurschelbach mit seinen lustigen Windungen am Hohenzollernhaus vorbeiführt. Am Wildnörderer sammelten sich Wolken und erfüllten allmählich das Radurscheltal. Über über all dem Wogen und Wallen der Nebel glänzten im Westen die Berge der Silvretta und der Schweiz verheißungsvoll und lockend.

Vom letzten Turm querten wir rasch über eine Verbindungswächte hinüber zum Südgrat des Glogturms. Das Wetter schien sich wieder zu bessern, Wolken und Nebel lösten sich auf und so stiegen wir kurz entschlossen den schönen und leichten Südgrat hinauf zum Gipfel, den wir um 6 Uhr abends betraten. Die Nebel waren verschwunden und in unendlicher Klarheit lagen rings die Gebirge, hier im schimmernden Schnee- und Eismantel, dort als schroffe Felsspitzen, ein Bild bietend von unvergleichlicher Schönheit und Erhabenheit. Bis gegen ¼7 Uhr rasteten wir; aber dann hieß es im Eilschritt hinunterzusteigen über das Riffeljoch und zur Hütte, wo wir um 9 Uhr eintrafen.

Aus unserer Erkundungstour war eine Neutour geworden, die ich zu den schönsten Fahrten im Glogturmgebiet zähle.

### Winterbesteigung des Glogturms (1927)

Ein prächtiger Abschluß einer Arlberg-Schitour schien uns die Besteigung des Glogturms im Winter zu sein. Schon im Winter zuvor hatte ich mit einem Kameraden diesen Versuch gemacht; wir waren aber nur bis zum Jagdhaus Radurschel gekommen und mußten infolge schlechten Wetters umkehren.

Diesmal trafen wir es besser; kein Wölkchen stand am Himmel, aber es war bitter kalt. Hinter dem Jagdhaus lagen ungeheure Schneemassen, hauptsächlich von Lawinen herrührend, und der letzte Aufstieg zum Hohenzollernhaus stellte in dem tiefen Pulverschnee große Anforderungen an uns.

Als wir am anderen Morgen um 8 Uhr aufbrachen, pfiff ein eisiger Wind, vom Radurschelschartl her, durch das Tal. Festgepreßter Schnee in den steilen Bergflanken zum Hinterkar hinauf gestaltete diesen Anstieg zur harten Arbeit. Rasch eilten wir durch das tief eingeschneite Kar zum steilen Hang unter dem Hinterkarferner. Hier hatte mein Begleiter leider Schibruch, der trotz eifrigen Bemühens nicht so rasch zu beheben war. Nach langer Überlegung beschloß ich, allein weiterzusteigen, während der Freund auf mich zu warten versprach. Ich hielt quer hinüber zum Nordgrat der Riffelkarspitze, um zwischen diesem Berg und dem Ferner durch den Bergschlund auf den Gletscherboden des Hinterkarferners zu gelangen. Der Aufstieg aus dem Schrund



gestaltete sich schwer und zeitraubend und im Aufstiege machte mich der Gedanke an den Wiederabstieg sehr nachdenklich.

Immer weiter und schöner wurde der Blick. Am schönsten dünkte mich der Wildnörderer (Tafel 21), der in seinem schimmernden Schneemantel einem vergletscherten Riesen des Wallis glich. Über den Gletscherboden ging es in dem leichten Pulverschnee immer mühelos ansteigend zum Risseljoch. Weit und herrlich lag ringsum die winterliche Bergwelt; rein und klar wölbte sich über mir ein stahlblauer Himmel und die Sonne erfüllte die Landschaft mit Leben und Glanz. Die strahlende Sonne vermochte aber die eisige Kälte nicht zu töten und es kostete mich ungeheure Überwindung, einige Aufnahmen von diesem scheinbar ins Riesenhafte gewachsenen Alpengemälde zu machen. So wurde die Rast nur kurz bemessen. Mich im allgemeinen an den Sommerweg haltend, kam ich verhältnismäßig rasch bis zum eigentlichen Gipfelaufstieg.

Am Fuß des letzten Gipfelaufbaues nahm ich die Steigeisen und gelangte, dem Sommerweg folgend, in dem festgepreßten Schnee nicht allzu schwer hinauf zum Gipfel.

Der schon am Joch herrschende Sturm hatte sich hier oben vervielfacht. Hochauf wirbelte der lose Schnee; eine entsetzliche Kälte erschütterte mein Selbstvertrauen und mein ganzes Denken richtete sich nur auf einen möglichst raschen Abstieg bis zu meinen Schneeschuhen, denn dort war es verhältnismäßig still und ruhig.

Bei meinen Schneeschuhen angelangt, legte ich eine halbstündige Rast ein und ließ die ganz eigenartige Stimmung dieser gleichenden und kalten Landschaft auf mich einwirken. Der furchtbare Sturm auf dem Gipfel wirkte in mir nach und die jetzt fühlbare ungeheure Stille hatte nicht die Wirkung der Ruhe in sich. Ich fühlte mich gleichsam als Nichts auf einem mir fremden Stern, ausgeschieden aus der Welt der Lebenden. Eine immer mehr zunehmende Anruhe ließ in dieser Einöde keine reine Siegesfreude in mir aufkommen. Ich sehnte mich nach dem Freund, nach Aussprache.

In rauschender Abfahrt vom Risseljoch über den Hintertarferner kostete ich alle Freuden des Schimannes und eine Schneefahne wehte hinter mir her gleich einem weißen Schleier. Dann lag ich im Bergschlund wie ein Häufchen Elend im Sturz hinabgeweht, schneller als mir lieb war. 4 Stunden nach meinem Weggange traf ich erst wieder auf den Freund, der in selbstloser Treue auf mich gewartet hatte.

Die Kälte wuchs mit dem Sinken des Tages und ohne Zögern ging es talwärts. In weit ausholendem Bogen gelangten wir wieder ins Radurscheltal und in rasender Fahrt fuhren wir, mit zunehmendem Wind im Rücken, zum Hohenzollernhaus zurück.

Nach einfühliger Rast im Haus brachen wir um 5 Uhr auf zur Rückkehr nach Pfunds. Der Abstieg über den Hüttengang machte uns in dem tiefen, lodernen Pulverschnee noch viel Arbeit, dagegen die Fahrt zum Jagdhaus Radurschel, wo wir als erste Winterbesteiger des Glogturms bewillkommenet wurden, zum hohen Genuß.

Um 9 Uhr abends, es war schon tiefe Nacht, trafen wir nach einer zauberhaften Abfahrt durch den verschneiten Hochwald wieder in Pfunds ein.

### 3. Der Rote Schragen

Von Richard Dimmler, Berlin

Anlässlich der Einweihung des Hohenzollernhauses hatte ich anschließend einen Urlaub mit einigen Kameraden dort oben verabredet. Manche Erinnerung wurde aufgefrischt, von überallher grühten Wände und Grate, und man dachte zurück an die Zeiten, als oft nur die Jagdhütte am Alpfall notdürftig Unterkunft geboten hatte. Jetzt fühlte man sich als Herr auf eigenem Grund, wir hatten eine Bergheimat gefunden, wo es uns an nichts fehlte, und wo wir uns wohl fühlten.

Manche schöne Fahrt war gelungen und manche Neutur war uns beschieden, als Erfolg einer systematischen Durchforschung des Gebietes. So oft wir durch das

Hinterkar hinaufzogen zum Riffeljoch, sahen wir im Hintergrund die Grate hinaufziehen zum Gipfel des Roten Schragen und immer mehr wurde der Wunsch in uns lebendig, diesen Berg zu besuchen.

In einem herrlichen Sommermorgen stiegen wir durch das schöne weltabgeschiedene Kaisertal zum Kaiserjoch. Von hier zieht sich nach rechts der Nordgrat des Roten Schragen zum Nordgipfel des Berges. Die Kletterei ist kurz, aber anregend. Mag der Berg vom rein hochtouristischen Standpunkt aus eine untergeordnete Bedeutung haben, so ist doch die Aussicht so hervorragend, daß es sich lohnt, die geringen Mühen auf sich zu nehmen, um diese herrliche Rundschau zu genießen. Von der reichen Fernsicht abgesehen, die der Rote Schragen mit manchem Gipfel des Glodturmgebietes gemein hat, ist hier der Blick auf die nahe Umgebung hervorzuheben. Unmittelbar gegenüber, nur durch den nahen Hinterkarferner getrennt, erhebt sich das prachtvolle Horn des Glodturms, unsern Gipfel weit überragend. Es gibt in der ganzen Gruppe nicht leicht eine Stelle, von welcher der Glodturm so gewaltig zur Wirkung kommt, wie gerade von hier.

Viele Stunden lagen wir oben, bis uns die sinkende Sonne zum Ausbruch mahnte. Langsam stiegen wir zurück zum Kaiserjoch und hinunter ins Tal.

Wenig später war es mir vergönnt, auch den Südwestgrat vom Bruchkopf her und den Südostgrat von der Scharte zwischen der Riffelkar Spitze und unserem Berg zu besteigen. (Die eben genannte Scharte bildet zweifellos den kürzesten Übergang vom Hinterkar zum Kaiserbergtal und damit zum Gepatshaus.) Südost- und Südwestgrat führen direkt zum Südgipfel, von wo aus der Nordgipfel in einer knappen halben Stunde zu erreichen ist.

Der Rote Schragen verdient nicht nur seiner Aussicht wegen besucht zu werden, sondern vor allem auch darum, weil wohl von hier aus man am besten Aufschluß erhält über die immerhin verwinkelte Gestaltung der Grate und Berge der mittleren Kette, sowie über die Lage des nördlichen Zuges des Glodturmkammes.

#### 4. Der Plattenkopf

Von Richard Dimmler, Berlin

Eines Tages standen wir auf dem Gipfel des Nördlichen Gamskopfes und schauten über den breit hingelagerten Plazerferner nach Osten zum Plattenkopf. Dieser Berg bietet von hier gesehen mit seinem zerhackten Gipfelgrat einen eigenartigen prächtigen Anblick, so daß von uns rasch der Entschluß gefaßt war, diesen Berg zu besteigen (Tafel 23).

In einem der nächsten Tage gingen wir, den Jägersteig benutzend, der die Hänge des Bruchkopfes quert, hinein ins Kaisertal. Man darf wohl sagen, daß dieser Weg von einer Schönheit ist, wie ich in solcher Ursprünglichkeit wenige kenne. Aber eine bunt durcheinandergewürfelte Steinwildnis gelangten wir zur Scharte zwischen Kaiser- und Plazer Spitze. Überraschend schön lag das Ostaler Gebirge vor uns. Besonders großartig ist der Zug der Kaisergratspitzen, deren vergletscherte Nordabstürze einen phantastisch wilden Eindruck hinterließen. Ohne Schwierigkeiten zu finden, wurde die Plazer Spitze erstiegen und nach Osten zur Scharte am Beginn des Westgrates der Platten Spitze überschritten.

Der Westgrat bietet im unteren Teil keine Schwierigkeiten. Am 4. Gratgaden galt es, flüchtig zuzugreifen. Eine etwas überhängende Stelle führte zu einer dachartig schmalen Einschaltung. Über einen Überhang greifend, konnte man einen Felsblock erreichen, der, wie es sich nachher herausstellte, nur noch lose mit dem Massiv verbunden war, und der wohl eines Tages in die Tiefe gehen mag. An dem jetzt folgenden 5. Gratturn erreichten wir die steilen Plattenschüffe, die schon von der

Platzerſpitze aus ſich ſo ſcharf hervorheben. Sie erwieſen ſich aber als beſſer gangbar als wir dachten, und es wurde eine fröhliche Kletterei. Kurz darauf ſtanden wir unter der ſich über die Wände wächſenartig hinauſſchiebenden Rieſenplatte, die den Hauptgipfel darſtellt.

Dann lagen wir oben auf dem Gipfel und ſchauten hinüber zu den Rieſen des Raunergrates und der Öhtaler Gebirgswelt. Nach ausgiebiger Raſt ging es über den zerriffenen Gipfelgrat und den Südgrat abwärtsſteigend nochmals hinauf zum Punkt 3136 der Alpenvereinskarte, der faſt als ſelbſtändiger Berg zu bezeichnen iſt.

Der ſtändig wehende Südweſt hatte inzwischen die ſich ſeit dem Morgen über den Schweizer Bergen auſtürmenden Wolken auch zu uns herangebracht. Eile ſchien geboten. Beim Abſtieg ins Kar der Kaiſerſeen erreichten uns die erſten Regentropfen. Ohne Raſt eilten wir hinauf zum Kaiſerjoch, wo uns aber das nun hereinbrechende Gewitter bis auf die Haut durchnäſte.

Langſam zog das Gewitter ab, durch zerriffene Wolken froch mehr und mehr wieder die Sonne durch. Ein wunderſamer Abend ſtieg heraus, und die verſinkende Sonne tauchte Höhen und Täler in ein Meer von leuchtenden Farben.

## 5. Erſter Übergang über die Henneſiegelköpfe zur Henneſiegelſpitze

Von Erich Schuh, Berlin

Wir lagen auf dem öſtlichen Henneſiegelkopf. Noch einmal ſuchte der Blied den Weg, den wir gegangen waren. Dort unten zog er ſich am ſilberklaren Radurſchelbach entlang, der ſich in vielen Windungen durch das breite mit Schutt erfüllte Hochtal ſchlängelt bis dahin, wo der Jagdſteig zum Seekarjoch abzweigt. Dann hatten wir den Weg in ſüdlicher Richtung verlaſſen und bald einen von alten Moränen eingekloſſenen Keſſel erreicht. Beim Marſch über das Geröll konnte man unſchwer die ehemaligen Moränenzüge feſtſtellen, die ſich bis zum Fuße des Nordweſtgrates der Henneſiegelköpfe hinzogen.

Nach leichter Kletterei über oft brüchigen Fels — beſtehen doch die Berge der Henneſiegelkette faſt excluſivlich aus Glimmerschiefer — hatten wir bald die Spitze des weſtlichen Henneſiegelkopfes betreten, einer Spitze im wahrſten Sinne des Wortes, denn immer nur ein Paar Bergtiefel mit Inhalt haben auf ihr Platz (Tafel 21). In elegantem Schwung zieht der Grat von dem weſtlichen zum öſtlichen Kopf hinüber. Aus der tiefeſten Scharte, zwiſchen den beiden Bergen, die noch ſehr breit iſt, heraus zieht ſich der Grat nach oben immer mehr zuſammen, um ſich dann im eigentlichen ſteilen Gipfelauſbau zu verlieren. Nach netter Kletterei hatten wir den öſtlichen Gipfel betreten. Nach Norden ſinkt dieſer ſteil ab und eine jähe Eisrinne durchkreißt die düſtere Nordwand ſchräg von oben nach unten.

Nun ſollte es wieder weitergehen. Keiner wußte, wie es werden ſollte, denn was jetzt folgte, war Neuland. Wir turnten über die ſteile Kante einer Rieſenplatte nach Oſten. Äußerſt brüchiger Fels zwang uns, dicht hintereinander zu klettern. Von einem Felsblock aus beſtaunten wir die wildzerriffene, mit loſen Steintrümmern bedeckte Wand. Der Oſtgrat ſchießt überaus ſteil, einer Dachkante gleich, in die Tiefe, und das plattige Schiefergeſtein bildet gleichſam die Ziegel des Daches, die wie hier nur loſe übereinandergelagert ſind. Eine ſeichte Verſchneidung — nachdem der letzte ſie verlaſſen hatte, glich ſie mehr einer Rinne — zog nach rechts in die Tiefe. Krachend ſchmetterten loſe Blöcke auf das tief unter uns liegende Plattendach des nächſten Gratturnes, zerſplitterten polternd in ſteilen Rinnen, um dann auf dem die Wand begrenzenden Ferner ſchwungvolle Linien in den Schnee zu zeichnen.

Endlich fanden wir uns auf einem feſten Block auf dieſem unheimlichen Dach. Ein äußerſt brüchiger, etwa 10—12 m langer Quergang leitet zurück zum Grat. Jeder

Griff und Schritt muß aus dem losen Schotter gegraben werden und hüpfend und verdächtig singend springen die Steine zu Tal. Langsam gleiten die Seile durch die Hände. In aufregender Gleichgewichtsarbeit schwindelt sich der Erste über einen Riesenschloß, bricht er aus, verliert auch die Wand ihren Halt, und dann nützen auch sämtliche Seile nichts mehr. Doch nicht daran denken; Meter um Meter rückt der Grat näher und endlich ist der Quergang geschafft. Einer nach dem andern tritt die Passage an, die, bis auf den losen Block, beim letzten schon viel von ihrer Gefährlichkeit eingebüßt hat. Auf den verwitterten steilen Plattensplittern des Grates finden die Füße nur schwer einen Halt. Mit größter Vorsicht, teils richtige Stufen in das morsche Gestein brechend, geht es über die Kante abwärts. Weiße Schneewolken stäuben unten auf dem Ferner auf und zeigen so die Einschlüge des niedergehenden Gesteins an. Dank der Aufräumungswut von 4 Kameraden ist die Strecke schon einigermaßen sauber geflektet, und es ist jetzt ein herrlicher Genuß, auf der Kante zu Tal zu steigen. Noch eine Seillänge, und dann sind die Schwierigkeiten zu Ende. Zerborstene Steintrümmer türmen sich zu einem wildzerhackten Grat auf, der einsturzbereit nach links zum Hennefjelferner überhängt.

2 Stunden nach Verlassen des östlichen Hennefjellkopfes standen wir in der tiefsten Einschartung unseres Weges in Richtung zur Hennefjellspitze.

Wir legten eine Ruhepause ein und all die Phasen der hinter uns liegenden Stunden zogen im Geiste an uns vorüber. Die Fortsetzung des Weges schien uns harmlos im Vergleich zum zurückgelegten Stück und eine unbändige Freude überkam uns, denn der Sieg war uns sicher. Schon nach einer knappen Stunde nach Verlassen unseres Rastplatzes standen wir am Vermessungssignal der östlichen Hennefjellspitze. In dreistündiger Kletterei hatten wir die Überschreitung des Grates durchgeführt.

Die letzten Reste unseres Proviantes teilten wir brüderlich. Langsam verstummte das Gespräch und mit heißen Blicken schauten wir in die Bergwelt, hinaus in die Weite, wo sich Kette hinter Kette, soweit das Auge reichte, aufbaute, in Nord und Süd, in Ost und West. Blaue Dunstschleier verhüllten die Tiefen und in dem blanken Eis der Gletscher spiegelte sich die Sonne.

Aber den steilen Nordgrat stiegen wir hinab zum Glasturmjoch; der angrenzende Ferner eignete sich herrlich zur Abfahrt, so daß wir bald am letzten Geröllhang, der zum Radurfschloßbach hinabführt, standen. Der steile Geröllhang stellte nochmals harte Anforderungen an unsere müden Knochen, dann ein Sprung über den Bach und der Jagdsteig war erreicht. Nach einer knappen Stunde schloß sich die Hüttentür hinter uns und nach vierzehnstündiger Fahrt sahen wir frohgemut um den runden Tisch im Erker.

## 6. Erste Erstbesteigung

### der Eisrinne zwischen Glasturmwestwand und Mafferngrat

Von Erich Schuch, Berlin

Weißgrau und schwer liegen die Nebel im Tal. Feuchte Luft dringt in die Hütte. Anlust auf allen Gesichtern. Der gestrige Neuschnee ist schwer und matschig, zertreten von tausenden von Hufspuren der Ziegen, die infolge des starken Schneefalls zu Tale flüchteten. Was tun? Was man sich erzählen konnte, war erzählt; eine Generalreinigung der Hütte war bei so vielen Händen auch schon in kurzer Zeit erledigt.

Trotz des Wetters beschlossen wir, zum Glasturmferner zu wandern, Steigeisenübungen ließen sich schließlich immer machen und der Tag bekam dadurch wenigstens einen Inhalt.

Gegen ½11 Uhr brachen wir auf. Trotz des dichten Nebels fanden wir die alte, zerfallene Alplatz, machten links um und stiegen ohne Weg und Steg aufwärts. Nach



Königstuhl von der Rosanin aus



Grundalm



Kerschbaumer Tod



Kofenit



einer Stunde tauchte aus den Nebelmassen die scharfe Kante auf, mit welcher das Hinterkar zum Radurschelbach abbricht. Heller und heller wurde es um uns und immer mehr drückte die Sonne durch, so daß in dem weißlichen, grellen Nebellicht die Augen schmerzten.

Von Bloß zu Bloß sprangen und turnten wir durch die Steinwildnis des Rares, Riesenblöcke mußten überklettert werden und auf scharfen Kanten krochen wir auf und ab, die Kreuz und die Quer.

Heute führt ein bequemer Weg, der von der Sektion Hohenzollern erbaute Riffelsteig, durch das Kar, so daß die mühselige Durchquerung von einst erleichtert ist. Ein Riesenbergsturz hat hier oben eines der größten Trümmerfelder der Ostalpen geschaffen, das durch den Hinterkar- und Glogturmferner immer weiter vorgetragen wurde. Auch heute noch liegt unter den Schuttmassen das tote Eis; an einer Stelle im südlichen Teil des Rares befindet sich z. B. ein etwa 20 m tiefer Trichter, dessen Wände im oberen Teil gegen 10 m aus groben Blöcken bestehen, während in der unteren Hälfte das Gletschereis zutage tritt.

Gerade als wir den Gletscher erreichten, rissen die Nebel auf. Wir befanden uns im Kessel auf dem Glogturmferner zwischen der Glogturmwestwand und dem Matterngrat; nach hier zieht der Glogturmferner als riesige Eissrinne vom Südgrat herab. In der Westwand zerflatterten die letzten Nebelschwaden, in den Tälern lagerten quirlende Wolkengebilde, und die weltabgeschiedene Einsamkeit wirkte auf uns und bedrückte.

Wir legten Steigeisen und Seil an und überschritten auf einer schmalen Eisschneide die den Ferner durchziehende Randklüft. Gleich hinter der Randklüft seht die Rinne mit großer Steilheit an. Die Steigeisen griffen gut und wir stiegen höher und höher. Unbarmherzig brannte die Sonne, die jetzt genau im Süden stand, und die den noch liegenden Reuschnee zum Schmelzen brachte. Das schwarze Eis wurde zu einem matschigen Eisschlamm und füllte die geschlagenen Stufen mit einem dicken Brei. Funkelnd brachen sich die Sonnenstrahlen in dem Weiß des Ferners, Bäche von Schneewasser schossen herab und hin und wieder piffen losgetaute Steine an unseren Köpfen vorüber. Das morsche Eis zwang mich, nach links gegen die Glogturmwestwand hinüberzuqueren, wo eine tiefe Steinschlagrinne in den steilen Ferner gegraben war und wo mit tiefem Heulen, Anheil verkündend, Felsblöcke zutale brummten. Unsere Lage gestaltete sich recht unangenehm. Jedoch wir hatten Glück, auf der Kante der Rinne war das Eis fest, so daß wir mit einigermaßen Sicherheit auf ihr emporsteigen konnten und der Übergang über die Rinne uns erspart blieb. Nach einer guten Seillänge konnten wir endlich wieder nach rechts hinaus, die Steilheit wurde geringer, so daß in dem jetzt nasser und nasser werdenden Schnee, in welchem wir bis zu den Knien versanken, die Abrutschgefahr wesentlich verringert wurde. Um ½5 Uhr abends standen wir, 3½ Stunden nach Einstieg in die Rinne, auf der nach Süden überhängenden Begrenzungswächte.

Nach einer halbstündigen Rast beschlossen wir, über den Südgrat vollends zum Gipfel des Glogturms zu steigen. Der Rückblick auf die eben durchstiegene Rinne und auf die Glogturmwestwand war besonders eindrucksvoll, und bequem konnten wir die durch den Ferner heraufführende Anstiegsspur verfolgen.

Gegen 6 Uhr standen wir auf dem Gipfel. Glutrot versank im Westen die Sonne im aufsteigenden Dunste der Abendnebel und die Berge flammten auf, gleich lodernnden Fanalen. Erst als die letzten Sonnenstrahlen verschwunden waren, da verließen auch wir den Berg, auf dem uns nun schon so manche Stunde reinsten Glüds beschieden war.

## Rückblick

Wenn man so, wie wir Kameraden, ein Gebiet bis in seine geheimsten Winkel durchwandert hat, erwirbt man sich dort Heimatsrechte. Jeder Strauch, jeder Baum, die Felsen und die rauschenden Wasser reden ihre besondere, nur dem Eingeweihten verständliche Sprache. Wohin man blickt, spricht die Natur von Tagen des Glücks, der Freude und der inneren Einkehr. Die Begleiter froher Wandertage mügen wohl wechseln, die Natur aber, das Gebirge bleibt sich gleich. Ein Menschenleben vermag nicht die ohne Unterlaß zerstörenden Kräfte der Natur zu erfassen, für uns erscheint das Gebirge als das Sinnbild des Ewigen und wir beugen uns vor der Allmacht Gottes, der aufbaut und vergehen läßt. Diese Ewigkeitswerte haben wir mitgenommen in den Alltag und die Erkenntnis, den Glauben an den Schöpfer aller Dinge ist die Frucht dieses Wanderns. So ist uns hoch droben im Radurscheltal eine Bergheimat geworden, wohin wir zurückkehren dürfen, sei es in guten oder in bösen Tagen, ihr Friede wird auch uns ewig Wandernden den Frieden der Seele bringen.





# Kärntner Schiberge

Von Ing. Maurilius Mayr, Klagenfurt

In der durch Nachkriegsnöte recht mager gewordenen Zeitschrift 1923 beschreibt in einem längeren und ausführlichen Aufsatz Ing. P. Kollmann Schneeschuhfahrten im Nodgebiet. Seither ist eine ziemliche Spanne Zeit verflossen, der Schneeschuhlauf in den Alpen hat einen ungeahnten Aufschwung genommen, die verborgensten Gräben wurden aufgespürt und neue „Skiparadiese“ förmlich aus den Ärmeln geschüttelt. Zahllos sind die Berge, welche den stolzen Beinamen eines „Matterhorns“ tragen, es wimmelt von „Rigis“ und anderen glanzvollen Bezeichnungen, zahllos sind auch die „Skiparadiese“, welche vielleicht oft nur aus der Begeisterung einzelner Besucher oder aus örtlicher Heimatsliebe geschaffen wurden. Ich werde mich wohl hüten, in den folgenden Zeilen diesen zum Überdruß abgeleiterten Ausdruck zu gebrauchen und will nicht jenen zugehört werden, die da Wasser predigen und Wein trinken!

Ich habe es unternommen, Schneeschuhfahrten in Kärnten zu schildern, weil dieses Land als Schigebiet noch viel zu wenig gewürdigt wird und nicht überall jene Beachtung findet, welche seine Berge und Bewohner verdienen. Jahrzehntelang habe ich Kärntens Berge beruflich und außerberuflich, mit und ohne Bretter, durchwandert. Wenn meine Schilderungen manchesmal in zu vollen Tönen klingen sollten, möge man mir dies zugute halten: ich bin ein Kärntner und singe mit dem Sänger:

Ja a Karntn ist lei ans,  
Is a Landle lei a kans,  
Is a scheans, is a feins,  
Und das Landle is ja meins.

Und a Karntn is lei ans,  
Wia das Landle is ja kans,  
In der Näh' und in der Fern'  
Is ja kans nit auf der Erdn!

## Eine sommerliche Schneeschuhfahrt auf die Hochalm- und Preimlspitze

Mit manchen Bergen hatte ich seit jeher ein ausgesprochenes Pech! Um als Kärntner auf den Großglockner zu kommen, mußte ich 50 Jahre alt werden, das Matterhorn sah mich nach mehreren vergeblichen Versuchen erst in meinem 60. Lebensjahre auf seinem Gipfel und die Hochalmspitze wehrte sich seit Jahren gegen einen winterlichen Besuch. Wie oft bin ich mit den Brettern hoffnungsvoll ausgezogen, jeder Versuch erstiakte förmlich im Reime und gar oft stieg ich, mit meinem Wetterpech habend, wieder zu Tal. Nun, wenn es nicht im Winter geht, versuch's einmal im Sommer!

Am einem glühend heißen Julitag 1933 wanderten wir — mein Träger und ich — zur Willacher Hütte, einem Bergsteigerheim noch nach altem Sinn und mir seit frühester Jugend wohl vertraut. Die schäumende Malta brauste ihr altes Lied, vom Hochstieg blickten wir in andachtsvollem Schauer in die aus Jahrtausenden stammende, von gischenden Wassermassen wirbelnd durchtobte Klamme und verließen hinter der „Ranzel“ den, ach so angenehmen Steig zur Gmünder Hütte in der Schönbau und wandten uns nach links gegen die Pauderwand. Heiß brannte die Sonne und schwer drückten der Rucksack und die Bretter, als wir diesen steilen, aber rasch zur Höhe fördernden Pfad hinansteuhten. „O Berg, steh auf und bring das Kind von Vater und Mutter

nach oben“, dachte ich mir oft. Freudig begrüßten wir als Ende der Mühsal die Weinzierlalm, waren eine Stunde später auf der Ochsenalm und überschritten am frühen Nachmittag die gasliche Schwelle der Villacher Hütte — eine Unterkunftsstätte, welche mir wie keine andere ans Herz gewachsen ist. Mit ihr verbinden mich Erinnerungen aus früher, von der Zeiten Sorgen und Nöten unbeschwerter Jugendzeit, Erinnerungen, die gleich den Äpfeln von Eutin dem Alter als etwas besonders Kostbares und Feines vorkommen. Die großartige Lage angesichts der gegenüberliegenden düsteren Hafnergruppe, die zweckmäßige und bequeme Einteilung machen diese Hütte zu einem Heim, in welchem sich nach alter Bergsteigerfittte gut hausen läßt, und in welchem nicht nur der junge, jede Verwechlichung ablehnende, aber einem weichen Lager auch nicht abholde Gipfelfürmer, sondern auch der abgeklärte Wanderer auf seine Rechnung kommt. Daß der Sparherd häufig raucht, ist ein Übelstand, den die Hütte mit vielen anderen teilt, und es scheint mir fast, daß ein „rauchender“ Herd ebenso zum Zubehör einer Hütte gehört wie etwa das Rettungsseil, die Tragbahre u. a. Die über dem Herde hängende Gebrauchsanweisung für den Herd setzt turnerische Fähigkeiten voraus, welche den steifgewordenen Knochen älterer Knaben nicht mehr eigen sind und die wiederholte Anwendung der wohlgemeinten Ratsschläge ausschließen. Aber trotz rauchendem Herd haben wir es uns in der Hütte recht behaglich gemacht und trotz dem nach unserem Eintreffen einsetzenden Anwetter — Gewitter, Regen und Schnee — mehrere Tage, hie und da über den Rauch, dann wieder über das Wetter schimpfend, sonst aber recht vergnügt zugebracht. Erst am dritten Tage klärte sich der Himmel am späten Vormittag etwas auf, so daß ich mich wenigstens zu einem Versuch auf die Hochalm entschloß. Wir brachen gegen 11 Uhr auf, standen eine schwache Stunde später auf dem Gletscher und spurten bei ziemlich tiefem Neuschnee gegen die Preimlscharte. Leider hielt das Wetter nicht, was es bei unserem Ausbruch versprochen hatte: bald hüllte uns dichter Nebel dauernd ein und bei dem Grau der Luft war es schwierig, den richtigen Weg einzuhalten. Als ich schon in der Nähe des Gipfels auf Eis traf, glaubte ich irgegangen zu sein und wich nach rechts aus. Gerade im richtigen Augenblick lichtete sich der Nebel und der Firmantel des Großelendkopfes tauchte in strahlender Schönheit aus den Wollensehen. Der Weg lag jetzt klar vor uns. Aber den unmittelbar zur Schneeigen Spitze führenden Steilhang erreichten wir die schneeige Hochalmspitze und standen um 3 Uhr 30 Min. nachmittags beim Steinmann der Fels Spitze, 3362 m. Die letzten Tage hatten hier ganz winterliche Verhältnisse geschaffen. Große Schneepolster überkleideten das Trümmerwerk des Gipfels, ein Mantel aus armdicken Eiszapfen schmückte den Plattenschuß der Nordwand und in unheimlicher Vereisung verschwand das Gefels in der düster herausdrohenden Guffenbaurinne. Ich stand heute zum 15. Male auf dieser Hochzinne und nur an wenigen Tagen war es mir vergönnt, die Aussicht von diesem, in erhabener Einsamkeit thronenden Gipfel zu genießen. Heute war es damit schon gar nichts und wir mußten froh sein, wenigstens hie und da einen wärmenden Sonnenstrahl zu erfassen. Nach kurzem Aufenthalt verließen wir die nicht sehr gasliche Stätte, überquerten die „Schneeige“ und standen kurz darauf auf dem Großelendkopf, 3312 m. Der Rückblick auf die gleichenden Wandfluchten der Hochalmspitze lohnt allein den Abstecher auf diesen Gipfel. Angern verließen wir die in der Abendsonne leuchtende Zinne, schnallden bald darauf unsere Bretter an und fuhren zu Tal. Leider waren die prächtigen Hänge mittlerweile beinhart gefroren, so daß die Abfahrt alles eher wie genutzreich war. Aber das eine zeigte sie uns, daß die Hochalm auch zur Sommerzeit ein Schiberg hohen Ranges ist. Die geringen Mühen des Aufstiegs werden durch ein Rundgemälde, das seinesgleichen sucht, und eine lange, leichte, bei einiger Vorsicht gefahrlose Abfahrt belohnt. Gegen 6 Uhr abends waren wir bei der Hütte, überlisteten den Sparherd durch verschiedene Kunstgriffe alter Fachleute und krochen noch bei Tageslicht in die Federn.

Der nächste Tag, es war der 1. August, brach in strahlender Schönheit an. Die wilden, trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit noch tief verschneiten Felsen des Hasners loderten im Morgenrot, in blendender Weiße grüßte die Hochalmspitze, die Preimlspitze, unser heutiges Wanderziel — lag in eitel Sonne, die Gloden einer friedlich grasenden Schafferde läuteten einen Tag ein, der mir in frohester Erinnerung bleiben wird. Wir brachten die Hütte schnell in Ordnung, schulterten die Bretter und eilten den wohlbekannten Pfad zum Gletscher empor. Dort trafen wir beinharten Firn, so daß wir die Bretter gar nicht anschnallten, sondern, fast ohne Spuren zu hinterlassen, in kurzer und müheloser Wanderung die Preimlscharte erreichten. Der Aufstieg über den tiefverschneiten Blockgrat zur Spitze war ziemlich anstrengend und erforderte große Aufmerksamkeit. Nach einer Stunde begrüßten wir den Steinmann des Gipfels, 3244 m, belohnt durch eine ungetrübte Fernsicht. Den Abstieg nahmen wir, dem Felsgrat ausweichend, zum Teil über die Firnhänge der Südostseite, schnallten bei der Preimlscharte die Bretter an und fuhren in saufender Fahrt, Bogen an Bogen reihend, über den ganz harmlosen Hochalmgletscher heimwärts. Mit dem Wunsche „auf baldiges Wiedersehen“ versorgten wir am Ende des Gletschers die Bretter, trafen gegen 10 Uhr bei der Hütte ein, schlenderten zur Schönau und waren abends in Gmünd.

Ich kann eine Sommerschneeschiebfahrt auf die Hochalm nicht genug empfehlen. Das einzig Mühsame dabei ist der etwa 5stündige Weg zur Willacher Hütte, welcher aber wegen seiner schönen Bilder, die sich in überraschender Fülle darbieten, nie langweilig wird. Ist man einmal bei der Hütte, dann sind die Wanderungen nur mehr Spaziergänge, die auch an schwächere Fahrer keine übermäßigen Anforderungen stellen und bei Beobachtung der im Gebirge unerläßlichen Vorsicht auch gefahrlos sind. Jeder, der einmal die Hochalm als Schifahrer besucht hat, wird immer wieder gern in ihr schönheiterfülltes Reich zurückkehren!

### Im Leobengraben

Am linken Ufer der Lieser von Gmünd talein öffnen sich mehrere lange Seitengraben, welche alle in ausgezeichnete Schigebiete führen. Der längste von ihnen ist der Leobengraben, welcher bei der Ortschaft Leoben ausmündet. Der Weg durch ihn wird manchem vielleicht langweilig dünken, verschönt wird die Wanderung aber durch den prachtvollen Rückblick auf die märchenhafte Pracht der mächtig emporstrebenden Hochalmspitzengruppe. Ist man aber nach 3- bis 3½stündiger Wanderung dem Talfluß nahe gerückt, dann eröffnet sich ein Rund großartiger Schiberge, welche auch den verwöhntesten Ansprüchen genügen werden. Ich kenne einen ziemlichen Teil der Schigebiete Österreichs, der Schweiz und Italiens. Wenn ich aus ihnen dann wieder in die seit Jugend auf vertrauten Berge der Heimat komme, begrüße ich sie mit der ehrlichen Überzeugung, daß sie sich, wenn auch noch zu wenig bekannt, mit den schönsten Gebieten messen können und kaum unterliegen werden.

Infolge mangelnder Unterkunft war der Leobengraben — örtlich Loibngraben genannt — bisher von Schneeschiebfahrern wenig besucht. Auch im Schi- und Wandersführer durch das Nockgebiet von E. Terenyi ist dieser längste Seitengraben des Liesertales unberücksichtigt geblieben, so daß, um nur ein Beispiel anzuführen, die leichten und prächtigen Abfahrten vom Königsstuhl in diesen Graben gar nicht erwähnt sind. (In diesem Führer sind die „Nocke“ durchwegs sächlich bezeichnet. Sowohl nach dem Grimmschen Wörterbuch, wie nach dem Bayer. Wörterbuch von J. A. Schmeller und dem Kärntner Wörterbuch von Dr. M. Leger scheint mir die männliche Bezeichnung die richtige. Auch im Sprachgebrauch von Kärnten und Salzburg, welchen Ländern die „Nocke“ zum größeren Teile angehören, wird nur die männliche Bezeichnung verwendet und nur in Steiermark wird männliche und sächliche Form gebraucht.)

Durch die Eröffnung der Feldnerhütte ist die Unterkunftsfrage in bester Weise gelöst. Diese Hütte ist von Leoben — Haltestelle der Kraftwagenlinie Gmünd—Renneweg — in 3 bis 3½ Stunden zu erreichen und ermöglicht eine Reihe schöner Fahrten, die zum Teil leicht und auch von Anfängern zu machen sind, zum Teil aber schon größeres Können und Ausdauer erfordern. Ich habe im Winter 1932/33 viele Tage in diesem bisher wenig bekannten Graben zugebracht und ich suche seine geheimnisvollen, von vielen Sagen umwitterten Hochläre immer wieder gern auf.

Wer den Weg durch den Leobengraben scheut und mit der Zureise eine lohnende Schitwanderung verbinden will, wähle den Weg über die Erlacherhütte, 1630 m, von der Kraftwagen-Haltestelle Radenthein 3 bis 3½ Stunden entfernt. Ich habe diesen Zugang an einem Spätwinterstag genommen, verließ Klagenfurt mit dem Frühzug und war gegen Mittag bei der Hütte. Der Weiterweg zum Oswalderbock — ein flacher Sattel zwischen Pfann- und Malnod — war mir durch einen, Mark und Knochen ausfrierenden Sturm verleidet. Die geologischen Merkwürdigkeiten dieses Hochpasses konnte ich nur flüchtig streifen, die Abfahrt über die sonst herrlichen Almwiesen der Wollitzen und durch den Wald zur Grundalm war durch unangenehmsten Bruchharscht behindert, so daß ich recht froh war, auf dem weiten Boden dieser Alm etwas ausschmausen zu können.

„Ich halt am Stab für Augenblide Rast  
und seh geblendet weit und breit,  
die Welt in blau und weißem Glast,  
seh oben schweigsam Grat an Grat,  
die Berge einsam und erfroren.“ (S. 466.)

Ich ließ all das Schöne, was die Natur in froher Schöpferlaune hier in verschwenderischer Fülle geschaffen, auf mich wirken. Der flache Almboden der Grundalm wird von einem Kranz der prächtigsten Schilberge abgeschlossen, ein, von gläubiger Hand errichtetes Kreuz gibt der Landschaft stimmungsvollen Schmuck und die weitläufigen Gebäude der Alm selbst — ehemals dem jetzt aufgelassenen Gestüt Ossiach dienend — zeugen von verständnisvoller Almwirtschaft.

Wie die Sage zu melden weiß, wurde die Alm in früherer Zeit auch im Winter von einem Knecht betreut. Dieser, ein sehr gottesfürchtiger Mann, achtete sorgsam auf alle Sonn- und Feiertage und als der hl. Abend kam, reinigte er die Wohnstube gründlich und scheuerte die Platte des umfangreichen Tisches blendend weiß. Als er dann rosenfranzbetend auf der Ofenbank saß, der Geburtsstunde des Erlösers entgegenharrend, öffnete sich die versperrte Tür geheimnisvoll und dunkle Schatten huschten in die Stube. Es waren, soviel der erschrockene Mann beim fahlen Mondlicht wahrnehmen konnte, zwölf uralte Bergmännlein mit moosgrünen und eisgrauen Bärten, die miteinander irgendeine Abrechnung hatten. Bei dem matten Schein eines leuchtenden Steines rechneten sie mit einem Stück Kohle auf der Tischplatte — sehr zum Verdruß des Knechtes — eines der Männlein schüttelte einen großen Beutel Goldes auf den Tisch, rechnete nochmals und gab jedem einen Teil des Schatzes. Lautlos wie sie gekommen, verschwanden die spukhaften Gestalten wieder. Der Knecht, froh, daß ihm kein Leid geschehen, bekreuzte sich mehrmals und ging zur Ruh'. Als er am nächsten Morgen die Haustür aufsperrte, sah er im frischen Schnee Fährten und Spuren verschiedener Wildes, die so auseinanderliefen, als ob in der Nacht Rehe, Hirschen, Marder und Füchse zusammengekommen wären. Die in der Nacht vollgeschriebene Tischplatte war wieder blißblank, nur in der Mitte lag ein Goldstück uralter Prägung, das, nach der Märe, den Knecht auf Jahre hinaus jeder Sorge um das Tabatgeld entthob.

Die erhabene Einsamkeit und Weltabgeschiedenheit dieses schönen Stückes Heimat-erde verleitet zu andachtsvollem Sinnen und nur schweren Herzens konnte ich mich zur

Weiterfahrt entschließen. In rascher Fahrt ging's talaus, ich erreichte nach genühreichem Dahingleiten bald den Talboden des Leobengrabens und war in kurzer Zeit bei der gasflichen Feldnerhütte.

### Der Königstuhl

Auf dem Gipfel dieses bekannten Berges, auf dem sich die Grenzen von Kärnten, Salzburg und Steiermark eilen, trafen sich einst drei Könige und spielten um ihre Länder, seither heißt der Berg Königstuhl. Diese drei sagenhaften Könige werden sich beim Ausschöpfen ihrer Gläser auch nicht gedacht haben, daß einmal ihr windumbraufter Spieltisch das Ziel vieler begeisteter Anhänger der weißen Kunst sein würde.

Von welcher Seite man den Gipfel auch immer anpakt, ob aus dem Leoben- oder Krensgraben, ob über die unendlichen Schneefelder der Rosanin, immer wird die Fahrt über seine schneeumgürteten Hänge eine Quelle reinsten Freude sein. Ich selbst bin ungezählte Male zur Sommer- und zur Winterzeit auf seinem Gipfel gestanden, habe mit den Brettern so ziemlich alle möglichen Anstiege gemacht und ich verdume es wohl kein Jahr, dort oben meine Karte abzugeben.

An einem klaren Wintermorgen des Jahres 1933 verließ ich nicht allzu früh die Feldnerhütte und wanderte an der Steigerhütte vorbei über den ausgedehnten Talboden taleinwärts. Im Hintergrunde leuchteten die schroffen Hänge des Klomnodes in den Strahlen der aufgehenden Sonne, der Schnee sang unter den Brettern sein wohlbekanntes Lied, ab und zu ein leises Zirpen geschäftiger Kohlmeisen, sonst andachtsvolles Schweigen! Nach kurzer Fahrt stand ich wieder am Ausgang des Grundalmbaches und wandte mich dort nach links gegen das Karlbath, das ich in etwa 1½ Stunden nach Ausbruch von der Feldnerhütte erreichte. Es ist dies ein altes Bauernbad und wer zum ersten Male den Betrieb dort sieht, wird sich stark verwundern. Im Erdgeschoß befinden sich die aus Baumstämmen angefertigten Badetröge, unter ihnen sprudelt der eiskalte Quell. Vor dem Hause lagert neben einer geräumigen Feuerstätte ein Haufen großer Backsteine, welche am offenen Feuer erhitzt, zum Erwärmen des heilbringenden Wassers dienen. Im Sommer herrscht hier reges Leben, heute war alles voll Stille und besinnlicher Ruhe. Der schlittere Wald warf seine blauschwarzen Schatten über meine Spuren, tiefe und recht verwegen aussehende Schneehauben zierten die Rauchfänge und Erker des Badegebäudes, in der Höhe wechsette ein Rudel Gensjen die Kalkschrofen aufwärts.

Wer sich der Einsamkeit ergibt,  
Ach, der ist bald allein!

singt zwar Goethes Harfenspieler, aber das Alleinsein läßt sich gerade in den Bergen leicht ertragen und ich möchte die vielen Stunden, die ich allein mit der allgewaltigen Natur und ihren Geheimnissen zugebracht habe, nie und nimmer vermissen. Ich kümmer mich auch heute noch nicht um die wohlgemeinten Warnungen vor dem Alleingehen! Gedanken kommen und gehen, Nichtigkeiten erscheinen uns verklärt als Erinnerungen längst vergangener und nie wiederkommender Zeiten. So erinnerte ich mich angesichts des Karlbades an eine meiner ersten Bergwanderungen, welche mich, gerade der Volksschule entwachsen, über die speikübersäten Hänge der Pressing ins Karlbath führte und wo ich das billigste Mittagessen meines Lebens aß: ich zahlte dafür, stolz über die eigene Börse, 3 Kr. Leider verschwundene Zeiten!

Oberhalb des Karlbades liegen einladende Übungswiesen, ich überquerte diese, fuhr zu einem engen, aber sanft verlaufenden Graben ab und erreichte mühelos die freien, zum Friesenhals führenden Hänge und stand bald darauf auf dem Seenovod, 2253 m. Eine kurze, etwas heikle Abfahrt brachte mich in die zwischen Friesenhalshöhe,

2234 m, und Königstuhl liegende Scharte, zu welcher auch der Weg von der *R o s a n i n* (Dr.-Mehrl-Hütte) in steilen Rehren heraufkommt, und über die etwas verblasenen Hänge auf den *R ö n i g s t u h l*, 2331 m. Mangels eines Begleiters konnte ich niemandem „ins Auge schauen und einen stummen Händedruck wechseln“ — eine zum Überdruß gehörte Redewendung! Aber ein klarer Himmel begrüßte mich dort oben und ungehindert durch neidische Wolkenbänke eilte der Blick in die Ferne. Es ist ein recht undankbares Beginnen, die Aussicht eines Berges in tönenden Worten zu schildern, ich unterlasse es daher wohlweislich. Besonders eindrucksvoll wirken die Zinnen und Zaden der Niederen Tauern, in einsamer Größe grüßt, das Gewirr ihres Befolges mächtig überragend, als wirkliche Königin des Tales, die Hochalm. Ich spähte noch nach dem „Verdrahten Loch“, auch „Freimanngrube“ genannt, das ungeheure Schätze birgt und nur zur Sonnenwende offensteht und nach dem „Verborgenen Tal“, in welchem der in blutrotem Mantel gehüllte Freimann Karolus seinen, durch schändlichen Verrat erworbenen Reichtum hütet und der Erlösung harret. Der unterste Ast einer halbverdorrtten Birbe dient als Wegzeiger und manch einem soll es schon gelungen sein, bis zum Freimann vorzudringen. Der grauenerregende Anblick dieses Gespenstes und anderer Spuk verhinderten die Hebung des Schazes.

Den Rückweg nahm ich wieder gegen den *S e e n o d* und fuhr, Schwung an Schwung reihend, den mäßig steilen Hang zur flachen Einsattelung des *F r i e s e n h a l s e s* ab. Um den in Sonne getauchten Tag so recht ausnützen zu können, konnte ich es nicht unterlassen, die den Sattel nur wenig überhöhende *E i s e n t a l h ö h e*, 2174 m, zu besuchen und seinen gerade richtig zur Friesenhalsalm abfallenden Hang in wiederholten Abfahrten auszukosten. Pulver und wieder Pulver in köstlichster Beschaffenheit! Die Schwünge liefen von selbst, der Schnee staubte in hohen Fahnen und als ich nach der letzten Abfahrt hochaufatmend den Talgrund erreichte, bedauerte ich, daß der Aufstieg lang, die Abfahrt aber kurz ist. Den Heimweg nahm ich über den Friesenhals und fuhr in zügiger Fahrt zum Teil schon in Firnschnee, zum *K a r l b a d*, ergöhte mich dort noch eine Weile auf den Hängen oberhalb des Bades, trank aus dem köstlichen Quell und fuhr dann bei sinkender Sonne heimwärts. Als ich bei der *F e l d n e r h ü t t e* die Bretter abschnallte, fiel mir ein türkischer Spruch ein:

Im Spiegel jedes Tages prägt sich ein  
Dein Wollen und dein Tun, dein ganzes Sein.  
Drum merke auf und denke stets daran:  
Wie du ihn anschaut, schaut der Tag dich an!

Ich hatte ihn gut angeschaut, und er mich auch, und ich war ihm dankbar!

### Der Koflernoth

Unter den vielen von der Feldnerhütte aus zu erreichenden Zielen steht der *K o f l e r n o t* wegen seiner Höhe, seinen mächtigen Formen und seiner schönen Abfahrt an hervorragender Stelle. Er ist, wie die meisten Berge des einsamen Leobengrabens, wenig bekannt und daher auch wenig besucht, obwohl er mit anderen, viel gerühmten Schibergen wetteifern kann.

Schwer bepackt mit meinem Lichtbildgerät verließ ich bei Sonnenaufgang die Feldnerhütte und strebte dem Fallschluß zu, aus dem das Ziel meiner heutigen Fahrt in klöbigem Aufbau emporsprießt. Der Weg durch den engen, nur mäßig ansteigenden *S t a n g g r a b e n* ist voll stiller Reize. Von den dicht beschneiten Bäumen säubt glitzernd im flimmernden Morgenlicht der Schnee, aus dem in winterliche Fesseln geschlossenen Stangbach — sonst ein fröhlich plaudernder Wandergeselle — tönt geheimnisvolles Murmeln, ein Eichhörnchen flüchtet in munteren Sprüngen durch die



Feistritzer Spitze (Pezzen)



Bleiburger Hütte mit Knieps



Epitalalm mit Saureggnoth



Kaducha und Steinalpen





Wunder des Winterwaldes. Jedes Jahr drängt mich der alte Drang des Deutschen nach dem sonnigen Italien, aber ich spreche mit dem Dichter:

„Ich geb' ihn hin, den sonnentrunkenen Süden,  
Für eine einz'ge schneebehangne Lanne.“

Bei der einsam ruhenden Stangalm verließ ich den Graben und stieg durch einen immer lichter werdenden Wald nach rechts gegen den Koflernod an. Prächtige Zirben, von des Wetters Ungemach oft zu den abenteuerlichsten Formen zerzaust, säumen als Zeugen ungebeugter Kraft und zähester Lebensbejahung meinen Pfad. Unter dem Schutze kampfgestählter Mutterbäume kuschelt sich frohwüchsiger Jungwuchs, mit feinen fed aufgesetzten Schneehauben oft recht pudig aussehend. Langsam aufwärts steigend — der schwer lastende Rucksack dämpfte übelangebrachte Hast —, besonders schöne Bilder auf der Platte festhaltend, ließ ich bald die letzten Reste der Kampfzone des Waldes hinter mir und erreichte den flachen, stellenweise stark verharzschfeten Westgrat benützend, gegen Mittag den Gipfel, 2272 m. Ein wolkenloser, in leuchtender Bläue strahlender Himmel überwölbte die Landschaft, eine Fernsicht sonder Fehl und Tadel ließen mich die Mühen des Aufstiegs bald vergessen. Nach längerem Verweilen auf diesem mächtigen, gegen Osten in Hängen von beachtenswerter Steilheit abfallenden Gipfel, fuhr ich, mich so ziemlich an meine Aufstiegs spur haltend und sie nur verlassend, um bessere Schneeverhältnisse aufzusuchen, talwärts. Die weniger günstigen Schneeverhältnisse im obersten Teile des Hanges und der schwere Rucksack ließen diesmal keinen rechten Genuß aufkommen. Ich war froh, als ich den Graben erreicht hatte und mich bei der Stangalm in warmer Sonne etwas auskafen konnte. Die Weiterfahrt verlief ohne Zwischenfall. Bei der Ausmündung des von der Hofalm kommenden Grabens — *R a n n i g b a c h* der Karte — gedachte ich der schönen Fahrt, die ich einmal zu dieser Alm gemacht habe, und welche ich als Vor- oder Nachmittagsausflug von der Feldnerhütte aus sehr empfehlen kann. Die Hofalm liegt in einem prächtigen Talkessel, die ihn umsäumenden Gipfel fallen durch ihre Wucht und die in den Nöden ungewohnten Steilabstürze auf. Überraschend schön und eindrucksvoll ist der Blick auf den, als breite Kalkmauer zu Tal stürzenden Stod der *M e l l i c h e n*.

### Im Kremsgraben

Während der Leobengraben und mit ihm auch andere Gebiete der Noke lange Zeit Schifahrern unbekannt waren und daher bis in die jüngste Zeit wenig besucht wurden, erfreut sich der Kremsgraben oder, richtiger, sein innerster Teil, die *I n n e r k r e m s*, schon lange Zeit eines erfreulichen Ansehens bei der Skizunft. Und vor Jahrzehnten schon fürchten eilende Bretter die weiten Schneegefilde dieses begnadeten Gebietes. War früher einmal die Reise in die Innerkrems umständlich, eine lange Schlittenfahrt, in hartem Winterfrost nicht nach jedermanns Geschmack, so haben sich die Verhältnisse ganz geändert. Günstige Zugs- und Kraftwagen-Verbindungen ermöglichen es, von Wien aus die Innerkrems über Spittal a. Dr. und Gmünd in etwa 13 Stunden zu erreichen. Will man mehr Zeit aufwenden, so kann der Zugang mit einer schönen Gipfelwanderung mit herrlichen Abfahrten verbunden werden.

Ich besuche die Innerkrems seit vielen Jahren und ein Winter ohne Innerkrems ist für mich ein halber Winter! Eine Fülle der schönsten Wanderungen, Berge mit herrlicher Fernsicht und unendlichen Abfahrten, dabei ohne äußere Gefahren, machen dieses Gebiet zu einem Skiland, in dem der alterprobte Kämpfe ebenso auf seine Rechnung kommt wie der Anfänger, der die Ranten seiner ersten Bretter abzuwehen beginnt.

Der kürzeste Zugang ist von der Kraftwagenhaltestelle Kremsbrücke und beansprucht 2 bis 2½ Stunden. Wer vom Leobengraben am schnellsten in die Innerkrems will,

benützt den tiefen, sich unmittelbar bei der Feldnerhütte öffnenden steilen Graben, das Eisental, und erreicht in 1 Stunde den flachen, vom Peitlernock überhöhten Sattel und in leichter Fahrt durch den Heiligenbachgraben, den aus einer schon im Jahre 1481 erwähnten Kirche und wenigen Häusern bestehenden Ort Innerkremß. Früher, als in der Innerkremß noch der Bergbau blühte und fröhliches „Glück auf“ der Gruß der Einwohner war, gab es dort auch einen Pfarrer. Als dieser einmal durch den von der Eisentalhöhe herabziehenden Graben einen Versehung machen mußte, wurde er beim Überschreiten eines Steges in den durch Hochgewitter ungebärdig gewordenen Graben gerissen. Er konnte sich nur mit Mühe retten, der Leib des Herrn aber wurde von den trüben Fluten fortgerissen, der Bach ist geweiht seit dieser Stunde und führt für alle Zeiten den Namen „Heiligenbach“.

### Der Grünleitennock

Ein Berg, zwar nicht ausgezeichnet durch überragende Höhe oder sonstige besondere Merkmale, aber ein Berg, der von der Innerkremß leicht erreichbar ist, und eine bis ins Frühjahr dauernde prächtige Abfahrt bietet und zudem den Vorteil leichter Erreichbarkeit hat. Er kann auch beim Übergang vom Leobengraben über die Saureggsharte leicht mitgenommen werden, stellt aber auch eine bequeme Wanderung von der Innerkremß dar und ist daher auch für Spätausstieher — solche gibt es in der Gilde der Schifahrer genug — geeignet.

Von der Innerkremß bringt uns eine kurze Talwanderung zum „AischauerSchloß“, einem plumpen Bauwerk mit mächtigen Mauern und sehr kleinen Fenstern. Das wenig einladende und bauwürdige Gebäude soll der Sitz des Grafen Aischauer, des Erbauers der Pfarrkirche in Innerkremß, gewesen sein. Der aus der Rosanin kommende Kremßbach wird unweit dieses Baues und der Skihütte des Wintersportvereins „Gmünd“ überschritten, über Wiesen der Wald und durch einen, bei der Abfahrt etwas unangenehmen, aber kurzen Hohlweg die Saureggental erreicht. Dieses ausgebrehte, vom Saureggennock und dem gegen den Grünleitennock ziehenden Kamm umschlossene Hochtal, in dem sturmzerzauste Wetterlärchen und Zirben stimmungsvoll zerstreut sind, wird das Herz eines jeden Schifahrers, und wenn er noch so unzufrieden sein sollte, erfreuen. Wer ein Freund beschaulicher Fahrt ist, wähle die sanft geneigten Lehnen gegen die Saureggsharte, wer steilere Hänge und schwierigere Abfahrten vorzieht, wird seine Schritte auf den formenschönen, den Talschluß des Kremßtales beherrschenden Saureggennock lenken. Ich gehöre mehr zu den Genießern, gehe zwar auch schwierigen Unternehmungen nicht aus dem Wege, beim Schifahren ziehe ich aber lange und schöne Abfahrten vor. Wie fast jedes Jahr, habe ich auch im vergangenen Winter die mir liebgewordene Saureggennock wiederholt aufgesucht. Einmal nach einem ziemlich ausgiebigen Schneefall, der die durch die Spätwinter Sonne schon etwas fleckig gewordene Landschaft wieder in blendendes Weiß hüllte. Leuchtend blauer Himmel lachte über mir, die Schneekristalle funkelten in allen Farben, die blauschwarzen Schatten einzelner Urven gaben dem Auge wohlthuende Rast im gleichenden Licht, die gegenüberliegende „Blutige Alm“ glänzte in märchenhafter Schönheit. Einzelne Wolken durchsegelten, verirrt den Schäschen gleich, das Himmelsgezelt. In müheloser Fahrt erreichte ich bald die Saureggenscharte und in kurzer Zeit den die Scharte nur wenig überhöhenden breiten Gipfel des Grünleitennockes, 2118 m. Trotz seiner geringen Höhe ist die Fernsicht von bedeutendem Umfang, besonders schön der Blick auf die Berge des Maltatales und die nächste Umgebung: Schiberg reiht sich an Schiberg, ein Hang schöner wie der andere, bietet sich in reichster Fülle dem bekannten „trunkenen“ Auge. Aber die Abfahrt selbst will ich nicht viel sagen. Sie war eitel Freude und selbst das kurze „Kanonentroh“, mit dem der schmale Waldgürtel über-

wunden wird, und welches zu nicht immer ganz sportgerechten Hilfen verleitet, verblaßt in der Erinnerung.

Wem der Grünleitennod für einen Tag zu wenig ist, kann von der Saureggsharte über den flachen Ramm auf den Seenod und von dort auf den Königstuhl wandern. Auch die Abfahrt in den Heiligenbachgraben, die lohnende Wanderung über den Friesenhals und die Eisentalhöhe bietet viel des Schönen. Die Schneeverhältnisse sind dort meistens sehr gut und es werden auch schwächere Fahrer hochbefriedigt heimkehren.

### Auf der „Blutigen Alm“

Vor uralten Zeiten lebten im Lieser- und Maltatal riesenhafte Menschen, die „Hadnischen oder wilden Leut“, die sich beim Vordringen der Christen in die Täler, immer höher und höher in die Berge und ihre Wildnisse zurückzogen. Eines Tages machte sich ein Christenheer auf, um die Heiden auf der Alm gefangenzunehmen und zu befehren. In dem furchtbaren Kampf, der entbrannte, wurden die Heiden besiegt. Ströme von Blut färbten die blumigen Almwiesen und gaben dem Kampfplatz den heutigen düsteren Namen. Eine Stätte mit vielen, in regelmäßigen Reihen aufgerichteten Hügeln soll die Leichen der erschlagenen Heiden bergen und heißt noch heute der „Hadnische Freithof“. Wehe dem Wanderer, der es versuchen sollte, die Ruhe der besäeten Krieger zu stören, Gewitter, Hagel und anderes Ungemach würde alles verheeren. Wer heute auf die an furchtbare Zeiten gemahnende Alm geht, kommt in friedlicherer Absicht: nicht als Störenfried, sondern um Ski zu fahren. Und das kann man hier heroben! Die Blutige Alm zählt zu den schönsten Ausflugszielen der Innerkrems und lohnt mit einer Reihe mühelos erreichbarer Gipfel und herrlichen Abfahrten. Unmittelbar vor dem *H u t t m a n n h a u s* — eine der guten Herbergen der Innerkrems — führt ein Weg sanft steigend auf die *S p i t t a l a l m*. Mächtige Zirben in den malerischsten Formen begrüßen den Wanderer, die gleißenden Hänge der *Gaipa*, *Zechn*- und *Mattehanshöhe* laden zu froher Gipfelsahrt und prachtvoller Abfahrt ein.

Ich habe dieses sagenumwobene Gebiet kreuz und quer durchfahren, die verschiedensten Gipfelwanderungen in Schneesturm und Nebel, aber oft auch bei sengender Frühjahrs-sonne gemacht und bin immer reich belohnt heimgekehrt. Im vergangenen Spätwinter machte ich mich zu der von mir schon lang geplanten, aber durch Wetterungunst bisher immer verhinderten Gipfelwanderung über die *Gaipa*höhe bis zur *Schwarzwand* und nach *Kennweg* auf. Die Nacht über hatte es ziemlich stark geschneit, die Luft war ruhig, der Himmel verhangen: ich konnte daher mit guten Schneeverhältnissen rechnen. Auf oft beschrittenem Weg erreichte ich bald die *S p i t t a l a l m*, durchquerte die weiten, in fadenlosem Weiß erstrahlenden Hänge der *Blutigen Alm*, gelangte westlich der von mir schon oft besuchten *G a i p a h ö h e*, 2187 m, auf die *Rammhöhe* und fuhr, mich meistens auf der Höhe haltend, und dieser nur ausweichend, um bessere Schneeverhältnisse anzutreffen, über den *G m e i n n o d*, 2131 m, auf die *S c h w a r z w a n d*, 2212 m. Das anfänglich viel versprechende Wetter hatte sich mittlerweile geändert, die Berge des *Maltatales*, sonst ein Glanzpunkt der Aussicht, waren tief verhängt, ein unangenehmer, oft in sturmartigen Böen über den Grat segender Wind, trieb mich öfters in die Seitenslanken, die Abfahrt von der *Schwarzwand* gegen den *R r a m e r b ü h e l* über die ganz verblasenen, hart gestorenen Hänge war ermüdend und erforderte größte Achtsamkeit. Erst in den unteren flachen Lehnen gegen den *C h e n w a l d* hatte ich bessere Fahrt, die mich für das bisherige Mißgeschick etwas entschädigte. Leider dauerte die Freude nur kurze Zeit, im schütterten Wald begann der Schnee faul zu werden, ich versank oft bis zu den Knien, der Weg bis zur *Z e c h n e r a l m* unter der *S c h ö n g e l i c h e n*, wo ich bei lieben Bekannten einen — leider vergeblichen — Besuch machen wollte, schien mir als Alleingehender endlos, die sonst sehr

Instige Abfahrt in den, gegen Rennweg ziehenden Lausnitzgraben, war eine ermüdende Treterei in weichem Schnee. Als mir dann bei der untersten Hütte noch ein Knopf an peinlicher Stelle riß, konnte ich dem Britenlord im 9. Gefang des Homunkulus nachfühlen, der bissig sagt:

Dies Geschlecht der armen Wichte,  
Das so eitel pocht auf seine  
Riesigen Kulturfortschritte,  
Ist tatsächlich noch so weit nicht  
Fortgeschritten, zu erfinden  
Endlich eine Art von Knöpfen,  
Welche fest am Rode sitzen!

Die sonst flotte Abfahrt durch den Lausnitzgraben bis zur Samplmühle mußte ich mir leider versagen. Ich benützte den Fahrweg und war über den Frankenberg nach einer nahezu 20 km langen Wanderung in Rennweg. Zu Ostern 1934 wiederholte ich diese Fahrt bei guten Wetter- und Schneeverhältnissen. Sie zählt zu den schönsten, die ich in diesem Gebiete je gemacht habe!

### In der Lausnitz

Umwelt von Rennweg öffnet sich am linken Uferufer der Lausnitzgraben, dem ich einige Worte widmen will. Er ist von Rennweg aus leicht zu erreichen und ermöglicht eine Reihe schöner und auch weiter Schifahrten. Rennweg hat mit Spittal a. Dr. mehrmalige Kraftwagenverbindung; wer beispielsweise Wien mit dem Abendschnellzug verläßt, kann am nächsten Tag schon am frühen Vormittag in Rennweg eintreffen und von dort aus ohne wesentliche Mühe sehr lohnende Skifahrten unternehmen.

Den Lausnitzgraben erreicht man über den mit stattlichen Bauerngehöften geschmückten Frankenberg und einen in mäßiger Steigung grabeneinwärts führenden Weg. In zwei Stunden ist man in der Lausnitz, einer weiten Talmulde mit Schihängen in reichster Auswahl. Da dieser Teil der Rode verhältnismäßig wenig besucht wird, findet man im weiten Rund dieses Gebietes immer unberührte Abfahrten und braucht nicht allzu, nicht immer erquidenden Spuren zu folgen. Von den vielen Fahrten will ich nur eine herausgreifen, jene auf das Uined, 2208 m.

Ich hatte mich im vergangenen Winter Lichtbildernd in der Lausnitz herumgetrieben, hatte trotz guten Witterungs- und Schneeverhältnissen zum eigentlichen Skifahren keine Zeit und das Bedürfnis nach einer, von jeder Hemmung unbeschwertem größeren Fahrt. Da schien mir das Uined gerade der richtige Berg. Ich verließ nicht übermäßig früh Rennweg und war eine halbe Stunde später bei den ersten Häusern des Frankenberges. Dort ließ ich mich, eigentlich gegen meine bessere Überzeugung verleiten, nicht den von mir oft begangenen und wohlbekannten Weg in die Lausnitz zu nehmen, sondern gegen den Scheuerlod, 2144 m, anzusteigen, um dadurch den kleinen Umweg über die Lausnitz zu vermeiden. Ein anfänglich guter Weg brachte mich rasch in die Höhe, der Weg verlor sich aber bald und ich mußte durch den steilen Wald pfadlos ansteigen. Starke Quellen hatten den Hang auf weite Strecken mit beinhartem Eis überzogen, auf dem der unbewehrte Fuß nur schwer Halt fand. Die Sache war nicht nur recht ermüdend, sondern erforderte bei der Steilheit des Hanges große Vorsicht. Ich war herzlich froh, als ich diese unwirtliche Gegend hinter mir hatte und ich auf dem steilen, stellenweise schon schneefreien und recht steilen Hang zum Gipfel ansteigen konnte. Der Scheuerlod empfing mich wenig freundlich mit rasendem Sturm, der mich binnen kurzem bis auf Mark und Knochen erkältete. Der Gang bis zu dem etwa 1 ½ km nördlich gelegenen Uined war ein verbissener Kampf gegen die unwirtliche Natur und wenig erfreulich. Trotz klarer Fernsicht und Sonnenschein, mußte ich auf jede Gipfelkraft verzichten und sofort abfahren. Die Schneeverhältnisse waren anfänglich

ungünstig, zudem blies mir der Sturm so heftig entgegen, daß mir dieser Teil der Abfahrt wenig Spaß bereitete. Erst als ich in den Windschatten kam und die wärmende Sonne die steif gewordenen Knochen wieder aufgetaut hatte, gab es eine ganz herrliche Abfahrt in die Lausnitz. Zur weiteren Abfahrt benützte ich kurz den Grabenweg, wandte mich dann bald in den tief verschneiten Graben, welcher eine sehr leichte und lustige Abfahrt vermittelt. Bei der *S a m p l ü h l e* verließ ich den Graben, wandte mich nach rechts aufwärts und war am frühen Nachmittag wieder in Rennweg.

Es ist im menschlichen Leben erfreulicherweise so eingerichtet, daß die üblen Erinnerungen bald verblasen und nur die angenehmen haften bleiben. Als ich in Rennweg bei einer Schale warmen Kaffees saß, schien mir die sturmbrauste Wanderung auf der Höhe unbedeutend, die lange Abfahrt ein frohes Erlebnis!

### Der Mirnod

Eingebettet zwischen den Tälern des Feld-Äfziger Baches und der Drau, der tiefen Senke des Millstätter Sees und dem marmorreichen Krastal erhebt sich in machtvoller Gestaltung der Gebirgskopf des *M i r n o d s*, 2104 m, dessen nördlichster Punkt, das *B o d e n e d*, 1957 m, den Millstätter See in steilem Aufbau überhöht und dessen südlichster Punkt, der *U m b e r g*, 1831 m, in mächtigen Felsbauten gegen das Drautal abfällt. Schon frühzeitig haben die weiten Almen, der nahezu 10 km lange Kamm mit den Erhebungen des Bodeneds, des Mirnods, des Rindernods und des Ambergs und die bis ins Drautal und in die „Gegend“ führenden langen und genutzreichen Abfahrten Jünger der weißen Kunst in ihren Bann gezogen.

Am 7. Februar 1934 entstieg ich in Paternion-Feistritz dem zwar sehr bequemen aber stark überheizten Triebwagen. Rosegger sagt in seinem „Alpen Sommer“: Bergpartien haben nicht bloß ein Ziel, sondern auch ein Unterwegs, das nicht übersehen werden soll. Und dieses „Unterwegs“ ist beim Weg nach Gschriet, der sehr günstig gelegenen Übernachtungsstelle, erfüllt von Schönheit und die Bergwelt überschüttet einen mit den Gaben einer schöpferischen Natur in verschwenderischer Weise. Anfänglich geleitet die Straße nach Fresach bergauf, wo sich diese in scharfer Kehre nach Osten wendet, verlasse ich sie und gelangte auf guten Bergwegen nach etwa dreistündiger Wanderung zum Almwirt in Gschriet, 1200 m. In leuchtender Mittagsonne träumt das Drautal, aus welchem die bewaldeten Kuppen der gegenüberliegenden Vorberge der Gailtaler Alpen in tiefem Blau entstiegen. Einem ungeheuren Schiffschnabel gleichend zackt der Hochstaff in die Himmelstempel, dort wo das Drautal den jähen Knid nach Süden macht, weitet sich das Mölltal mit den formenreichen Tauernbergen, aus dem Süden lugen einzelne Gipfel der Julischen Alpen. Besonders fesselnd ist der Tiefblick auf den in Eisesseln liegenden Millstätter See, aus welchem scheinbar die weitentfernte Hochalmspitze mit ihrem fahlen Gefels in prangender Schönheit entragt. Aus weiter Ferne grüßt der König der Norischen Alpen, der Großglockner.

In der geräumigen und blühblanken Küche des Almwirtes ließ ich es mir gut gehen. Die Wirtin hob mir wortlos das Fremdenbuch zu und ich unterhielt mich bei den verschiedenen, vielfach recht witzigen, manchesmal nicht ganz gesellschaftsfähigen Eintragungen und die in wuchtiger Kürze aber nicht immer höflichen Beurteilungen ausgezeichnet. Den Worten „Wenn einmal der Bart ergraut, der Magen nicht mehr recht verdaut“ brachte ich mitfühlendes Verständnis entgegen; der Wanderer, welcher seinen Nöten mit den Worten „Große Steine, kleine Steine, müde Beine, Aussicht keine“ Luft macht, muß von ähnlichem Wetterpech verfolgt sein wie ich. Nur zu wahr der Satz: „Nur dem ist wohl im Reisekittel, der auch besitzt die nötigen Mittel“ Von den dichterischen Ergüssen offenbar übersättigt läßt sich einer vernehmen: „Laßt doch die Poesie! Schreibt bloß euren Namen, verzehret viel, trinket viel und der Wirt wird fagen: vergelt 's Gott, Amen.“

Als die Sterne aufflammten und Orions Gefunkel den nächtlichen Himmel mit hellem Schein erfüllte, trat ich nochmals vor die Tür. Unheilverkündend segte in kurzen Böen ein starker Nordwest über die Lande und mit dem Bewußtsein wieder einmal bei einem Sauwetter auf einen Berg steigen oder ihm entsagen zu müssen, troch ich ins Bett.

Der 8. Februar empfing mich mit den heulenden Stimmen jenes Sturms, der mit verheerender Wucht in weiten Gebieten gehaust hat. So ziemlich jeder Bergsteiger, der trotz besserer Überzeugung bei schlechtem Wetter sein schützendes Heim verläßt, nährt die Hoffnung auf ein Besserwerden! So auch ich. Der Weg führt anfänglich über eine steile Wiese in den Wald und durch diesen etwas steil und anstrengend auf die gegen das Bodened ziehenden Almwiesen.

Im Wald, in dessen Harzen der Wind sein wildes Lied bald in dumpfem Grollen, bald in grellen Kreischen sang, war es noch halbwegs erträglich, auf den freien Almen aber hörte die Gemütlichkeit bald auf. Von den Tauern, deren Flanken bis tief herab in unheimlich rote, von der Morgensonne gespenstisch beleuchtete Nebel eingehüllt waren, kam es in heulenden Stößen, und es bedurfte aller Kraft um dem ungebärdigen Wüten zu widerstehen. Das *B o d e n e d* empfing uns — mein Begleiter war ein Sohn des Almwirtes — höchst unfreundlich, der Weg zum *M i r n o d* über den nach Südosten ziehenden Kamm war ein verbissenes Ringen um jeden Schritt und häufig mußten wir tief gebückt stehen bleiben und den Sturm über uns hinwegbrausen lassen. Gegen Mittag waren wir am Gipfel. Wenn der Spruch „Die Kunst des Bergsteigens liegt im Entsagen“ wahr ist, dann — hier kann ich ja unbescheiden sein — gehöre ich jedenfalls zu den auserlesenen Künstlern unserer Kunst! Den Spruch aus dem Gschrieter Fremdenbuch den Verhältnissen anpassend... „Große Steine, kleine Steine, kalte Beine, Aussicht keine“ begnügte ich mich auch diesmal mit dem Bewußtsein „droben“ gewesen zu sein und fuhr, den Rindernod zur Linken lassend in die tiefe Einsackung südlich dieses Gipfels und dann gegen Osten zum *Uftriser See*, 750 m, ab.

Die Aussicht vom *Mirnod* ist, wie dies bei seiner freien, die Gegend in weitem Umkreis beherrschenden Lage nicht anders sein kann, umfassend und was sie besonders reizvoll macht, ist der Gegenjah zwischen den reichbesiedelten Tälern und den ungezählten Gipfeln, darunter besonders wirkungsvoll der Blick auf die Hochalmspitze, die Glognergruppe, die Zadenreihe der Karnischen und Julischen Alpen. Schon vor Jahren einmal stand ich auf dieser Hochwarte. Ein wolkenloser Himmel enthüllte eine Fernsicht von unbeschreiblicher Schönheit und derartigem Zusammenklang, daß ich trotz einem heftigen Nordsturm den Gipfel nur ungern verließ.

Die Abfahrt vom *Mirnod* gegen *Ufritz* mit einem Höhenunterschied von nahezu 1400 m gehört zu einer der großartigsten in den „Noden“ und führt mit Ausnahme kurzer Strecken fast immer über freies Gelände. Heute war es aber kein sonderliches Vergnügen. Der Nordweststurm hatte den ganzen, am Vortage aufgesirnten Hang mit Bruchharst höchster Art überzogen. Jeder Schifahrer kennt die Lücke dieser Schneebeschaffenheit und wird diese Seilen mitfühlend lesen. Sobald der erste ausgetretene Weg erreicht war, verzichtete ich auf jede weitere sportliche Tätigkeit und erreichte, etwa 3 Stunden nach Verlassen des Gipfels den Talboden. Um das heutige Mißgeschick voll zu machen brach am Kraftwagen eine Feder, ich kam mit reichlicher Verspätung zur Bahn und als Krönung des Ganzen mußte ich noch einen kurzen Dauerlauf zur Bahnhaltstelle machen. Abends war ich in Klagenfurt.

### Die P e z e n

Bevor sich die Alpen in den Ausläufern des *Ursulaberges* verlieren und im waldumgürteten *Bacherngebirge* ihren Ausklang finden, bäumen sie sich mit der *P e z e n*, 2126 m, noch einmal zu jener Höhe auf, die nach altem Gebrauch den Berg zur Auf-

nahme in den Fahrtenbericht des Bergsteigers berechtigt. Während die nördlich der Drau gelegenen Schiberge Kärntens auch in weiteren Kreisen bekannt sind und auch von auswärtigen Fahrern gern aufgesucht und geschätzt werden, kennt man die *Petzten* außerhalb der engeren Heimat kaum dem Namen nach; und als Schiberge war sie bisher auch nur mehr von örtlicher Bedeutung. Der Mangel einer jedermann zugänglichen Unterkunft ist wohl in erster Linie für den Dornröschenschlaf dieses Berges verantwortlich zu machen. Die Erbauung der unweit des Kammes gelegenen *Bleiburger Hütte* der Sektion Klagenfurt unseres Vereins wird hier hoffentlich Wandel schaffen und wenn nicht gerade einen Massenbesuch zeitigen, so doch manchen stehenden Feinschmecker in dieses, durch die Kämpfe um Kärntens Einheit geheiligte Gebiet führen. Der Berg selbst, der gleich einem Löwen hingelagert die weite Ebene mächtig beherrscht, der Anstieg zur Hütte, die Wanderung auf den langen, vielfach zerrissenen Grat, der überwältigende Anblick der zum Greifen nahen Steiner Alpen mit ihren ungeheuren Nordabstürzen, der weite Ausblick über einen großen Teil Kärntens und auf die Landeshauptstadt sind eindrucksvoll und von hohem Reiz. Die lange einen Höhenunterschied von fast 1500 m überwindende Abfahrt führt im oberen Teil über Almboden und lichte Waldbestände, in welchen einige unter Naturschutz stehende Zirben besonders auffallen, im mittleren und unteren Teil durch Waldbestände. Sie erfordert schon ein gewisses Ausmaß von Können und Ausdauer und wer die ganze Abfahrt sturzfrei hinter sich bringt, darf sich schon zu den „besseren“ Fahrern zählen.

Am einem Tage nahe der Winterjonnentwende 1933 verreise ich mit dem Frühzug von Klagenfurt, traf mit reichlicher Verspätung in *Bleiburg*, dem Ausgangspunkt für die *Petzen* — ein, und fuhr bei dichtem, aber sich allmählich aufziehendem Nebel über die, das Klagenfurter Becken gegen Osten begrenzende Ebene dem Berge zu, dessen Fuß ich nach etwa einstündiger Wanderung erreichte. Der Nebel begann sich zu lichten, die Sonne blickte verschämt in blasserem Scheine durch das Spiel der wallenden Wolken, und ich begrüßte diese Boten schönen Wetters bei meinem anerkannten Wetterpech mit ungeteilter Freude. In *Wollina*, einem Bauerngehöft, wurden die Felle angeschnallt, und dann ging es, in liebenswürdiger Begleitung der jungen „Hüttenmutter“, in stundenlangem Steigen aufwärts. Zuerst auf einem Holzfuhrweg, später auf einem im freiwilligen Arbeitsdienst von Wandervögeln erbauten Weg zu den „Sieben Hütten“. Die prachtvollen Bilder, welche der tief verschneite Wald in verschwenderischem Reichtum darbot, die Mannigfaltigkeit der aus Nadel- und Laubholz bestehenden Bestockung, einzelne mächtige, breitkronige Buchen, ab und zu ein Blick auf die mit Ortschaften übersäte Ebene, die Aussicht auf die meilenlangen Züge der Kor- und Saualpe mit ihren hoch hinauf reichenden Siedlungen und die in der Ferne grüßenden Nöde entschädigten reichlich für die Mühen des Aufstieges. Nach mehrstündiger Wanderung standen wir bei den tief verschneiten „Sieben Hütten“ und eine Stunde später schnallten wir bei der einem Adlerhorst gleich an den Felsen angeklebten Hütte die Bretter ab. Die Hütte selbst ist noch nicht vollständig fertig, wird ihren letzten Schliff erst im Sommer 1934 erhalten, dann aber ein Bergsteigerheim sein, das allen Ansprüchen genügen und voraussichtlich oft besucht werden wird.

Es hätte mich mehr wie gewundert, wenn das Wetter das gehalten hätte, was es am Vortage versprochen hatte. Der Morgen des 20. Dezember 1933 wurde mit den brausenden Klängen eines heftigen Nordsturmes eingeläutet, fahle Nebelfetzen umtanzten gespensterhaft das Gemäuer des nahen Kammes, nur ab und zu lugte die Sonne mißmutig aus dem grauen Einerlei. Ich gab jeden Versuch einer Gipfelbesteigung auf, sobald ich die Nase aus den schützenden Mauern der Hütte gestedt hatte und ich mußte mich wohl oder übel trösten mit dem Spruche J. Falkes: „Wer in die Weiten und Höhen strebt, den plagt der Sturm.“ Der so unerfreulich begonnene Tag verging wider Erwarten beim Essen, Trinken, Lesen und Auslugen nach besserem Wetter schneller als

gedacht. Die Nacht zum kürzesten Tag des Jahres war stürmisch sondergleichen. Es jappte und jaulte um die Hütte in den unheimlichsten Tönen gleich der wilden Jagd. Erst in den Morgenstunden flaute der Sturm etwas ab und gegen 9 Uhr entschloß ich mich um die Vollenbung meines 62. Lebensjahres auf einem Zweitausender zu feiern, zu einem Versuch auf die Pehen. Mit dem Hüttenwirtschafter, Herrn Ing. Drugowitsch, verließen wir die Hütte und waren in wenigen Minuten bei der ganz verschneiten und eingefrorenen Kniepsquelle am Grat. Tiefer Nebel umhüllte uns, der Wind pfliff heißend von Norden und lähmte jede Willenskraft, der Schnee war ganz verblasen und hoch aufgerichtete, beinhart gefrorene Gangeln behinderten die Fahrt. Schließlich mußten wir den aussichtslosen Kampf schweren Herzens aufgeben; auch aus dem Grunde, weil der dichte Nebel jede Aussicht nahm und wir in Sorge waren, die Hütte nicht mehr zu finden. Zudem wäre ein Wirren über die Bundesgrenze nicht gerade angenehm gewesen.

Nach kurzem Hüttenaufenthalt mußte ich mich zur Heimreise entschließen, da eine Besserung des Wetters nicht zu erwarten war. Leider hatte der Nordsturm die Fährte bis tief in den Wald hinein verblasen. Die sonst schöne Abfahrt war schwierig und ermüdend. Daß ich wiederholt nicht sportgerecht gefahren bin, möge mit meinen steifen Knochen entschuldigt werden. Während einem sonst die Abfahrten meistens zu kurz sind, hatte ich diesmal genug. Als ich die Ebene erreicht hatte, dachte ich mit Goethes Schäfer:

Ich bin herunter gekommen,  
Und weiß doch selber nicht wie.

Abends war ich wieder in Klagenfurt.

Viele Wochen waren vergangen bis es mir wieder möglich wurde diesen, mir gegenüber recht unliebenswürdigen Berg zu besuchen. Verschiedene Umstände, andere lockende Ziele und nicht zuletzt die 22 km lange Eisbahn des Wörther Sees drängten mich auf ein anderes Betätigungsfeld, und so hatte der Frühling schon längst seinen Einzug gehalten als ich mich zu einer neuen Pehensfahrt aufmachte.

Am 7. April 1934 durchwanderte ich bei Morgensonne, Frühlingsluft und Finken-schlag die weite von der Pehen beherrschte Talebene. Lerchen schraubten sich jubelnd in die Lüfte, herber Erdgeruch entströmte der frisch geackerten Scholle und die ganze Landschaft war erfüllt von unbeschreiblichem Sauber. Wenn mich nicht einzelne Windstöße aus dem Süden, fein verteilte Federwölkchen am sonst wolkenlosen Himmel und die schmerzenden Hühneraugen als übles Wetter vorherfragende Bekannte mit einigem Mißtrauen erfüllt hätten, wäre ich so ziemlich wunschlos gewesen. Nach etwa einer Stunde erreichte ich den Bergfuß und stieg auf bekanntem Pfade bergwärts. Der Gang durch den hochstämmigen Wald und durch frohe Jugenden aller Altersabstufungen war mir als Forstmann besonders lieb. An lichten Stellen wiegten sich unzählige Schneerosen im schmeichelnden Morgenwind, an sonnigen Stellen breitete sich in leuchtend roten Polstern das Heidekraut in vieladigen Mustern und andere, vor dem Laubausbruch dem Lichte zustrebende Frühlingsboten lugten aus dem Dunkel des Waldes. Ab und zu ein voll tönender Amselschlag, ein leises Rauschen im Gesträuch, das Rascheln eines vorwitzigen Mäuschens — sonst erhabene Ruhe und weishevoller Stille! Erst hoch oben traf ich auf Schnee und ohne Benützung der Bretter war ich gegen Mittag bei den „Sieben Hütten“, eine Stunde später bei der Bleiburger Hütte. Leider wurde das Wetter zusehends schlechter, der Osthimmel hatte sich mit einem grauen Dunst überzogen, von Süden her jagten schwere Wolkenmassen über den Kamm und andere, nur zu bekannte Wetterzeichen ließen wenig Gutes erwarten. Gegen Abend besserte sich das Wetter etwas, so daß ich noch der, die Hütte um mehr als 100 m überragenden Kniepspizze, 2111 m, einen Antrittsbesuch abstatten konnte. Die Aussicht über die ausgedehnte, von zahllosen Ortschaften besiedelte Ebene ist lieblich,



jene auf die mächtigen Felsbauten der Raduha und die vielgipfeligen Steiner Alpen mit den ungeheuren Wandfluchten, darunter besonders auffallend die formensöhne Districa, von eindrucksvoller Großartigkeit. Diese Bilder werden auch jenem Wanderer Worte höchster Bewunderung abringen, der sich vielleicht an anderen Schaustätten unserer Alpen satt gesehen. Angesichts dieser Steinwunder hat man das Gefühl, daß sich hier die Naturgewalten, die den ungeheuren Bogen unserer Alpen in Jahrmillionen gemeißelt, von ihrem Schaffen Abschied nehmend noch ein letztes Mal ein Meisterstück schaffen wollten.

Der nächste Morgen begann mit Sturm, Schnee und Regen, der folgende „Weiße Sonntag“ machte seinem Namen alle Ehre: dichte Schneewirbel umtanzten die Hütte in tollem Reigen und Gounods Frühlingslied, das aus dem mittägigen Rundfunk tönte, klang wie zum Hohn in unseren kleinen Kreis. Auch der dritte Tag war ungebärdig und machte von dem Recht des Aprilwetters nur zu sehr Gebrauch. Die junge, um das Wohl und Weh der Hüttengäste emsig besorgte Hüttenmutter, Frau Ing. Drugowitsch schob mir als passenden Lesestoff Kneips „Meine Wasserkur“ mit empfehlenden Worten zu. Erst der vierte Tag brachte die langersehnte Aufheiterung und als ich frühmorgens die Fensterladen aufstieß flutete heller Sonnenschein in das behagliche Zimmer.

„Heut ist es hell geworden  
Heut hat der Sonnengott den Tag gefreit!“

Der Gang durch den leuchtenden Morgen, die Fahrt über den Kneips und den Ramm bis zu der etwa eine Stunde entfernten Feisritzer Spitze, 2114 m, war nach dem tagelangen Nichtstun erquickend und erfüllt von Heiterkeit und Frohsinn. Das Spiel der aufziehenden Wolken im Gemäuer der gegenüberliegenden Steiner Alpen, der Blick auf den doppelgipfeligen Obir und den feinen Umriß der Roschutta, der Tiefblick auf die Talebene mit der Landeshauptstadt und dem Wörther See hemmte oft die Schritte, und ein andachtsvolles Schweigen sollte die Huldigung für so viel Schönheit sein. Die Rückfahrt zur Hütte in strahlendem Sonnenschein war leicht und unterhaltend. Den Nachmittag benützte ich zu einer Fahrt auf den Hauptgipfel der Pegen, der Velka glava oder Kordejschpize, 2126 m, was etwa eine Stunde beanspruchte und mit einer sehr schönen Abfahrt endete.

Am 11. April mußte ich leider Abschied nehmen. Ich verließ in lieber Gesellschaft die Hütte um 9 Uhr, umfuhr den Kneipsgipfel auf seiner Südseite und erreichte bei gutem Schnee in zügiger Fahrt gegen 11 Uhr 30 Min. die Luschka, eine 1250 m hoch gelegene Alm am Scheiderücken zwischen Leppen- und Schwarzenbachgraben. Ich halte diese Abfahrt wegen der prachtvollen Bilder, die sich in stetem Wechsel darbieten, für eine der schönsten in Kärnten. Sie ist leicht, und wenn der Leppen- oder Globasnißgraben verschneit ist, auch sehr lang (etwa 12—15 km). Von der Luschka kann man entweder durch den Leppengraben nach Eisenkappel oder durch den Globasnißgraben nach Globasniß abfahren. Ich wählte den letzteren Weg, war nach genußreicher Wanderung durch den einsamen und durch seine kühnen Felsbauten wirkungsvollen Graben nach 2 Stunden in Globasniß — die Bretter mußte ich leider tragen — und nach weiteren 1½ Stunden bei der Bahnhofsstelle Mittlern und bald darauf in Klagenfurt.

Wenn man einmal in jenem Alter ist, in welchem man ans Abschiednehmen denken muß, ist jeder frohe Wandertag das Geschenk eines gütigen Geschicks! Auch mir war er ein solches und als ich die Talebene durchwanderte, blickte ich in dankbarer Erinnerung auf die im Sonnenschein glänzenden Ruppen der Pegen zurück.

„Ihr glücklichen Augen  
Was se ihr geseh'n,  
Es sei, wie es wolle,  
Es war doch so schön!“

# Die östlichen Gruppen der Niederen Tauern

(Aus den Wölzer, Rottenmanner, Triebener und Gekauer Tauern)

Von L. W. Fäcke, Wien

Es war an einem Herbstabend. Zwei Bergsteiger, ein älterer und ein ganz junger stiegen von der Stadtfeldschneid in den Gesäusebergen zu Tal. Drüben, im Westen wollte die Sonne zur Rüste gehen und in allen Farben prunkende Wolkendurgen waren die Verbrämung dieses Heimganges. Da fragte der Junge den Reiferen: „Sind die Berge dort drüben, die dunkelfelsigen, über denen die Wolkensänte liegen, schon die Tauern?“ Und der Befragte antwortet: „Ja, das sind die Niederen Tauern und der stolze Berg dort, das muß der Große Bösenstein sein.“ Nun sind seit jenem Abend, an dem ich zum ersten Male die Niederen Tauern sah, mehr als dreißig Jahre verfloßen. Aus dem Jungen ist ein Alter und aus dem Fragenden ein Wissender geworden, der nunmehr in diesen stillen und doch so wunderschönen Bergrevieren gut Bescheid weiß. Man kann in den Bergen, wenn man so recht „vom Gemüt heraus“ Bergsteiger und Naturfreund ist, wohl überall glücklich sein, denn unseres Herrgotts Berggarten hat gar viel Schönes und Wunderbares aufzuweisen. Über die rührend-einfache, nicht prunkende Schönheit der Tauernberge, die — ein geographischer Begriff — „Niedere Tauern“ nennt, sie ist wohl einem versonnenen deutschen Mädchen zu vergleichen, das jedem kühl bis ans Herz hinan scheint, das aber den, der trotzdem in seinem Werben nicht nachläßt, schließlich doch erhört — so ähnlich ist es mir in den besagten 30 Jahren in diesen Bergen gegangen und, trotz manchem Ungemach und vergeblichem Berggang, gedenke ich dankbar jener Stunden voll reinsten Freude und hehrstem Bergglück, die mir hier beschert waren.

Diese Berge nun ein wenig den Brüdern im Reiche näher zu bringen, ist der Sinn und Zweck dieser Zeilen. Seit den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, wo Hans Bödl zum ersten Male in unserer „Zeitschrift“ über die Niederen Tauern berichtete, ist, vom Standpunkt des Bergsteigers aus, nur zweimal hier davon die Rede gewesen; zweimal auch vom Standpunkt des Wissenschaftlers aus. Es verlohnt sich daher wohl, über sie neuerlich und besonders über die östlichen Gruppen zu berichten, um so mehr, als mannigfache Hüttenbauten und Wegmarkierungen deren Besuch seither sehr erleichtert haben.

Die Einteilung der gesamten Niederen Tauern geschah dereinst in vier Berggebiete: In die Radstädter, Schladminger, Wölzer und Rottenmanner Tauern, wobei die größeren Gemeinwesen, die am Rande dieses ungeheuren Berggartens liegen, mit mehr oder weniger Berechtigung, Taufpate standen. Diese Einteilung ist auch hier beibehalten worden und wurde nur, dem heutigen Stande entsprechend, ergänzt.

## Die Wölzer Tauern

Mit diesem Sammelnamen versteht man einerseits die Bergrunde des Donnerstales (nördlich des Tauern-Hauptkammes) und jene der gegen die Stadt Oberwölz (südlich des Tauern-Hauptkammes) absinkenden Täler (Efelsberger, Hinteregger und Schöttlgraben), desgleichen auch den Bergkranz des ungemein länglichen Pusterwaldtales und seiner Seitentäler.

Um 2348 m hohen westlichen Gipfel des Hohenwarts, der in die Talschlüffe des Schöttlgrabens und Pustertaltes hineinzieht, macht der bisher in östlicher bzw. nordöstlicher Richtung ziehende Tauernhauptkamm plötzlich eine ganz energische Schwentung nach Südosten und zieht, eine stattliche Menge von Gipfeln bildend, bis ins Weichbild des alchermwürdigen Bergwerkes Oberzeiring. Um vorerwähnten Westgipfel des Hohenwarts nun, schlägt der zweite Ast des Tauernhauptkammes zuerst eine rein nördliche Richtung ein, um über die Schönsfeldspitze zur Breitedkoppe zu ziehen, wo er wieder die nordöstliche Richtung annimmt, um aber kurz danach, eine ungemein tiefe, deutliche Kammseife, die Große Windlücke, 1859 m, zu bilden. Es dürfte nun empfehlenswert sein, den vorerwähnten Gipfel der Breitedkoppe, 2142 m, wo wieder ein mächtiger, nordwärts ziehender Kamm abzweigt, als letzten Gipfel der Wölzer Tauern anzusprechen und die vorerwähnte Senke der Großen Windlücke als Grenzpaß zwischen den Wölzer und Rottenmanner Tauern anzunehmen. Dies ist wohl ein kleiner Gegensatz zu der alten Einteilung und Abgrenzung der einzelnen Teile der Niederen Tauern, in der die Wölzer Tauern erst am Bärwurzpöstler, 1815 m, enden, sonach noch die ganze Brudertogelgruppe zu ihnen zu zählen wäre. Aber die von mir vorgeschlagene Abgrenzung hat deshalb viel für sich, weil man schließlich nur die dem namengebenden Orte nahegelegenen Berggebiete mit dem bezüglichen Sammelnamen bezeichnen, auf den örtlichen Sprachgebrauch Rücksicht nehmen soll, und schließlich, weil die vom Tauernhauptkamm nahe der großen Windlücke südöstlich absinkenden Riesentäler des Pustertal- und Bretsteinbaches sowie das nördlich absinkende Plieten-Göllingtal eine mehr als deutliche Abgrenzung gegen die anschließenden Rottenmanner Tauern darstellen.

Das gewaltige Tal des Donnersbaches kann man ruhig als die Hauptschlagader der nördlichen Wölzer Tauern bezeichnen, denn es reicht vom Ennstal bis zum Tauernhauptkamm in der Nähe des Hohenwarts. Dieser Teil der Wölzer Tauern nun, für den sich langsam aber stetig, besonders seit Eröffnung der beiden Plannerhöfen durch unsere Sektion „Reichenstein“, der Beiname Donnersbacher Tauern einbürgert, fand in der Zeitschrift 1911 eine sehr lesenswerte und eingehende Schilderung, die, wenn sie auch mehr dem Bedürfnis des Schiläufers angepaßt ist, doch auch dem sommerklichen Bergsteiger gerecht wird.

Etwas anderes ist es mit den südlichen Wölzer Tauern, besser gesagt den Obertwölzer Bergen, also der Berggrunde der vom Tauernhauptkamm südlich absinkenden Täler des Efelsberger, Hinteregger und Schöttlgrabens, deren Besuchsmöglichkeit durch die Erbauung der Neuntirchner und Klosterneuburger Hütte durch unsere Sektion „Osterröschischer Gebirgsverein“ sehr erleichtert wurde. Von diesen Bergen soll hauptsächlich hier die Rede sein.

Der landschaftliche Charakter der Wölzer Tauern ist, im Gegensatz zu der düsteren Großartigkeit der benachbarten Schladminger und Sölker Tauern ein freundlicher, fast möchte man sagen lieblicher, dies wohl dadurch, daß die in den Schladminger Tauern vorhandenen zumeist engen, schluchtartigen Täler, die ungemein scharf herausmodellierten Grate, Gipfel und Rämme, desgleichen die fast vegetationslosen Hochflure mit ihren Erosionsformen, Seen und Firnsfeldern hier fast vollständig fehlen. Wohl bedingt durch das Vorkommen weicherer Urgesteine (zumeist granatenführende Glimmerschiefer) die einerseits den Erosionswirkungen der eiszeitlichen Gletscher nur mäßigen Widerstand entgegensetzten, andererseits aber den atmosphärischen Einwirkungen und denen des Wassers sehr unterlagen, haben sich hier verhältnismäßig breite, sonnige Täler und große weitgezirkte Hochflure (Almbachar, Midlalpe) herausgebildet. Auch viele der nicht unschönen Gipfel, Rämme und Grate zeigen, wohl infolge der durch die stärkere Verwitterung des Gesteines auftretenden Humusbildung, bis hoch hinauf üppige Grasmatten und demgemäß ein reiches, vielgestaltiges Pflanzenleben,

das wieder die Vorbedingung für eine rege Umwirtschaft ist, was auch hier zutrifft. Seen gibt es nur wenige, sehr zahlreich aber, wie in allen Tauernteilen, Wasserläufe. In allen Berggrünen, Falten und Gräben raunt, rieselt, murmelt und rauschen die lebendigen Wasser zu Tal und besonders nach starkem Regen oder Neuschneefällen spielen unzählige Rastaden und Wasserfälle, wohl der Tauerndlandschaft schönster Schmud.

Die Besiedlung der Wölzer Tauern an ihren Rändern, besser gesagt, an den Tal- ausgängen scheint schon in grauer Vorzeit eingeseht zu haben, während die Ausnahme der Besiedlung der mittleren Talteile sowie der verstärkte Umbetrieb dem frühen und späten Mittelalter zukommt. In der Vorzeit war das Gebiet von den keltischen Tauriskern besiedelt, denen die Alpenflawen (Slowenen) folgten auf deren mehrhundert- jährige Herrschaft zahlreiche Tal-, Flur- und Ortsnamen hinweisen, weniger aber Bergbezeichnungen. So auch der Name von Oberwölz selbst, der sich vom slavischen *v e l i k i* = groß, herleitet, womit wohl eine Siedlung gemeint ist. In den ältesten Urkunden wird Oberwölz noch *U v e l i z a* genannt. Die bayrischen Bischöfe von Freising haben als Grundherren unentwegt deutsche Ansiedler (Bauern und Handwerker) ins Land gebracht und deren Ansiedlung begünstigt und so diese schönen Täler dem gesamtdeutschen Volksboden für immerwährende Zeiten gewonnen. Eine nicht hoch genug zu schätzende Tat.

Versehen wir uns mehr als 900 Jahre zurück und lassen wir vor unserem geistigen Auge das Getriebe in der Kanzlei des deutschen Königs und Kaisers Heinrichs II. ein wenig vorüberziehen. Da steht des Königs Kanzler und diktiert einem Schreibkundigen Mönchlein eine Urkunde, mit welcher der frühere Kanzler des Kaisers, Bischof Egilbert von Freising, zum Dank für geleistete treue Dienste und um der himmlischen Gnade und Barmherzigkeit willen, die kaiserlichen Kammergüter Welz mit Lint bei Scheifling und Ratsch bei Frojach a. d. Mur erhält. Damit rückt unser Bergland, mindestens sein südlicher Teil in das helle Licht der gesamtdeutschen Geschichte. Vom Jahre 1007 bis einschließlich 1805 gehörten Stadt und Land im Wölzer Tal dem Bistum Freising (Bayern), das hier eine außerordentlich fruchtbringende und kultivierende Tätigkeit entfaltete und dessen Herrschaft, die nomine des Bistums durch die bischöflichen Burggrafen auf Schloß Rotensfels bei Oberwölz ausgeübt wurde, eine recht milde, menschenfreundliche genannt werden muß.

Die Stadt Oberwölz, die am besten von den Stationen Scheifling oder Anzmarkt der österreichischen Bundesbahnen (beide im Murtal gelegen) in einstündiger Kraftwagenfahrt erreicht wird, ist sehr hübsch gelegen und zeigt uns auch heute noch das liebtraute Bild einer mittelalterlichen Kleinstadt, wozu nicht wenig die erhalten gebliebenen prächtigen alten Stadttore, bedeutende Ummauerungsreste, Türme, sowie zwei schöne Kirchen (die Spitalkirche ist ein gotisches Juwel) beitragen. Eine große Anzahl sehr guter und dabei recht billiger Gasthäuser läßt kürzeres oder längeres Verweilen sehr angenehm erscheinen und wird seitens der Wirte wie von der Stadtgemeinde selbst, ein geradezu vorbildlicher Dienst an den besuchenden Fremden gelebt. Ein kleines, aber sehr schöne und fesselnde Stücke enthaltendes Heimatmuseum ist besonders zu erwähnen. Oberwölz ist zur Ausführung von Bergfahrten in den südlichen Wölzer Tauern der beste Ausgangspunkt.

Den volkhast empfindenden Besuchern wird bei ihren Gängen und Bergfahrten manch echtdeutscher, anziehender Brauch im täglichen oder festlichen Leben, in Hauswirtschaft und Umbetrieb auffallen. Viel urtümliche bodenständige Bauart ist hier noch zu sehen. Manche beachtenswerte Sagen und Mären leben noch im Volksmunde, von denen eine größere Anzahl in Hans v. der Sanns „Sagen aus der Grünen Mark“ und in F. Kraus „Die eiserne Mark“ enthalten sind. Sehr eigenartig waren auch die abgekommenen Schwert- und Fackeltänze in Niederwölz.

## Bergfahrten und Übergänge in den südlichen Wölzer Tauern

Wenn man durch das schöne, wehrhafte Hintereggertor Oberwölz verläßt, so erreicht man, im Tale des Wölzerbaches gegen Westen fortwandernd, Meinhardtsdorf und Winklern und dann bald die Einmündung des Efelsberger Grabens, in dessen Talschluß die von unserer Sektion „Österreichischer Gebirgsverein“ erbaute schmale Neunkirchner Hütte steht. Der Efelsberger Graben ist, wie fast alle Tauerntäler, im Anfang (am Talausgang) etwas einförmig, doch ändert sich dies sofort, wenn wir die Knollalm, nahe dem Talschluß, erreichen, wo der schöne stolze Berggipfel des 2385 m hohen Hochstübosens in das Blickfeld des Wanderers tritt. Die Neunkirchner Hütte ist für Bergfahrten in der Gipfelrunde des Efelsberger Grabens außerordentlich günstig gelegen. Mit einem Zeitaufwand von nur wenigen Stunden (durchschnittlich 6—7 Std.) sind fast alle Gipfel derselben zu ersteigen, wie z. B. der 2474 m hohe Greim und der gleichhohe Reinhart, fälschlich auch Rötelskirchspitze genannt, welcher Name aber nur dem Vorgipfel des Reinhart zukommt. Beide sind über den Funklerboden und die Funklscharte zu erreichen. Greim und Reinhart eignet eine geradezu ungeheure Rundschau, die von Dachstein und Großem Bösenstein im Norden und Nordwesten bis zu den Julischen Alpen im Süden, von den Bergen der mittleren Steiermark im Osten bis zu den Schladminger und Hohen Tauern im Westen reicht.

Auch der stolz aufgetürmte, 2423 m hohe Schöber, der trotz seines abschreckenden Aussehens über den Knollalmweg und seine Südseite (nicht Grat) nur mühsam, aber sonst unschwierig zu erreichen ist, ist sehr besuchenswert.

Noch bequemer, sozusagen der Berg für alle, ist der 2320 m hohe Talfenschein, der Hüttenberg der Neunkirchner Hütte. Während des Aufstieges auf ihn, durch das große Almbachkar (reiche Flora, viele Murmeltiere), der an einigen kleinen, aber sehr lieblichen Seen vorüberführt, entrollt sich die ganze Bergrunde des Efelsberger Grabens. Besonders schön und eindrucksvoll ist der Schöber mit seiner stolzen Westwand, das wirklich kirchdachsteile Dach mit dem Melled und die düstere Pyramide des Hochstübosens, sowie der nicht unschwierige Seiferingrat. Vom Gipfel des Talfenschreins aber selbst hat man, besonders in den Nachmittags- oder frühen Abendstunden den eigenartigen Anblick der scharfgeschnittenen Kämme und Grate der Sölzer und Schladminger Tauern, überragt von manch stolzem Gipfel, wie Großer Knallstein und Höchstein. Sehr beachtenswert ist auch die Schau auf die grüne Gipfelwelt um den Planerkeffel, auf den stolzen Schöber Nordgrat, der auch zünftigen Kletterern gut gefallen dürfte, Hochweber Spitze und Hohenwart.

Zwei gutmarkierte Übergänge über die etwa 2200 m hohe Hasenedscharte und über die Idleredscharte, 2158 m, führen hinüber ins Große Sölketal bzw. Donnersbachtal. Beim ersten Übergang läßt sich der 2358 m hohe Hochstübosen, der formenschönste Gipfel der Wölzer Tauern und beim zweiten der Talfenschrein mitnehmen.

Dem Hochstübosen, der von der Hasenedscharte nur mäßig schwierig über seinen Nordgrat zu ersteigen ist, eignet nicht nur eine prächtige Fernsicht, sondern auch ein besonders schöner Anblick des großen Sölktales, das in seiner ganzen Länge, vom Tauernhauptkamm an bis zum Ennstal, dem Beschauer zu Füßen liegt, wie ein Bild zu Goethes Gedicht von der Quelle.

Auch einige Kammwanderungen lassen sich ausführen, die aber meistens außerordentlich mühsam, wenn nicht schwierig sind, und ein gewisses Maß von Bergvertrautheit voraussetzen. Zu nennen wäre in erster Linie die vom Greim über die Funklscharte—Rötelskirchspitze—Reinhart zum Hochstübosen, von dem nun entweder ins Feistritztal (nach Süden) und nach St. Peter a. Kammersberg, oder (nördlich) über die Hasenedscharte nach St. Nikolai im Großen Sölketal absteigen kann. Eine sehr lange und zum Teil recht schwierige Kammwanderung ist diejenige von der Hasenedscharte

über die Krautwäsch, das Melleck, den Seiferingrat und das Sölkfelded zur Idlered-scharte. Schwierig ist auch die Überschreitung des Schobers, wenn man den Anstieg über den Südgrat und den Abstieg über den Nordgrat nimmt. Wer für Talwanderungen nichts übrig hat, dem sei der lange Rammler ab Knollischarte, vom Bernadlered zum Stangened und Langhaused oder vom Hochalpel direkt nach Oberwölz empfohlen, allerdings nur als Abstieg nicht als Anstieg.

Die Neunkirchner Hütte ist ziemlich geräumig (etwa 30 Personen können einfach aber gut und — sehr billig — nächtigen). Sie ist einfach bewirtschaftet (eine Hütte für Selbstversorger), und Almen in nächster Nähe ermöglichen billige Ergänzung der Vorräte.

Im östlich anschließenden Hinteregger Graben, dessen Berggrunde wieder der prächtige Schober, das Bernadlered, der Talsenschrein, das Laubtaled, die stolze Hochweberspitze, Regeled und Gaisstrümmersalzhöhe<sup>1)</sup> bilden, befinden sich im Talschlusse einige Seen und größere Lämpel (Müdlalpe), von denen der landschaftlich ungemein schön gelegene Fischeggelsee und der Zogelsee zu nennen sind. Wie schon früher erwähnt, ist der 2423 m hohe Schober von dem Almboden der Müdlalpe aus über seinen Südhang nur mühselig, aber sonst unschwierig zu ersteigen, während sein Süd- und Nordgrat eine zwar nicht allzuschwere aber immerhin zünftige Kletterei bieten. Der Schober hat eine sehr schöne Fernsicht und ungemein belehrende Gruppenausicht auf die Berggrunde des Hinteregger wie des Efelsberger Grabens.

Die Hochweberspitze, 2370 m, gleich dem Schober ein auffallender, formenschöner Gipfel, ist aus dem Hinteregger Graben von der Fussalm, 1537 m, über die Fussischarte und Weberscharte und ebenso auch von dieser Alm über den Banfurthoden und die Weberscharte ersteiglich. Die Besteigung ist recht mühsam und verlangt ein gewisses Maß von Trittsicherheit und Bergvertrautheit. Beachtenswert ist das massenhafte Vorkommen von Granaten. Auch aus dem Schöttlgraben und vom Glatzloch her ist dieser schöne Gipfel erreichbar, von letzterem aber nur mit teilweise sehr schwieriger Kletterei.

Der Hinteregger Graben hat keine Schutzhütte, aber man kann in der schönen Fussalm, 1537 m, einfach und billig Herberge haben.

Als Übergang wäre zu nennen: Ein markierter Pfad über die Blaufeldscharte, 2112 m, hinüber ins Hochschwarzatal zur gleichnamigen Alm und weiter ins Donnersbachtal.

Das schönste der im Weichbilde der Stadt Oberwölz ausmündenden Täler ist der Schöttlgraben, der zwar auch eines Schutzhäuses entbehrt, in dem man aber im Fürstlich Schwarzenbergischen Jagdhaus auf der Luchsenalpe, unterm Hohenwart und Grobhanfel, einfach und bescheiden nächtigen und herbergen kann. Der Talschluß des Schöttlgrabens ist, wie gesagt, der schönste unter den drei Tauerntälern und das Verweilen in ihm, besonders in den Morgen- und Abendstunden ein hoher Genuß — auch für Vermöhnnte. Den Talschluß beherrscht der doppelgipflige *H o h e n w a r t*, 2348 und 2361 m. Als Brustgeschmeide trägt dieser schöne Berg zwei herrliche Hochseen, an die

<sup>1)</sup> Die Mappingsoffiziere des ehemaligen k. u. k. Militärgeographischen Institutes waren oft Nichtdeutsche und die von ihnen in der Spezialkarte angegebenen Bergnamen sind häufig Meisterstücke von Namensverbrechungen. Aber soich ein Schnitzer, wie er bei Benennung der Gastrumaalpe gemacht wurde, ist doch wert, aufgezeigt zu werden. Allen, die hier vielleicht eine keltische oder altslawische Bezeichnung vermuten, sei verraten, daß weder das eine noch das andere zutrifft und diese Almhöhe ihre Benennung nur einer abgestürzten Geiß (mundartlich ausgesprochen *Goas* oder *Gas*) verdankt, die eben durch diesen Absturz in einzelne Stücke, mundartlich „Erümma“ zerlegt wurde. Aus dem mundartlichen „Gastrüma“ wurde das merkwürdige *Gastruma*. Es gibt mehr solcher Sprachdummheiten in den unterschiedlichen Karten und es wäre eine dankbare Aufgabe, solche Unrichtigkeiten zum Besten des Volkstums und der Allgemeinheit festzustellen.

sich viele Sagen und Märlein knüpfen: der große Fisch- und der kleinere Wildsee, beide verbunden durch Raskaden. Vom großen Fischsee rauscht ein herrlicher Wasserfall zur Tiefe. Von den beiden Gipfeln des Hohenwarts hat man eine ebenso anziehende wie belehrende Gruppenschau und Fernausicht. Sie ist naturgemäß der aller anderen Hochgipfel (Hochweber, Schöber, Greim usw.) im großen und ganzen ähnlich, so daß man sich wohl eine einzelheitenreiche Beschreibung ersparen kann. Der Gipfel ist entweder über das Blattjoch, 1987 *m*, oder über die Pölsedlscharte, 2056 *m*, ohne jede Schwierigkeiten zu ersteigen. Die wirklich schöne Aussicht lohnt die geringfügigen Mühsale der Ersteigung reichlich.

Über das 1987 *m* hohe *G l a t t j o c h* führte im Mittelalter, wahrscheinlich auch schon vorher in der keltisch-römischen Zeit, ein vielbegangener Saumweg, der das Mur- mit dem Ennstal verband. Die Stadt *O b e r w ö l z* und der kleine Markt *S t. P e t e r* am Kammersberg waren Umladepflege (vom Wagen auf die Pferde und von diesen wieder auf die Wagen), woraus beide Orte ansehnlichen Gewinn zogen. Auf der Vorderseite des Kropfmartwirtsch Hauses zu Ratsch im gleichnamigen Tale (das zum Söllpafz emporführt) befinden sich zwei Freskogemälde, die aus der Mitte des 18. Jahrhunderts stammen und in anschaulicher Weise die dabei üblichen Vorgänge bezeugen.

Liebhaber von langen, gipfelreichen Kammwanderungen seien auf folgende aufmerksam gemacht: vom Hohenwart zum Schieheck oder Schönberg und zur Klosterneuburger Hütte; vom Hohenwart über die Schönfeldspitze—Pustereckjoch—Breitdeckoppe—Rotbühel zur Plannerhütte. Diese Wanderungen sind jedoch nur im Frühsommer oder Frühherbst anzuraten.

Das Pustertal, das in beträchtlicher Länge vom Pölstal bis zum Tauernhauptkamm hinauszieht, ist ebenso wie das benachbarte, längliche Brettsteintal, ein ungemein liebliches, wohlbesiedeltes Tauerntal. Wohl selten wird man heute noch Täler finden, die im Bauftil der einzelnen Gehöfte so unverdorbenen, urtümlichen Charakter zeigen wie in diesen beiden Tälern. Die Berggrunde der beiden Täler wie die Gipfel des Trennungskammes sind ohne jede Schwierigkeit zu besteigen. Im Sommer überrascht hier ein reicher Blumenflor (*Arnica alpina* und ungeheure Massen von Koblröschen und wundervollen Federnelken), während sie im Winter ein noch der Erschließung harrendes Schigebiet sind. Zahlreiche, sehr gastfreundliche Ulmen sind vorhanden und von den leicht ersteiglichen Höhen genießt man eine zwar nicht aufsehenerregende aber immer sehr eigenartige Gipfel- und Gruppenausicht. Besonders besuchenswert ist der oberhalb Pustertal im Trennungskamm der beiden Täler aufragende 1894 *m* hohe *R a s o j e n* von dem man alles sieht, was in der Berggrunde dieser beiden Täler sehenswert ist.

Nähe bei Dorf Pustertal (etwas talaus) führt durch den schönen, waldreichen *M o s b a c h g r a b e n* ein Aufstieg zu der am Osthange des *S c h ö n b e r g e s*, 1984 *m*, in aussichtsreicher Lage erbauten Klosterneuburger Hütte der Sektion Osterr. Gebirgsverein, die man auch von Oberzeiring, entweder durch den Zeiringgraben oder bei aussichtsreicher Kammwanderung über den Steinerkogel und das Hirzed erreichen kann. Auch von Oberwölz ist diese Hütte durch die Salzhau, den Lachgraben und über die Lanzstatt erreichbar. Die nähere und weitere Umgebung dieser Hütte ist ein Schiparadies sondergleichen.

Das Pustertal ist schon seit den ältesten Zeiten besiedelt gewesen, haben doch in einem Seitentale, dem Fuchsgaben, schon die Kelten auf Gold gegraben, und nicht weit vom Talause, bei dem heutigen Unterzeiring, wo jetzt die Baulichkeiten der Stift-Admontschen Propstei sich erheben, dürfte das *Wiscellae* der Römer sich befunden haben, die nahe dem heutigen Oberzeiring ergiebige Silberbergbaue betrieben haben. Viele Sagen und Legenden erzählt man sich auch heute noch von den einzelnen Höfen und Siedlungen des Pustertaltes. Die bemerkenswerteste ist wohl jene, wie die

Pusterwalder zur Zeit der Türkeneinfälle die Mordbrennerbanden der Ukindschi (die „Renner und Brenner“ nannte man sie damals) abwehrten. In der Nähe des Gehöftes Moar im Gaschbach (einer der größten Bauernhöfe nicht nur dieses Tales, sondern der Steiermark überhaupt), an des Tales engster Stelle, errichteten sie eine Wehrmauer, kauten den starken Pusterwalder Bach und sprengten, als die Türken sengend und brennend talein zogen die Mauer. In den ausbrechenden Wasserfluten erschoff das asiatische Mordbrennergesindel. Die Stelle heißt noch heute das Wehrangerl.

Über die Talorte Pusterwald, Brettstein und Oberzeiring kann man nur das gleiche sagen wie über die Stadt Oberwölz: man kann hier billig und trotzdem gute und ausgiebige Verpflegung und Herberge finden.

Wohl den besten Überblick über die südlichen Wölzer Tauern bietet die südlich von Oberwölz aufragende Plešaitz, 1797 m, von altslawisch pleša = Glase, die außer einem ungemein belehrenden Anblick aller der gegen Oberwölz herabziehenden Täler und ihrer Bergrunde noch einen ebenfolchen auf die Seetaler Alpen mit dem Sirbiškogel sowie die Grebenzen gewährt, hinter denen in den frühen Morgenstunden geisterbleich die wundervollen Berggestalten der Steiner Alpen, Karawanken und Julischen Alpen sichtbar werden. Es ist nur ein bescheidener Berg auf dem wir stehen, aber im Blickfeld unseres Auges liegt eine Stätte, die in der Geschichte des gesamten deutschen Volkes die allergrößte Bedeutung hat. Am Gehänge des Sirbiškogels und seiner Trabanten in der Gegend von Neumarkt (genauer: St. Margarethen am Silberberg) liegen, teilweise noch im Schoße der Erde verborgen, die Reste der Königsstadt der Taurischer, liegen die Trümmer von N o r e j a, wo zum ersten Male in der Geschichte der Völker der d e u t s c h e Name aufglänzte. Hier wurde im Jahre 113 v. Chr. die erste Schlacht zwischen den germanischen Kimbern und den Römern bzw. den mit ihnen verbündeten Tauriskern geschlagen. Fürchterliche Naturereignisse hatten diesen deutschen Volksstamm aus seiner Heimat am Nordmeere vertrieben und landflüchtig gemacht. Welch' ein Unterschied zwischen den schlechtbewaffneten Kimbern und dem glänzend gerüsteten Römerheer. Und doch blieben die D e u t s c h e n S i e g e r. So stehen diese Berge und diese Landschaft gleichsam an der Pforte der Zeit, wo aus dem Dämmerdunkel alles Geschehens plötzlich der deutsche Name aufleuchtet; z u m e r s t e n M a l e — um nie wieder zu verlöschen. Dem Geologen und Archäologen Prof. Walter Schmidt ist es in erfolgreichen Grabungen gelungen die Stätte der keltischen Stadt Noreja und des Kampfplatzes genau festzustellen. Seitdem führt auf Veranlassung der feirischen Landesregierung, die kleine benachbarte Gemeinde St. Margarethen wieder den Namen Noreja

Nicht unerwähnt soll auch eine Burgruine bleiben, die am Gehänge des Thomasberges oberhalb des kleinen Marktes Unzmarkt im Murtal aufragt. Es ist die Frauenburg des Ritters und Minnesängers Ulrich v. Liechtenstein, des wohlledlen Verfassers der eigenartigen mittelalterlichen Dichtung „Frauendienst“, eine Verherrlichung jener seltsamen, abenteuerlichen und damals ungeheures Aufsehen erregenden Fahrt, die dieser Sänger und Ritter von Görz im Küstenland aus, bis nach Wien und Inaim in Mähren als Venusritter (Frauenritter) unternahm. Hierbei hatte er unzählige Kampfspiele (Tjoste und Buhurde) mit all den Adeligen und gebietenden Fürsten dieser Länder zu bestehen. Das Buch ist ein getreulicher Spiegel des ritterlichen Lebens der damaligen Zeit.

### Die Kottenmanner Tauern

Die von Trieben im Paltentale im Tal des Trieben- (Tauern-) Baches emporsteigende altehrwürdige Tauernstraße, die zur Pashöhe von Hohentauern hinanzieht um jenseits, im Pölstale absinkend, über St. Johann am Tauern, Unterzeiring—Oberzeiring südlich dem Murtale zuzustreben, scheidet die eigentlichen Kottenmanner Tauern





Wölzer Tauern. Blick vom Talfenschrein auf das Cölkfeldeck und die Cölker und Schladminger Tauern



Triebener Tauern. Der Kettentalfogel (Nordostwand und Ostgrat) und die Hahnmäuer (Hahnenkamp) dahinter Sunterfogel und Pleßen vom Goldriegel gesehen



Triebener Tauern. Anblick der Gamskögel vom Talboden des Triebentales (Weg zur Möderingalm)



(also die Bösenstein-Bruderkogel-Gruppe) von den östlich anschließenden Sedauer Tauern. Bei letzteren hat sich in den Jahren nach dem Kriege eine Unterscheidung in Triebener, Sedauer und Gaaler Tauern herausgebildet, wobei, wie überall in den Tauern, die zumeist am Gebirgsrande gelegenen größeren Siedlungen die Namensgeber waren. Diese im bergsteigerischen Schrifttum bereits gebräuchlichen Bezeichnungen benötigen auch die folgenden Ausführungen.

Wesentlich anders als bei den Wölzer Tauern ist der Charakter der Rottenmanner Tauern und wie bei diesen ist das Gestein (Gneis und Granit) für Aufbau und Aussehen maßgebend gewesen. Der heroische Zug, besonders in der Bösensteingruppe, ist vorherrschend, die mit ihren prächtigen Kären, Rämmen, Graten und Gipfeln echtes Hochgebirge darstellt. Nur in der Bruderkogelgruppe treten sanfte freundliche Formen auf, während der ebenfalls noch den Rottenmanner Tauern angehörende Oppenberger Ramm schon weit aus energischeren Formen aufweist. Der Anblick den diese Urgesteinsberge alle von drüben, von den Gesäufbergen her oder näher herzu, beim Zusammentreten auf das Idyll der Pashöhe der Tauernstraße — Siedlung Hohentauern — gewähren, ist überaus eindrucksvoll. Es war eine überaus dankenswerte Tat der U.-V.-Sektion Edeltraute in Wien, daß sie nach Verlust ihres schönen Südtiroler Schuhhauses sich daran erinnerte, daß hier, in diesen Bergen, durch viele Jahrzehnte hindurch, ihr eigentliches Arbeitsgebiet war. Dank der beispiellosen Opferwilligkeit ihrer Mitglieder erstand am Kleinen Bösensteintsee, inmitten des wundervollen Zirbenhaines, der den dortigen Almboden schmückt, in herrlicher, aussichtsreicher Lage, die schöne, neue Edeltrautehütte und seither erfreut sich nicht nur der 2449 m hohe Große B ö s e n s t e i n eines jährlich immer mehr steigenden Besuches, sondern auch die übrigen Berge und Täler dieser Gruppe. Sie verdienen aber einen solchen auch reichlich, denn bei verhältnismäßig leichter Mühe bieten sich dem Ersteiger nicht nur alpin wundervolle Szenerien, sondern in den Hochkären, besonders im Ochsenkar, beim Gefrorenen See, im Gmeinflecktar und schließlich bei den beiden Bösensteintseen, ganz nahe der Edeltrautehütte, hochalpine Bilder von erlesenem Reiz.

Die Besteigung der einzelnen Gipfel der Rottenmanner Tauern, wie etwa des 2449 m hohen Großen B ö s e n s t e i n s der 2387 m hohen Dreifsteden, der doppelgipfligen Hochhaide, 2375, 2363 m, bieten dem bergvertrauten Geher keine Schwierigkeiten, während Kletterer am türmereichen Dreifstedengrat (zwischen Großem Bösenstein und Sonntagsspitze—Dreifsteden), sowie am Almspizgrat der Hochhaide und dem Rübengrat der Dreifsteden, helle Freude haben werden. Sind doch diese Grate, besonders im Frühsummer oder Spätherbst, allerbeste Schule für gleichgeartete Grate und Rämme des Salzburger oder Tiroler Hochgebirges. Die Begehung des Rammes Steinammandel—Dreifsteden mit Abstieg durch das Ochsenkar zur Rotalm und von dieser zur Edeltrautehütte vermittelt dem Begeher eine Fülle der großartigsten hochalpinen Schaustücke dieses Tauernsteiles. Nur etwas länglich ist die Sache, weil stellenweise sehr bedeutende Höhenverluste eintreten. Das hier Gesagte trifft auch für den Oppenberger Ramm zu, den Trennungskamm zwischen dem Strecken- und dem Gollinggraben.

Als Aussichtsberge sind alle diese Gipfel berühmte Hochwarten. Der Anblick des grünstamtenen Gipfelmeeres der Niederen Tauern, an einem schönen Herbsttag vom Gipfel des Großen Bösensteins genossen, ist ein Erlebnis, wie man es selten haben wird.

Im steigendem Maße sind die Hochkare und einzelne Gipfel dieser Gruppe wintersüber das Ziel der Schneeschuhläufer geworden, wobei nicht nur die Edeltrautehütte, sondern auch das auf der Südrampe der Tauernstraße erstellte Bergsteigerheim der Sektion Austria unseres Vereines, besonders für die Bruderkogelgruppe, ein ideales und dabei gutes und billiges Standquartier abgibt.

Das reizende Dörflein Oppenberg, auf der Wasserscheide zwischen dem Rohrbach und dem Gollingbach gelegen, ist ebenfalls ein sehr gutes und, infolge des Fehlens von Schutzhütten in diesem Gebietsteile, einzig geeignetes Standquartier für Bergfahrten im gipfelreichen Oppenberger Kamm sowie im Gebiet des überaus blumenreichen 2199 m hohen Hochschwungs, der übrigens über seinen zum Reitered ab sinkenden Nordostgrat nicht leicht erreicht werden kann. Die Begehung des vom Hochschwung südwestlich ziehenden Kammes (Tauernhauptkamm), der die Verbindung mit den Wölzer Tauern herstellt, ist sehr lohnend und ganz harmlos. Eine Reihe von Gipfeln wie der Kleine Zinken, 2157 m, auch Schrattnner Zinken genannt, der Seitner Zinken, 2165 m, und der Sudlerkogel, 2110 m, werden hiebei überschritten, bis die Große Windlufe, 1859 m, erreicht ist, wo sich die Rottenmanner Tauern von den Wölzer Tauern lösen.

Von Oppenberg gelangt man auch auf markierten Pfaden über die Seekoppe und den Hochrettelstein zur Plannerhütte in den Nördlichen Wölzer oder Donnerzbacher Tauern.

Auch dem behaglich dahinschreitenden Wanderer, der bloß Übergänge oder Talwanderungen bevorzugt, bieten die Rottenmanner Tauern viel. So ist der schöne Streckengraben zwischen der Bisensteingruppe und dem Oppenberger Kamm zu erwähnen (hier, nahe dem Talschluf, bietet die Maghütte einen angenehmen privaten Stützpunkt), wobei man entweder über die Bärwurzaln und den Bärwurzpflster, 1815 m, in das Quelltal des Pölsbaches oder über den Sattel des Reitereds, 1861 m (angeblich ein antiker, römischer Saumweg), in das Au- und Brettsteintal gelangen kann. Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß dieser Übergang von Kaiser Maximilian dem letzten Ritter und Erzherzog Johann dem warmherzigen, unermüdblichen Förderer und Freund der Steiermark und des Bergsteigertums (auch deutscher Reichsverweser war er) begangen wurde.

Auch der Gollinggraben ist sehr reizvoll und seine Durchwanderung und das Hinüberwechseln ins Brettstein- oder Pusterwaldtal nur sehr anzuraten.

Wohl einen der lehrreichsten, dabei aber auch außerordentlich schönen Anblick der Bisensteingruppe gewährt die Besteigung des bloß 1811 m hohen *Triebeins* bei Hohentauern, dessen mächtige Magnesitlager erschlossen wurden, die im Tagbau gebrochen werden.

Man kann die Rottenmanner Tauern wohl nicht verlassen ohne der Tauernstraße zu gedenken, die als Verkehrspulsader seit den ältesten Zeiten den Hauptkamm der Alpen überseht, als die dritte fahrbare Straße nach dem Brenner. Schon die Kelten haben hier einen Saumpfad gehabt und die ihnen folgenden Römer erkannten nicht minder die Wichtigkeit dieser Wegrichtung. Sie waren es auch, die den ursprünglichen Saumweg alsbald zur Handels- und Legionenstraße ausbauten. Diese führte aus dem Murtale über den Pölsbals ins Pölstal und man vermutet ungefähr in der Nähe des heutigen Dorfes Pöls die Station Montana. Neben dem Eingang des St.-Agatha-Kirchleins in der Stifftlich-Abmontischen Propstei in Unterzeiring sind steinerne Sierate von dem *mansio* oder *hospitium* *Viscellae* eingemauert. Der Straßenzug ging dann tauernaufwärts, wo in der Nähe des heutigen St. Johann am Tauern, auf der sogenannten Schulterhöhe, wieder eine Station — *Tarturana* — sich befunden haben soll. Nach Passieren der Passhöhe führte die römische Straße, wie auch die heutige, im Tal des Tauern- bzw. Triebebaches talab bis zur Ausmündung des Sunigrabens. Hier aber bog sie entgegen dem heutigen Straßenzug nach links ab und überquerte den Kamm zwischen dem Wolfsgraben und Schwarzenbachgraben, um, im letzteren abwärtssteigend, bei dem heutigen St. Lorenzen die Sohle des Paltentales zu erreichen. Hier soll die Station *Surontum* gewesen sein. St. Lorenzen ist auch die älteste Pfarre des ganzen Paltentales. Von dort verlief der Straßenzug, im Paltentale weiterzie-

hend, gen Rottenmann. Das heutige Schloß Strechau steht wohl an der Stelle der Station Sabatina. Aber die heutige Ortschaft Selztal erreichte die Römerstraße Striate, Liezen. Ab dort stieg sie zum Sabromagus, dem heutigen Pafz Pöhrn an, übersezte denselben, um im Tal der Leichel Ernolafia, das heutige Windischgarsten, zu erreichen und nun, der Linie der heutigen Pöhrnbahn folgend, im weiteren Verlauf nach Lentium, dem heutigen Linz, und Ovilava, dem heutigen Wels, zu führen.

Die unruhigen Zeiten der Völkerverwanderung zerstörten Straße und Siedlungen und eine geschichts- und kulturlose Zeit brach an, von der nur soviel bekannt ist, daß hier einer verhältnismäßig kurzen germanischen Epoche eine ziemlich lange der Alpenstaven folgte. Erst die rege Kolonisationstätigkeit des bayrisch-deutschen Stammes und seiner Herzöge brachte auch dieses Alpental wieder, und zwar für immerwährende Zeit, in den Bannkreis deutscher Besitzung und deutschen Volkstums. Es ist das Hochstift Salzburg bzw. das von ihm gegründete Stift Admont, das hier eine ganz hervorragende Kulturtätigkeit entfaltete. Aber nur entlang der Tauernstraße, die schon damals die Hauptverkehrsader zwischen dem Ennstal—Paltental und dem Murtal war, ist diese Tätigkeit zu verspüren und nur hier waren größere Siedlungen, besonders auf der Pafzhöhe und der Südseite des Tauernammes, im freundlichen, breiten und sonnigen Pölstal. Auch der Bergbau blühte und vor allem werden die Silberbergbaue von Oberzeiring genannt, als die vornehmsten und reichsten des Landes Steiermark. Das kleine Oberzeiring muß damals so eine Art alpines Peru gewesen sein und, wohl bedingt durch den reichen Bergsagen, ist's da hoch hergegangen, so daß schließlich des Himmels Strafgericht ob gehäufter Frevel- und Schandtaten unvermeidlich wurde. Eines Tages ersoff in des Wortes schlechtesten Bedeutung das ganze Bergwerk mitten im Betriebe mit vielen Hunderten von Knappen infolge eines gewaltigen Wassereintruches. Eine Art Wandchronik in der Königsstube des Schlosses Hahnfelden bei Unterzeiring schildert höchst anschaulich diese Katastrophe, bei der angeblich über 1400 Knappen den Tod fanden. Daß das Oberzeiringer Bergwerk ein ganz bedeutendes gewesen sein muß, erhellt auch aus dem Umstand, daß Kaiser Max, der letzte Ritter und Romantiker auf dem deutschen Kaiserthron, sich mehrmals höchst persönlich nach Oberzeiring bemühte und dort im Schlosse Hahnfelden Wohnung nahm um mit allen in Betracht kommenden Personen Beratung zu pflegen und das Geeignete zu veranlassen, um das Bergwerk wieder zu „erheben“. Aber weder ihm noch den Ingenieuren der Kaiserin Maria Theresia gelang dies; die zum Einsatz gebrachten damaligen Hilfsmittel waren viel zu minderwertig, um einen Erfolg herbeizuführen. So ruhen denn die Silbersehäße Oberzeirings noch immer in währiger Tiefe.

Eine ganz bedeutende Rolle in der Geschichte der Namensgeberin unseres Gebietes, der Stadt Rottenmann, spielte das überaus tüchtige Gewerklengeschlecht der Hofmann auf Schloß Strechau und Grünbüchel, die nicht nur gute und tüchtige Bergherren und Kaufleute waren, sondern auch mächtige Förderer des damals aufkommenden evangelisch-christlichen Bekenntnisses. Aber die machtvoll einsetzende Gegenreformation der Habsburger zwang sie, wohl eines der reichsten Adelsgeschlechter der damaligen Zeit, zur Auswanderung. Bauern- und Türkenkriege, und die unheilvollen Maßnahmen der Gegenreformation taten ein übriges, und so schwand der bescheidene Wohlstand aus dieser Gegend. Auch die Franzosen zogen in den napoleonischen Kriegen, gleich den Türken über den Tauern und erhielten sich, gleich diesen, in nicht angenehmer Erinnerung. Dem regen Personen- und Frachtverkehr wurde durch die aufkommende Eisenbahn ein Ende bereitet und erst die neueste Zeit mit dem einsetzenden Fremden- und Kuristenverkehr, nicht zu vergessen der Schiläufer und Kraftwagenfahrer, brachte wieder einiges Leben und bescheidenen Wohlstand in diese Gegend, die gleich dem Dornröschen der Sage in todartigem Schlaf versunken war. Dies wäre wohl eine erfreuliche Wendung zum Besseren gewesen, wenn nicht der Weltkrieg und seine und der

verderblichen Friedensverträge Folgewirkungen gewesen wären. So zieht denn auch hier, wie überall in unserem Vaterlande unablässig der Zug der Elenden und Bedrückten, gemeinhin „Arbeitslose“ genannt, über den Tauern, wohl mit der Hoffnung im Herzen, daß auf diesen Elendswinter doch wieder ein freudiger Frühling kommen möge.

### Die Triebner Tauern

Erst in den Jahren nach dem Kriege ist dieses herrliche Tauerntal, das seinen Namen nach dem Triebenbach hat, der es durchfließt, und seine stolze Berggrunde bekannter und auch besuchter geworden. Hierzu trug wesentlich bei, daß die akademische Section Graz unseres Vereines die Triebenthalshütte erbaute und die strengen Jagdabsperungsmaßnahmen ziemlich gemildert wurden. Stolze, hochalpine Prunkstücke sind es die im Talschluß des Triebentales und seiner Seitentäler verborgen; hochalpine Schauffstücke, die ebensogut in den Schladminger Tauern, dem wohl wildesten und großartigsten Teil der gesamten Niederen Tauern, stehen könnten. In dieser Hinsicht sind die Triebner Tauern den Rottenmanner Tauern in jeder Hinsicht ebenbürtig.

Die Berggrunde, die das Hochkar der Möderingalm umsteht, wirkt nicht nur auf den, der sie zum ersten Male sah, sondern immer wieder packend, hinreißend. Der Anblick der jäh aufgeredeten, düsteren, meist von Wolken oder Nebeln umrauchten Gamskögel ist auch in jeder Hinsicht geeignet, durch seine wilde Großartigkeit immer und immer wieder den Blick auf sich zu ziehen.

Sehr merkwürdig ist hier auch das Auftragen eines Berges im Tale, der sogenannten Königin oberhalb der Möderingalm, die mitten im wilden Hochkar als ein freistehendes Berggriff steht. Es ist das Werk des eiszzeitlichen Triebentalgletschers, das er hinterlassen, ähnlich wie die immer mehr und mehr ausapernden Eissteine des Hallstätter Gletschers am Dachstein.

Nicht minder großartig wie das, oder besser gesagt, die Möderingfars, ist der Talschluß eines Seitentales des Triebentales, der Schauhüh, durch welche über das Schauhühörl ein Pfad in den Ingeringgraben hinüberführt. Die wilden Türme des Schauhühmäuergates, besonders schön in Nachmittagsbeleuchtung, die stolze finstere Nordostwand des doppelgipfligen Kettentalkogels und dessen Ostgrat (auch eine zünftige Urgebirgskletterei), sie sind hochalpine Schauffstücke von Rang, wie man sie in den von der Ferne so zahm aussehenden Niederen Tauern gar nicht vermuten würde.

Auch das Rauchauffar am Großen Griesstein und das Eberlkar des gleichen Berges mit dem märchenhaft-schönen Eberlsee, sind von seltener Großartigkeit. Im Eberlkar baut sich über dem See die brüchige und unangenehm zu ersteigende Nordwand des Großen Griessteines auf. Die Wälder, Almhöden und Hochfars des Triebentales sind reich an Hoch- und Kridelwild, das sorgsam gepflegt und gehegt wird. Rauchauffar und Eberlkar sind übrigens verboten.

Wenn der tiefblaue, von weißen Schönwetterwolken durchsegelte Himmel eines Frühsonnertages über all diesen tiefdunkelbraunen Felskerlen ausgespannt ist, in den Bergfalten, Runsen, Rinnen und Hochfarsen noch der Schnee leuchtet, der Hochwald aber im frischen Sprossengrün steht und die Almhöden wie von Blut übergossen im Rot der blühenden Ur-Alpenrosen leuchten, dann ist hier ein köstlich Verweilen. Um so köstlicher ist solch ein Wandern und Steigen, weil man fast immer allein ist. Höchstens ein Halterbub, ein Knecht, Bauer, Holzknecht, Jäger oder auch eine Sennerin sind es, die einem begegnen und unter den letzteren soll es (wie die Kunde geht) auch junge und hübsche geben. Sie alle stören nicht, da sie ja der Landschaft, dem Heimatboden angepaßt sind; es ist vielmehr eine Freude mit diesen wurzelechten Leuten in

Berührung zu kommen. Denn dort ist noch Heimat Erde, Heimatsschönheit, Heimatvolk, vom besten deutschen Schlag!

Der Beginn des Triebentales läßt in gar keiner Weise die hochalpinen Glangsklöße auch nur ahnen, die in seinem Hintergrunde verborgen sind. Wenn wir das Gehöft Braun erreichen, tritt mächtig der 2338 *m* hohe Große Griesstein in unseren Gesichtskreis. Später lugt rechterhand, aus dem Hintergrund des Braunkaferes der Geierkogel herunter, während geradeaus der Blick in das einsame Hochtal der Schaunith fällt, in dem die gewaltigen Türme des Hahnmauergrates, auch Hahnenkamp genannt, den Blick fesseln. Gehen wir weiter talein, so kommen wir an der schmutzen Triebenthalhütte vorbei zur Griesmayerhube, wo man heute privat ebenfalls gut und billig nächtigen und herbergen kann. Hier zeigt sich das stolze Schaufeld des Triebentales, die wilden Gamskögel, scherzhaft auch „steirischer Günstfingerpsitz“ genannt. Bald nach dieser Hube erfolgt eine Wegteilung. Rechterhand geht es hinauf zur Mödringalm und zum Rnaudachtörl, von dem aus, mehr mühselig als schwierig, über den Kleinen Griesstein der Große Griesstein erreichbar ist. Eine sehr lehrreiche Gruppenansicht und ein besonders in den späten Nachmittagsstunden wundervoller Anblick der feineren Flammen gleichenden Geseüßeberge ist der Lohn unserer Mühen. Vom Gipfel des Großen Griessteins kann man über Block- und Schuttwerk absteigend, recht mühsam (im Aufstieg ein arger Schinder) zum Triebner Törl gelangen und durch den Bärenbachgraben wieder die Talsohle des Triebentales und die Triebenthalhütte erreichen.

Von der Mödringer Alm ersteigt man steil und mühsam, aber sonst unschwierig, über das Mödringer Törl, südlich des Rnaudachkogels, die 2329 *m* hohe Hochleitenspitze, und von dieser, mäßig schwierig, den höchsten Gipfel der Gamskögel, etwa 2370 *m*, zugleich der höchste Berg der Triebner Tauern, mit überraschendem Tiefblick und einer dem Großen Griesstein ähnlichen Aussicht. Die Begehung des Grates vom höchsten Gamskögel bis zum Mödringer Kogel ist sehr schwierig und nur geübten Kletterern anzuraten. Auch die furchtbar steilen Rinnen, die zwischen den einzelnen Gipfeln zum Almboden der Mödringer Alm niederziehen und in denen der Steinschlag nie zur Ruhe kommt, wurden erst einige Male durchstiegen.

Der doppelgipflige Kettentalkogel, 2272 *m*, ist vom Kettentörl, 1870 *m*, dem Übergang aus dem Triebental in den Ingeringgraben, ohne jede Schwierigkeit zu ersteigen, um so mehr aber wird der Besteiger über die gewaltigen Wände erstaunt sein, mit denen dieser harmlos erscheinende Berg in die Schaunith abstürzt und die, soviel mir bekannt, noch des Zwingers harren. Vom Kettentalkogel zieht dessen schneidiger Ostgrat zum Hahnmauergrat, ebenfalls eine sehr schwierige, wilde Kletterei.

Aus dem schönen Brauntal, von der gleichnamigen Alm, kann man unschwierig, nur mühsam, über die Braunschneide den Gipfalkamm der Wirtsalpe erreichen und über ihn zum doppelgipfligen Geierkogel, 2337 *m*, gelangen. Die Fortsetzung der Rammwanderung biegt hinab zum Weingrubertörl und auf den 2337 *m* hohen Sonntagskogel, von dem ein Weg hinab zum Triebner Törl, 1907 *m*, führt. Vom Törl kann man dann weiter entweder ins Bärenental und durch den Leitfischgraben zur Tauernstraße oder, wie schon früher erwähnt, durch den Bärenbachgraben zur Triebenthalhütte gelangen. Während dieser Wanderung hat man einen Prachtanblick der Rottenmanner Tauern, besonders schön die Bösensteingruppe und die Runde der mächtigen Berghäupter des Triebentales.

Der Geierkogel, auch von Hohentauern auf bezeichnetem Weg zu erreichen, ist im Winter eine herrliche Schiturl.

Aus dem Hochtal der Schaunith führt über die breite Paßsenke des Schaunithtörls ein Weglein hinüber in die schöne Ingering, während uns von der Griesmayerhube, wo sich der Talweg teilt (siehe oben), ein ebenfalls bezeichneter Weg zum Bären-



fußfattel und weiterhin in den bereits den Sedauer Tauern angehörenden Liefinggraben bringt.

Die beiden Mödringer Kare, sowohl das in dem unterhalb des Falberges der Königin die Mödringer Alm liegt, und das östlich anschließende Mödringer Galtviehkar, sind im Winter herrliche Schiböden. Die Ersteigung des im Hintergrunde aufragenden Speikleitensberges, 2126 m, ist völlig unschwierig. Sehr hübsch ist der Übergang zur Kneißlalmspiz, 2047 m, der Krugspitze der Spezialkarte. Auf beiden Gipfeln hat man eine außerordentlich lohnende Gruppenausicht.

Das Triebental wird in der Richtung Nordwest-Südost von dem Rammzug begrenzt, der mit dem Schwarzkogel, 1737 m, beginnend, über das Fötteleck, 1893 m, zum Triebenfeldkogel, 1884 m, zieht. Wer besonders im Spätfrühling eine Wanderung unternehmen will, die ihm alpine Schönheiten in reicher Fülle bescheren soll, der begehe diesen Ramm. Schönes Wetter vorausgesetzt, wird ihm der Anblick der herrlichen Gefäuseriesen und der Prachtberge des Triebentales noch lange in der Erinnerung bleiben. Diese Tour ist auch eine herrliche, nur etwas anstrengende und zeitraubende Schitur. Diese Rammwanderung ist der Glanzpunkt der leichten Bergfahrten von der Triebentalhütte aus.

### Die Sedauer Tauern

Dieser ausklingende Teil der Niederen Tauern läßt sich in zwei Gruppen zerlegen, und zwar: die Berggrunde des Liefinggrabens und seiner Seitentäler, nebst dem Zinkenstod, und in die sogenannten Galetauern. Letztere umfassen die Bergwelt des Trennungskammes südlich der Triebentalberge zwischen dem Pölstal (Tauernstraße) einerseits und dem Gaalgraben anderseits, weiters die Berge des Trennungskammes zwischen dem Gaal- und Ingeringgraben. Es ist dies keine müßige Spezialisierung, sondern die Anpassung an den Sprachgebrauch der Einheimischen, genau so wie bei der Benennung der Triebner Tauern.

Die Liefingberge sind jener gewaltige Rammbogen der mit der Greimelhöhe, ob Wald am Walder Sattel beginnend, über den Kleinen und Großen Schober, die Lederkuppe und das Rogelhorn zum 2097 m hohen Himmeleck streicht, hierauf die Rammfenne des 1795 m hohen Bärenfußfattles passiert, und von diesem zum gipfelreichen Hauptkamm ansteigt. Es sind dies der Bärenkogel, Lattenberg, Goldriegel, Stellmauer, Kerschternkogel und Schrimpfkogel. Bei diesem wird wieder der Tauern Hauptkamm erreicht, der von den Gamskögeln (siehe Triebner Tauern) über den Speikleitensberg, die Senke des Rettentörls, über den Rettentalkogel, den Hahnmauergrat und das Schaunistörl herüberstreicht. Nach dem Schrimpfkogel wird die Gratfenne des Liefingtörls passiert (kein günstiger Übergang) und nun folgt der höchste Gipfel der Sedauer Tauern der 2418 m hohe Saukogel, poetischer auch Geierhaupt genannt, schließlich der Grieskogel, 2336 m. Vom Geierhaupt streicht südlich ein kurzer Grat ab, der in den beiden Höllkogeln gipfelt. Zwischen Geierhaupt und Grieskogel zieht das großartige Kar des Höllgrabens zum Ingeringsee hinunter, wohl eines der prächtigsten Schaustücke in den eigentlichen Sedauer Tauern. Zwischen dem Grieskogel und Hirschfadlgrat zeigt der Tauernhauptkamm gutartige Beschaffenheit. Im Hirschfadlgrat richtet er sich ähnlich (aber nicht so großartig) wie bei den Gamskögeln, in eine Reihe von Türmen auf. Nach dem Hirschfadlgrat folgt endlich das gewaltige, weithinschauende Haupt des 2416 m hohen Hochreicharts. Vom Hochreichart senkt sich der Tauernhauptkamm zur großen Rammfenne des Reichart- oder Brandstätter Törl, um dann zum Brandstätterkar-Rogel, 2242 m, und Maranger Rogel, 2358 m, anzusteigen. Zwischen Maranger Rogel und dem Vorgipfel des Sedauer Zinken, 2398 m, ist noch die breite Senke Mar-



steg (auch Maiersteg, 2104 m), eingefattelt. Nach diesem Berge, dem letzten, ausgesprochenen Hochgebirgscharakter zeigenden Gipfel, der Sedauer, ja der gesamten Niederen Tauern, werden die noch folgenden Kammhöhen wie Hammerkogel, Schwaigerhöhe, Rumpfstein, Hochalm u. a. m. immer niederer, um schließlich in waldigen Ruppen bei Sedau und Knittelfeld zu enden.

Unter den sogenannten Gaaler Tauern versteht man, nach dem Sprachgebrauch der Einheimischen, die Berggrunde jener beiden Riesenkämme, die sich einerseits an der Hochleitenspitze, andererseits am Speikleitenberg vom Tauernhauptkamm lösen, und südwärts streichend, das Pölstal vom Gaalgraben und diesen von der Ingering trennen. Das am Ausgangspunkte der beiden Riesentäler liegende Dörflein Gaal war Namensgeberin. Der erste Kamm, der südlich der Hochleitenspitze aus der Kammsenke des 2083 m hohen *G a a l e r E d s* sich vom Tauernhauptkamm löst, um bald danach die schöngestalteten Berghäupter des *A m a c h t o g e l s*, 2314 m, und *R e s s e l e d*, 2417 m, zu bilden, streicht dann, mit einer Menge von Gipfeln und Kammsenken in streng südlicher Richtung bis zum *R o s e n k o g e l*, 1819 m, bei St. Oswald, wo er in anfänglich südöstlicher Richtung, später in rein östlicher Richtung zuerst Pölstal und Gaalgraben und dann diesen und das Murtal voneinander trennt. Nach dem Rosenkogel werden auch hier die Gipfel immer niederer und unbedeutend, um schließlich im Wald unterzutauchen.

Der Trennungskamm Ingeringgraben-Gaalgraben zweigt am Kneistörl (auf der Spezialkarte falsch Gaaltörl benannt), 1866 m, nächst dem Speikleitenberg vom Tauernhauptkamm ab, steigt dann zum Radl und Sunterkogel an, fällt hierauf zur Tierscharte ab, um hernach wieder zur 2342 m hohen *P l e z e n* anzusteigen. Dieser folgen der Große Ringkogel, 2277 m, Kleiner Ringkogel, 2105 m, und Reppenstein, 1921 m.

Auch in den Sedauer und Gaaler Tauern zeigen die Sedauer Tauern, besonders in der Berggrunde des Liesinggrabens, im Hochreichart und Zinkenstock noch echten Hochgebirgscharakter, während in den Gaaler Tauern ein deutliches Abklingen bemerkbar ist. Aber nichtsdestoweniger sind auch diese letzten Tauernberge sehr besuchenswert; besonders im Spätwinter, Frühling und Frühsommer bieten sie sehr dankenswerte Ziele, wenn ringum noch die Hochalpen zum Großteil ihr Winterkleid tragen, ja bei günstigen Schneeverhältnissen ist hier die Ausübung des Schilaufes noch bis in den Mai hinein möglich. Leider fehlt fast jegliche Unterkunft. Die Herstellung kleinerer Schutzhütten würde ein herrliches Schigebiet erschließen. Außer der Hochreicharthütte auf der Stubenbachalpe unterm Hochreichart und einer Naturfreundehütte unterm Hölzberg-Gaaler-Ed (Trennungskamm Gaalgraben—Murtal) ist kein turistischer Stützpunkt vorhanden.

### Berggrunde des Liesinggrabens

Das Dörflein Wald am gleichnamigen Sattel der Wasserscheide zwischen Mur und Enns, ist der einzige Stützpunkt für alle Bergfahrten in diesem mit hochalpinen Reizen wahrlich reich bedachten Gebiete. Besonders die Frühlings- und Frühsommerzeit, aber auch der Herbst sind die beste Zeit zur Ausführung von Bergtoren, wenn die Höhen noch oder bereits wieder Schneeschmud tragen, die Wälder aber in frischem Grün oder in der Laubverfärbung des Herbstes prangen. Dann ist hier ein gut Steigen und Wandern. Nur das Fehlen von Schutzhütten bedingt lange Anmärsche, da nur wenige Almhütten noch vorhanden sind oder Freilager bezogen werden müssen.

Ein prachtvoller, leicht erreichbarer Ausichtsberg ist der Hausberg von Wald, der 1895 m hohe *S c h o b e r*, von dem in hübscher, unschwieriger Kammwanderung über Lederkuppe und Rogelhorn das 2097 m hohe *H i m m e l e d* zu erreichen ist, das eine Prachtschau auf die stolzen Berge, die das Triebental umstehen, auszeichnet.

Der Gratkamm, der vom Bärensubhsattel, 1795 m, zum Kerschkerkogel, Schrimpfkogel, Geierhaupt und Grieskogel sich hinanhebt, ist besonders reich an herrlichen Ein- und Ausblicken gegen die Triebner und Gaaler Tauern sowie in die stillen, wenig besuchten, aber großartigen Hochfars, in denen die Quellbäche der Liefing entspringen (Steintar, Hühnerfar, Finsterliefing). Ein Abstieg vom Geierhaupt oder Grieskogel durch das Hüllkar südlich hinab zum Ingeringsee wird jedem, der ihn gemacht hat, ob der wirklich großartigen Hochgebirgsbilder, die sich ihm hier zeigen, in guter Erinnerung bleiben. Allerdings verlangen diese recht länglichen und beschwerlichen Gratwanderungen (viele Höhenverluste) Ausdauer und Bergvertrautheit.

Ein herrliches Hochfar ist auch das der Schönebenalm, das von Wald aus durch den Liefing- und Rieplgraben erreichbar ist und das von den wilden Wänden und Türmen des Hirschadlgrates umgrenzt wird. Einzig schön ist wieder vom Gipfel des weithin schauenden Hochreicharts der Anblick des in prachtvollen Wänden abfließenden Geierhauptes und Grieskogels, welch schönem Wilde die Türme des Hirschadlgrates einen wirkungsvollen Vordergrund geben.

Im Hochreichartgebiete ist auch die einzige Schutzhütte des Alpenvereines zu nennen, die der Gruppe Knittelfeld der Sektion Österreichischer Touristenklub gehörige *H o c h r e i c h a r t h ü t t e* auf der Stubenbachalpe, die sowohl dem sommerlichen Bergsteiger wie dem Schifahrer ein sehr guter Stützpunkt ist. Erst durch sie wurden die Schiparadiese der riesigen Hochfars nördlich des Hochreicharts, Brandsätterkar-Kogels und Maranger Kogels zugänglich gemacht.

Das nördlich des Sedauer Zinkens eingesenkte Hochfar des Gotstallkessels weist nicht nur einen prächtigen Birnenbestand auf, sondern ist auch das letzte typische Tauernhochfar, und im Winter prächtiges Schigelände, dem die Abstürze des Sedauer Zinkens einen wirkungsvollen Abschluß geben. Aber auch die vom Zinkengipfel nach Sedau abfließenden Seitenkämme und Grate, und zwar der über den Pabstriegel und Großen Haubenkogel, sowie ganz besonders der prächtige Fernblide bietende Gipfelkamm Zinken—Hammerkogel—Schwaigerhöhe—Kumpischstein—Hochalm sind äußerst lohnende Bergfahrten. Sie sind alle nur mühsam und beschwerlich, aber sonst ohne jede Schwierigkeiten zu begehen.

### Aus den Gaaler Tauern

Repenstein, Kleiner und Großer Ringkogel sowie die Pleßen sind die Hauptgipfel des Trennungskammes zwischen dem Ingering und Gaatal. Sie sind von Dorf Gaal aus leicht und ohne jede Schwierigkeiten auf markierten Wegen zu erreichen und im Sommer sehr dankbare Aussichtswarten, die einen ungemein belehrenden Anblick der Südseite der Sedauer Tauern sowie der Bergrunde des Gaalgrabens geben. Im Winter sind sie prächtige Schiziele, die nur, mangels einer Schutzhütte in höheren Lagen, recht mühsam und langwierig zu erreichen sind.

Von der Pleßen kann man, die Lierscharte passierend (nicht leicht, Vorsicht!), auf den Sunterkogel und das Radl gelangen. Hierbei hat man schöne Blicke in die Talschliffe des Gaalgrabens und der Ingering. Diese Höhen werden fast nur von Einheimischen besucht, selten, daß sich in diese wahrhaft abgeschiedenen Gebiete, weil zu weit von jeder Siedlung entfernt, irgendein Bergsteiger verirrt. Sind auch hier keine ungewöhnlichen Schönheiten zu finden, so befriedigt den Besucher doch die hier herrschende absolute Ruhe. Wahrhafter Bergfrieden ist hier und eine sehr schöne Flora und ein reicher Wildstand.

Das Gleiche gilt auch von den Bergen, die den Rammzug Umackkogel—Keffeled—Rosenkogel usw. bilden. Eine Durchwanderung des schönen Ingeringgrabens und das Hinüberwechseln über das Ketten- oder Schaunitzbühl ins Triebental hat ebenfalls viel Reiz.



Nottenmanner Tauern. Das Gipfelmeer der Niederen Tauern (Domnersbacher, Wölzer, Sölker und Echladminger Tauern)  
vom Gipfel des Großen Bösensteins gesehen



Opperberger Kamm. Blick vom Anstieg zum Großen Schüttkogel gegen Hochrettelstein und See koppe



Es wäre eine arge Unterlassungssünde, wollte man nicht auch der Geschichte des prächtigen, auf der Südseite des Tauernhauptkammes, an den Ausläufern des Zinkens gelegenen Benediktinerstiftes (früher Augustinerstiftes) Sedau gedenken, das auf eine beachtenswerte Vergangenheit und ebensolche Geschichte zurückblickt. Begründet im Jahre 1140 von Adalram von Waldeck (auch im niederösterreichischen Piestingtale begütert), entwickelte sich das Stift in der im Mittelalter üblichen Weise durch Begabungen von Kaisern, Fürsten und Adelligen immer reicher. Eine Reihe tüchtiger Präpste stand an der Spitze des Stiftes, das übrigens auch das Mutterkloster für das Stift Vorau am Wechsel (Steiermark) war. Um das Jahr 1218 entstand aus dem Stift, das als solches bestehen blieb, das Bistum Sedau, dessen Bischöfe jedoch nicht hier, sondern auf einem Schlosse gleichen Namens bei Leibnitz in Untersteier residierten, denen aber auch das noch heute bestehende Schloß Wasserberg im Ingeringtale gehörte. Die Sedauer Bischöfe spielen in der steirischen, österreichischen und auch gesamtdeutschen Geschichte eine bedeutende Rolle. Im Streite zwischen Kaiser Rudolf v. Habsburg und dem Böhmenkönig Ottokar Przemysl standen die Bischöfe von Sedau auf der Seite des letzteren. Zahlreiche Fehden mit heutigetägigen Adelligen führten oft zu schweren Kämpfen zwischen dem Stift und diesen, und im Salzburger Bistumsstreite, im Jahre 1259, wurde sogar das Stift zerstört, erholte sich aber bald wieder. Die Blütezeit Sedaus ist wohl die Zeit der ausgehenden Gotik, in der Propst Ennstaler die herrliche gotische Kirche von St. Marein (in der Nähe Sedaus) erbaute. Unter seinem Regime erschienen aber zum ersten Male die Türken (1480), konnten aber, dank einem echten, kräftigen Tauernnebel das Stift nicht finden; um so gründlicher wüteten sie in der Gegend. In der Reformationszeit war Erzherzog Karl II., der Sohn Kaiser Ferdinands I., ein besonderer Wohltäter und Förderer des Stiftes. Dies war der Dank für die überaus werktätige Hilfe, die ihm dasselbe, sowie der damalige Fürstbischöf von Sedau, Martin Brenner, der sich den bezeichnenden Namen „Reherhammer“ erworben hatte, in der Bekämpfung des rasch um sich greifenden evangelisch-deutschen Christentums des Protestantismus leisteten. Fürstbischöf Brenner war das Haupt der berüchtigten Gegenreformations-Kommissionen Kaiser Ferdinands II. Nach jahrhundertelangem Bestehen wurde das Stift von Kaiser Josef II. im Jahre 1782 aufgehoben. Leider wurde hiebei die prächtige Bibliothek verschleudert und den sonstigen kirchlichen Baudenkmalen nur sehr geringe Sorgfalt gewidmet. Es ist den Benediktinern des Klosters Beuron im oberen Donautale, die im Jahre 1883 Sedau erwarben, ganz besonders zu danken, daß sie die vorhandenen großen Schäden in mustergültiger Weise beseitigten und besonders die herrliche romanische Kirche in vollendeter Art wiederherstellten. Ein Besuch Sedaus lohnt sich sehr, um so mehr als die Lage des Stiftes, auf einer kleinen Hochfläche am Fuße des Sedauer Zinkens, eine geradezu paradiesische genannt werden muß. Er wird Zinkenbesteigern sehr angeraten.

Es sind mit wenigen Ausnahmen keine himmelsstürmenden Berge, welche die Wölzer, Rottenmanner, Triebner und Sedauer-Gaaler Tauern bilden. Keine Gletscher gibt's hier und auch nicht, wie in so manchem anderen Alpentheil in jedem Tale oder Tälchen eine Schutzhütte. Auch von Wegbauten oder ähnlichem ist nur sehr wenig vorhanden, kurzum diese Berggebiete sind noch nicht „übererschlossen“. Der Bergsteiger oder Wanderer ist hier mehr oder weniger auf sich selbst und sein alpines Wissen und Können angewiesen, worüber manche, wie ich glaube, mehr Freude empfinden, wenn sie ihre Grat-, Ramm- und Gipfelwanderung aus eigener Kraft unternehmen müssen, und nicht fortwährend von schönen Pfaden, Wegen und Markierungen gegängelt werden.

Diese Berge sind nicht nur ein überaus wertvolles Schulungsgebiet für die bergsteigerische Jugend, sondern auch das reifere Alter wird hier viel Freudvolles finden und manchen Genuß haben, der in anderen „übererschlossenen“ Gebieten schon längst verlorengegangen ist.

# Die Berge der heiligen Maria von Flavon

Turen in der nördlichen Brenta

Von Dr. Hans Kiene, Bozen

Dem Andenken meines Bruders Kurt

## Vorwort

Ein eigener Reiz, seltener Romantik voll, liegt in der Landschaft des Nonsbergs. Er kommt von der Ungewöhnlichkeit des Landschaftsbildes selbst her und von der fesselnden, historischen Suggestion, die es befeelt, die insbesondere dem romantisch veranlagten deutschen Touristen diesen Reiz so fühlbar, so geheimnisvoll und anregend macht.

Von der Formation der Dolomiten und der Ketten des Uralpengebiets an den Anblick der zwischen zwei Höhenzügen eingekerbten, ansteigenden Täler gewöhnt, erblickt das Auge plötzlich vom Scheitel der Mendel aus weites Terrassengelände, eine Hochebene beinahe, von kanyonartigen Schluchten durchzogen, von fruchtbaren Feldern, Weinhängeln, Obstängern, Wiesen und Wäldern bedeckt, mit leuchtenden Dörfern besät, eine Landschaft völlig andern Stiles, schon stark südlich angehaucht und dennoch durch die Bergformen noch eindeutig mit hochalpinem Charakter, eine Landschaft mit wunderbaren Gegensätzen und Berührungen zwischen Maulbeerbaum und Zirbelkiefer, zwischen Säulenloggia und hoher Firnkuppe, wie man sie nur im südlichen Alpengürtel findet. Uralte Kirchen, uralte Burgen, von steilem Fels oder aus schattiger Waldtrift ragend, aus der Rolle gefallene Paläste in malerischen Dorfgassen, verbreiten den romantischen Nimbus einer Vergangenheit, die größer war, als die Gegenwart es ist. Höchstens das mittlere Etschland oder der Rheingau besitzen ebenso viele Schlösser und Burgen und eine ebenso reiche Geschichte adliger Sippen wie der Nonsberg<sup>1)</sup>. Auf dem Rücken eines Bären trug Sankt Komedius von hier aus sein Christentum gen Orient; wehrhaft stolze Grafen und Herren ritten auf diesen Wegen zu Fest und Fehde, zum Weidwerk und an die Höfe ihrer Fürsten. Die Wiege zahlreicher Edelgeschlechter, deren Zweige heute noch weitverbreitet blühen, ist hier gestanden, und mancher gute Kopf, der richtunggebend war, mancher starke Arm, der in die Speichen des Geschichtsrades gegriffen, stammte aus Sippen nonsbergischen Bluts. Das eiserne Mittelalter machte diese feudalen Familien zu einflussreichen Herren im gegenseitigen Streite um den Besitz der sechzig Dörfer des Nonsbergs und verließ ihrem Blute jene Hoheit edler Herkunft, welche sie bis tief in die Neuzeit hinein zu Führern des Volkes und zur Auslese der Menschheit qualifizierte. Selbst heute noch, im Zeitalter anderer sozialer Begriffe, kann sich auch der Vorurteilsloseste einer gewissen Achtung vor dieser Vergangenheit nicht entziehen, wenn er jene herrischen, die Umgebung trotzig beherrschenden Burgen betritt, die mit ihren festen Türmen, wehrhaften Sinnen und wappenbesetzten Toren jahrhundertlang die Geschichte des Landes bedeuteten. Titel und Wappen mögen dem Menschen von heute nichts mehr sagen, mögen bekämpft wer-

<sup>1)</sup> Prof. Dr. Aufferer, Wien: „Der Adel des Nonsbergs“; A. Schmall: „Schlösser und Adel am Nonsberg“. Selbstverlag, Brigen.

den, weil sie Elemente eines veralteten sozialen Systems sind; ihre Träger aber, die Herrengeschlechter von damals, bildeten mit ihrer Geschichte einen Teil der Geschichte der Menschheit, bauten mit an der Entwicklung derselben, und eine Gegend, in der sich solche Geschichte abspielte und Spuren hinterließ, ist reicher und anziehender als andere Gegenden, die niemals das Objekt des Ehrgeizes von emporstrebenden Familien sein konnten, weil es ideell und materiell nicht dafür stand. Heidentum und Christentum, Römer und Barbaren, deutscher und wälischer Adel, Grafen und Bauern, Kaiser und Bischof — Machtwille, Herrschsucht, Habsucht, in Schlagworte, zum Grundsatz, in ein System erhoben, sind stets die Triebfedern geschichtlicher Ereignisse gewesen. Das Mittelalter aber hat den Kampf persönlicher, ritterlicher, anständiger geführt als er heute geführt wird; schon deshalb, weil seine Menschen, in größerem Maße als wir heute, Stütze ihres Bodens und Teile der Scholle waren, die sie hervorgebracht hatte. Erst die Neuzeit, das maschinelle Zeitalter, sprengte das Blut, das eine Heimat im wahrsten Sinne des Wortes besaß, hinaus in unbekanntes Land, hinein in das Chaos der Städte, wo es verkam. Im Nonsberg aber hielt sich noch mancher alte Stamm. Es sitzen die Thun, die Spaur, die Rhuen und Etes noch auf ihren Burgen und bilden noch immer die Oberschicht der Nonsberger Bevölkerung und die Fortsetzung historischen und kulturellen ehemaligen Herrtums. Und nirgendwo stärker als hier im Nonsberg und dort an Etsch und Rhein sind seine Burgen und Schlösser, seine Paläste und Ruinen zu Elementen des Landschaftsbildes geworden.

Zu **Flavon**, dessen Name sich von dem römischen Kolonisten Flavius herleiten soll, herrschte das uralte Geschlecht der Grafen von Flavon. Sie entstammen höchstwahrscheinlich einer Seitenlinie der Grafen von Eurn und Pustertal, aus deren Familie auch die Grafen von Görz und Tirol hervorgegangen sind. Ursprünglich sehr mächtig und begütert, kam das Geschlecht der Flavon durch Fehden und ungünstige Verträge ganz herunter. Den letzten Familienbesitz verkaufte Graf Reinbert von Flavon 1288 an den Herzog Meinrad von Tirol. Weiterhin zu Arco in dürftigen Verhältnissen lebend, verschwindet diese Familie so vollständig von der Bildfläche, daß nicht einmal mehr ihr Wappen mit Sicherheit festgestellt werden kann. Mit der Burg und Herrschaft Flavon belehnte Meinrad zunächst seine treuen Anhänger, die Grafen von Coredo (Coreth). Später finden wir Volkmar von Burgstall, Konrad von Schenna, im 15. Jahrhundert endlich die Grafen Spaur als Burgherren. Letztere führen seit damals das Prädikat „zu Flavon“. In der Poesie begegnet uns die Lichtgestalt einer Agnes von Flavon, die als die schönste Frau ihrer Zeit zwischen Etsch und Inn galt: „Bei allen Turnieren ritt man für Sie; Sie verteilte die Preise. Rühmte man die wälischen Damen, so riefen die deutschen Herren wie aus einem Mund: Agnes von Flavon! — und die Italiener verstummten. Agnes von Flavon, die Schöne, Gesegnetel Mit kleinem, vieldeutigem Lächeln schritt Sie liebenswürdig durch alle Huldigungen, Kämpfe, Selbstmorde. Das Volk drängte sich begeistert um ihre Sänfte und rief: Ein Engel ist herabgestiegen!“ — Die häßliche Herzogin Margareta Mauktasch grölte ihr ob ihrer Schönheit, welche die Herren des Hofes, die Liebhaber, den Gemahl entzückte, im politischen Ränkespiel leichte Stege errang, das Volk entfremdete. Das Todesurteil über die schöne Nebenspielerin war schon gesprochen auf Schloß Tirol, aber selbst dieser letzte Triumph, dieser einzige, ward der Mauktasche nicht vergönnt; denn das vergiftete Konfekt des treuesten und gefährlichsten Galans, Konrads von Frauenberg, kam dem Henkerschwerte zuvor!).

**Spa**ur und **Fla**von sind die Geschlechter, deren Namen und deren Burgen dem brentaseitigen Gefilde des Nonsbergs sein Gepräge und seine Geschichte gaben. Spaur, auch römischen Ursprungs — von Spurlus, dem Kolonisten —, blühte in vielen

1) Von Feuchtwanger: „Die häßliche Herzogin Margarete“. Roman.



Linien in den Orten: Alt-Spaur auf Schloß Belfort in Spormaggiore, Neu-Spaur in Sporminore. Zu den ersten Familien des Landes zählend, haben sie dem Staat und der Kirche hervorragende Männer gestellt und sitzen heute noch bei Fassulo auf dem Schlosse Valër, wohl dem schönsten, besterhaltensten Schlosse des Nonsbergs.

Aus den Bergen der Brenta ergießt sich der Wildbach Sporeggio durch die Täler Spora und Sporata in die fruchtbare Senke des Noce, und weiter nördlich die Terefenga aus dem Val Lovèl. Die Leute heißen das ganze Gebiet das Sporeggio.

Die Fortsetzung des Lovèltales aber, das zwischen wilden Felswänden tovelseeaufwärts gegen die Gletscherkare von Groste und Valefinella emporzieht, ist das einsame, großartige Val di Santa Maria di Flavona, die Hauptader jenes Gebirgsgebietes, von dessen Gipfeln und Schönheiten hier gesprochen werden soll.

Die Bergfahrten, die hier beschrieben sind, mögen eine kleine Ergänzung bilden zu den bereits vorliegenden Beschreibungen und Berichten über das Gebiet, hauptsächlich zu Karl Schulz: „Die Brentagruppe“ in „Die Erschließung der Ostalpen“ von Richter, Band III, 1894, S. 297—349; Hanns Barth und Alfred von Radio-Radiis: „Die Brentagruppe“ (Zeitschrift 1907); zu Hef-Purtschellers „Hochtourist“; besonders aber zu dem reichhaltig und übersichtlich zusammengestellten, heute vollkommensten Brentaführer von Pino Prati „Guida delle Dolomiti di Brenta“ (Trento 1926). Der Verfasser, einer der besten und erfolgreichsten italienischen Alpinisten der Nachkriegszeit ist am 13. August 1927 an der Guglia (Preubrouté) tödlich verunglückt.

Leider mußte wegen des beschränkten Raumes dieser Aufsatz beträchtlich gekürzt werden und konnten die Beschreibungen manch anderer, vom Verfasser und dessen Bergkameraden in dem Gebiete ausgeführter Touren hier keine Aufnahme finden, wie z. B. die Berichte über die Überschreitung der Gipfel zwischen dem Campo di Flavona und Molveno (Crozzon dei Mandrini — Cima Gaiarda — Monte Ridont — Cima del Clamer — Cima dei Lasteri), jene über die ersten Erstleistungen des Crozzon della Spora von Osten, des Monte Ridont durch die Südwandflucht und durch die Nordostwand, des Gallino von Osten, des Monte Mular, des Corno di Flavona, sowie ein Aufstieg über den Lovèlsee und das Val Lovèl als geeigneter Naturchutzpark.

### In den Felsen der Vallazza

Torre della Vallazza, etwa 2700 m, erste Erstleistung — Croz della Vallazza, 2748 m, erste Erstleistung — Cima della Vallazza, 2797 m, erste Erstleistung über den Nordgrat — Cima Roma (Rocchetta delle Val Perse), 2825 m, am 23. August 1928

„Cima della Vallazza, 2797 m. Non ha una storia alpinistica. Hat keine Erstleistungsgeschichte!“ hatte ich meinen Kameraden Kreil und Melchiori am Abend vorher im Rifugio Stoppani vorgelesen. „Das hat Alfred von Radio bereits zwanzig Jahre vorher schon gesagt und Pino Prati sagt es ihm nach. Also wird's schon so fein!“

„Warum hat sie keine?“ frug der eine. — „Schottermugel!“ entgegnete der andre der beiden an die allerschwierigsten Felsen gewohnten Jungbozner Kletterer.

„Schottermugel?“ sagte ich. „Ja, von der einen Seite wohl so ziemlich. Doch ihr habt ja selbst gestern ihre grandiosen Steilwände gegen Val delle Perse hinab gesehen und die beiden kühnen Vortürme im Norden, gegen Bocca della Vallazza zu, die Torpseiler zum Flavonagletscher. Von diesen Seiten ist sie wahrhaftig kein Schottermugel. Übrigens dürften diese beiden Türme noch unbestiegen sein. Ich habe mir im vorigen Jahr mit Tomasi die Anstiegsmöglichkeiten von der Bocca della Vallazza aus angesehen. Irgendwie geht's. Vielleicht aber sind sie von Norden oder Westen, vom Flavonagletscher aus, leichter.“ — „Anschauen, probieren, kann man ja machen!“



Und die beiden Kameraden, deren Sehnsucht nach dem Zentralzug der Brenta, nach den kühnen Hörnern von Ludezz, nach der Guglia, ich auch ohne Worte bereits gestern gefühlt hatte, als wir die eintönigen Kare von Großte überschritten, waren einverstanden, mit mir der Cima della Vallazza ihre Erststeigungs-geschichte zu geben und ihr eine der beiden herben Seiten abzugewinnen.

Wir zogen die herrliche Brentafarte des D. u. S. Alpenvereins zu Rate. Stellten fest, daß die Cima della Vallazza aus zwei Gipfeln bestehe, deren höherer südlicher 2797 m und deren nördlicher 2792 m mißt, und daß einer der beiden wahrscheinlich noch jungfräulichen Vortürme mit 2748 m kotiert erscheint, während die Existenz des zweiten, des Eckturms gegen die Bocca zu, in der Felszeichnung der Karte deutlich zum Ausdruck kommt. Die tiefen Schluchten, welche diese Türme im Osten vom eigentlichen Vallazza-Massive völlig isolieren, hatten wir mit eigenen Augen bereits gesehen. Beide Türme sind selbständige Felskörper; der Schuttfuß des nördlichen Turms ist in der Karte mit 2533 m kotiert, die Höhe der Türme demnach über 150 bzw. 200 m; der Eckturm dürfte etwa 50 m niedriger sein als der mit 2748 m kotierte<sup>1)</sup>.

Unser Maximalprogramm war bald fertig: Besuch der beiden hoffentlich noch unerstiegenen Türme, vielleicht Überschreitung derselben, Anstieg auf den Vallazza-Nordgipfel über den Nordgrat, Überschreitung zum Südgipfel und weiter bis hinüber zur Rocchetta delle Val Perse, die gegenwärtig fast immer Cima Roma genannt wird. Also kurz gesagt: Überschreitung der ganzen östlichen Umrahmung der Vedretta Flavona von der Bocca della Vallazza bis zur Bocca delle Val Perse.

Auch Pichler, der lichtbildnerische Höhenbummler, war über die Großtreppe mit herübergekommen an den Auslauf des Flavonagletschers und beteiligte sich heftig an der Debatte über die Aufstiegsmöglichkeiten auf den kleineren Turm, die wir von unserem Standpunkt, der mit einer Stange versehenen Anschwellung des Großtreppeplateaus, Punkt 2587, gut ins Auge fassen und mit dem Binokel auf Einzelheiten prüfen konnten.

Ein Ramin durchzieht die Nordwestflanke des schöngebänderten, leden Felssturms, der durch eine hohe Scharte und durch eine tiefe, eiserfüllte Schlucht von seinem südlichen Nachbarn getrennt ist, bis zur Hälfte; dann folgt eine steile, hohe Wandstufe, die zu den Wänden und Rissen der Gipfelschrofen emporleitet. In der Überwindung dieser Wandstufe vermutete ich die größten Schwierigkeiten, während Melchiori kopfschüttelnd auf die tiefen Überhänge hinwies, die zwischen glatten, gelben Bruchwänden den Ramin bildeten. Allerdings gab es scheinbar Möglichkeiten, den Ramin oder einzelne seiner Absätze in der Wand draußen zu umgehen, während die bedenklich erscheinende Wandstufe oberhalb des Ramins genommen werden mußte, da sie, gleichsam ein einziger mächtiger Halswirbel, den Kumpf mit dem Kopfe des Turmes verband.

Wir ließen Pichler und seinen Apparat auf der Großtreppe zurück, nachdem wir ihn mit Ratschlägen über den bequemsten Aufstieg auf die Cima Roma reichlich versehen hatten, stiegen ins Becken des Flavonagletschers ab und wählten die Felsstufe, über die der neugeborne Gletscherbach aus seinen Eislöchern plätschert, zum Aus-

<sup>1)</sup> Hier sei in Richtigstellung der Angabe A. v. Radio-Radiis (Zeitschr. d. D. u. S. A. V., 1906, S. 344), daß der Flavonagletscher unterirdisch nach Norden, gegen Monte Turrian basso und Malga Flavona hin, abfließe, festgestellt, daß dies weder der Fall ist, noch sein kann; denn die Schlucht, durch welche der Gletscherbach abfließt, wendet sich zwischen dem Nordpfeiler des Vallazzamassivs (Torre della Vallazza) und dem Plateaurande von Großte (Punkt 2587 und 2485 sowie dem Sattel der Bocca della Vallazza) nach Osten. Der Abfluß kommt erst tief unten im Kar des Vallazgaleffels, auf ca. 2000 m, als starke Quelle wieder zum Vorschein. Der Plateaurand von Großte bildet demnach die Wasserscheide zwischen Terejsenga (Roce) und Seghebach (Molvenosee — Sarca) und es gehört der Abfluß des Flavonagletschers dem letzteren System an, nicht dem ersteren, was übrigens aus der Brentakarte des D. u. S. Alpenvereins durch die Zeichnung und den Verlauf der Schichtenlinien zwischen Bocca della Vallazza und Torre della Vallazza deutlich zu ersehen ist.

gangspunkt und zum Schuhwechsel. Dann querten wir über unangenehmen Schutt und harte Schneezungen in der Richtung Bocca della Vallazza zu zum Einstieg des Ramin, wo ein Markierblatt in einer Felspalte hinterlegt wurde.

Der unterste Teil des Ramin ist schluchtartig erweitert und zieht schräg nach rechts empor. Von links hängen glatte, gelbe Wandgürtel über ihn. Zwei Seillängen in der rechten, liegenden, dann senkrecht werdenden Seitenwand hinan und wir stehen vor dem ersten hohen Überhang, den ein Fenster kennzeichnet. Die Wände schließen sich, der Ramin wird vertikal, eng. Kurze Beratung. Kreil und ich wählen die rechtsseitige Umgehung, welche über eine steile, nicht leichte Wandstufe und über ein äußerst luftiges Gefümpe, auf welchem man sich mit vorsichtiger Balance um eine Felsede drücken muß, auf die Schuttsohle oberhalb des Überhangs und damit in den Ramin zurückbringt — eine schwierige, hochoriginelle Stelle. Melchiori, der flinke, etwas ungeduldige Draufgänger, der ohne Seil geht und den unvermeidlichen Stein Schlag noch nie begangener Felspartien nicht ausstehen kann, hat indessen mit einigen kühnen Klimmzügen den Überhang direkt genommen und ist schon vor uns oben. Die Raminfortsetzung stand an Schwierigkeiten und an Schönheit der Kletterei dieser ersten Stelle um nichts nach; langsam wurden wir warm, freuten uns des prächtigen Aufstiegs und der Schwierigkeiten, die sich uns entgegenstellten. Die nächste Seillänge brachte uns über einen senkrechten, durch einige lose verkeilte Blöcke, die vor die Brust drückten und vorsichtig angefaßt werden mußten, schwierig gestalteten Spalt auf den nächsten Raminabsatz empor, von dem aus zwischen glatten, feuchten Wänden der schmale Schuttgrund in eine höhlenartige, gelbe, staubige Nische hinanleitete. Ein großes Fenster gibt dieser Nische von oben Licht — eine abenteuerliche Stelle, in der man sich jedoch völlig sicher und geborgen fühlt. Etwas hoch emporstehend gelangten wir durch das Fenster wieder ans Tageslicht, um jedoch nach einer weiteren Seillänge fast vollends in der Tiefe des Ramin zu verschwinden. „Das ist der große!“ ruft Melchiori schon von oben. Er meint den problematischen Überhang, den er von drüben aus schon als schwierige Stelle erkannt hat. Es ist ein riesiges „Kirchl“ mit glatten Wänden, tief in den Berg hineingespalten. Außen nähern sich die Raminwände wieder. In schräger Lage, wie durch die Kruppel von St. Peter zu Rom, muß man durch den Schlund empor und an die Mündung hinausstemmen. In halber Höhe schien eine abgespaltne Platte einen guten Tritt und Rastpunkt zu bieten. Doch der vorankletternde Melchiori, nunmehr an unserem Seil, stellt fest, daß diese Platte nur ganz lose sitzt; kurz entschlossen bricht er sie vom Mutterfelsen ab und keilt sie brüdenförmig ein; eine treffliche Sicherung und zugleich ein trefflicher Standplatz sind geschaffen; wir haben den Überhang überlistet, betrogen. Leichter als es aussieht, doch in kühler Ausgesetztheit biegt man sich aus dem dunklen Schlund hinaus, steigt übers Kirchdach empor auf einen geräumigen Schuttwinkel, von welchem aus ein leichtes Band nach rechts auf eine ebene Terrasse führt. Der Ramin ist zu Ende; ein schöner Ramin, mit vier schwierigen Absätzen, die an Originalität der Anlage und Überwindungsmöglichkeit nichts zu wünschen übriglassen. Wir stehen an der Nordwestkante des Turms, in halber Höhe. Rechts unter uns zieht die Eisschlucht. In leichter Kletterei geht es an der Kante selbst über guten Fels eine weitere Seillänge empor auf jenes breite, terrassenartige Band, das vom letzten Wandgürtel überwölbt wird. Wir untersuchen die der Nordseite zugewendete Bresche derselben, die, senkrecht zwar, doch hinter einer von unten nicht sichtbar gewesenen Rippe eingekerbt, durch zwei Risse in den Gipfelbau emporführt. Melchiori hat sich wieder von uns abgeseilt und geht seinen eigenen Weg durch den linken, senkrechten, gelben Riß, Kreil und ich haben den rechten gewählt. Als ich denselben verlasse, um auf das drüberliegende Schrofenband auszusteiern, und noch einen letzten Blick in die Tiefe tue, der wir entstiegen, entfährt mir ein Ruf des Entzückens, der meine Kameraden sofort an den Rand der Felsen lockt, um das Schauspiel mitzugenießen, das sich mir

bot: durch die Senke des Flavonagletschers waren die üblichen Mittagenebel der Brenta gezogen und hoch über uns strahlte aus blauem Himmel die Sonne: auf dem Nebelgrunde aber zeichnete sich gespenstisch, vom Regenbogenkreise umgeben, mein Schattenbild ab. Das Brodengespenst langsam zerrann es. Meine Kameraden stürmten über Bänder, Risse und leichte Schrofen dem Gipfel entgegen, bald hörte ich Melchioris Jodler und Ruf: Kein Steinmann dal! Zwei Stunden Kletterei hatten uns hinaufgebracht auf die knappe Spitze dieses Turmes, dem Melchioris Hammer einen steinmehntechnisch einwandfrei konstruierten Steinmann schuf, der unser Taufdokument aufnahm: *Torre della Ballazza* soll der kühne Fels von nun an heißen!

Ein süßes Viertelstündchen auf jungfräulicher Höh! Tiefblide, die noch keiner vor uns genossen! Ein Stück Schokolade, einige Würfel Zucker mit Zitronensaft und eine Gipfelzigarette, mit tiefen, wohligen Zügen geraucht! Solch schöne, befriedigende Rasten auf der Sonne entgegengehobenen Fels Händen kennt nur der Kletterer!

Der Abstieg in die ungefähr 20 m tiefer gelegene Scharte, die den Turm von seinem südlichen Nachbarn trennt, ist deutlich vorgezeichnet. Einige Meter in die Westseite des Gipfelbaues absteigend, erblickt man das geneigte Plattenband, das ausgelegt, doch nicht sonderlich schwierig, direkt zum Schuttsattel hinzieht, von welchem aus die trennenden Schluchten gegen Osten und Westen abstürzen. Unangeseilt; jeder einen andern Weg wählend, turnen wir über die stellen, doch nicht schwerfälligen Schrofen des Grates zum nächsten, höheren Turm empor, auf dessen geräumigem, von jäh abbrechenden Karren gebildetem Scheitel wir zwanzig Minuten später landen, um neuerdings einen pompösen Steinmann zu erbauen und eine neue Taufurkunde darin zu bergen: *Torre della Ballazza*, 2748 m.

Dieser Felsbau steht, von der südlich anschließenden Cima della Ballazza (Nordgipfel) durch eine breite Scharte getrennt, schön isoliert da und bietet, besonders von Süden gesehen (Cima Roma), den Anblick eines schlanken, hohen, schöngeformten Turmes, dessen schaufelförmige Breitseite dem Flavonagletscher (Westen) zugekehrt ist. Gegen Osten (Vallazzatal) bricht er in schauerlichen, von Schutterrassen durchzogenen Steilwänden nieder, welche mannigfach von Raminen und eiserfüllten Schluchten lotrecht durchfurcht sind. Er bildet mit der Torre della Ballazza ein gemeinsames Massiv, da die Teilung der beiden Gipfel erst in ziemlicher Höhe erfolgt und die von uns überquerte Scharte erst die beiden Gipfelbaue isoliert, wenn auch die Trennungsschluchten beiden Gipfeln selbständige Körper gegeben haben. Die gleichmäßig beide Körper durchlaufende Bänderung läßt den Schluß zu, daß die beiden Gipfel ehemals zusammenhängen und erst durch Naturgewalten voneinander abgespalten worden sind.

Unsere Freude über die Möglichkeit, einen zweiten Steinmann auf unbetretener Höhe bauen zu dürfen, war groß. Tief drunten im Kar meldete sich indessen der von der Cima Roma bereits zurückgekehrte Pichler; jedes Wort verstanden wir, das er zu uns heraufrief, doch erst nach langem Suchen entdeckten wir ihn im Chaos der Kare. Er machte eine Aufnahme der beiden Türme und brachte sogar unsre Figuren auf dem Wolkenhintergrunde sichtbar in die Platte.

Dem Abstiege und Übertritte auf das Massiv der Cima della Ballazza lag das Bestreben zugrunde, die Scharte zwischen unserem Gipfel und dem Nordgipfel der Cima della Ballazza möglichst direkt zu erreichen. Dies ist nur auf der Westseite durchführbar; denn gegen Osten, und insbesondere gegen Süden, wo die Scharte ansteht, ist der Croz senkrecht, ja überhängend; die von der Scharte selbst ostwärts abstürzende Eisschlucht ist von grandioser Tiefe und gibt dem Croz jene Isolierung vom Ballazza-Hauptmassiv, welcher er seine Selbständigkeit als kotierter Gipfel verdankt. Die von unzähligen Bändern und Bändchen durchzogene Westwand mußte daher als Abstiegsrichtung benützt werden, und irgendeines dieser Bänder mußten wir nach Süden verfolgen, um über seinen Abbruch in die Scharte zu gelangen. Ein schräger Spalt im

nördlichen Teil der Wand gestattete leichtes, rasches Abklettern bis auf eines der breitesten Bänder. Wir gingen ohne Seil, Melchiori voraus; er war schon ein gutes Stück tiefer als wir und suchte über ein tieferes Band sich der Scharte zu nähern, während Kreil und ich das breite, obere Band gewählt hatten. Es bricht jäh unter den gelben Gipfelüberhängen ab, doch vermittelt eine laminartige Rinne, nicht sonderlich schwierig, den direkten Abstieg in das Schuttcouloir, das zur Scharte emporleitet. Die Scharte selbst wird von zwei Türmchen geritten, besteht also aus drei Teilen; die Türmchen sind auf der Westseite unschwierig zu umgehen, der Blick jenseits hinab in die Ostschlucht entfaltet prächtige Felszenerien.

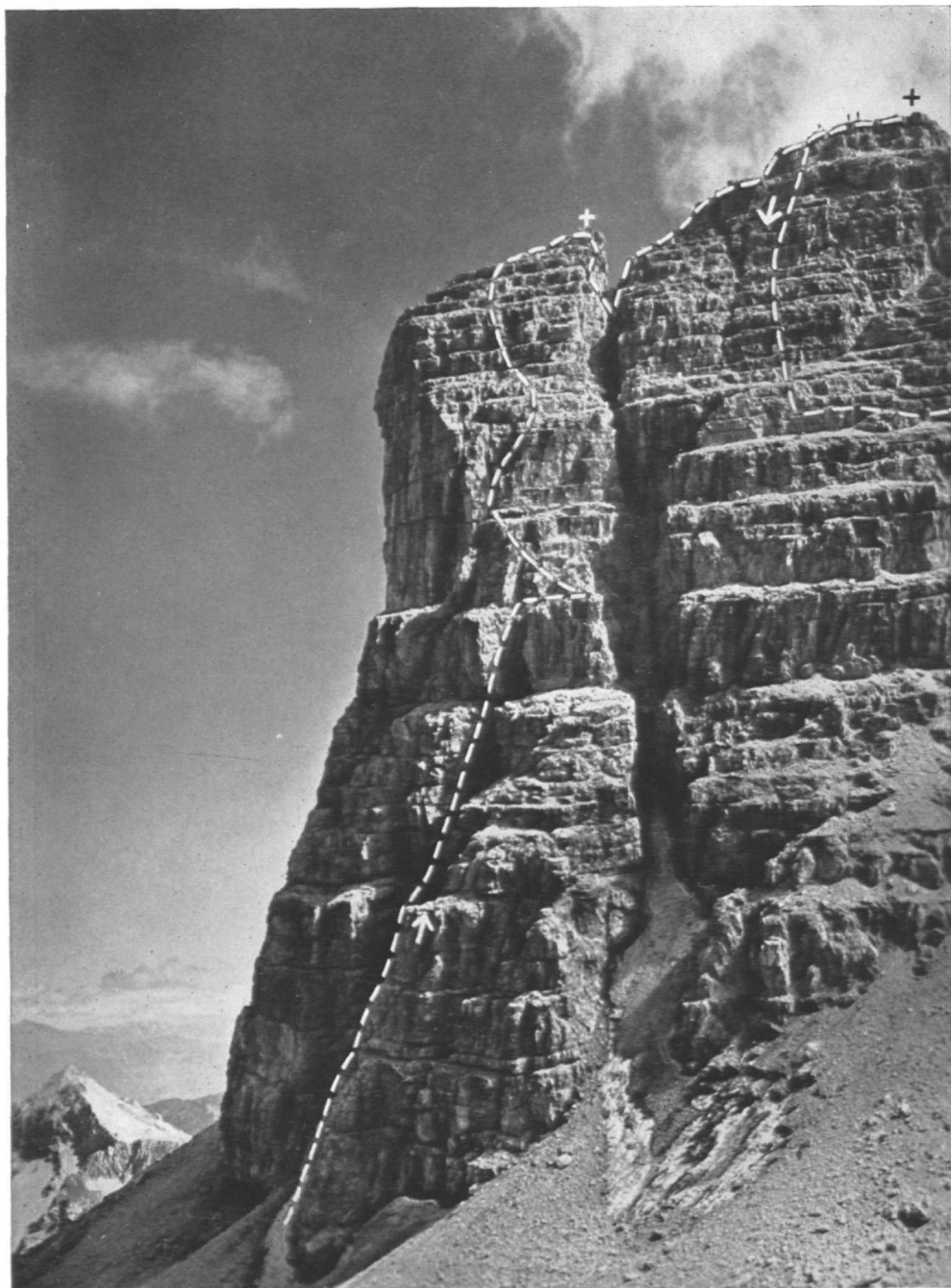
Im Körper des Ballazza-Nordgipfels folgen wir dem wenig ausgeprägten Nordwestgrate, über welchen es in schöner, teilweise exponierter und nur selten schwieriger Kletterei emporgeht zu den geneigten Gipfelschrofen. Wieder ein kurzer Abstieg, ein Quergang über eine kurze, gutgestufte Gratrippe, und das Schärtchen zwischen Nord- und Hauptgipfel ist erreicht. Zwanzig Minuten später der Hauptgipfel der *Cima della Ballazza*, 2797 m, selbst über die plattigen Nordostschrofen des Gipfelbaues. Sofort fiel uns bei der Ankunft am Steinmannndl ein frischgebohrtes Loch auf, das ein Blitz geschlagen hatte; seinen Weiterweg hatte er über den Westgrat des Gipfelbaues genommen; wohl 60 m weit konnten wir die Linie seiner Feuerbahn im gerigten, geschwärzten Schotterboden verfolgen. Drei Viertelstunden später standen wir auf der südwestlich vorgelagerten Wölbung der *Rocchetta delle Val Perse*, *Cima Roma*, 2825 m, nachdem wir die breite Einsattelung überschritten hatten, die zwischen beiden Gipfeln als oberste Stufe des Flavonagletschers eingebettet ist, und von welcher aus die von Radio-Radiis und Prati beschriebenen Anstiegswege auf beide Gipfel beginnen. Der mit allen alpinen Erids vertraute Melchiori hatte uns mit Hilfe seines stets mitgeführten Gummischläuchchens sogar den Genuß frischen Wassers verschafft, das wir unterhalb eines Schneefeldes unerreichbar gurgeln hörten. Der Aufstieg von der Einsattelung, also von Osten, auf den Gipfel der Cima Roma vollzieht sich über mehrere Stodwerke scharfkantiger, übereinandergeschichteter Riesenplatten in recht anregender, leichter Kletterei; das Gestein ist von jener kleider- und fingerispisfeindlichen Messerschärfe, wie wir sie in der Brenta allenthalben strichweise finden.

Der Blick von der Cima Roma ist umfassender als jener von der Cima della Ballazza; besonders fesselnd der Tiefblick über die senkrechten Südabstürze hinab in die Val Seghe und Val Perse und hinaus auf den tiefblauen Molvenosee. Aus dem Dunste, der im Osten manche uns vertrauten Dolomitgestalten einhüllte und ihre Formen mehr ahnen, denn sehen ließ, hob sich die hellbeleuchtete Madrutter Wand über der Senke des Etschtals deutlich ab und unter ihr erblickten wir die Handvoll weißschimmernder Häuser einer Ortschaft, von grüner Fruchtbarkeit gerahmt: Salurn!

Daß die Cima di Roma ein äußerst selten besuchter Gipfel sei, bezeugte uns der Inhalt des Flaschenrumpfes, den wir im Steinmann verstaubt fanden. Die ganze Erstbeigangschronik war da noch vorhanden in vergilbten, vertrockneten Wästenkarten, von denen manche noch aus der Zeit vor der Jahrhundertwende stammten und Namen und Schriftzüge von Alpinisten zeigten, die sich um die Bergwelt überhaupt, um die Brenta im besonderen, unauslöschliche Verdienste erworben haben: Prof. Dr. Schulz, Prof. Gfirtner, Prof. Orstl, G. und U. v. Radio-Radiis, Doménig, Sted, Springorum usw. Auch wir legten unser Dokument dazu, in welchem wir zum Ausdruck brachten, daß wir das Maximalprogramm des heutigen Tages, die Erstbeigung und Überschreitung der östlichen Umrahmung der Vedretta Flavona erfüllt und der Cima della Ballazza den Anfang einer Erstbeigungsgeschichte gegeben hatten. Die Fortsetzung derselben, zugleich auch ihr Abschluß, wäre die Gewinnung dieses Gipfels und der Cima Roma über ihre 400—500 m gegen Val delle Perse jäh abstürzenden Ost- bzw. Süd-



Blick vom Monte Gallino gegen Norden  
Links: Monte Gibbon und Cimondella Campa. Mitte: Val Cabai mit der Cella del Montoc. Rechts: Monte Mular, Crog del Re, Cime Corona, Cima della Sporata



Torre und Croz della Vallazza vom Flavonagletscher aus



wände, in denen es mannigfache Anstiegsmöglichkeiten gibt. Das Gestein dieser Wände jedoch ist wahrscheinlich außerordentlich brüchig.

Mit glühendem Brande im Westen, über den halb von Wolken umschleierten Fernern des Adamello und der Presanella, ging der Tag zur Neige, den wir in den Felsen des Vallazasskofes verlebt hatten, der uns neue Züge der Brenta geoffenbart, neue Bergsteigerfreuden geschenkt auf Klippen, die noch niemand vor uns betreten. Müde kehrten wir nach der langen Wanderung über die Großplatte ein im gastlichen Rifugio Stoppani. Über den Bastionen von Vallesinella stand schon mattleuchtend der Halbmond. Und morgen wird wieder ein schöner Tag; ein Tag, wie ihn Bergsteiger brauchen, die dem Höhenzauber entgegenzueilen und ihr sich nahen wollen, der Königin dieser Felsen, der kühlen, hochmütigen, göttlichen Guglia di Brenta!

### Monte Turrion basso, 2385 m

Sportliches Interesse, diesen Berg zu besteigen, kann nicht vorhanden sein, nur Neugierde, eine Seltsamkeit der Natur kennenzulernen. Wie ein gestrandetes Riesenschiff entragt diese Klippe mit hochgestelltem Kiel dem Plattenstrande des Campo Flavona, teilt denselben in zwei Hälften. In keinem der bisherigen Brentawerke wird dieser Berg, wenn man ihn überhaupt so nennen darf, als turistisches Ziel erwähnt; er ist auch bloß eine seltsame Episode, ein Impromptu launenhafter Terraingestaltung, das dem Wanderer auf den Pfaden zwischen Großte, Bocca della Vallazza, Bocca Gaiarda und Lovèl sich plötzlich in den Weg stellt, um bestaunt, bewundert, belächelt und — umgangen zu werden. Kopfschüttelnd, daß es so etwas Romisches geben kann, gehen die meisten vorbei — doch die charakteristische Form dieser einzigartigen Klippe, ein Schaustück und ein Orientierungspunkt im Campo Flavona, hinterläßt in jedem, der sie sah, einen unvergeßlichen Eindruck, wie jedes Ding, das einzigartig ist.

Wer aber emporsteigt und sich diesen versunkenen, steinernen Schiffsleib genauer ansieht, der wird die Neugierde, die ihn dazu trieb, eine Stunde an ein unportliches, unturistisches Objekt zu wenden, befriedigt und seine Mühe belohnt finden. Hanns Barth nennt den Turrion basso und seinen höheren südlichen Nachbarn, den Turrion alto, zwei Schutthöder. Beim Turrion alto trifft dies zu; der Turrion basso hingegen ist alles andre denn dies; er ist von wunderbar regelmäßig gebänderten und gestuften, scharf abgelanteten Felsgürteln gepanzert, die sich im Süden schiffskielmäßig scharf aufbäumen und eine Felskulisse von seltsamem Reiz bilden. Der ganze Felskörper weist nur eine einzige Bresche auf, durch die es möglich ist, auf das geneigte Verdeck dieses Riesenschiffes zu gelangen: im Westen wurde es gerammt, wurden seine Felspanzerplatten eingedrückt. Dort vermittelt eine steile Schuttlammer mit darauffolgender leichter Kletterei durch sehr brüchige Schrofen den Aufstieg auf die Gipfelfläche.

Am 22. August 1928, über Bocca della Vallazza von Molveno kommend, stand ich mit den Bozner Bergsteigern Kreil und Melchiori wohl über eine halbe Stunde lang unter der Südkante des Turrion basso; doch weder mit freiem noch mit bewaffnetem Auge konnten wir eine Möglichkeit feststellen, über diese scharfe, aus hohen Überhängen sich aufbauende Kante direkt zum höchsten Punkte anzuklettern. Je mehr wir uns die Merkwürdigkeit der ganzen Formation dieses Gebildes, die Seltsamkeit der Gesteinslagerung, die schroffe Isoliertheit dieser Klippe, die tektonische Verschiedenheit derselben von ihrer ganzen Umgebung anahen, desto brennender wurde unsre Neugierde, diesem komischen Berge einen Besuch abzustatten. In einer halben Stunde war der Aufstieg durch die obenerwähnte westliche Bresche vollzogen und wir durften ein Zerstörungswerk der Natur sehen, wie wir es nirgendwo sonst noch gesehen hatten. Auf diesem kadaverähnlichen Felsleibe ist alles zerborsten, zerbröckelt, zerfallen, abgeschält und abgeschuppt, ein Chaos seltsamster, grotesker Formen. Turrion alto und



basso sind jedenfalls die Reste der gewaltigen Mittelmoräne eines Gletschers, der hier als Arm des großen Nonstaler Gletschers durchs Loveltal gegen Norden zog und heute noch in der Vedretta Flavona droben eine bescheidene Spur entschwindener Eiszeit zuriicklief. Das Material dieser Moränenberge sind rhätische Schichten und Liasfalte, die sich hier über die Dolomittalkbasis schoben; die nahe Pietra grande ist in ihrem unteren Teile aus gleichem Material gebaut und zeigt dieselben Schiffschnabellanten in ihrem Südgrat wie der Turrion basso. Von weiterher hat der Gletscher Mergel- und Kreiderefte angetragen, so daß das Gestein dieser durch Naturgewalten einst aufgebauten Höhen auch durch die Buntheit des Kolorits lebhaft mit den eintönig grauweissen Karren der Umgebung kontrastiert.

Das Auge wird auf der Gipfelfläche des Turrion basso förmlich überfättigt vom Anblide unlogisch geformter, durchlöcherter Steintypen, vom schlachtfeldähnlichen Durcheinander ausgewählter Felsgründe, von den oft seltsam labilen Stellungen einzelner Felsblöcke. Alles scheint plötzlich erstarrt, zur furchtbarsten Ode verwunschen.

Bilder, wie der Turrion basso sie bietet, erschüttern jeden Bergsteiger, zeigen ihm die Natur in ihrem Vergehen und das Bild einer Gruppe, in welcher er vorwiegend Objekte turristischen Ehrgeizes sucht, von einer neuen, eigenartigen, interessanten Seite. Hier erkennt er das zeitlich für ihn maßstablose Leben des Gebirges in seinem Sterben. Deshalb ist der Turrion basso besuchenswert. Er erzählt Neues von der Brenta, von den Bergen überhaupt; er ist ein Museumsstück.

Das einzige Leben, das wir auf ihm fanden, waren zwei Gemsen, die wir durch unser Steingesholler aus ihrem Schlupswinkel aufjagten und die blitzschnell unter uns durch im Erümmerkar des westlichen Schuttfußes neue Bedung suchten. Auf dem Wege zum Großsteppe aber, unterhalb der von den Hirten bewohnten Höhle, fanden wir eines jener beiden alten, verrosteten Eisenkreuze aus den vorigen Jahrhunderten, deren sowohl Hanns Barth in seiner Monographie als auch Ing. Egarter in seinem Aufsatz über die Entstehung der Brentakarte Erwähnung tun, und die an eine Tragödie erinnern, welche sich hier zwischen zwei Hirten abgespielt hatte und mit dem Tode beider endigte<sup>1)</sup>. Wir stellten das Kreuz weithin sichtbar auf einen Stein und hatten ein unangenehmes Gefühl dabei: Nur wir sind es, wir Menschen, die selbst in diese geweihte, erhabene Natur herauf den Totschlag und Blutdurst gebracht haben, sei es im Morden der Gemse, sei es in der Sünde einer Rainstat, an welche diese beiden uralten Eisenkreuze (wir fanden nur eines) erinnern.

## Bergfahrten in der Campagruppe

### 1. Monte Sibion, 2672 m. Erste Erstiegung über die Ostwand 29. Juni 1929

Die Ostseite des Sibion, gegen das untere Val Cava zu, ist die schönste Seite des gewaltigen Massivs dieses Berges; die einzige, welche in ihrem Aufbau kompakt, ohne von Spornen, Gratausläufern und Geröllschluchten durchfurcht zu sein, sich in drei Wandgürteln emporstößt bis zur großen Terrasse, die die Gipfelfuppen trägt. Diese große Terrasse weist eine geräumige Mulde auf, von Plattenschlüssen durchzogen; in dieser Mulde sammeln sich im Lenz die von den Gipfelgraten abgehenden Schneemasen, um als rauschende Lawinen über den obersten Wandgürtel hinabzustürzen und auf der breiten Plattform zwischen der dritten und zweiten Terrasse liegen zu bleiben. Der oberste, dritte, Wandgürtel stellt sich daher als glatt gerundeter, vorgebauchter,

<sup>1)</sup> Die Örtlichkeit ist als „Le Crojette“, 2374 m, in der Alpenvereinskarte eingetragen.



riefiger Überhang dar, über den es kein Empor gibt. Den Abfluß der dort liegenden Schneemassen ermöglicht ein tiefer, schwarzdräuender, etwas schräg eingerissener, breiter Ramin von etwa 200 m Höhe, der den zweiten, mittleren, Wandgürtel durchfließt. Dieser Ramin ist die Lösung des Aufstieges, die einzige Möglichkeit, um aus dem Val Cavai direkt zum Fibion-Südgipfel zu gelangen. In seiner ganzen Struktur gleicht dieser Ramin dem Schmittkamin der Fünffingerspitze, doch sind die in ihm zu überwältigenden Schwierigkeiten bedeutend größere; laut übereinstimmender Ansicht meiner beiden Gefährten Rudolf Melchior und Heinrich Tomasi übertreffen dieselben jene des Wangkamins in der großen Tschierpitze.

Ein nebliger Mittag traf uns, nachdem wir etappenweise aus dem Val Cavai gegen die Kuppe, Punkt 2148 der Alpenvereinskarte, vorgerückt waren und den untersten Wandgürtel durch eine steile Rinne genommen hatten, am Einstiege des Ramins. Schon den Auslauf des Schlundes über unangenehm glatte, sich loschuppende, gelbe Platten in Nagelschuhen zu erreichen war an manchen Stellen heikel und erforderte große Vorsicht. Die erste Seillänge des hier noch nicht tief eingeschnittenen Ramins brachte schon zwei sehr schwierige Passagen, welche jedoch Melchiori als erster in gewohnt eleganter Spreizerlei nahm. Ohne Schwierigkeit brachten wir auch den mit den Nagelschuhen gefüllten Rucksack, in die Seilmitte gehängt und von mir von unten aus dirigiert, über alle Vorsprünge drüber. Oberhalb dieser Stelle wölbt sich der Ramin mit schwarzen, glatten, schief liegenden, feuchten Seitenwänden tief hinein. Zwei weitere kurze, leichtere Überhänge führen zu einer gelben Nische im Ramingrunde empor. Unsere Vermutung, dort ein Schlupfloch anzutreffen, bewahrheitete sich nicht; der große, wasserüberrieselte Überhang mußte von außen, in großer Ausgefehrtheit und über plattiges, nasses Gestein genommen werden — die schönste und eine der schwierigsten Stellen des Aufstieges. Es ist mehr ein Fasten und sich Emporschieben an ganz problematischen Griffen und Tritten, fünf, sechs Meter, ehe man oben die rechte Hand in einem soliden Spalt verankern kann und den rechten Fuß in ein schwarzes Loch setzt, das als Griff früher nur wenig Wert besaß, weil man den Körper zu weit links liegen hat. Schon meine Kameraden hatten diese technisch sehr schöne Stelle deshalb gescholten, weil auf dem von eiskaltem Wasser überrieselten, moosbezogenen Fels momentan die Fingerspitzen beider Hände gefühllos zu werden begannen. Die Stelle erfordert alle Kräfte und alle Vorsicht; die unmittelbar auf sie folgenden beiden nassen Abfälle sind wesentlich leichter, doch ist man froh, wenn man auch sie überwunden hat und ein schmales, doch sicheres Plätzchen findet, auf dem man rasten und die erstarrten Fingerspitzen zum Leben zurückrufen kann. Dieser Raminteil dürfte auch im Hochsommer stets nah bleiben; denn — wie wir später feststellten — das große Schneefeld über dem Ramin, dürfte wohl nie ganz verschwinden und hat zum Absteigern keinen andern Weg. Eine weitere überhängende Stufe bringt uns auf eine von der rechten Seitenwand weit überdachte Sohle. Der Ramingrund legt sich zurück, gleicht einer steilen Rinne; rechts senkrechte Wand, links Plattenschulke, in die es kein Auskneifen gibt. Man rechnet nicht damit, noch so schwierige Stellen wie die bereits überwundenen anzutreffen; und doch ist in halber Höhe eine Stelle von sehr großer Schwierigkeit und Originalität anzutreffen, technisch die schwierigste des ganzen Ramins, ein vollkommen glatter Wulst, der einen herausdrückt, ohne Griffe; wer bis gegen 90° spreizen kann wird sich leichter dabei tun, mit der linken Hand endlich jenes kleine, rettende Felsrippchen zu erreichen, an dem man sich dann emporzieht, um den rechten Fuß, der so hoch als möglich in die rechte Wand gestemmt werden muß, wieder zum Körper zurückzubekommen. Ohne Ruhepunkt geht es über kleingriffige Plattenabfälle dann weiter bis zum letzten, waschtrögenähnlichen, glattpolierten Abfall, dessen Rand, ohne für die Finger die geringsten Stützpunkte zu finden, durch vorsichtiges Ausbalancieren des Körpers einfach überrutscht werden muß, ehe man in den Stütz kommt. In dieser Stelle riß beim Auf-

feilen ein Rucksackriemen, und nur Melchioris Geistesgegenwart war es zu verdanken, daß das schwere Ungetüm nicht eine schnelle Reise zurück in den schwarzen Schlund und vielleicht auf meinen Kopf nieder machte. Durch einen kurzen, leichten Riß stiegen wir aus dem Ramin aus und eilten über steile Schrofen auf die Schuttterrasse empor, gerade an der Stelle, wo der dritte Wandgürtel jenen grauschwarzen, vorgebauchten Plattenpanzer zeigt. Wir errichteten einen großen Steinmann an jener Stelle. Der Einlauf des Ramins ist eine Rinne, welche rechts von uns (nördl.) in ein großes, dreieckiges Schneefeld emporführt. Dasselbe wird nördlich von einer Gratrippe begrenzt, deren äußersten Punkt der den Ramin überragende, von unten turmähnlich ausschauende Sporn (Punkt 2470 der U.-V.-Karte) darstellt. Während der Rast wechselten wir die Beschuhung und wickelten das Seil auf; denn zunächst schien es mit ernster Kletterei vorbei zu sein. Die Umgehung dieses Plattenbauches des dritten Wandgürtels erfolgt nördlich, über das Schneefeld, durch eine steile Rinne und eine leichte Schrofenpartie auf die Höhe der oben erwähnten Gratrippe empor, welche in die steilen, grasbüscheligen Gänge der großen Terrasse hinausleitet. Bis zu den obersten Bändern drangen wir geradlinig vor; dann gab es eine kleine Meinungsverschiedenheit über den Anstieg zu dem noch unsichtbaren Gipfelbau hinauf, die damit endete, daß wir uns über ein breites Grasband zwischen regelmäßig von Wasserrinnen durchfurchten Karrenschliffen nach links hielten und den in Nagelschuhen mitten auf eine große Platte hineingeratenen Melchiori durch Seilwurf aus seiner Lage, die kein Vor und kein Zurück mehr gestattete, befreiten.

Über leichte Schrofen und durch plattige Rinnen emporhaltend, ward der Südgipfel des Fibion, nach 3½stündiger Kletterei ab Einstieg, bald unser. Ein schöner, weitfichtiger, sehr vernachlässigter Brentagipfel; Prati erwähnt, daß dieser Gipfel 1824 schon als Monte Fublon genannt wird; später hieß er Fibion, Fibbione, in der österreichischen Spezialkarte Fiblon. Prati bezieht in seine drei Gipfelnuppen auch die nordwärts im Ramm gelegene, durch einen breiten Geröllsattel getrennte *Crosara del Fibion*, 2672 m, ein. Es dünkt mich jedoch, daß die *Crosara* ein eigener Gipfel sei, und zwar der Hauptgipfel des ganzen Fibionmassivs. Südlich des Geröllsattels, 2617 m, steht ein steiler Felsgrat an, der drei zerklüftete Spitzen trägt, deren höchste, südlichste, 2664 m, hoch ist. Auf der einige Meter niedrigeren mittleren waren wir gelandet. Diese drei Spitzen scheint Prati unter dem Namen Fibion-Südgipfel zusammenzufassen. Der Nordgipfel wäre nach der U.-V.-Karte der Punkt 2660 nördlich der *Crosara*, während der „Nordwestgipfel“ nach Prati, der keinen Nordgipfel verzeichnet, 2593 m, mißt, und nach der U.-V.-Karte der südlichste Punkt des Grates wäre. In Wirklichkeit ist jedoch der von uns erreichte mittlere Kopf des Grates südlich des Sattels, 2617 m, der niedrigste der drei, und wäre meiner Meinung nach der Punkt 2660 nördlich der *Crosara*, dem bis zum *Passo della Crosara* noch die roten 2640, 2625 und 2622 m folgen, nicht den Fibiongipfeln beizuzählen.

Im Abstieg begingen wir den direkt zur *Bocheffa della Gaiarda* abfallenden Südwestgrat, der aus den runden, tiefer unten grasbewachsenen Rückfallkuppen immer spitziger wird. Es ist im oberen Teile der Weg, den 1904 Alfred von Radio erstmals beging (Prati, S. 253 b), allerdings nach Osten (richtiger Süden, also spora-seitig) die untersten Abbrüche umgehend. Wir jedoch verblieben, vom Punkt 2469 der U.-V.-Karte an, stets auf dem Grate selbst und überlisteten den hohen Abbruch durch erst spora-, dann flavonaseitiges Queren auf schmalen, ausgefetzten, schwierigen Bändern, bis wir die (auf der U.-V.-Karte sehr gut gezeichnete, ober dem I des *Passo della Gagliarda* befindliche) durch eine ungeheure Platte charakteristische Gratsharte erreichten, die uns durch ihre südliche Geröllrinne ein rasches, gutes Abfahren gegen *Malga Spora* ermöglichte. Dies brachte uns außer dem letzten Genuß einer ganz hübschen Kletterei noch den spontanen Anblick eines Gamsenidylls aus allernächster

Nähe und die Möglichkeit, einer äußerst kühnen Gamsenflucht über dem Menschenfuß unzugängliches Gelände beizuwohnen.

Diese Überschreitung des Fibidön, die dem selten besuchten, dem Kletterer als „Schinder“ geltenden Berge die schönste Seite abgewinnt und einen technisch fesselnden, sehr schwierigen Ramin anbietet, möge den jährlich zunehmenden Besuchern von Malga Spora aufs wärmste empfohlen sein! Sie verdiente Wiederholung!

2. Überschreitung Croz del Rè — Cima Corona (Via Sofat) —  
P. 2496 m — Cima Bórcola — Cima Treffel  
4. August 1929 mit Heinrich Tomasi

Wir begannen diese Überschreitung des östlichen Campakammes auf dem Passo del Mulàr, 2367 m, auf welchem wir nach anderthalbstündiger Schinderei von Malga Spora aus dem Val dei Cavai durch eine steile, brüchige, von bunten Gesteinsarten durchsprengte Rinne um halb neun Uhr früh gelandet waren. Unser erster Gipfel sollte der Croz del Rè, 2494 m, sein, nach Prati „einer der schönsten und charakteristischsten Gipfel der Ostette“, eine kleine Felspyramide, auf die am besten das Wort „Fed“ paßt; denn um „kühn“ zu sein, ist sie zu klein. Wir hatten vor, den im Buche von Prati nicht erwähnten Anstieg von Süden, also direkt vom Mularpasse, zu erkunden, allein die schon aus der Ferne deutlich erkennbare, außerordentliche Brüchigkeit dieser Seite, welche, wie wir auch vom Gipfel aus nachher feststellten, über leichte Schrofen eines abgepaltenen Vorbaues und durch eine steile Schluf Rinne leicht gewonnen werden kann, brachte uns von unserem Vorhaben ab und wies uns auf die Ostseite, zur „Via Sofat“ hinüber, welche auf dem nahen Passo della Boccara, etwa 2350 m, ihren Ausgang nimmt und, den Croz del Rè überschreitend, hinüber auf die Cima Corona führt. Dieser originelle Kletterspaziergang ist rot markiert und verdankt seinen Namen der Arbeitergruppe (Sezione operaia) des Trentiner Alpinistenklubs (Società degli Alpinisti Tridentini). Trotz der Markierung und trotz des hübschen Verlaufes dieser Zweigipfeltur wird dieselbe, wie alle Touren in diesem Gebiet, nur selten gemacht. Vom Passo della Boccara stieg ich, den roten Farbkleege folgend (Tomasi war schon vor dem Paß links ab direkt ins Gipfelmassiv eingestiegen), durch eine Schutrinne mit einem Fenster in leichter Kletterei hinauf auf den wenig ausgeprägten Ostgrat des Croz. Eine weitere Kletterstelle, in Prati „Kurzer Ramin“ bezeichnet, brachte uns auf die Schulter und zu dem großen plattigen Stein, von dem aus die Markierung nordwärts längs des Hauptgrates gegen die Cima Corona weiterführt. Dort ließen wir unsere Rucksäcke und standen wenige Minuten später auf dem Gipfel des Croz del Rè, den ein imposanter Steinmann krönt. Die Rundsicht war insofern der üblichen „Brentanebel“ sehr beschränkt und bot nur ab und zu rasche Tiefblicke durch zerreißen Wolkenfleier gegen die Talsenken von Cavadago und Spora und gegen den mächtig dimensionierten Mittelzug der nördlichen Brenta, den Ramm Fibidön—Cima di Santa Maria—Cima di Val Scura. Bald brachen wir wieder auf und folgten vom plattigen Steine aus der Markierung über den Nordgrat weiter. Einige bastionartige, durch tiefe Scharten voneinander getrennte Felsbauten schoben sich da ein und zwingen ziemlich tief auf die Cavaisette abzustiegen, auf welcher es, originellen Bändern folgend, leicht in den letzten Sattel vor dem Massiv des Corona-Südgipfels hinübergeht. Der Aufstieg auf diesen Südgipfel ist der hübschste Teil der „Via Sofat“; leichte Kletterei in festem Gestein durch eine kaminartige Rinne der Südwestflanke, direkt zum Gipfel führend. Die roten Farbkleege, am Croz del Rè noch ziemlich verschwenderisch vorhanden, werden immer spärlicher bis hierher, ein Zeichen, daß die Markierungsunternehmung der Sofat sich mit der Farbe ein wenig veralkalkuliert hatte. An manchen markanten Stellen vermiften wir eine Marke. Entschieden zu freigebig ist Pratis Zeitangabe von

1½ Stunden für den Weg von Gipfel zu Gipfel. Trotzdem wir oft, teilweise infolge Nebel, die Route suchen mußten, benötigten wir nur eine knappe Stunde.

Der *Monte Corona*, 2561 m, ist der Hauptgipfel dieses Juges und Prati hat dem Juge seinen Namen gegeben. Das Massiv besteht aus zwei durch einen luftigen Grat und ein Schärchen getrennten, nahen Gipfeln von gleicher Höhe, weshalb es auch Cima Corona genannt wird. Prati verzeichnet drei Anstiege. Der Weg des ersten Erststeigers Alfred von Radio-Radiis am 24. August 1904, von der Sella del Montoc ausgehend, dürfte im Gipfelbau des Südgipfels derselbe kurze Kamin gewesen sein, welchem jetzt die Via Sofat folgt. Den Nordgipfel erreicht man über den kurzen Verbindungsgrat in einigen Minuten. Gegen Osten, *Valle della Goslada*, leitet eine steile Geröllrinne nieder und vermittelt einen Abstieg auf die oberste Terrasse dieses Tales und die Möglichkeit, mit Umgehung des *Cros-del-Rè*-Massivs den *Passo della Boccara* zu erreichen. Einige turmartige Vorbauten sind hier vom Corona-Massiv abgepalten und ein breiter Terrassengürtel schiebt sich sowohl unter ihm als auch weiter hinauf gegen Norden unter die Einsattelung der breiten *Bocchetta della Sporata*, 2444 m, vor, die Überschreiter dieses Sattels zum Ausweichen in großem Bogen nördlich zwingend, falls sie auf die unter grüner Decke ruhenden, regelmäßig gelagerten Karrenflächen der obersten *Val della Sporata* und zur *Malgà Covèl* absteigen wollen. Wir hielten uns vom Corona-Nordgipfel, dessen Panorama jenem des Südgipfels vorzuziehen ist, stets auf dem Grat und betraten in kaum zehn Minuten leichter Schrofentletterei den sanften Bogen der *Bocchetta della Sporata*.

Die nächste Erhebung im Kamm ist die mit 2496 m kотиerte, langgezogene Felsmauer, in welcher die Kammrichtung von Süd—Nord in Südwest—Nordost übergeht. Von der Sella del Montoc aus gesehen besitzt dieser unbenannte Gipfel die schönste Westwand, auch gegen Norden, ins *Val della Campa* fällt er schön gestuft und tief nieder. Er verdient daher sowohl wegen seiner Lage als auch wegen seines Baues einen Namen mit größerer Berechtigung als die Cima Trettel genannte Rückfallkuppe der *Borcola*, von der wir sprechen werden. Ich möchte für diesen Felsstamm, Punkt 2496, den Namen *Cima della Sporata* in Vorschlag bringen. Den höchsten Punkt erreichten wir, dem südlichen, turmgespitzten Gratabbruch ostseitig durch eine Rinne ausweichend, über den Grat selbst in leichter Kletterei. Man passiert hierbei eine äußerst interessante Einsturzstelle; der Grat ist der Quere nach geborsten, abenteuerlich geformte Bruchzaden starren empor, der Grund besteht aus Lösen, übereinander gelagerten Blöden und aus den großen Höhlungen unter ihnen weht einem eisfalter Hauch entgegen — eine kleine *Inferno-Szenerie*. Schön ist der hier zum ersten Male sich ergebende Blick auf *Val della Campa* und *Val Cadino*, und dort, wo das eine in das andre übergeht, auf die saftigen Flächen von *Malgà Campo D'enna*.

Reizende Idyllen der Einsamkeit sind alle diese Malgen hier zu unseren Füßen; lösen sich mit schimmernd-grünen Leibern aus der dunklen Umarmung der höchsten Wälder und schmiegen sich hinein in Mulden zwischen eigenartig geformten Felsbergen. Aber spärlich sind hier die Wasserläufe; den ganzen Tag lang, bis zum Abend im mittleren *Val Cavel*, wo man abseits des Weges mit großer Mühe ein Brunnlein aus dem Hang gegraben für die Holzfäller, trafen wir nicht die kleinste Wasserader an.

Unser nächster Gipfel ist die Klobige, von trohigen Felsen getragene, schöne *Cima Borcola*, 2383 m. Von unserem Punkte 2496 leitet ein langer Grat zu ihr hinaus, erst als sanft begraster Schrofentücken, dann als turmbestandene Felsfäße. Wir verfolgten den Grat bis in die Scharte des ersten, mächtigen Felsbaues, dessen Isoliertheit offenkundig war; knapp an den Felsen entlang, auf der Südseite, setzten wir die Umgehung der Zwischenbauten an, um das eigentliche Massiv der *Borcola* ohne Zeitverlust zu erreichen. Prachtvolle Edelweißsterne leuchteten von den Graspörzen des Hanges und in den Rissen der gelben Bruchwände blühten massenhaft die in den Dolomiten

drüben so selten gewordenen Teufelskrallen. Ein steiler, doch leicht ersteiglicher Grasshang verführte uns zu einem verfrühten Aufstieg zurück auf den Grat. Das Massiv des Bórcolagipfels lag noch weiter im Nordosten, noch durch einige breite Vorbauten und tiefgekerbte Scharten von uns getrennt. Weder die Länge dieses Grates noch seine durchaus steilfelsige Beschaffenheit kommen auf der A.-B.-Karte zum Ausdruck; ganz am rechten Rande derselben gelegen, sind die beiden Gipfel Bórcola und Trettel, um sie noch draufzuhaben, gegen die Mitte hin verschoben. Wir zählten, vom Gipfel der Bórcola rückwärtsblickend, fünf isolierte Felsbauten mit oft weit ausladenden Ausläufern, die das Gipfelmassiv vom Nordostgrat des Punktes 2496 trennen. Die Nordwände fallen steil, von brüchigen Bändern durchzogen, gegen die Mulde der Malga Campo Denno nieder; ein niedriger, doch feder, viereckiger Turm ist vorgelagert; von den einzelnen Schärtchen ziehen steile Schuttrinnen hinab in die gegen die Almböden auslaufenden Trümmerfelder. Noch zu früh wandten wir uns gegen die Felsen, mußten eine raue Felsrippe des letzten Vorbaues überklettern, ehe wir in die letzte Scharte westlich des Gipfelbaues selbst ansteigen konnten. Von dort aus brachte uns eine ziemlich schwierig zu erkletternde Felsstufe auf den Gipfelgrat und auf den Gipfel selbst, dessen Talblick das prächtigste ist, was man sich vorstellen kann: wie ein mächtiges Mosaikbild liegen die Felder, Weingärten, Obstanger, Wälder, Auen, die weißen Dörfer und Burgen des Nonstales einem unmittelbar zu Füßen; drüberhin die sanften Ruppen des Mendelzuges, draußen, von schweren, leuchtenden Kumuluswolken eingefappt, rosig schimmernd die Dolomiten — ein Blick wie aus dem Flugzeug!

Den letzten Gipfel des Kammes, die unscheinbare, schon latschenbestandene *Cima Trettel*, 2292 m, nach dem Trentiner Alpinkisten Dario Trettel benannt, besuchten wir bloß, um die Reihe voll zu machen. Sie ist nur eine bescheidene Rüdskalluppe der großen *Cima Bórcola* und ohne turistische Bedeutung. Die Scharte zwischen ihr und der Bórcola wird *Bocchetta della Bórcola* genannt und vermittelt nach Pratt „einen schönen“, sicherlich aber sehr selten gemachten Übergang (wir bemerkten keine Steigspuren, geschweige denn einen Steig) zwischen Malga Campo Denno und Malga Sporata (oder di Sporminore oder Covèl). Von der Scharte aus ist man in einigen Minuten auf dem bescheidenen Schettel der *Cima Trettel*. Unmöglich war es uns, nach Pratts Beschreibung den Abstieg vom Bórcolagipfel auf die Scharte zu finden; derselbe vollzieht sich in einer sehr steilen Geröllschlucht, die zur Scharte des kurzen Ostgrates emporzieht, sehr eindeutig, indem man diese Rinne bis an die Felswurzeln verfolgt und dann links an den Felsen entlang wieder zur Scharte ansteigt, auf diese Weise den großen, von Überhängen gepanzerten Gratabbruch umgehend. Die im Pratt angegebene 1 ½ m breite „spaccatura“ haben wir nicht entdecken können. Nordwand und der wenig ausgeprägte Nordwestgrat der Bórcola wären ein hübscher neuer Aufstieg von Malga Campo Denno auf diesen selten besuchten, doch überaus dankbaren Gipfel.

Auf der *Cima Trettel* war es halb vier Uhr nachmittags und wir mußten an die 1800 m Abstieg nach *Sporminore* denken. Bis auf das letzte Drittel glich dieser Abstieg durch das *Baldicovèl* einem Urwaldmarsch. Aus den steilen Grasshängen der *Cima Trettel* gelangten wir zunächst ins Alpenrosengestrüpp des Sporatafelsens; dann auf Steigspuren, die sich jedoch bald wieder verloren, strebten wir der tiefsten Talsfurche zu. Über Blühen von unerhört bunter, üppiger Vegetation, durch ein Dickicht von Erlen und Buchen, über fettüberwucherten Lammern mühsam absteigend erreichten wir die Furche und ein steiniges, fast vollständig zugewachsenes Steiglein, das einzige, welches durch dieses Tal emporführt. Nur Jäger und Holzfäller benötigen es; denn der eigentliche Almweg zur Malga Sporata oder Covèl leitet durch *Val Goslada* empor. Dieser unten verbreitert sich das Steiglein zum Weg, eigentlich besser zur Holzschleppbahn und man ist herzlich froh, wenn man die glatten Platten und das schlüpfrige Geröll hinter sich hat und über freien Wiesplan der Kirche von Sporminore aufsteuern kann.

### 3. Monte Gallino, 2441 m, erste Erstbegehung über den Nordgrat mit Andreas Kreil am 27. August 1929

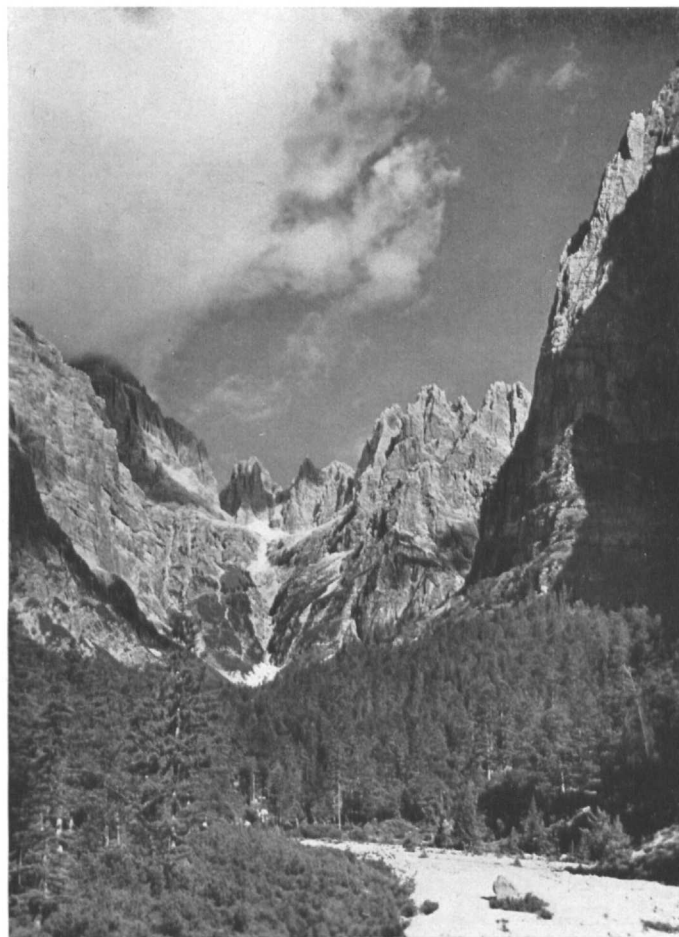
Von Malga Spora auf dem Steiglein, welches längs der glatten Plattenwände des Croz del Giovàn (Pizzo Giovanni der U.-B.-Karte) in das Kar der Bocchetta del Gallino führt, die oberen Partien der „Giaroni“ genannten Lawinhänge querend, hielt ich meinem Kameraden einen Vortrag darüber, daß neue Aufstiege auf einen untergeordneten Gipfel wie die Cima Dagnòla, 2187 m, auf welchen südseitig die Röhre aufweiden, nur dann Berechtigung haben, wenn sie sowohl in der Linie als auch in der dargebotenen Kletterei originell und elegant sind. Als ein solcher Aufstieg war uns die große Schlucht erschienen, welche die Westflanke der Dagnòla ihrer ganzen Länge nach gerade und tief eingerissen vom Gipfel bis zum Punkt 1815 der U.-B.-Karte durchfließt. Doch bei diesem Punkte angekommen, mußten wir angefaßt die drei sich haushoch mit glatten, schwarzen, vorhängenden Stufen erhebenden Felsen, die den untersten Teil dieser Schlucht bilden, von unserem Vorhaben abstehen und verworfen auch den Plan der möglichen, rechtsseitigen Umgehung dieses unteren Teiles aus dem oben angeführten Grunde. Uns der Nordflanke des benachbarten Monte Gallino zuwendend, sollte uns dieser Tag, ohne daß wir besondere Hoffnungen in dieser Beziehung hegten, mit dem Aufstiege über den Nordgrat dieses uns schon bekannten Berges eine sehr hübsche, fesselnde und nicht allzu schwierige Tour schenken, welche zu den schönsten Kletterfahrten um Malga Spora zählt und deshalb Wiederholung verdiente, weil sie einen Aufstieg auf diesen Hauptgipfel der südlichen Vorlagerungen bietet, der dem jetzt üblichen, langwierigen und wenig verlockenden über die Bocchetta del Gallino für einigermaßen geübte Bergsteiger entschieden vorzuziehen ist.

Dieser Nordgrat des Gallino ist in der U.-B.-Karte deutlich, aber nicht ganz richtig eingezeichnet. Er beginnt, gleich scharfkantig ansehend und schneidig sich emporwerfend, bei Punkt 1932 der U.-B.-Karte gerade gegenüber der Südwestecke des Massivs des Croz del Giovàn. Zwischen diesem und unserem Berg zieht eine steile Schuttlammer hinab in die Giaroni. Dieselbe nimmt ihren Ursprung jedoch nicht, wie aus der Karte ersichtlich, knapp unterhalb des Gipfelbaues des Gallino, sondern mehr östlich, mehr gegen jenen Scheitelpunkt zu, wo von unserem Grate ein kurzer, doch steiler Gratsporn direkt gegen die Bocchetta absetzt. Der Grat selbst erhält dadurch eine weniger gerade, sondern mehr S-förmige Krümmung, ehe er in den Gipfelsfelsen verläuft; und die tiefe Schlucht der obersten Schuttlammer trennt das Gipfelmassiv von den mittleren, sägeartig sich reihenden, mit Gratfirnen gespidten Teilen des Grates und hält dieselben weit auseinander. Die dem Führer von Prati beigegebene Kammverlauffskizze (nach der Zeichnung von Domenico Locchi) ist unrichtig; der Nordgrat des Gallino fehlt ganz, während der lang gezeichnete Nordwestgrat der Dagnòla, der laut Zeichnung bis gegen Malga Cavedago reicht, nicht zutrifft; denn die Dagnòla bricht gegen West und Nord ohne Ausläufer in plattengepanzerten Wänden jäh und ungliedert ab.

Die über den Grat zu nehmende Höhendifferenz ist fast genau 500 m, ein Abweichen von der Gratsschneide selbst ist nur an einigen Punkten auf wenige Meter notwendig und macht gerade dieser Umstand die Tour so reizvoll und schön. Wir stiegen gleich rechts (westlich) des Punktes 1932, die letzte Gratzehe umgehend, durch eine plattige Rinne auf den hier noch latschenbestandenen Kamm empor; eine leichte Terrasse, Schrofen, und ein kurzer, von einem eingeklemmten, würfelförmigen Blöcke gesperrter Kamin brachten uns höher auf den immer schmaler und steiler werdenden Grat. Im nächsten Abbruch folgt eine schöne Stelle: ein senkrechter, zehn Meter hoher Riß hinter einer scharfkantig abgeprengten Gratabspaltung; über demselben leitet ein ausgefetztes Reifstück in das massiger werdende Gratmassiv zurück. Leichte Schrofen und Rinnen bringen auf eine grasige Terrasse und in eine kleine Scharte hinan. Darüber liegt der höchste Ab-



Cima Gaiarda aus dem Val delle Seghe

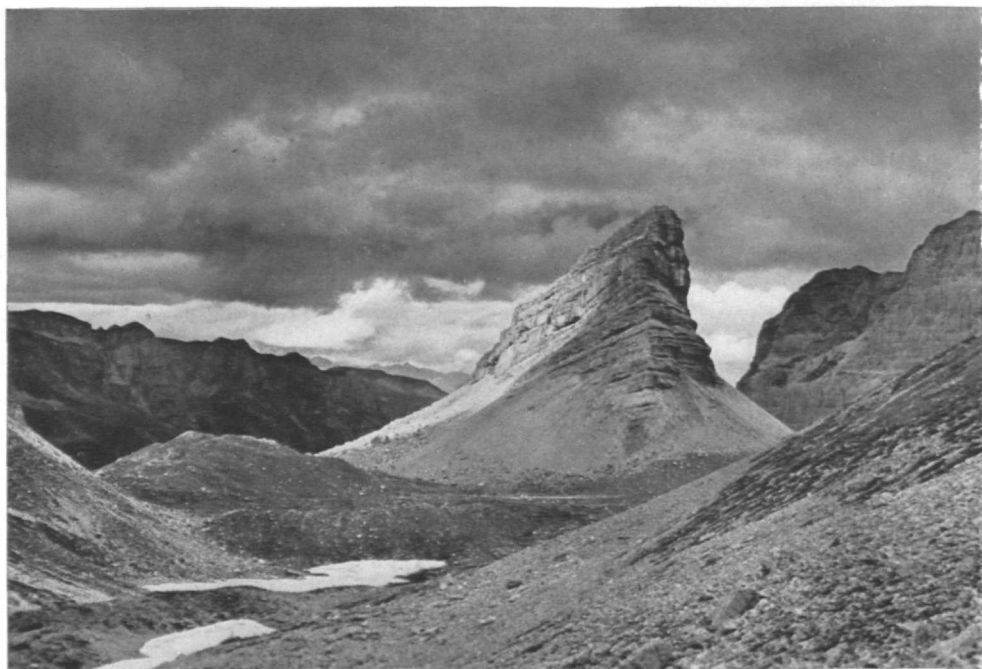


Blick aus dem Val delle Seghe in das Val delle Perse mit Cima Cella,  
Campanile di Vallesinella und Cima Roma. Ganz rechts die Südwand  
des Croz dell'Altissimo





Cima Roma und Cima della Vallazza von Süden  
Rechts rückwärts: Cima Gaiarda und Monte Gibion — Cima di Santa Maria — Cima di Val Scura



Monte Lurrion basso von Süden





bruch, mit dem die Gratrichtung gegen links, Osten, abweicht. Schräg nach links empor geht es zwei 40-m-Seillängen, über kleine Wandsfusen, Schrofen und Rinnen, teilweise recht lustig, dann in leichter Schleife nach rechts zurück auf die Grathöhe selbst hinan (Steinmann). Wegen der Brüchigkeit des Gesteins ist dieses Stück, besonders für den Nachklettenden, das Gefährlichste. Nun wird stets die Grathöhe beibehalten, zwei Grattürmchen werden leicht überstiegen, ein kurzes Keltstück leitet in das Schärtchen vor dem höchsten, durch seine rotgelben Abbrüche markanten Gratturm. Auch er wird ungeschwierig überstiegen; sein Körper hängt mit dem Gipfelmassiv durch eine breite, begrünte Einfattelung zusammen. Dort erfährt die Gratrichtung ihren zweiten Knick, diesmal nach rechts, und der Grat zieht, immer weniger ausgeprägt, zur Gipfelfuppe empor. Rechts drunten bricht, aus einzelnen Klüften sich vereinigend, die große Schuttschlucht, rot wie eine tiefe, dem Berge geschlagene Wunde, hervor. Der letzte Anstieg zum Gipfel ist leicht und rasch zu nehmen. Wir benötigten zum ganzen Aufstiege drei Stunden, wobei wir durch mancherlei Beratungen über den im üblichen Mittagsnebel der Brenta verschleierten Weiterweg einige Male aufgehalten wurden. Bis auf einige wenige schwierigere Stellen ist die Kletterei mittelschwer und als direkter, interessanter Aufstieg auf den Gallino von der Sporasseite sehr empfehlenswert und dankbar.

4. Cima di Val Scura, 2672 m — Cimon della Campa, 2597 m — Vorkurm, 2520 m — Bocchetta della Giara, 2491 m — Cima di Santa Maria, 2678 m  
26. August 1929 mit Andreas Kreil

Still und kühl war der Morgenmarsch durch das felsige Val dei Cavai auf die Sella del Montoc, 2330 m, jenseits welcher, den Charakter seiner karrendurchrissenen Grashänge nicht ändernd, die Senke zwischen dem Mittel- und Ostzuge der Campagruppe als Val Cadinio oder Val della Campa sich fortsetzt. Auf der Sella trafen wir den ziemlich verwilderten Hirten, der die von der Gemeinde San Sebastiano und Folgaria hierher zur Weide geschickten 500 Schafe zwischen Malga Campo Denno und Malga Cavedago hin- und herdirigiert und seinen Tätigkeitsbereich dann, wenn die Röhre zu Tal getrieben, auch über die Weideflächen von Malga Spora bis zum Baiardapass hin ausdehnt. Pro Stück erhalten die jetzt zusammengelegten Gemeinden Sporminore, Spormaggiore und Cavedago 10 Lire für 3—4 Monate Weiderecht, die Herde wird bis zum Abtrieb um mehr als hundert Lämmlein stärker. Der freundliche, einsame Mensch ließ uns durch seinen prächtigen grauen Schnauzer eine Vorstellung geben; in wenigen Minuten hatte das kluge, flinke Tier, durch sonderbare Vokale angefeuert, die Schafe aus den höchsten Schrofen herabgeholt und zum Räuvel getrieben.

Unser Besuch dieser äußersten Ecke des Campagebietes war ein anstrengendes Kreuzen und Queren, Auf- und Absteigen durch das öde, weite, trümmerübersäte Val di Santa Maria della Campa. Unterhalb des gegen die Sella del Montoc abriegelnden, fähnen Felsporns, Punkt 2526 der U.-V.-Karte, querten wir das Tal und flogen über den Karstrücken des Montoc, der den gewaltigen Kessel in zwei gleiche Hälften teilt, empor gegen den Ramm zwischen Cima di Santa Maria und Cima di Val Scura, welchen ich, über steile Grashänder mit herrlichem Edelweiß querend, im Sattel südlich der Scura, Punkt 2650, Kreil in der Höhenquote 2695 m, erreichte. Die Cima di Val Scura ist von hier aus gesehen ein viereckiger, von einigen einzelnen, durch Ramine und Schluchten getrennten, gelbroten Felsbassionen gebildeter Bau, auf dem die nach Norden vorgeschobene Gipfelfuppe aufliegt. Vom Punkt 2650 etwas absteigend und die Felsen gegen Osten querend, brachte uns eine ausgewaschene Rinne mit Überhängen in nicht gerade leichter Kletterei auf das in der Mitte der gelbroten Bassionen waagrecht durchlaufende Band und von diesem aus, rechts haltend, über brüchige Schrofen auf den steilen Hang des Gipfelgrates und auf den Gipfel selbst.

Gleich allen isoliert vorgeschobenen Gipfeln ist auch dieser ein ganz hervorragender Aussichtspunkt. Der Tiefblick ist äußerst fesselnd und instruktiv: die gewaltige Karrenmasse von Großé liegt in ihrer ganzen Ausdehnung zu Füßen, das Loveltal in seiner ganzen Länge. Nur der Lovelsee selbst ist durch den Castellaz verdeckt. Malga Flavona, Malga Pozzöl und Malga Campo Denno stehen im Saftgrün ihres Umkreises, das Rifugio Stoppami sitzt als heller Würfel in der Kontur des Großépasses. Vom Monte Peller bis zum Schiffsnabelgrat der Pietra Grande entwickelt sich die Front des noch ziemlich unerforschlenen Brenta-Nordzuges, dessen Hauptgipfel, Corno di Flavona, Cima Vagliana und Sasso alto durch ihre Höhe, der Sasso rosso durch seine Farbe hervorstechen. Unmittelbar jäh ist der Tiefblick in das öde Val Scura, das von den Wänden des von unserem Gipfel ausstrahlenden Nordwestgrates diesseits, jenseits von den Felsanzern der Rocca, 2493 m, des Castellaz, 2237 m, und ihrer zerrissenen Abpaltungen eingeschlossen wird. Herrlich weit ist im Lichte eines wolkenlosen, dunstfreien Tages, wie der unsrige, die Fernsicht: Dolomiten, Sillertaler, Öhtaler, die einsame Weißkugel, der Cevedale und seine Trabanten, besonders schön Prefanella und Adamello, ein hehrer Kreis prächtigster Felsen und Firne, die die Furche der Etsch einfassen.

Nach ausgiebiger Rast und reichlichem Gabelfrühstück, wozu gottlob in kleinen Flecken nordseitig vorhandener und im Dedel der Proviantbüchse zum Schmelzen gebrachter Neuschnee — das einzige Mittel in dieser dürren Steinwüste — kargen, geschmacklosen, aber doch kühlenden Trunk bot, setzten wir unsere Erkundungsfahrt fort. Sie brachte uns, durch einen Kamin mit schönem, hohem Überhang gegen Osten absteigend auf den erst felsigen, dann zahmen Grat und Gipfel des Cimon della Campa, 2597 m, den letzten, gegen Osten vorgeschobenen Gipfel des Mittelzuges. Seine mit 2520 und 2494 kotierten Vorbauten senken sich zugleich mit der nördlich der Cima di Val Scura vorgebauten, Lastön, d. i. die „große Platte“ bezeichneten Terrasse zur Bocchetta di Val Scura, 2376 m, hinab, die einen sehr wenig begangenen Übergang zwischen Lovel und Malga Campo Denno vermittelt. Den beiden turmartigen Vorbauten des Cimon galt unser Interesse. Es schwand, als wir von der letzten Gratanschwellung aus das Vorhandensein eines Steinmannes auf Note 2520 unzweifelhaft feststellten; doch stiegen wir dennoch in die Scharte ab und machten dieser Note, die leicht über steile Schrofengürtel und den Südgrat zu erreichen ist, einen kurzen Besuch.

Die nördlichen Fortsetzungen des Kammes sind wohl ohne turrische Bedeutung; es sind Höhen von wenig ausgeprägtem Bergcharakter, bereits stark von Grasflächen und Wald durchsetzt, welche sich zwischen Val Cabino und Val di Lovel noch lange gegen das mittlere Nonstal hinausziehen. Von der Rocca an nordseitig noch in 200–300 m hohen Felswänden sich abtufend finden wir noch zwei bedeutendere Gipfel: die Cima di Val Strángola, 2349 m, und die Cima degli Inferni, 2240 m, welche die Bocca degli Inferni, 2212 m, einschließen, einen nur alpwirtschaftlich bedeutenden Übergang zwischen Malga Campo Denno und Malga Termoncello, bzw. zwischen dem Kleinen Val degli Inferni und dem breiten, walddreichen, an die Gestade des Lovelsees leitenden Val Strángola. Der Name des ersteren kommt nach Prati von dem Danteskischen Cindrud her, den seine öde, von bizarren Felsgebilden umstandene Geröllflucht hervorruft. Die erste Überschreitung des ganzen Kammes von der Cima di Val Scura bis zu der auf die Cima degli Inferni folgenden, schon waldbedeckten Loverdina, 2237 m, vollführte 1909 E. Möll, der zwei Tage vorher mit Giovanni Daffati die erste Erstiegung der Nordwestwand der Cima di Val Scura, von Malga Flavona ausgehend, durchgeführt hatte.

Nachdem der ganze Nachmittag noch vor uns lag, beschlossen wir, den Heimweg über die Cima di Santa Maria anzutreten. Um an Höhe möglichst wenig zu verlieren

querten wir in den Südwänden des Cimon della Campa auf waagrechten Grasbändern gegen Westen, waren jedoch bald infolge der Abbrüche gezwungen, den Verbindungsgrat zur Cima di Val Scura zu gewinnen und den Gipfelbau derselben sowie den Punkt 2695 durch die breite Schuttlammer schräg abwärts querend zu umgehen. Auf der Fortsetzung der mit schönsten Edelweißsternen besetzten Grasbänder gelangten wir mühsam auf die Karrenterrasse zurück, welche das Bindeglied zwischen dem Hauptkamm und dem Rücken des Monto bildet. Zwei Möglichkeiten ergaben sich, um von hier aus die Bocchetta della Giara zu erreichen: entweder ein tief angelegtes Ausgehen des innersten Val di Santa Maria di Campa mit drauffolgendem steilem Aufstieg auf die Scharte oder das Erreichen derselben von oben her, über den Grat selbst, nach Überschreitung der Höhennoten 2668 und 2639. Wir wählten den letzteren, jedenfalls kürzeren, weniger anstrengenderen und sicher interessanteren Weg, der allerdings zunächst einen jähen Anstieg über Grasbänder, Schrofengürtel und steile Rinnen auf den Grat erforderte. Bis hinab in die Bocchetta della Giara gab es noch hübsche, lustige Kletterstellen über wenig ausgeprägte Gratfirme und einige Querungen über brüchige Schrofen von schärfstem Gestein. Diese von beiden Seiten schwierig zu erreichende Bocchetta, die ihren Namen von dem gegen Campo Flavona niederziehenden Gerölltale hat, ist kaum als Übergang von Flavona nach Cavai zu werten, ebensowenig wie der südlich der Cima di Santa Maria gelegene Passo della Crovara oder Bocchetta del Fibidò, 2560 m, der mit seinen mühsamen Schutthalben und oberen Felspartien nicht, wie Prati sagt, „commodamente“ überschritten werden kann.

Von dieser schmalen Scharte aus erst einige Gratjaden überkletternd, dann in die Offflanke hinausquerend stiegen wir mühsam von Terrasse zu Terrasse empor und gewannen bald die schöne, regelmäßige Pyramide des Hauptgipfels der Campa. Gegen zwei Stunden lagen wir auf ihm. Und als wir aus unserem Schläfchen erwachten, ging der Tag zur Neige, prangte das Firmament schon in den glühenden Feuerfarben des Abends, gleißten die Firne des Adamello, warfen die nahen Berge lange, dunkelblaue Schatten in die Täler und ragten mit goldgeränderten Linien in klare Höhe. Drüben in unseren heimatlichen Dolomiten aber begann das Alpenglühen, von Felskette zu Felskette wachsend und sich vertiefend, emporlodernd an den höchsten Zinnen der Marmolata und Pala, sich wellend über die Zaunmauer des Rosengartens, über die Wölbung des Schlern. Unsere Felsen glühten mit. Wie ein Altar über der dämmrigen Tiefe im strahlenden Schmucke von Millionen Flammen stand das Hochgebirg in der Neige des sterbenden, schon herbstlich satt und farbenvoll gesaugten Sommertags. Und unser Gipfel war der Altar der heiligen Maria della Campa, der Schutzpatronin von Flavon und im Sporeggio, der Altar der reinen Jungfrau, der Gottesmutter, das höchste, alle anderen nahen Berge überragende Heiligtum dieses Stückes Erde, über dem, einsam und schweigend, das Wunder dieses Abends wie ein Gebet in sich aufnehmend, zwei Bergsteiger standen, entrückt aller Zeit und allen Zeitgenossen; zwei Seelen, die, mit müden Körpern an Stein geschmiegt, empor sich hoben in eine Höhe und Weite, die nur an so selten schönen Tagen sich denen öffnen, deren Liebe und Leidenschaft den Bergen gehört!

## Nachwort

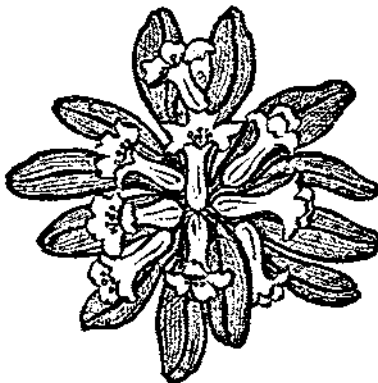
Auf allen meinen Wanderungen durch die Täler und Schluchten des zentralen Brentastodes, über die Karrenflächen von Groß- und Vallesinella, auf allen meinen Fahrten in den schönen, herben Felsen dieses Gebietes, begleitete mich, mußte mich begleiten — die Erinnerung an einen Bergsteiger von höchsten Qualitäten, die Erinnerung an einen herrlichen jungen Menschen, den die Natur mit den hervorragendsten Gaben des Leibes und der Seele ausgestattet hatte, und der mein Bruder war. In jeden Blick, den ich von den Gipfeln des hier beschriebenen Bergparadieses tat, ragten die Denkmäler seines

alpinen Könnens, seiner Bergbegeisterung und seines Mutes hinein, waren unvergeßliche Zeugen aus jener Zeit, da noch ein junges Leben verheißungsvoll vor ihm lag, da fast jeder Tag in der geliebten Brenta ihm prächtige Gipfelsiege schenkte und seinen Namen mit der alpinen Geschichte dieser Berge innig verknüpfte. Durch die Südwand des Castelletto inferiore empor, an den Griffen, die er als erster berührt, trug mich das liebinnige Gedenken an ihn, mein Auge suchte und fand die Wege, die er entdeckt und erschlossen, durch die Wände des Dente di Sella, der Cima d'Armi, über die schaurige Säge des Nordwestgrats der Cima di Brenta; den Steinmann auf dem Haupte der kühnen Torre delle Val Perse, von ihm erbaut, grüßte ich in stummer Verehrung. Liebe alte Erinnerungen bannten mich zu nachdenklicher Rast an Stellen, wo ich vor Jahren einst mit ihm Rast hielt auf frühlicher Bergfahrt, und gingen mit mir auf Pfaden, die ich einst mit ihm gegangen war.

Tiefempfundene Freude zitterte in mir, wenn die Bergsteiger in den Hütten davon sprachen, daß seine Turen zu Modeturen geworden seien, oder seiner Leistungen mit Anerkennung gedacht wurde. Und eine alte, langsam vernarbte Wunde riß in mir auf, wenn ich auf die Frage nach ihm antworten mußte, daß er nicht mehr sei. —

Die Südwand des Castelletto inferiore, sein eleganter, gradliniger, schneidiger Weg durch sie vom Einstieg empor zum luftigen Gipfel — sie war, sie bleibt das Symbol seines kurzen, sonnigen, gradlinigen Lebens, seiner eleganten, schneidigen Kletterkunst, seines offenen, von jugendlichem Feuer durchsprühten Wesens, seines Muts, der kein Zurückweichen, kein Hindernis kannte, der stets gradaus ging — gradaus auch fürs Vaterland, das ihn rief, in den jungen Heldentod, dort droben irgendwo in den Karpathen, im ersten Kriegswinter schon, fern der Heimat und ihren Bergen, von einer hinterhältigen Ruffentugel vom Pferd geschossen. —

Ihm, dem unvergeßlichen Bruder, der diese Bergwelt schon vor mir geliebt und ihre wunderbaren Geheimnisse erschaut hat, habe ich diese bescheidenen Zeilen widmen müssen; in treuem Gedenken an ihn, der als Bergsteiger zu den Besten seiner Zeit zählte und der nicht durch schwache Worte, wie ich, sondern durch kühne Taten dazu berufen war, die Schönheit der Brentaberge zu verkünden.



# Bergfahrten in Norwegen

Von Dr. Max Ebeling, Müllrose

In die Hochfläche der hundekopffähnlichen westlichen Halbinsel Scandinaviens, die vom Rinne Winkel bei Oslo am Christiandafford bis zum Nackenansatz bei Nidaros am Drontheimfjord reicht, schneiden Hunderte von Fjorden ein. Zwei der größten von ihnen sind der Nordfjord und südlich von ihm der Sognefjord. Zwischen ihnen erstreckt sich von Nordosten nach Südwesten die größte Schnee- und Eismasse des europäischen Festlandes, der Jostedalbrä (Kartenskizze). Er wird in Europa nur vom Vatna-Jökull an der Südküste Islands übertroffen.

Während der Nordfjord mit seinen drei Fortfjåen, dem Olden-, Løen- und Stryn-see, wie drei Finger einer Hand in das Eis des Jostedalbrä hineingreift, ähneln der Sognefjord, der längste und tiefste aller norwegischen Fjorde, mit seinen zahlreichen Verzweigungen der reich mit Enden besetzten Stange eines Hirschgeweihs. Auch von ihm reichen mehrere Fjorde tief in den Jostedalbrä (Brä = Gletscher) hinein, der, höher als alle ihn umgebenden Berge, unter dem starken Druck seiner gewaltigen Schneemassen Hunderte von Hängegletschern und 26 Talgletscher in die engen, spaltähnlichen Täler und Fjorde herunterpreßt. Die Vereinigung von Schnee, Gletscher, Felsen und Fjord feiert hier ihren Triumph, alle Register des Hochgebirges sind in ihren größten Schaustücken aufgezogen, und nichts in Europa, auch in den Alpen nicht, kann ihm Gleichartiges an die Seite stellen. Bis zur Magalhãesstraße müßte man reisen, um Ähnliches zu finden.

Meine deutschen Landsleute, die nach dem Kriege Norwegen besuchen, benutzen die großen Dampfer unserer Schifffahrtslinien und lernen auf ihrer schnellen und kurzen Fahrt das Land der „Fjorde und Wasserfälle“ und die Schärenküste Norwegens einigermaßen kennen, aber das Innere, das eigentliche Hochgebirge, das Fjeld der Norweger, ebenso Land und Leute, bleiben ihnen verschlossen. Während sie auf Deck bequem in Liegestühlen ruhen, ziehen die gewaltigen Felsen und die wundervollen Wasserfälle wie die Kulissen einer Riesen-Drehbühne allzu rasch an ihnen vorüber.

Den Verkehr zwischen dem Sogne- und dem Nordfjord vermitteln Dampfer, die den Weg von Skjolden am innersten Teil des Sognefjords bis Løen oder Olden am Nordfjord in etwa vier Tagen zurücklegen. Aber es gibt eine, wenn auch nicht kürzere, so doch viel schönere und eindruckreichere Verbindung zwischen den beiden Fjorden, das ist der Übergang über das Fjeld, in unserem Fall über den Jostedalbrä. Man steigt dabei über zwei der schönsten Hochgebirgspässe des Landes, über die Lunde- und über die Oldenscharte. Beide sah ich auf der ersten meiner sieben Sommerreisen, die ich Norwegen wohnen durfte. Seitdem habe ich viel Schönes auch in anderen Ländern gesehen, aber dem ergreifenden Tiefblick von der Oldenscharte in den mit Gletschern gefüllten Kessel des Oldensees als eines der größten Schaustücke des Hochgebirges ist dadurch nichts von seiner überwältigenden Wirkung genommen worden.

## Die Lundecharte (Lundeskaret)

Der im Durchschnitt nur 3—4 km breite Sognefjord, mit 1241 m größter Tiefe zugleich der tiefste aller Fjorde Norwegens, erweitert sich bei Balestrand zu einem 6 km breiten Bøden. Hier liegt die kleine Siedlung Balholm, der Hauptort des fruchtbaren

Balestrand, in wundervoller Umgebung mit herrlichem Blick auf den Fjord. Es ist das Dorado der Norweger und auch der fremden Touristen, und bekannte norwegische Maler haben sich hier ihre behaglichen Landhäuser gebaut. Der Dampfer bringt uns in 1½ Stunden nach Fjälrand am Fjälrandfjord, der sich nordwärts 18 km lang erstreckt und mit zwei während der langen Eiszeit Norwegens ausgebildeten Trogtälern in das Eis des Jostedalsgletschers hineingreift (Kartenskizze). Es sind das Bøjumstal und das Suphelleetal; jenes birgt den großartigeren, dieses den merkwürdigeren Gletscher. Der Suphelleegletscher stürzt von der 1400 m hohen Kante des Jostedalsgletschers in einem gewaltigen Eissturz fast diese ganze Höhe ins Tal, denn das Ende seiner Zunge liegt nur 68 m über dem Fjordspiegel, der Gletscher ist damit der tiefste aller im südlichen Norwegen. Aber sein Bett ist so steil, daß die Eismasse im Laufe der Zeit den Zusammenhang verlor, sie riß in etwa 200 m Höhe auseinander. So sieht man jetzt dort 150 m hohe, steile, dunkle Felsen, und der Gletscher zerfällt in zwei Teile, durch von oben in vier großen Rinnen herabjagende Eislawinen stehen beide miteinander in Verbindung. Bekanntlich ist das Eis auf Zug hin spröde und zerreißt, aber auf Druck hin weich und plastisch, und so bilden die Eismassen, die täglich krachend und bröhnend in die Tiefe stürzen, am Fuße der Felswand einen neuen Gletscher, eine lange Eiszunge, unter der unter Bildung eines riesigen Gletschertores der Suphelleelv schäumend und brausend hervorbricht. Der Suphelleegletscher ist also an seiner Bruchstelle degeneriert, an seinem Fuße aber regeneriert.

Schon auf der Fjordfahrt nach Fjälrand genießt man eine wundervolle Aussicht auf beide Gletscher. Das anmutige und vortreffliche, ganz aus Holz gebaute Fjälrandhotel paßt sich in Größe und Stil mit seinen Sällern und Balkonen der großartigen Lage in glücklichster Weise an, es liegt an der Mündung des Mundales in den Fjord. Hier heißt alles Mundal: das Tal, der Elv, der Säter, der Bauer, der Fischer, der Landhändler und der Führer, ebenso entsprechend im Bøjumstal. Als ich einst einen an der Tafel des Hotels neben mir sitzenden norwegischen Studenten nach seinem Namen fragte, antwortete er mir nicht ohne Stolz: „Ich heiße wie der Gletscher, Bøjum.“

Für den Übergang über die Lundescharte nahmen wir als Führer Mittel Mundal. Man braucht bis zum Ende des Tales am Bøjumssäter (Säter = Alm) zwei starke Stunden, die letzte Stunde immer im Anblick des imposanten Bøjumsgletschers (Bild), für den ich in den Alpen nur einen gleichwertigen kenne, den Rhonegletscher. Von der Höhe des Jostedalsgletschers, diesem großen Gletschernährgebiet, fällt der gewaltige, 500—600 m breite Eisstrom als ein einziger blauer Eisatarakt 1200 m in die Tiefe. An seinen Flanken streben steile, dunkle Felsen zur Höhe und heben durch ihren Kontrast die Schönheit und mächtige Wirkung dieses selbst für Norwegen einzigen Gletschers. Bei späteren Besuchen in Fjälrand habe ich seine Zunge gequert und dabei auch eine Gletschermühle mit dem in sie hineinstürzenden Eisbach aufgenommen. Dicht am Gletscher liegt der Bøjumssäter. Das Geläute des Weideviehs wird durch das Brausen des Bøjumselvs übertönt, der, mit dem Suphelleelv vereinigt, ein großes Delta in den Fjord hineinschiebt und diesen weithin mit seinen Geschieben trübt.

Auf einem kleinen, sehr steilen Fußwege, der sich zuerst durch Erlensbuschwald hindurchschlängelt, stiegen wir in 2½ Stunden mühsam links vom Gletscher (im Sinne des Aufstiegs) bis zum Rande eines weit herabziehenden Firnsfeldes empor und brauchten dann noch eine weitere Stunde bis zur Höhe des Jostedalsgletschers. Hier ragen in 1500 m Höhe einige dunkle Felsen, aus dem weißen Schnee heraus. Die Stelle heißt Rvitevarde (Weiße Warte). Von hier aus absteigend, brauchten wir bis zum Ende des Schnees wieder eine Stunde und hatten damit den Jostedalsgletscher an einer verhältnismäßig schmalen Stelle gequert. Durch sie wird ein nach Südwesten ziehender Teil, der Jostefond heißt, abgegliedert, er wird bei weiterem Zurückgehen des Eises einmal, wie schon viele andere Teile des Jostedalsgletschers, völlig abgeschnürt und damit selbst-



der Überfahrt nur noch als Ballast für ihr Boot und veranstalteten mit einem zweiten Boot, das ebenfalls nach Skej wollte, eine kleine, interne Ruderregatta. Sie ruderten wie die Berserker, so daß sich die dünnen Planen ihres Bootes nur so bogen, sprudelten ihren braunen Priemsaft dicht neben uns ins Wasser, lieferten uns aber, 10 km in 40 Minuten zurücklegend, rechtzeitig im Hotel Skej ab, so daß wir trotz der späten Zeit noch ein vortreffliches Abendessen erhielten.

Am nächsten Tage fuhren wir mit der Stuhlfarre nach Lamot. Hier wies uns Tolleif Lamot, der Besitzer des Hofes, ein ganzes Haus zum Übernachten an. Es war ein Blockhaus aus Holz mit einem Vorraum, der als Feuerstelle diente. Dann trat man in ein großes Zimmer. Als wichtigstes Möbelstück enthielt es außer einem Tisch in der Ecke mit eingebauter Bank eine Bettstelle, die sich der Breite nach ausziehen ließ, so daß sie je nach Bedarf für 1—3 Personen Platz bot. Ich habe dieses praktische Möbelstück Harmonikabettstelle gekauft. Am nächsten Morgen hatten wir reichlich Zeit, uns den Hof anzusehen. Er bestand aus sechs verschiedenen Gebäuden. Im ersten Blockhaus wohnte der Bauer, das zweite war das Fremdenzimmer für uns, das dritte diente als Kleider- und Vorratshaus. Daran schlossen sich ein Holzstall, ein Viehstall und eine Scheune, alle sechs um einen Hof gruppiert. Diese ursprüngliche Anlage und Bauart eines Bauernhofes findet sich noch in allen Hochtälern des Jostedalsgletschers. Wie im Mundal- und Bjumstale führt hier alles denselben Namen Lamot: der Lamotgletscher, der Lamotelv, das Lamottal und sämtliche Bauern in der kleinen Siedlung, und man wird in der Annahme nicht fehlgehen, daß der jetzige Besitzer des Hofes der Nachkomme des ersten Ansiedlers ist, auch wenn die Siedlung schon vor 1000 Jahren erfolgt sein sollte.

### Die Oldenscharte, 1050 m

Wie gewöhnlich kamen wir erst spät fort. Für einen Führer, unseren Wirt, war die Ausrüstung doch etwas seltsam, sie bestand aus einem Weidenstod und einer Trompete. Er diente uns auch mehr als Wegweiser denn als Führer, war uns gewöhnlich 200 bis 300 m voraus und wartete meist bei einer Wegebiegung auf uns, während er seiner Trompete lustige Signale entlockte. Die Töne waren zwar nicht ganz rein, störten uns aber zunächst wenig. Als er aber sein Instrument bei dem heißen Tage mehrmals zum Wassertrinken gebrauchte, kamen derartig gurgelnde Misttöne aus ihr heraus, daß wir nun versuchten, mit ihm gleichen Schritt zu halten. Das Tal war von großer Schönheit und wird vom Lamotelv, dem Abfluß des Lamotgletschers durchbraust (Kartenfälschung). Schon lange, ehe wir ihn erreichten, sahen wir ihn als einen gewaltigen, hohen Eisstrom aus einer Scharte herausquellen. Als wir an seiner linken Seite einen Abhang in die Höhe kletterten, erblickten wir aus der Vogelschau vor seiner Zunge sieben halbringförmige, gut ausgebildete Stirnmoränen, ein Beweis für ebensovieler Stillstandsperioden beim Rückgang des Gletschers. Weiter führte unser Weg über ein höchst unangenehmes Ur, ein Felsenmeer von großen Blöden, welches einem ungeheuren Felssturz seine Entstehung verdankt. Solche Ure trifft man in Norwegen, wo die Talbildung viel unfertiger und jünger ist als in den Alpen, häufig in den Tälern. Ist ein solches Tal bewohnt, so bringt ein Felssturz Tod und Verderben über seine Bewohner. So löste sich am Westufer des Loensees am Nordfjord vom 2004 m hohen Ravnesheld am 15. Januar 1905 eine ganze, riesige Felswand ab und stürzte bei der Steilheit des Abhangs in den darunter liegenden See. Die dadurch erzeugte ungeheure Flutwelle drang am flacheren Ostufer weit herauf und zerstörte beim Zurückfluten mehrere Höfe. 61 Menschen verloren dabei ihr Leben. Uns kostete das Lamot-Ur eine volle Stunde. Von einem Weg war natürlich gar nicht die Rede, wir sprangen von einem Felsblock auf den andern, so daß vier Stunden vergingen, ehe wir die Oldenscharte erreichten. Über alle An-





Bøjumsjøletser



Oldenkejsel von der Oldenscharte aus  
Von links nach rechts: Nabrekke, Briksdals- und Rjötøgletsjer. Oben: Die Kante des Jostedalbrä



Galdhópig vom Styggegljethcher. Links die Keilhausspitze



Der Große Ekagastólind vom Kleinen aus



strenge waren vergessen, als wir von ihr steil und 1000 m unter uns den Oldenfjell erblickten (Bild). Fürwahr ein ergreifender Tiefblick! Die Kesseltwände sind von Gletschern durchfurcht, die wie züngelnde blaue Schlangen von der Höhe des Jostedalsgletschers herunterreichen. Das ganze Oldental mit dem 11 km langen Oldensee, der mit lafurblauem Licht in der Tiefe funkelte, und dessen klares Wasser das Bild der Eisströme widerspiegelte, lag unter unsern entzückten Augen. Das Tal ist während der Eiszeit von dem großen, jetzt verschwundenen Oldengletscher ausgeräumt und ausgeschliffen. Heute strömen in diese Trogmulde 13 Gletscher<sup>1)</sup>, davon 3 prächtige Talgletscher: der Mällevold-, der Briksdals- und der Labreflegletscher hinein. Der erste schließt den Talfessel nach hinten ab, er liegt rechts vom Rjødegletscher, ist aber im Bilde nicht sichtbar, die Zunge des zweiten, des Briksdalsgletschers, der zu den schönsten und besuchtesten der Gletscher Norwegens gehört, leuchtet mit ihrem blauen Eis zwischen grünem Erlen- und Birkenwald hindurch, auch der dritte, der wundervolle Labreflegletscher, erreicht die Talsohle, wird aber nur selten besucht. Es ist hier eben eine Überfülle von Gletschern vorhanden. Dazu der köstliche blaue Seespiegel, die steilen, glatten und dunklen Felswände, über welche überall die weißen Zipfel des Jostedalsgletschers herabhängen und Duzende von Wasserfällen wie lange, weiße Schleier in die Tiefe wallen, ein Bild großartiger Hochgebirgsnatur ohne gleichen. Die Majestät und Vereinigung von Fels, Firn und Fjeld erscheint hier in ihrer ganzen imposanten Pracht.

Raum konnten wir uns von diesen Herrlichkeiten losreißen. Mit uns ging über die Scharte ein junges norwegisches Ehepaar in für eine solche Tour wenig geeigneter Kleidung und Ausrüstung. Als wir an die abschüssigen Schneefelder und steilen, nassen Platten des Abstieges kamen, versagte es völlig. Ich führte den Mann, meine Frau dessen Frau nur mit großer Mühe hinüber, während ihr Führer, der wohl nur ein Wegweiser war, untätig zusah. Die Frau trug ein gutes Stadtkleid und Bolants an ihrer weißen Unterkleidung. Als ihr meine Frau ihren Anzug zeigte, sagte die anmutige Norwegerin ihr ganzes norwegisch-deutsches Lexikon in das Wort zusammen: „Ver-nünftid“ und als wir im Tale ankamen, legte sich das Ehepaar sofort ins Bett, so fertig war es mit seiner Kleidung und mit seiner Kraft.

Wir wollten auf die Rückfahrt des den Oldensee befahrenden Motorbootes nicht warten und ließen uns im Ruderboot über den See fahren. Dabei konnte ich den Mällevoldgletscher und sein Spiegelbild im See photographisch aufnehmen. Das Ende des langgestreckten, schmalen Sees wird durch eine große Moräne der Eiszeit vom Nordfjord abgedämmt, auf der dadurch gebildeten Landenge (Eide) liegt der kleine Ort Olden mit dem guten Hotel. Dort erwartete uns eine besondere Überraschung. Edvard Grieg, der große und beliebte, nationale Komponist Norwegens, war zusammen mit einem deutschen Kapellmeister zu den Gletschern des Oldenfjells gefahren und wurde am Abend zurückerwartet. Das ganze Hotel war in Aufregung. Es war besetzt mit einer ganzen Schar lebhafter und ansprechender junger Mädchen aus Bergen, die hier ihren Sommerurlaub zubrachten.

Ziemlich spät abends kamen die beiden Herren zurück. „Jetzt kommt er“, flüsterte alles und bildete Spalier. Man hörte Norwegens Herz in dreißig Mädchenherzen schlagen. Das Musikzimmer war weit geöffnet, und Grieg, ein kleiner untersehter Mann mit mächtigem Kopf und lockigem Haar, trat ein. Alles strömte hinterher, und auch ich meldete mich mit hinein. Wir sahen alle Grieg an, niemand sprach ein Wort. Jeder wartete gespannt, was der Meister der Töne tun würde. Aber dieser war von der Majestät des Geschauten und Erlebten so ergriffen, daß er nicht sprechen konnte. Er bedurfte zunächst

<sup>1)</sup> Ebeling, Die Ergebnisse einer Studentenreise im Gebiet des Jostedalströ. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1905, S. 5—19. Die dort angeführten Namen der 10 Hängegletscher habe ich mit Hilfe einheimischer Führer, Jäger und Fischer festgestellt, da sie auf den norwegischen Karten namenlos sind.

der Ruhe und der Sammlung, um wieder zu sich selbst zu kommen und seine in Aufruhr geratenen Nerven zu beruhigen. Es verging eine lange, lange Zeit. Endlich setzte er sich mit schnellem Entschluß an das geöffnete Klavier und entlockte ihm eine Flut von Tönen, die Siebente Symphonie von Beethoven.

Auf dem Instrument standen als Zimmerschmuck der wenig kunstverständigen Wirte sechs kleine Vasen, entsehllicher Ritzsch, wie er von Handlungsreisenden den Leuten ange-dreht wird. Sorgfältig waren sie auf beide Seiten des Klavierdedels verteilt und spiel-ten und tanzten die Tonwellen mit, denn mit voller Kraft griff Grieg in die Tasten, das Instrument erzitterte bis in seine Tiefen und dementsprechend klirrten und hopsten die Vasen auf dem Dedel hin und her. Aber der geniale Spieler und seine andächtigen Zu-hörerinnen sahen und vernahmen von alledem nichts.

Ich war der einzige Spötter unter ihnen und sah das Verhängnis nahen. Schon hing eine der Vasen am Rande des Abgrundes, da plötzlich — pardaus — lag sie unten und zerschellte krachend in Scherben; der Komponist spielte ruhig weiter, er hatte kein Ohr für diese irdischen Geräusche, so völlig gebannt war er durch die himmlischen Töne der großen Beethovenischen Schöpfung, große Schweißtropfen liefen ihm vor innerer Erre-gung über die Stirn. Sehr bald folgte, den stürmischen Erschütterungen der Unterlage erliegend, Vase Nummer zwei mit lautem Krach ihrer Vorgängerin nach. Dann be-ruhigten die nun still dahinflutenden Töne der Symphonie die übrigen Genossinnen, bis ein gewaltiges Crescendo sie in neuen Aufruhr versetzte. Mein eines Auge beobach-tete das in tiefe Ergriffenheit versunkene, liebliche Jung-Norwegen, das andere die ent-sehlichen Vasen. Mit der anschwellenden Flut der Töne führten sie einen wahren Kanni-balentanz auf dem Klavierdedel auf. So lag denn bald auch Nummer drei zerschellt am Boden und in kurzer Zeit folgten Nummer vier und fünf, ihre häßlichen Scherben weit über den Fußboden streuend. Die letzte der Mohikanerinnen hatte nun etwas Ruhe, denn nun flutete das sanfte Adagio durch den Raum, erst der Schluß der Sym-phonie brachte auch sie in Gefahr und an den Rand des Dedels. Mit dem letzten gewal-tigen Schlußdruck in die Tasten erhob sich der Meister und rief: „So, nun habe ich mir den Druck von der Seele gespielt.“ In demselben Augenblick aber sauste auch die sechste und letzte der Vasen vom Klavier mit gewaltigem Gefrach in die Tiefe.

Ohne den Scherbenhaufen eines Blickes zu würdigen, verließen der Musiker und sein Gefolge das Zimmer. Nur das mächtige Scherbenfeld auf dem Fußboden erinnerte daran, welche musikalische Schlacht sich hier soeben abgepielt hatte. Grieg hatte mit der Siebenten Symphonie von seiner Seele nicht nur den gewaltigen Eindruck der hehren Hochgebirgsnatur, sondern auch den fürchterlichen Ritzsch der sechs Vasen vom Klavier heruntergespielt.

### Der Store Skagastölstind, 2354 m

Der Sognefjord sendet in seinem östlichen Teil einen 40 km langen Ausläufer nach Norden. Das ist der schlangenartig gewundene Lysterfjord, er endet bei Skolden. Östlich von ihm liegt J o t u n h e i m, das Riesengebirge Norwegens und das Wan-derziel aller rüstigen Norweger. Es ist ein Hochland von durchschnittlich 1000 m Höhe mit Berggruppen, tief eingeschnittenen Tälern, Gletschern und großen, ernsten und ein-samen Seen, zugänglich gemacht durch vortreffliche Hütten des Norwegischen Touristen-vereins und andere Gaststätten. Jotunheim erstreckt sich vom Lysterfjord bis zum Gud-brandstal im Nordosten und dem Valderstal im Süden und trägt die beiden höchsten Berge des Landes, den G a l d h ö p i g und den G l i t t e r t i n d. Durch das Atlatal von ihm getrennt, erhebt sich im Westen mit kühnen, turmähnlichen Gipfeln, zwischen denen prachtvolle Gletscher glitzern, die Gruppe der H o r u n g e r (Hurenkinder) mit dem norwegischen Matterhorn, dem S t o r e S k a g a s t ö l s t i n d. Wir beabsichtigen

diese beiden Gebirgsgruppen in einer zehntägigen Rundtour zu durchstreifen und verpflichteten Mittel Mundal als Führer für die ganze Reise.

Von Fjærland fuhren wir zunächst mit dem Lokalboot nach Balholm, stiegen dort auf den Fjorddampfer über, der den Verkehr auf dem östlichen Teil des Sognefjordes vermittelt und landeten, von der Nachtfahrt, die bei glühender Julihitze zurückgelegt wurde, wenig erquidt, um 5 Uhr morgens in Skjolden. Der kleine Ort liegt an der Mündung des Fortuntales, das vom Fortunselv durchströmt wird. Der Elv entspringt am Fortundalsbrå, nimmt von beiden Seiten zahlreiche Gletscherbäche auf und durchbraust mit rauschenden und prachtvollen Kaskaden das Tal. Da es noch früh am Tage war, ließen wir uns Zeit. Wir staunten über die Fruchtbarkeit des üppigen Tales und freuten uns über seine stattlichen Bauernhöfe. Fast vor jedem wuchsen Hunderte von 2 m hohen Stauden mit breiten, großen Blättern, die wir schließlich als Tabak erkannten. Das Tal ist danach im Sommer sehr warm, aber auch, wie alle Orte am inneren Sognefjord, trocken und steht damit in schroffem Gegensatz zum Klima der Meeresküste. Diese hat milde Winter, kühle Sommer und sehr hohe Niederschlagsmengen. So mißt Sognefest an der Fjordmündung im Jahresdurchschnitt nicht weniger als 1800 mm Niederschlag (Berlin 582 mm), Skjolden und Lårdalsbrå am Ende des Fjords dagegen nur 400 mm bei kalten Wintern und warmen Sommern. Dabei erinnern wir uns, daß Skjolden 180 km von Sognefest entfernt ist.

Nach einem wundervollen Bummel von 2 Stunden kamen wir schon um 8 Uhr, zu einer für Norwegen ungewöhnlich frühen Frühstückszeit, nach Fortun und kehrten bei dem Landhändler und Führer Ole Diene ein. Er sollte uns auf den Store Skagastölstind führen. Wir einigten uns schnell über die Bedingungen und erhielten dann in seinem reizenden kleinen Hause ein so reichliches und vortreffliches Frühstück, wie man es nur in nordischen Ländern findet. Alles glänzte vor Sauberkeit in dieser Musterwirtschaft: die liebenswürdige, flinke Frau, das blanke, gepuhte Silberzeug, das weiße, blendende Tischzeug und das feine Kaffeegeräth.

Da Fortun nur 45 m, unser Mittagsziel Turbegrö aber 992 m hoch liegt, hatten wir bis dahin rund 950 m Höhe zu überwinden und brachen um 10 Uhr nun in Begleitung zweier Führer auf. Der gute Karrenweg führte uns in drei Viertelstunden auf die erste Talstufe, wir überschritten dann auf einer eisernen Brücke den Elv und stiegen in  $\frac{1}{2}$  Stunde zur zweiten Talstufe empor. In wieder  $\frac{1}{2}$  Stunde schlängelte sich dann der Weg immer bergauf und bergab mit dem Blick auf den wundervollen Wasserfall, den Optunfos, zur dritten Talstufe. An mehreren anderen schönen Wasserfällen vorbei erreichten wir 3 Stunden nach unserm Aufbruch Turtegrö. Das eine der beiden, auf einem Wiesenhange liegenden Gasthäuser gehört dem Konkurrenzführer Ole Dienes, dem Bergführer Ole Berge, so daß wir natürlich in dem zweiten abstiegen. Beide sind gut und billig. Nach einem reichlichen Mittagessen machten wir uns für den Store Skagastölstind fertig, indem wir alles Entbehrliche im Gasthof zurückließen. Die Besteigung erfordert hin und zurück etwa 16 Stunden.

Das Wetter war vortrefflich, der Tag klar und voll Sonnenschein. In wundervoller Beleuchtung lagen die Horunger mit den drei Skagastölstindern und die übrigen schroffen und turmgekrönten Berge wie Store Ringstind, 2106 m, Dyrhaugstind, 2114 m, Midmarastind, 1930 m, und viele andere vor uns. Zwischen ihnen schwingen sich aus Hochfaren heraus schöne Gletscher, darunter vor allem der prächtige Styggedalsbrå, in die Tiefe. Das Ganze sicherlich die erhabenste und formenreichste Berggruppe im südwestlichen Norwegen. Eine Steigerung dieser Pracht hat der Bergsteiger nur nördlich des nördlichen Polarkreises in den Lofotinseln und am Lyngensfjord zu erwarten.

Die Besteigung des Store Skagastölstind (Große Skagaalmzinne) wird durch eine Hütte, 1750 m, am Fuße des Turmes sehr erleichtert. Zwar war sie damals unbewirtschaftet und wenig behaglich, aber doch als Nachquartier zweckmäßig, um Kräfte für die

Kletterei am Gipfel zu sparen. So verließen wir Turtegrö um 4 Uhr nachmittags und stiegen tatenlustig die Abhänge des Skagastölstalet empor, in dessen Sohle der Abfluß des Skagastölgletschers brauste. Nach zwei Stunden erreichten wir Skagastölsbotn, 1350 m, und in ihm einen See, in den der Gletscher mit voller Stirn hineinkalbt, ein wunderbares und in Europa seltenes Schauspiel. Nur am Märjelsee am linken Ufer des Alesjöglletschers in der Schweiz und am Erolvand eine Stunde oberhalb des inneren Erolvfjordes in den Lofotinseln hatte ich bis dahin einen kalbenden Gletscher gesehen. Wir stiegen dann über den Gletscher hinaus zur Skagastölschütte und erreichten sie um 6 Uhr 30 Min. abends. Nachdem wir uns auf unserm Spirituskocher Tee bereitet und gegessen hatten, legten wir uns zur Ruhe. Aber die Nacht war trotz der Decken kalt und insolge dessen unruhig.

Bald hinter der Hütte steigt das norwegische Matterhorn zuerst ein wenig an, dann aber bald in steilen und glatten Platten in die Höhe, und damit begann die eigentliche Kletterei. Wir stiegen vorsichtig und langsam, zum Teil auf allen Vieren, dann kamen wir an einen sehr steilen Plattenschuß von etwa 10 m Höhe, dem alle Griffe und Tritte fehlten, und der auch auf diese Weise nicht zu nehmen war. Aber die Platte zeigte mehrere Risse. In diese steckten wir unsere vier Eispickel, bildeten mit ihnen eine Art Treppe und turnten, vom Seil unterstützt, über sie hinauf. Dann ging es über Abfähe und steile Felsen nicht schwierig hinauf bis zum schroffen und unnahbar scheinenden Endturm der Spitze. Den Auf- und Einstieg zu ihr vermittelt ein schmaler Ramin, der aber 3 m über der Standfläche abbricht. An dieser Stelle ist ein dicker Haken in den Felsen eingeschlagen. Ole Siene erreichte ihn mit Hilfe des menschlichen Steigbaumes, erzwang so den Einstieg in den Ramin, und wir andern drei folgten am Seile nach. Der Ramin war recht eng, bot daher gute Stemmflächen und keine großen Schwierigkeiten, ebenso wenig wie die Platten und Blöcke über ihm. In kurzem standen wir auf der Spitze, die für uns vier genügend Raum bot; wir hatten im ganzen 3½ Stunden dazu gebraucht. Nun ließen wir uns von der warmen Sonne bescheinen und genossen bei dem klaren Wetter die herrliche Rundschau. In der nächsten Umgebung umringten „wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt“ die Trabanten der Horunger ihren König, den Store Skagastölstind. Zu allererst der Mittlere und der Westliche Skagastölstind, dann die Zentraltinder, die Midtmarabals- und Marabalstinder, die Ringstinder und der Dyrhaugstind. Sie sind fast sämtlich durch den Engländer Slingsby und den Dänen Hall zuerst erstiegen worden, so der Store Skagastölstind durch Slingsby 1876. Weiter erkannten wir das Atla-, Lejr- und Bisdal, den Galdhöpig mit vielen anderen Bergen Sotunheims und den Jostedalsbrå mit seiner höchsten Spitze, der Lodalsklaupe.

Den Abstieg zur Hütte bewerkstelligten wir in 2½ Stunden. Wie wir aus dem Hüttenbuch erfahren, hatte die Hütte inzwischen Besuch empfangen. Norwegerinnen in Turtegrö, die von der Absicht unserer Besteigung gehört, aber nicht geglaubt hatten, daß einer deutschen Frau der schwere Anstieg wirklich gelingen würde, hatten uns während unserer Abwesenheit einen Kontrollbesuch abgestattet. Gegen Mittag langten wir in Turtegrö an, wo wir alle Gäste in Ole Berges Gasthaus in Aufruhr brachten. Wir formierten einen Gänsemarsch: an der Spitze unser vortrefflicher Kletterführer Ole Siene, dann meine Frau und ich, zuletzt Mittel. Mit Gewehr über, d. h. den Eispickel auf der Schulter, zogen wir stolz und vergnügt in Parade an der dicht besetzten Veranda des Berghotels vorüber und ruhten uns dann, voll befriedigt von der schönen Tur, in unserm Gasthaus von den Anstrengungen aus.

Die Norweger schätzten damals (1901) die Schwierigkeiten einer Skagastölstindbesteigung sehr hoch ein, so daß im Jahrbuch des Norwegischen Kuristenvereins jährlich alle Besteiger des Berges namentlich angeführt wurden. Und so paradieren denn unter den im Jahre 1901 ausgeführten sieben Besteigungen auch unsere Namen und die unserer Führer.

## Der Galbhöpig, 2468 m

Unser nächstes Ziel war der Galbhöpig, der nationale Berg der Norweger in ihrem Lieblingsreisegebiet, Jotunheim (Riesenheim oder Riesengebirge). Wir hofften den weiten Weg nach Spiterstul im Vistal, von wo wir die Besteigung des Berges ausführen wollten, in zwei Marschtagen zu zwingen. Der erste bis Skagadalshö mit der viel gerühmten Aussichtshöhe Oskarshaug, 1137 m, und über den Keiserpaß ist einer der Glanzpunkte Jotunheims, der Weg dahin von den rüstigen Norwegern häufig begangen; die guten Unterkunfthäuser, die auch für Pensionsgäste dienen, sind daher im Sommer oft überfüllt, während man unterwegs selten einen Menschen trifft.

Nach dem Besuch von Ostarshaug — eine Warte mit Steintafel erinnert an den Besuch König Oskars II. als Kronprinz im Jahre 1860 — wanderten wir durch das Helgetal immer angefichts des gewaltigen Fanaraakgletschers über den Keiserpaß, 1508 m, ins Aklatal und kamen nach einem Marsch von 7 Stunden nach Skagadalshö, 888 m, wo wir in der Turistenvereinshütte vortreffliche Unterkunft und Verpflegung fanden.

Die bewirtschafteten Hütten des Vereins waren damals im allgemeinen geräumig und behaglich eingerichtete Holzhäuser, in denen der Turist Zimmer mit guten Betten erhielt. Die Mahlzeiten nahm man gemeinschaftlich an einer großen Gastafel ein, das Essen war für alle dasselbe. Seinen Glanzpunkt bildete gewöhnlich der zweite Gang in Gestalt köstlicher Lachsforellen, die bei dem Seenreichtum Jotunheims leicht zu beschaffen waren. Abends saß man in bequemen Liegestühlen beisammen, im Pejs (Ramin) brannten große Wacholdersträucher, es herrschte dann immer eine behagliche und feierliche Stille und Stimmung. Die Preise waren niedrig, als Mitglied des Turistenvereins bezahlte man für Nachtlager überhaupt nichts. Die Unterkunft in Jotunheim war damals also bedeutend besser und billiger als in den Hütten des Alpenvereins. Dabei darf man allerdings nicht vergessen, daß die norwegischen Hütten durchschnittlich 1000 bis 1500 m tiefer liegen als die in den deutschen Alpen.

Am nächsten Tage stand uns ein Gewaltmarsch von 14 Stunden nach Spiterstul bevor, und wir wünschten daher, möglichst früh aufzubrechen. Aber das ist in Norwegen fast unmöglich und die Erzwingung unseres Wunsches würde die ganze Wirtschaft in Aufruhr gebracht haben. Die Norweger bleiben in den weißen Nächten des Sommers sehr lange auf, bis 12 oder 1 Uhr nachts, schlafen aber dafür bis weit in den Vormittag hinein. Als wir beispielsweise einmal nach einer fünfstündigen Tur um 11 Uhr vormittags in ein sehr schönes und behagliches Pensionshaus im Gudbrandstal traten, kamen die norwegischen Damen gerade zum ersten Frühstück. So konnten wir denn am nächsten Morgen auch erst um 10 Uhr aufbrechen. Unser Weg führte durch Varder (Warten oder Steinmänner) gesichert durch das Große Aklatal und das Gravatäl über 600 m aufwärts in sieben starken Stunden zum Lejrbandshoden am Lejrvand, wo sich damals noch kein Gasthaus befand und von dort immer weiter und höchst beschwerlich im Aklatal durch Moor, Sumpf und die Abflüsse der vier Seen des Kirkeglup zwischen der Kirke (Kirche) und den Tverbottenhörnern, schließlich wateten wir — an Brüden war hier nicht zu denken — durch die Gletscherbäche der Akladalstinder. Einen einzigen Menschen trafen wir auf unserm Wasserwege, einen norwegischen Studenten, der allein mit einem großen weißen Pudel den weiten, einsamen Weg zurücklegte. Abends gegen 10 Uhr waren wir ziemlich erschöpft und beschloßen, da wir noch vier Stunden von unserem Ziele entfernt waren, zu bivaklieren. Unser Führer hatte leider versäumt, unsern Spiritus zu ergänzen, wir kochten daher unsern Tee mit Heidekraut, suchten Windschutz unter einem Felsen und legten uns gegen 11 Uhr zur Ruhe. Aber schon gegen 2 Uhr morgens wachten wir vor Kälte auf, setzten uns um 3 Uhr wieder in Bewegung und erreichten nach vier Stunden Spiterstul, den obersten Säter im Vistal, nach



einem Gewaltmarsch von im ganzen 16 Stunden. Als wir die Tür des einfachen, aber guten Gasthauses öffneten, konnten wir nur mit Vorsicht eintreten, da der ganze Flur mit auf der Diele auf Stroh und Matrasen gebetteten, fest schlafenden Touristen gefüllt war. Wir mußten längere Zeit auf ein frei werdendes Zimmer warten, schliefen ein paar Stunden und brachen dann zur Besteigung des Galdböpig auf.

Dieser bekannteste Berg Norwegens galt bis zum Jahre 1908 als der höchste Gipfel des Landes, mußte aber diesen Rang infolge neuer Vermessungen an den Glitterkind abtreten, der ihn mit 2481 *m* Höhe um 13 *m* überragt. Meist wird er von Røjsheim aus bestiegen. Diese beliebte kleine Sommerfrische liegt 549 *m* hoch an der Vereinigung des Lövertales mit dem Vistale. Während der Hauptreisezeit pilgern ganze Kolonnen von hier aus, also von Norden, über die Juvvashütte, 1915 *m*, unter der Führung und unter dem Schutze von Knut Vole, dem Besitzer der Hütte, auf den Berg. Häufig muß man in der Hütte geduldig so lange warten, bis sich eine größere Zahl von Touristen eingefunden hat, um dann auf den Gipfel geführt zu werden. Wir in Spiterstul hatten es in dieser Hinsicht besser. Wir brachen mit unserm eigenen Führer gegen Mittag auf, überschritten bald die Brücke über die Visa und folgten einem Bergpfade, der in westlicher Richtung über den langgestreckten Felsenrücken Svelsenaasi zwischen dem Svelsenaasi- und dem Styggegletscher nach oben führt. Mit prächtigen Bliden über das unter uns versinkende Vistal stiegen wir über die den Grat krönenden Bergkuppen S v e l j e n a s p i g und R e i l h a u s t o p, deren dunkle Felsabstürze sich kontrastreich gegen den weißen Styggegletscher abhoben (Bild). Der Reilhaustop hält die Erinnerung an den verdienten norwegischen Geologen Reilhau fest, der 1858 als Professor für Mineralogie in Christiania gestorben ist. Um 5 Uhr nachmittags stapften wir dann den letzten, nur wenig ansteigenden Schneedom empor, fanden aber die kleine Holzhütte auf dem Gipfel verschlossen. Wir hatten für die 1338 *m* Höhenunterschied gerade fünf Stunden gebraucht.

Wir setzten uns neben den riesigen, turmähnlichen Steinmann des Gipfels in den Schnee und genossen den imposanten Rundblick. Man sieht nur Schnee, Eis und Felsen, kein Tal, keine menschliche Wohnung. Im Osten erhebt sich des Galdböpigs Rivale, der wundervolle, weiße Glitterkind. Er trägt seinen Namen „Glitzerzinne“ mit Recht, denn sein Schneedom ist von ungetrübter Reinheit und glitzerte und schimmerte heute bei dem wundervollen Wetter wie ein Diamant in der Sonne. Im Südosten erhoben sich die übrigen Berge Jotunheims, im Südwesten die uns wohlbekannten Türme der drei Skagastölkinder in den Horungern, weiter im Westen sahen wir die gewaltige, schneeige Hochfläche des Jostedalbrå. Einige Jahre später sollten wir ihn auf einer achttägigen Schlittenreise genau kennenlernen. Im Norden von ihm erkannten wir die uns schon vertrauten höchsten Berge am Nordfjord, und ganz in der Ferne tauchte auch der 2301 *m* hohe Sneehätta, die höchste Erhebung des Dovrefjeld, auf.

Inzwischen war auch der Besitzer der Gipfelhütte erschienen. Man bekommt bei ihm hier oben Kaffee und Sekt. Wir nahmen eine Flasche Sekt und gruben sie, da der Schnee oben zu fest war, unterhalb des Schneegipfels zur Kühlung so tief in den Schnee, daß nur der goldene Flaschenhals heraus sah. Sehr bald wurde unser schäumender Schaum von einer fröhlichen Gesellschaft entdeckt. Sie bestand aus etwa 20 norwegischen Touristen, Männlein und Weiblein bunt durcheinander, in Begleitung dreier Führer und durch mehrere, aneinander gefnüpfte Seile gesichert. In langem Gänsemarsch kamen sie herauf, schienen aber wenig müde zu sein, denn, kaum den goldenen Hals erblickend, bildeten sie einen großen Kreis darum und tanzten, die Damen in leichten Halbschuhen und lustigen Sommerkleidern Ringel-Ringel-Rosenkranz lustig in dem tiefen Schnee um unsere Flasche herum. Mit Sorge beobachteten wir sie vom Gipfel, aber sie blieb unberührt. Bald füllte die vergnügte Gesellschaft die kleine Hütte völlig aus. Da sie zu ihrem Ausgangspunkt, der Juvvashütte, wieder zurückkehren wollte, wir aber keine



Luft hatten, Abstieg und Nachtquartier mit einer so großen Zahl von Personen zu teilen, so beschloßen wir, trotz der Warnung der Führer einen anderen Weg und zwar über den Store Juvgletscher zum Elvesäter zu nehmen. Der schöne Hof liegt im Lejratal, einem Nebental des Övertales, der Gletscher aber fällt während seines 5 km langen Laufes 1000 m tief ins Tal ab und ist besonders in seinem oberen Teil, dem Gletscherbruch, reich an Querspalten.

Vorsichtig stiegen wir, Mittel voran, abwärts. Als wir an die Serafs kamen, bemerkte ich gerade noch zur rechten Zeit, daß unser Führer sorglos mit offenen Augen auf eine Spalte losging, die so breit war, daß man bequem ein Berliner Haus hätte hineinwerfen können. Ich riß ihn am Seile zurück und fragte, was denn eigentlich mit ihm wäre. Statt seiner antwortete meine Frau, daß ihm Knut Vole, außer den beiden Gläsern leichten und ungeschulbigen Sekts, die er von uns erhalten, noch zwei Gläser Portwein eingekentt hätte. Unser Mittel, des Alkohols völlig entwöhnt, hatte in seiner großen Liebenswürdigkeit das Angebot seines Kollegen nicht zurückweisen wollen und das süße, schwere und schnell berauschende Zeug heruntergegossen. Er schlief nun mit offenen Augen und war bar aller Hemmungen. Ein warnendes Beispiel für den Genuß größerer Alkoholmengen auf Hochturen. Ich änderte sofort unsere Marschordnung, nahm die Spitze und verwies Mittel ans Ende des straff gespannten Seiles. Am Vormittag hatte ich meiner Frau beim Ausbruch von Spiterstul nach der starken Leistung des vorhergehenden Tages einen leichten Baldhöpfig-Tag versprochen, aber es sollte ganz anders kommen und wieder ein schwerer Tag werden. Der Gletscher war steil und zuerst recht schwierig und erforderte unsere ganze Kraft und Aufmerksamkeit. Da die großen Spalten schneefrei und daher ohne Brücken waren, mußten wir sie mühsam umgehen und verbrauchten dabei viel Kraft und Zeit. Schließlich verlangte meine Frau eine Ruhepause, nach der kurzen und schlechten Nachtruhe eine sehr berechtigte Forderung. Auf einem riesigen Gletschertisch nahmen wir einen richtigen Fünf-Uhr-See ein. Aus Spiterstul brachte ich eine angebrochene Flasche schottischen Whiskys mit, die ich in meinem Bett versteckt gefunden hatte. Aber dieser enthielt augenscheinlich viel Wasser, denn er wollte zuerst nicht brennen. Erst als ich ihn durch Hineinwerfen einer ganzen Schachtel brennender Streichhölzer konzentriert hatte, brachten wir ein gutes Getränk fertig und dehnten die behagliche Teestunde bis auf eine Stunde aus. Als wir den Gletscher glücklich hinter uns hatten, kamen wir an ein sehr unangenehmes Ur. Dieses Ur war „uralt“ und mit dichtem Moospolster überzogen, welches die Lächer zwischen den Felsblöcken verhüllte. So sausten wir alle Augenblicke bis an die Knie, zuweilen bis an die Hüften hinein. Es war wirklich kein Vergnügen mehr dabei, und das fürchterliche Ur machte uns bis gegen 9 Uhr viel zu schaffen. Dann aber sahen wir uns gerade gegenüber, nur durch den brausenden, weißschäumenden Elv getrennt, den vertrocknenden Elvesäter liegen. Aber der Elv war so reizend und tief, daß es unmöglich war, ihn zu durchsurten und eine Brücke über ihn entdeckten wir erst nach langem Suchen drei Viertelstunden weiter abwärts. Wir waren alle hundemüde und schimpften wie die Rohrperlinge, denn wir mußten ja nun den Weg zu unserm Nachtquartier doppelt zurücklegen.

Um 11 Uhr abends erreichten wir endlich den Elvesäter. Aber er ist kein einfacher Säter, sondern ein geräumiger, gut eingerichteter Bauern- und Gasthof. In der großen Diele begrüßten uns drei riesige, ausgestopfte Elchköpfe, die in der Dunkelheit mit ihren Ramsnafen wie alte Babylonier oder Assyrier aussahen, und dazu ein mächtiger brauner Bär, auf den Hinterbeinen stehend, über 2 m hoch und vom Besitzer ein Jahr vorher im Tale geschossen. Der freundliche, etwas deutsch sprechende Wirt wies uns ein behagliches Zimmer im ersten Stock an und lud uns ein, zum Abendessen bald nach unten zu kommen. Meine Frau meinte, sie könne vor Übermüdung nichts essen und bat um Milch. Nachdem wir in kurzer Zeit zwei Liter davon erledigt hatten, er-

härte sie, jetzt einen Mordshunger zu verspüren. Im Eßzimmer erwartete uns trotz der vorgerückten Stunde — es war inzwischen 11 Uhr 30 Min. geworden — eine reich gedeckte, ganz vortreffliche Tafel. Auf ihr fehlte zum Schluß auch der bekannte und bei den Norwegern sehr geschätzte Myseost nicht, ein brauner Ziegenkäse, der süß schmeckt und so nahrhaft ist, daß man von 1 kg mit dem nötigen Brot ganz gut eine Woche lang leben könnte. Der Wirt erzählte uns bei Tisch, daß er die Elche in seinem Hause selbst erlegt hätte und daß es in seiner Gegend in jedem Winter bei Harthschnee leicht wäre, sie zu schießen. Bei ihrem großen Gewicht — ein ausgewachsener Elchhirsch wiegt 10 Senter — brechen die Tiere durch die vereiste obere Schneeschicht und verletzen sich dabei so die Läufe, daß sie nicht weiter können. Er zeigte uns ferner schön geschnitene Löffel, Trinkgefäße, Behälter für Milch und Butter und andere kunstreiche Holzschneidereien, die er an den langen Winterabenden in seiner Einsamkeit anfertige, um sich die Zeit zu verkürzen. Am nächsten Tage schliefen wir bis in den Vormittag hinein und konnten uns am Nachmittag nur schwer von dem vortrefflichen Hofe und seinem Besitzer trennen. Wir verließen jetzt das Lejrtal, wechselten hinüber in das der Bövra und erreichten bei guter Zeit abends den Bövvertunfäter an dem schönen Bövvertunsee, durch den die Bövra hindurchfließt. Auf der andern Seite des Sees weidete eine Herde Rüche. Als sie gemolken werden sollte, schwamm die ganze Gesellschaft, etwa 80 Stück, erhobenen Hauptes mit großer Seelenruhe in etwa 20 Minuten zu uns herüber, ein für uns ganz ungewohntes Schauspiel.

Unser Rückweg führte durch das Bövvertal an dem kleinen Turisten-Gasthof Kroghboden und dem breiten Fanaraagletscher vorbei über die Höhe des Sognefjeldes, 1500 m. Früher war der Weg gefährdet und verrufen. Konnte man doch damals an einem Wegweiser die Warnung lesen:

Sei schnell wie ein Löwe und eil' dich wie 'ne Hinde,  
Sieh's Wetter, das droht am Fanaraaktinde.

Sie ist jetzt entfernt, denn der Weg über das nun häufig begangene Fjeld ist so dicht mit Warten besetzt, daß er bei klarem Wetter nicht zu verfehlen ist. Aber bei Nebel und Schneesturm ist auch heute noch mit dem norwegischen Fjeld nicht zu spaßen. Wehe dem, der bei solchem Wetter vom richtigen Wege abkommt. Er muß hilflos zugrunde gehen. So verunglückte im Winter 1895 der norwegische Polarforscher Edvind Ustrup auf dem Dovrefjeld, und auch wir machten böse Erfahrungen auf dem Jostedalbrä, den wir im Jahre 1903 überschritten.

Wir aber sahen das Sognefjeld in dem ganzen Glanze eines schönen und langen Sommertages, schlenderten am Prestesteinsee vorbei, in den die Zunge des Fanaraagletschers fast hineinkalbt und erreichten nach zehnstündiger, genußreicher Wanderung Turtegrö und von hier aus auf schon beschriftetem Wege über Fortun Skjolden. Mit dem Fjorddampfer kehrten wir dann nach Fjærland zurück.

Auf der ganzen Rundtur waren wir vom besten Wetter begünstigt. Voll von neuen und glänzenden Eindrücken erreichten wir unser Hotelparadies Fjærland. Auch unser treuer Begleiter und Führer Nikkel Mundal konnte zufrieden sein, hatte er doch nun auch den schwierigsten und den berühmtesten Berg seines Heimatlandes kennengelernt.

### Eine Schlittenreise auf dem Jostedalbrä

Wie in der Einleitung ausgeführt, breitet sich zwischen dem Nord- und dem Sognefjord die gewaltige Eis- und Schneemasse des Jostedalsgletschers aus (Kartenfäzge). Fast 100 km lang, 855 qkm bedeckend, also fast so groß wie die Insel Rügen und bis zu 2038 m aufragend, liegt er wie eine Barre zwischen den beiden belebten und gut be-

fiedelten Fjorden und bildet dadurch ein großes Verkehrshindernis. Früher häufiger überschritten, scheint der Rückgang des Eises die Übergänge sehr erschwert zu haben, so daß die Norweger sie scheuen und den Gletscher im Osten und im Westen umgehen.

Die ungeheuren Schneemassen des Jostedalsgletschers pressen als Hangendes das unter ihnen als Liegendes entsetzende Eis in die von allen Seiten tief in die Hochfläche des Jostefeld einschneidenden Täler. Für sie bilden Hunderte von Gletschern ein weit hin leuchtendes, weißes Diadem, darunter der größte aller norwegischen Gletscher, der Tunbergdalsgletscher, der mit 14 km Länge in den Alpen nur dem Aletschgletscher nachsteht. Wir hatten auf unseren Hochtoren in Norwegen den Jostedalsgletscher aus so viel Tälern und von so viel Höhen aus gesichtet, daß wir ihn näher kennenlernen wollten. Nachdem wir ihn daher an zwei schmaleren Stellen im Südwesten über die Lunde- und die Oldenscharte, im Nordosten vom Sundal aus über den Sognelar- und Mysbytgletscher zum Diefäter im Jostedal gequert hatten, beschloßen wir ihn, wenn irgendmöglich, seiner ganzen Länge nach zu begehen.

Wir waren nicht die ersten, welche dies versuchten. Kristian Bing aus Bergen<sup>1)</sup> wanderte über den Gletscher im August 1898 in der Richtung von Nordost—Südwest, von Hjelle am Strynsee bis zum Mundal am Fjærlandfjord mit zwei Führern in 47 Stunden, A. Day aus London<sup>2)</sup> in der entgegengesetzten Richtung von Fjærland bis zum Diefäter mit einem Führer in 45 Stunden, beide Touren wurden ohne Selt und fast ohne Gepäck fast stuchtartig ausgeführt, um nicht in Nebel und Schneestürme zu kommen, die auf dem Jostedalsbrå so häufig und so gefürchtet sind. Wir<sup>2)</sup> brauchten von Hjelle in der Richtung Nordost—Südwest bis zum Abstieg ins Langedal mit zwei Führern, einem Schlitten, Selt und Gepäck bei Nebel und Schneesturm im Juli 1903 acht Tage. Dabei verloren wir drei Tage im Selt durch Schneetreiben und waren wegen Proviantmangels zu einem Notabstieg ins Langedal gezwungen.

Sur Ausführung unserer Tour hatte ich unsern früheren Führer Mikkel Mundal aus Fjærland nach Hjelle bestellt und einen zweiten Führer in Per Grönfur aus dem Hofe Breidung im Erdal gefunden, das mit seiner Mündung 2 km südlich von Hjelle liegt. Gleichzeitig hatte ich ihn beauftragt, für unser Gepäck einen langen und starken Schlitten anzufertigen. Punkt 6 Uhr morgens brachen wir am 8. Juli 1903 von Hjelle auf, ließen uns über den See zum Erdal rudern, beluden zwei Pferde mit Schlitten und Gepäck und wanderten das schöne Erdal immer am schäumenden Gletscherbach entlang und am Hofe Breidung vorbei zum Salschluf, 706 m. Als die Pferde auf dem steilen Pfade nicht mehr weiter konnten, übernahmen zwei Träger unser Gepäck. Wir stiegen über die rechte Seitenmoräne des Erdalsgletschers; sie liegt jetzt 200 m über dem Eis, aber geschliffene Felsen noch 200 m über uns bewiesen, daß der Gletscher hier seit der Eiszeit 400 m an Dide verloren hat. Bei 800 m Höhe gelang es, den Schlitten auf den Gletscher zu bringen. Wir beluden ihn mit unserm Gepäck und steuerten auf einen Felsen los, der hoch oben wie ein Nunatak aus dem Eise herausah. Der Anstieg war sehr steil und mühsam, so daß wir alle drei vorn am Schlitten ziehen und meine Frau hinten nachhelfen mußte. Es war ein schweres Stück Arbeit, den 6 Zentner schweren Schlitten aufwärts zu schaffen, und so brauchten wir fünf volle Stunden, bis wir abends 10 Uhr am Fuße des Nunataks in 1492 m Höhe unser Selt aufschlagen konnten.

Von Berlin aus hatte ich zehn Zeltbahnen unseres Militärzeltes, zwei Schlaffäde und zwei Spirituskocher mitgenommen, während Norwegen Strohfäde mit Stroh und für fünf Tage berechneten Proviant lieferte. Wenn wir abends im Zelt unsere warme Mahlzeit kochten, meist gab es Reis mit Aprikosen, Fischkonserven, Reis und Tee, dann wurde es im Zelt warm und gemächlich. Unsere Führer unterhielten sich über Ibsen und

<sup>1)</sup> Jahrbuch des Norwegischen Touristenvereins 1898.

<sup>2)</sup> Ebenda 1901.

<sup>3)</sup> Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin 1905.

Björnson, Bergeland und Kielland und andere Schriftsteller ihres Landes, und wiederum, wie so oft in Norwegen, waren wir über die Höhe der Volksbildung erstaunt und erfreut. Nach unsern Reisen und Erfahrungen hatten wir für die nordischen Länder Europas allmählich eine Bildungstala aufgestellt, an deren Anfang Dänemark steht, das sich ja bekanntermaßen schon einer hohen Volksbildung erfreut, dann folgen gesteigert Schweden, Norwegen und Finnland, zuletzt, an der Spitze stehend, Island. Morgens wurde es im Zelt ungemütlich kalt. Der Wasserdampf unserer Atemluft hatte in der Nacht am Innenfirn des Zeltes eine lange Schneeschicht gebildet, die beim Katastochen taute und unser Frühstück gewöhnlich schnell beendete. Der Morgen des zweiten Tages brach mit dichtem Nebel an. Um die Zeit auszufüllen, bestieg ich mit den beiden Führern unsern Nunataf, die Stornaase (Große Nase). Die gut gestuften Wände des dunklen Gneises, die wir ohne große Mühe erstiegen, waren stark verwittert und mit Geröll bedeckt, ein Zeichen, daß der Berg schon lange Zeit vom Eise befreit war. Auf dem 1809 m hohen Gipfel, der also unser Zelt und den Gletscher um 317 m überhöht, bauten wir einen Steinmann und kehrten dann, immer noch in dichtem Nebel, zum Zelt zurück. Beim Weitermarsch nahmen wir Richtung auf die Lodalsskaupe, welche ebenfalls als Felsen aus dem Gletschereis herausragt und mit 2071 m den höchsten Punkt des Jostedalbrä bildete.

An ihrer Westseite brandet das Eis in drei Terrassen empor. Ihre Spalten nötigten uns, die Last des Schlittens zu teilen, so daß wir den Weg darüber dreimal zurücklegen mußten. Dann schlugen wir am Fuß der Lodalsskaupe, 1702 m hoch, das Zelt auf, mußten aber ihre Besteigung leider aufgeben, da wieder dichter Nebel eingetreten war. Auch der dritte Tag begann wieder mit Nebel, klärte sich aber am Nachmittag etwas auf. Die letzten Felsen des Jostedalbrä lagen nun hinter uns, vor uns lag eine eintönige, weiße Schneewüste wie eine richtige Polarlandschaft. Hier wurde die Orientierung besonders schwierig, weil die Berge der Umgebung sämtlich unter uns lagen, bewegten wir uns doch jetzt beständig in Höhen von 1800—2000 m. Ein bald ausbrechender Schneesturm nötigte uns, schon früh zur Ruhe zu gehen, denn schon die letzten Stunden waren wir nur noch nach dem Kompaß gewandert. Unser Zeltplatz lag in 1940 m Höhe, und zwar, wie wir nachträglich feststellen konnten, oberhalb des Gletscherfessels des Loensees.

Am Morgen des vierten Tages mußten wir den Zeltausgang frei schaufeln, denn es hatte während der ganzen Nacht geschneit, auch die Kälte hatte sehr zugenommen; das Schleuderthermometer zeigte  $-12^{\circ}$  C; als Höchsttemperatur auf unserer Schlittenreise maßen wir  $-1^{\circ}$  C. Infolge der Kälte war der Schnee hart, und so konnten wir an diesem Tage mehr als 30 km zurücklegen, bis uns das Einsinken in Spalten belehrte, daß wir in einen Gletscherfessel der Nordwestflanke des Jostedalbrä geraten waren. Hier schlugen wir etwas oberhalb des Oldenseebodens in 1704 m Höhe das Zelt auf.

Der nächste Tag, der 12. Juli, begann ohne Schnee und war zunächst ziemlich klar. An diesem Tage hatten wir die einzige Begegnung mit einem lebenden Wesen. Von weitem sah es wie ein springendes Kamel aus, schrumpfte aber beim Näherkommen zu einem Hermelin im Sommerkleide zusammen. Es lief quer über den Gletscher und mit dem Winde gerade auf uns zu. Sicherlich hätte es sich die Nase an unserem Schlitten gestoßen, auf dem wir gerade bei einem kalten Picnid saßen, wenn einer unsrer Führer sich nicht bewegt hätte. Da schlug es einen scharfen Haken und entschwand bald unseren Blicken. Am Nachmittag trat wieder starkes Schneetreiben ein, bald brachen wir wieder in Gletscherspalten ein, diesmal an der Südostflanke, wahrscheinlich am Tungefölgletscher des Langedals, wir kamen nicht mehr weiter und errichteten unser Zelt in 1500 m Höhe.

Am sechsten Tage verstärkte sich der Schneesturm und machte jede Orientierung unmöglich. Wir brachen zum zweitenmal in Spalten der Nordwestflanke ein, es war der

Gletscher des Fonstales, einem Nebental des Startales. Wir kamen bei dem tiefen Neuschnee nur wenig vorwärts. An eine Besserung des elenden Wetters war auch nicht zu denken, so lange wir Westwind behielten. Mit Feuchtigkeit vom Meere her gesättigt, setzt sich diese, wie der menschliche Hauch an einer kalten Fensterscheibe, an den riesigen Schneeflächen des Jostedalsbrä in Gestalt von Nebel und Schnee ab. Zuerst hatten wir Nordwestwind gehabt, dann West-, zuletzt Südwestwind, das Ergebnis war immer dasselbe: Schneesturm. So schlugen wir recht entmutigt an diesem Tage sehr früh das Zelt in 1460 *m* Höhe auf.

Auch der nächste Tag brachte keine Besserung. Dichter Nebel herrschte, und bald brachen wir auch wieder in Spalten ein. Von unten aus dem Tal hörten wir deutlich Viehgebrüll von einer Alm und das Rauschen von Wasserfällen. Grönsfur schlug vor, einen Versuch zum Abstieg ins Tal zu machen. Ich hielt ihn von vornherein an dieser Stelle für unmöglich. Drei Stunden lang quälten wir uns am Seil vergeblich ab, über die glatten, vom Eis geschliffenen Platten herunterzukommen. Die Platten waren treppenartig gestuft, aber ihre Stufen zeigten nicht nach oben, sondern nach unten, die Treppe stand auf dem Kopfe. Mißgestimmt kehrten wir zum Lager zurück. Mittel klagte über starke Augenschmerzen. Am Tage vorher hatte er seine Schneibrille verloren und sich eine sehr unangenehme Bindehautentzündung zugezogen. Ich behandelte ihn mit gutem Erfolge mit Kokainlösung.

Unsere Lage war keineswegs rosig. Nahrungsmittel und Brennspiritus gingen zu Ende, da wir statt der vorausgesehenen fünf nun schon sieben Tage unterwegs waren. In diesem Schneesturm waren wir hier oben auf dem Jostedalsbrä gefangen, und ich setzte unsere Nationen auf die Hälfte herab. Unsere beiden Führer besonders waren sehr niedergeschlagen und fürchteten, hier oben zu verhungern. Wir schlugen, da wir im Nebel und Schneesturm nicht mehr weiterkonnten, oberhalb des Fonstalgletschers in 1350 *m* unser Zelt auf. Wir wußten jetzt, daß für diese Gegend die Karte des Jostedalsbrä unrichtig war. Der Gletscher, der auf dieser hier eine Breite von 3—4 *km* besitzen soll, ist in Wirklichkeit etwa 500 *m* breit, und so war es kein Wunder, daß wir bei dem unsichtigen Wetter von einer Kante zur andern gependelt waren und dadurch drei Tage im Zelt verloren hatten.

Aber der 15. Juli, es war unser achter Tag auf dem Eise, sollte uns die Befreiung aus unserm Schneegefängnis bringen. Zwar herrschte am Morgen wieder noch Nebel, und in diesem erschien, als wir uns in Bewegung setzten, vor unsern entsetzten Blicken ein weißer Riesenberg, der auf der Karte nicht zu finden war. Aber nun fing die so lange entbehrte Sonne an zu scheinen, der Nebel wurde loderer und der Berg immer kleiner, wir haben ihn Bärenspitze, 1452 *m*, getauft. Vor uns lag, von der Sonne überstrahlt und von uns aufs freudigste begrüßt, ein großer Gletscherkessel, aus dessen Höhe vier Gletscher, darunter zwei prachtvolle Talgletscher, in die Tiefe, ins Langedal, hineinragten. In dieses beschloßen wir den Abstieg zu erzwingen. Alles Entbehrliche wurde auf dem Eise zurückgelassen. Den Schlitten banden wir ans Seil, das wir alle vier manchmal nur mit Mühe halten konnten, so schnell glitt der Schlitten auf dem abschüssigen Gletscher abwärts. Aber nach etwa einer Stunde setzte sich mit einem Male der lose Schnee unter uns in Bewegung, wir hatten ein großes Schneeschild losgemacht und schossen nun in schneller, viel zu schneller Bewegung mit dem Schlitten auf dem Eis hinunter. Gerade noch zur rechten Zeit konnten wir uns an einem vorspringenden Felsen halten, während der Schnee unter uns dröhnend und krachend als Lawine über den steilen Gletscher ins Tal stürzte. Mit diesem Knalleffekt waren aber nun auch unsere Gefährnisse zu Ende, wir verließen den ungasstlichen Gletscher und stiegen über steile, aber nicht zu schwierige Felsen zum Talboden ab. Hier schlugen wir abends 7 Uhr in 300 *m* Höhe das Zelt auf. Acht Stunden hatten wir zum Abstieg für nur 1140 *m* gebraucht, ein Beweis, daß er nicht ganz leicht gewesen war.

Aber jetzt herrschten bei uns eitel Freude und Wonne, im Thal, trotz großer Winterlawinen, war weiter abwärts der Frühling. Wir lagerten auf einer grünen, mit Gras und Blumen bedeckten Wiese, umgeben von lichtigem Birkenwald, die Luft war erfüllt vom Blütenduft der Eberesche und Traubenkirsche, von Ruckuckruf und Vogelgezwitzchen. Was für ein wundervoller Wechsel gegen unsere Lager auf Schnee und Eis, in Nebel und Schneesturm! Nach einem erfrischenden Bad im Gletscherbach legten wir uns alle früh zur Ruhe. Ruckuckruf war das letzte am Abend und das erste, was wir hörten, als wir wach wurden. Am nächsten Tage erreichten wir, in dem wilden, unbewohnten Tale abwärts wandernd, zuerst den Nysäter, dann den Tungefäter, schließlich am Abend Näs.

Am letzten und zehnten Tage unserer Tour überschritten wir mit zwei Trägern den 914 m hohen Schneepaß zwischen Snauedal (Schneetal) und Suphelledal und gelangten dann in diesem absteigend am Kleinen und dem Großen Suphellegletscher vorüber nach dem Hofe Suphelle und von hier mit Fuhrwerk nach Fjälrand, wo man uns schon seit vier Tagen vergeblich erwartet hatte. Von unten hatte man den Schneesturm auf der Höhe des Jostedalsbrä tagelang beobachten können und gefürchtet, daß wir oben lange festgehalten oder stark gefährdet sein würden. Nun war die Freude um so größer. Alle Anstrengungen waren vergessen und eifrig holten wir bei den reichlichen Mahlzeiten nach, was wir entbehrt hatten. Am nächsten Tage kehrte unser zweiter Führer Per Grönfur mit dem Dampfer nach Marifjären und zu Fuß durchs Jostedal in seine Heimat zurück. Der Abschied von ihm wurde uns nicht leicht, sehr ungern sahen wir den treuen und vortrefflichen Mann von uns scheiden.

Die gemeinsam ertragene Mühsal sowie das enge Zeltleben auf dem kalten und einsamen Eise hatten ein unzerreißbares Band um uns geschlungen, beide Führer waren uns zu Freunden geworden, ihrer kräftigen Unterstützung und Hilfe gedanken wir noch heute mit großer Dankbarkeit. Grönfur wanderte später nach Amerika aus, um dort, wie viele seiner Landsleute, Farmer zu werden. Er scheint es dort gut getroffen zu haben, denn schon wenige Jahre darauf schickte er mir ein von ihm verfaßtes, im Selbstverlage erschienenenes, reich illustriertes Buch von 220 Seiten: *Hilsen fra Norge (Grüße aus Norwegen)*. Es enthält seine Erlebnisse als Jäger und Führer, darunter auch unsere Schlittenreise über den Jostedalsbrä. Seine anschauliche und lebenswahre Schilderung hat mir den Anstoß gegeben, auch meinerseits in dieser Zeitschrift darüber zu berichten.



# In den Bergen Nordmontenegros

Von Dr. Bernhard Bauer und Robert Hüttig, Graz

Von den zahllosen Vergnügungsreisenden, die alljährlich das „Land der tausend Inseln“ und seine stolze Königin Dubrovnik (Ragusa) besuchen, wird der Großteil auch den im Baedeker mit zwei Sternen bezeichneten Abstecker in die Bucht von Rotor (Cattaro) und über den Lovćen nach Cetinje machen. Am Stammtisch oder beim 5-Uhr-See daheim läßt sich ja dann so wundervoll von den Eindrücken im Land der Schwarzen Berge erzählen. Und doch weiß keiner von all den vielen, wie es in Wirklichkeit in diesem, trotz seiner Kleinheit zu einer gewissen Berühmtheit gelangten Balkanländchen aussieht.

Rahle, formenarme und nur dürftige Vegetation tragende Karsthöhen beiderseits der Straße sind die Begleiter, wenn sich der Kraftwagen vom Lovćen abwärts der ehemaligen Residenz Nikitas nähert. Und nur ganz Glückliche werden an klaren Tagen einen Blick tun können auf den wildgerackten Gebirgswall, der den Horizont im fernen Nordosten abschließt und der unter dem Namen „Durmitor“ ein sagenhaftes Dasein in der Bergsteigergeschichte führt.

Mit nicht gerade hochgespannten Erwartungen trafen wir daher die notwendigen Reisevorbereitungen, als man uns aus Ugram vom ursprünglichen Plan, die Prokletije zu besuchen, abriet und dafür die Bioč- und Durmitorgruppe empfahl, „weil es dort turistisch noch ganz jungfräuliche Gebiete gibt, und die schönsten Gipfel noch unerstiegen sind“. Am so größer war aber unsere Überraschung, als die ersten Berge in greifbare Nähe rückten und wir feststellen mußten, daß man sich dort wie zu Hause fühlen konnte. Denn, würde jemand mit verbundenen Augen plötzlich hierher versetzt und dann gefragt werden, wo er sich augenblicklich befände — ich wette eins gegen tausend: er tippt auf irgendeinen heimlichen Waldwinkel unseres Ausseer Landls, vielleicht auch auf die ennsdurchbrauste Schlucht der Gsäuseberge, oder er wähnte sich an den Hochschwabfuß verzaubert, ins grüne Hochtal der Trawies oder Dullwiz. Zum mindesten würde der so unvermittelt in diese Umwelt gestellte Fremdling in ein schallendes Gelächter ausbrechen, wenn man ihm sagte, er sei jetzt am Balkan, mitten in den Schwarzen Bergen.

Schon das landschaftlich fesselnde Bild, das die Talenge hinter Foča, mit der blaugrünen, tief unter uns rauschenden Drina hervorrief, eröffnete würdig den Reigen der sich mehr und mehr steigenden Eindrücke, die uns nun auf Schritt und Tritt, von Stunde zu Stunde in immer neues Staunen versetzten. Mit aufrichtigem Dank gedachten wir dabei unserer Ratgeber, vor allem an Dr. B. Gusić, den Präsidenten des Alpenklubs „Sljeme“ in Ugram, und Karl Koranek-Lumenstein, die uns nicht nur echte kroatische Gastfreundschaft erwiesen, sondern auch manche nützliche Hilfe — worunter die wertvolle Vermittlung unseres waderen Karawanenführers Omer Aga nicht die letzte war — leisteten.

Und so mögen in den folgenden Blättern die Ergebnisse dieser eindrucksvollen Bergfahrten allen jenen Anregung bieten und Wegweiser sein, die nach uns dieses schöne, vielverkannte Land auffuchen und die — wie wir — der blauen Blume Romantik nachjagen wollen.

(R. H.)

## Allgemeines

Von Dr. Bernhard Bauer

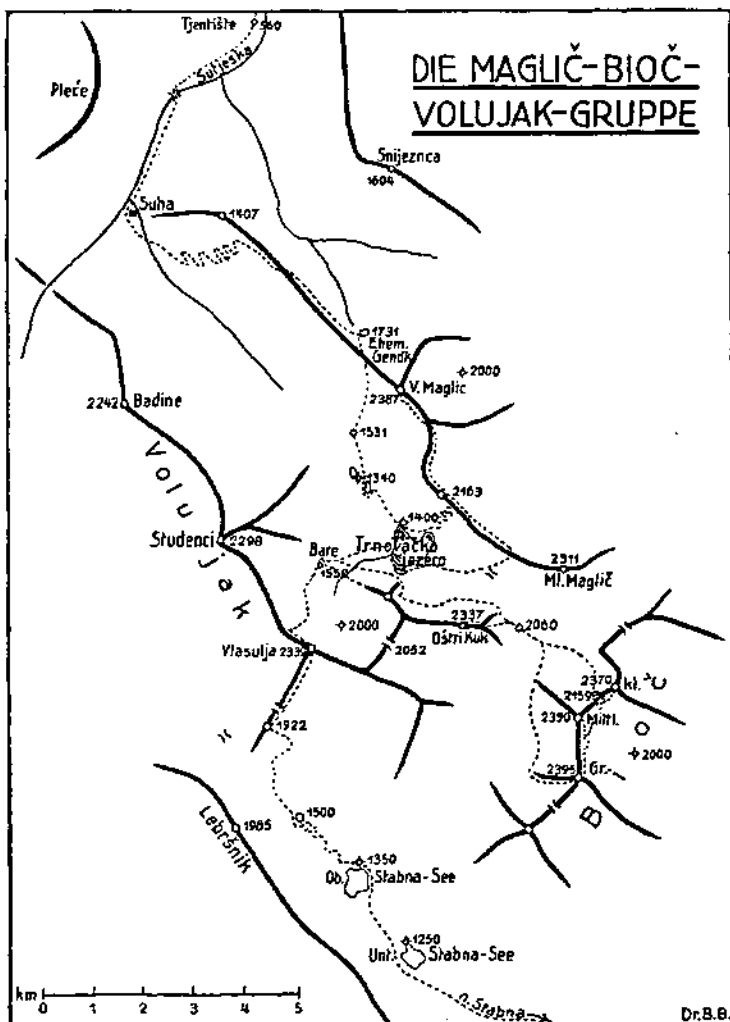
**Geographischer Überblick.** Den Westteil der südosteuropäischen Halbinsel durchzieht küstennah ein bedeutendes Gebirge, das auf die Besiedlung immer hemmend gewirkt hat. Dieser dinarische Gebirgswall wurde zu einer Kulturscheide wie die Alpen. Im ehemaligen Grenzgebiet zwischen Altösterreich und Montenegro ragt ein besonders wilder Teil dieses Gebirges auf, einsam und wenig bekannt. Es ist die Maglič-Bioč-Volujak-Gruppe und der Durmitor.

Die Maglič-Bioč-Volujak-Gruppe wird umschlossen von einem Quellfluß der Drina, von der Piva und ihren linksseitigen Nebenflüssen, der Sutjeska und Brbnica, von denen wieder zahlreiche Seitentäler in die Berge führen. Diese Täler sind tief eingeschnitten; es sind zum größten Teil Cañontäler mit hohen, steilen und felsigen Talseiten, die vielfach bewaldet sind. Durch diese engen Schluchten tosen die Wasser ungestüm talwärts. Nur die Piva selbst hat schon ein ausgeglicheneres Gefälle. Dieses weitverzweigte Netz von Wasserabern bildete sich, weil die mesozoischen Kalke (Trias und Jura) dieser Berge auf einem Sattel von Werfener Schiefen und Sandsteinen ruhen, die einen Quellhorizont abgeben.

Diese Berggruppe wird von drei Kämmen gebildet: es sind der Volujakkamm mit dem Studenci, 2298 *m*, und der Blasulja, 2339 *m*, ferner der Magličkamm mit dem Maglič, 2387 *m*, welche beide Nordwest-Südost streichen; der dritte, der Biočkamm, Gr. Bioč 2395 *m*, verläuft in Südwest-Nordost-Richtung. Diese Kämmen umschließen ein Hochplateau, 2060 *m*, das nur flach eingesenkte Dolinen trägt, da es in der Eiszeit von einem Gletscher bedeckt war. Von hier gingen nämlich drei größere Eisströme aus; der eine floß nach Süden in das Stabnatale, der andere nach Nordosten und ein bedeutender nach Nordwesten. Dorthin ergoß sich der Gletscher über eine gewaltige Stufe hinab zum Ernovacko-See, 1490 *m*, und, nachdem er noch den Gletscher aus dem Blasulja- und Studencikar aufgenommen hatte, abermals in einen Talboden, 1340 *m*, in dem ein naheiszeitlicher Bergsturz den ehemaligen See bis auf zwei kleine Lachen verschüttet hat. Unterhalb dieses Talbodens fand der Gletscher sein Ende. Ähnliche Verhältnisse herrschten auch im Stabnatale, das ebenfalls gestuft ist; zwei Talböden haben heute noch Seen (Ob. Stabnafee 1350 *m*, und Unt. Stabnafee 1250 *m*). Rare mit kleineren und größeren Moränenwällen sind auf der Nordostseite des Volujak (etwa 1900 bis 2000 *m* und 1500 bis 1600 *m*), auf der West- und Ostseite des Bioč in 2000 *m* Höhe und auf der Nordostseite des Maglič zu finden. Das Magličkar, 2000 *m*, mündet auf eine größere vorgelagerte Hochfläche (durchschnittlich 1700 *m*). Dort lagern einzelne Stirn- und Seitenmoränen, die vom Rargletscher stammen; die äußeren sind schon begrünt. Diese Rare sind meist groß und ausgebreitet und bis in den Hochsommer noch von Schnee erfüllt. Mit schönen, steilen Felswänden heben sich die Berge aus diesen Raren heraus; Schutthalden umgürteten vielfach die Wände und stoßen in die Rare vor. Nicht alle Berge bauen sich aus blankem Fels auf; die Südwestseite des Volujak z. B. ist größtenteils ein steiler Rasenhang, während die Nordostseite in Wänden abbricht. Daraus ergibt sich, daß die höchste Karsohle und die Hochfläche 2050 bis 2000 *m* hoch ist; die tieferen Rare liegen um 1500 *m*; Talstufen sind bei 1350 *m* und 1250 *m* anzutreffen.

Ein dichter, hochstämmiger Nadelwald, der durchschnittlich bis 1500 *m* hinaufreicht, umschließt diese Berge; im Süden aber umfaßt sie ein Mischwald, der jedoch nur bis 1400 *m* steigt. Die höheren Gebiete bis 2000 *m* werden von meist fargen Alpenmatten eingenommen, in welchen sich dichte Laubbäume einlagern. Die Dürftigkeit der Alpen hängt zusammen mit den langen und schneereichen Wintern, auf die dann regenarme und heiße, aber kurze Sommer folgen. So sind nur wenige ärmliche Schaf-





almen in diesen Bergen zu finden. Es ist daher verständlich, daß diese wilde und einsam-schöne Hochgebirgsgruppe, mit ihren Raren und Felsgipfeln, ihren Seen und tiefen, bewaldeten Schluchttälern ein menschenleerer Raum geblieben ist, der wie zum Grenzgebiet geschaffen war; über diese Berge lief denn auch einst die Grenze zwischen Altösterreich und Montenegro.

Der Durmitor überragt mit seinen Spitzen und Zaden gleich einer gewaltigen Felsenburg das nordmontenegrinische Hochland (1300—1500 m), das vom Mittellauf der Piva und der Tara umschlossen wird. Der Durmitor erreicht im Bobotov Kuk 2522 m; er ist der höchste Berg Montenegros und einer der höchsten des dinarischen Gebirgssystems überhaupt. Vom Bobotov Kuk streichen sternförmig Grate aus, die sich zu einigen schöngeformten, großartigen Felsgipfeln erheben, von denen steile Wandfluchten abstürzen zu den Schutthalden der Rare (Minin Bogas 2410 m, Namenloser Gipfel [= Soje?], 2480 m, Stit, 2232 m, Prutas, 2400 m usw.). Diese Berge sind ebenfalls aus mesozoischen Kalken aufgebaut, deren Alter sich noch nicht genau bestimmen

lieh (Trias? Jura?); sie ruhen auf einem Sattel von Werfener Schiefen, der von der Piva- und Taraschlucht angechnitten ist. Die Kalkschichten sind oft fast senkrecht aufgestellt (Prutas); an manchen Stellen sind sie wieder reich gefaltet (Sareni Pasovi).

Die großen und ausgedehnten Rare im Durmitor legen durch ihren Formenschatz Zeugnis ab für die Eiszeit. Aus dem Valoviti Do, 2100 m, ergoß sich der Eisstrom nach Lovice hinab (1760 m, Kleiner See), wo Seitenströme vom Sliemen her zu ihm stießen; dann floß das Eis hinab zum Erno-See, 1413 m, wo der Gletscher aus dem Mlišnicakar, 2050 m, über die Crijepulna Poljana, 1720 m, her einmündete. Zur Zeit des Eishochstandes hat der Gletscher bis Zabljak gereicht. Ein ähnlicher Gletscher nahm seinen Ausgang vom Strkafar, in das heute noch zwei Seen eingebettet sind, 1760 m; ein anderer floß vom Todorov Do, 1900 m, westwärts auf die Hochfläche; sein Abfluß schuf das Tal von Pirni Do, 1202 m, das heute noch hoch über dem Piva-Engtal blind ausläuft. Vom Sedlo, Sliemen und Savin Kuk stießen ebenfalls kleinere Gletscher gegen die Hochebene im Osten vor, ähnlich dem des Magličkarez. Auch das schmale, langgestreckte Kar, 2060 m, südlich des Bobotov Kuk barg einen Gletscher, der sich in die breite, wohl tektonisch angelegte Mulde von Dobri Do, 1656 m, ergoß, diese umformte und über die Rještina gegen Komarnica abfloß; von dort her arbeitet sich heute ein Bach, rückwärts einschneidend, gegen Dobri Do vor. Diese starke eiszeitliche Vergletscherung schuf die landschaftliche Grobheit des Durmitor; ihr verdankt so mancher Gipfel seine prächtige Gestalt. Die Hochflure liegen um 2100 bis 2050 m, die nächste Karsohle hat eine Höhe von 1760 bis 1660 m; das Todorov Do, 1900 m, nimmt eine Zwischenstufe ein. Im Nordosten reicht das nordmontenegrinische Hochland bis zum Erno-See, 1413 m.

Da der Durmitor in bedeutende Höhen aufragt, hat er zum Teil ein ähnliches Klima wie die mitteleuropäischen Hochgebirge. Einem langen und schneereichen Winter folgt ein kurzer, heißer und trodener Sommer, dessen Nächte empfindlich kühl sind; die Schneeschmelze dauert bis in den Hochsommer. Zu diesen Schneewässern gesellen sich einige Quellen, die an einen örtlichen Quellhorizont gebunden sind, der von gelblich-grauen Sandsteinen und mergeligen, tonigen Kalken gebildet wird. Darum konnte sich um den Fuß des Durmitor ein Alpenmatten- und Krummholzgürtel legen; nur im Nordosten gibt es noch größere, urwaldähnliche Nadelholzbestände bis zu 1700 m.

In einzelnen Raren wird Almwirtschaft betrieben; sie hat sich besonders gut entwickelt auf den ausgedehnten und üppigen Almhöden von Dobri Do und Todorov Do, auf denen im Frühommer die herrlichsten Alpenblumen blühen. Im Sommer weiden dort Hunderte von Schafen; Rinder sind seltener. Diese Herden bilden einen beträchtlichen Reichtum für den Besitzer, der samt seiner Familie im Sommer die Almen bezieht. Diese Montenegriner, große, starke und fehnige Menschen, geben sich stolz und selbstbewußt; ihr Gesichtsausdruck bekundet Intelligenz. Die alten Trachten beginnen der gewöhnlichen Arbeiterkleidung zu weichen, die aber aus selbst gewalktem Loden angefertigt wird; nur die bekannten Kappen werden noch vielfach getragen. Am Abend werden die Tiere in enge Hürden zusammengepfercht und von scharfen Hunden bewacht, denn in den Bergen haust noch der Adler und der Wolf, die nimmerfatten Feinde der Herde, und auch Meißter Pež gesellt sich gern dazu. Die Behausungen auf den Almen sind kleine und dürftige Hütten; einige Pflöde werden in Selbstform aufgestellt, ihre Zwischenräume mit Stroh und Rinde ausgefüllt; in der Mitte breint auf dem Boden das Feuer. Manche dieser Hütten sind aus geschichteten Steinen hergestellt, ähnlich den Schafhütten in unseren Alpen.

**Bergsteigerische Erschließung.** Über Bergbesteigungen in diesen Gruppen konnten wir nur wenige ältere Nachrichten finden. In der Maglič-Bioč-Volujak-Gruppe sind Maglič, Blafulja und Studenci als Grenzberge sicherlich mehrmals bestiegen worden. In den letzten Jahren wurde der Maglič auch von mehreren kroati-



Dobrido-Alm (hinten Stit und Vjetrovo Vrdo)



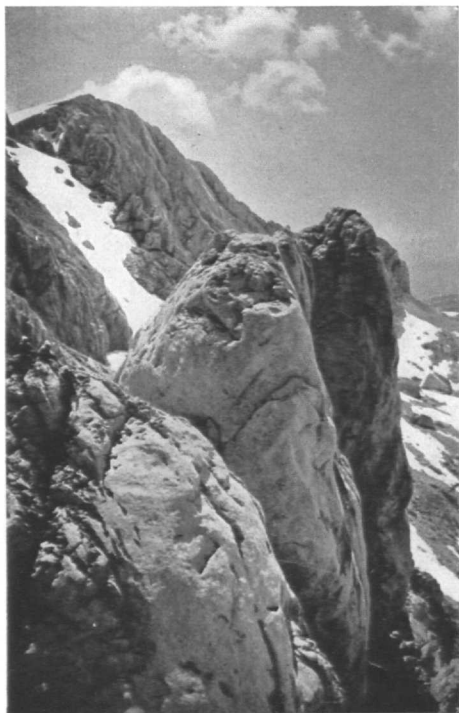
Zuschuß des Imnovacko Jezero mit Distrikat von Norden



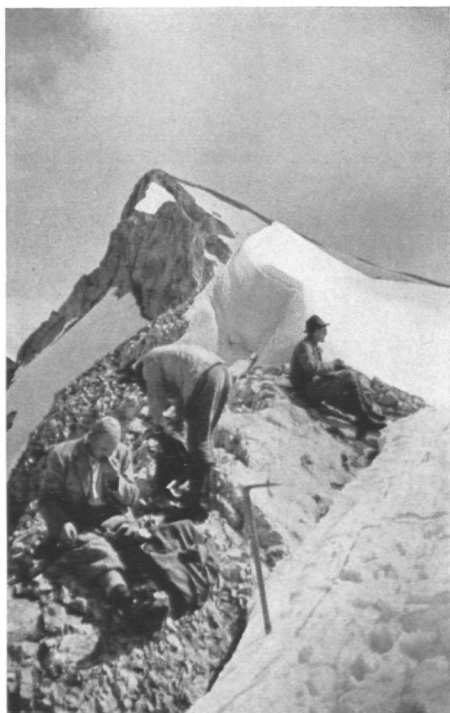
Minin Bogas (links) und Corror Bogas (rechts)



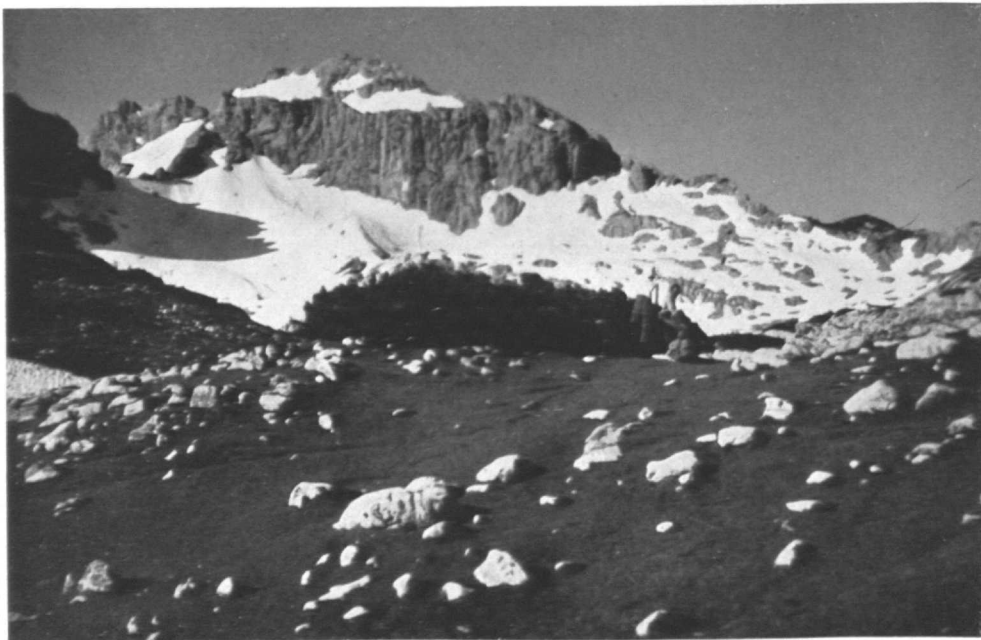
Kleiner und Mittlerer Bioč



1., 2. und 3. Turm des Durmitor (hinten Eljemen)  
vom vierten Turm

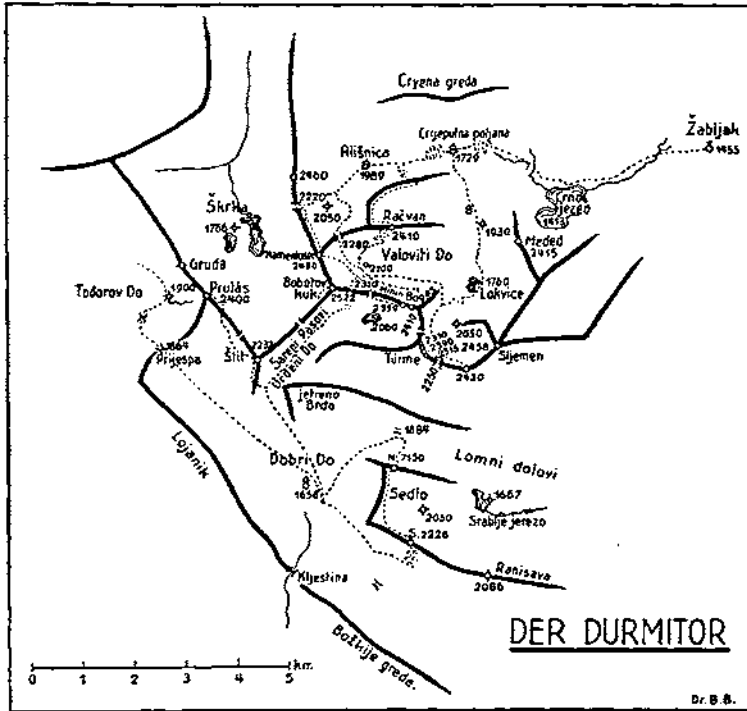


Kleiner Bioč, 2270 m, von der Scharte  
2150 m



Namenloser Gipfel im Durmitor, 2480 m. Aus dem Mlišnica-Kar





sehen Bergsteigern besucht. Die Biočberge sind offenbar vor uns von Bergsteigern nicht betreten worden. Im Durmitor bestieg 1881 Tietze zum erstenmal die Planinica. 1883 erreichte Baumann als erster den Bobotov Kuk, 1890 Baldacci den Sijemen, Savin Kuk und Stulac, 1891 Hassert den Bobotov Kuk, Medjed und Stulac, 1892 derselbe den Prutaš und 1900 nochmals den Stulac und Savin Kuk. Die Frage, ob der Namenlose vor uns schon bestiegen wurde, soll bei den Bergfahrten besprochen werden. Anlässlich der serbischen Landvermessung wurde in den letzten Jahren der Sedlo-Südgipfel und der Bobotov Kuk bestiegen; in letzter Zeit besuchten kroatische Bergsteiger (Gusić und Gefährten, Poljak usw.) wieder den Bobotov Kuk, den Prutaš und die Gruda. Nicht oft ist also dieses Hochgebirge bisher betreten worden; es bietet dem Bergsteiger noch manches lohnende Ziel.

**Zugänge, Standlager.** In die Maglič-Bioč-Volujač-Gruppe gelangt der Bergsteiger am raschesten mit der Bahn über Sarajevo bis Ustiprača, weiter mit dem Auto über Foča bis an das Straßenende im Drinatal; von dort nach Tjentiste muß er wandern oder reiten. Dann führt ein noch von den Österreichern angelegter Grenzweg über Suha bis zur ehemaligen Gendarmeriekaserne hinauf, die am Nordfuß des Maglič liegt. Nun quert man in das Susićatal zu zwei kleinen Seen, von denen über eine Talstufe der Ernovacko-See erreicht wird; bei ihm, oder etwas höher in dem kleinen Talboden bei den Schafhütten von Bare wird am besten das Standlager errichtet, da man hier Wasser hat. Von Foča bis in das Standlager braucht eine kleine Pferdekavane zwei Tage. Weiter ist es von Dubrovnik über Trebinje mit dem Auto nach Gacko und von dort zu Fuß über Meji Do und Brajčin laž, unter dem Ostabfall des Studenci zum gleichen Standlagerplatz. Dieser Weg ist für Tragpferde mit einem ortskundigen Führer ebenfalls gangbar.

Das beste Standlager im Durmitor ist auf Dobri Do, da sich von dort die meisten Bergfahrten ausführen lassen und es gutes Quellwasser gibt. Um es zu erreichen, fährt man von Dubrovnik mit dem Auto über Trebinje und Nikšić nach Savnik (1. Tag); von dort geht man am zweiten Tag unmittelbar über Zuhovica nach Dobri Do<sup>1)</sup>. Auch von Plevlje wandert oder reitet man in zwei Tagen über Zabljak, wo jetzt ein Hotel bestehen soll, nach Dobri Do. In derselben Zeit ist es vom Ernovacko-See zu erreichen, indem man die Ostseite des Studenci querend in das Stabnataal absteigt und längs der Vrhnica zur Piva wandert. Diese wird etwas oberhalb auf der einzigen Brücke überschritten und dann geht es über Pirni Do, Pišće und Lodorov Do nach Dobri Do. Außer diesem Standlager wäre nur noch eines in der Crijepulna poljana anzuraten; die Quelle fließt hier aber spärlich und es lassen sich nur wenige Bergfahrten ausführen. Dieser Lagerplatz kann nur von Zabljak mit Tragtieren erreicht werden und Zabljak wieder unmittelbar von Plevlje, Savnik oder Dobri Do. Die Štrka eignet sich zum Standlager deshalb schlecht, weil sie mit schwer beladenen Tragtieren nicht leicht zu erreichen ist.

Zu Bergfahrten in diesem Hochgebirge eignet sich am besten der Juni, da in diesem Monat das Wetter fast beständig schön und es doch lange nicht so heiß ist wie im Hochsommer. Die Quellen fließen noch ergiebig und in den Hochfaren gibt es noch viel Schnee, der manchen ermüdenden Zugang erleichtert.

Un A u s r ü s t u n g hatte jeder sein gewöhnliches Bergsteigerwerkzeug mit: Seil, Pickel, Kletterschuhe, Hammer, Mauerhaken, Aleroid und Zussole; dazu Zelte, Schlafsäcke und je zwei Decken. Als Steigeisenerfaß ließen wir unsere Schuhe mit R.-F.-Klauennägeln beschlagen, die sich in jedem Gelände hervorragend bewährt haben. Eine große Apotheke darf nicht fehlen; auch Schlangenserum soll unbedingt mitgenommen werden, da man gegen den Hochsommer zu immer mehr auf Schlangen trifft. Waffen sind vollkommen überflüssig. Außerdem nahmen wir den gesamten Proviant für drei Wochen mit, da man in diesem armen Land sich kaum verpflegen kann; sogar gutes Kornbrot war darunter, das sich in einem geflochtenen Reiseforb vorzüglich hielt. Wir kochten auf einem Primus-Benzinbrenner und am offenen Lagerfeuer. Die gesamte Ausrüstung war in 17 Koffern verpackt, die samt unseren Rucksäcken von vier Tragpferden getragen wurden. Für die Pferde benötigt man drei Treiber; dazu mieteten wir noch ein Reitpferd. Als Karawanenführer begleitete uns Omer Uga Campara, ein schlanker, junger Mann aus Tjentište, der etwas Deutsch konnte und grundehrlich, anständig und ortskundig war. Er führte uns in die Standlager, besorgte mit den Treibern alle Lagerarbeiten sowie die nötige Ergänzung des Proviantes.

Karten: Oster. Spezialkarte 1: 75000; Blatt Zelasca-Tjentište 32, XIX, Dračevica-Gačto 33, XIX und Durmitor 33, XX. Sie ist sehr dürtig. — Oster. Generalkarte 1: 200 000: Blatt Ragusa 36°, 43° und Plevlje 37°, 43°. — Serb. Generalkarte 1: 100 000 · Blatt Zabljak (Cyrilische Schrift!).

Schrifttum: Maull, Südeuropa i. d. Enzyklopädie d. Erdkunde. Jugoslawien in Klutes Handb. d. geographischen Wissenschaft. — Neueste Arbeiten: Kayser, Westmontenegro, eine kulturgeographische Darstellung; Pends Geogr. Abhandl. III/4, 1931. Kayser, Morphologische Studien in Westmontenegro I, Zeitsch. d. Gesellschaft f. Erdkunde, Berlin 1932. Beide Arbeiten bringen nichts über die Maglić-Bioč-Volujačgruppe. — Bauer, Poljak und andere geben in den letzten Jahrgängen des Hrvatski Planinar bergsteigerische, geographische und ethnographische Berichte.

<sup>1)</sup> Diese Anmarschzeit wird sich noch verkürzen lassen, wenn die Autostraße von Savnik bis Zabljak ausgebaut ist.

## Bergfahrten

Von Robert Hüttig

Als ich in Tjentiste mit ziemlich steifen Gliedern unser Notlager verließ, das wir in der mit Röhenschabern dicht besiedelten Rafana des würdigen Huso Ristvanović aufgeschlagen hatten, galt mein erster Blick dem Talhintergrund, aus dem einige schneeüberbräunte Gipfel im frühen Sonnenlicht einladenden Morgengruß entboten.

Unsere Neugierde war aufs höchste gestiegen: wie würden sie aussehen, was mögen sie uns für Überraschungen bringen, jene Berge, denen wir nun als ahnungslose Fremdlinge nahten? Aber schon der Anblick der ersten Berghäupter, und bald darauf die unvergleichliche Wanderung durch die wildromantische, wasserrauschende Sutjeskatschlucht, die es mit den schönsten Klammern der Alpen ausnimmt, gab uns die Gewißheit, daß wir keine Enttäuschungen erleben werden.

Hinter den zerflossenen Mauern der ehemaligen Gendarmeriekaserne Suha bogen wir aus dem Haupttal ab, um der Susička entlang, allmählich höher kommend, den bewaldeten Rücken des Prijedor, 1407 m, zu gewinnen. Der immer steiler werdende dürstige Pfad verlor sich bald in einem prächtigen Buchenurwald, der von einzelnen hochstämmigen Fichten überragt wurde. Es dürften Exemplare jener erst vor einigen Jahrzehnten von einem serbischen Botaniker „entdeckten“ Omorikaarten gewesen sein, deren letzte aus der Tertiärzeit stammende Reste sich in den wilden Balkanschluchten noch bis auf unsere Tage erhalten haben. Ein Brunnlein im kühlen Waldschatten lud zu beschaulicher Mittagrast. Jenseits des Tales stiegen die kahlen Mauern des Volujastammes, einst das gemäßenreichste Revier des Landes, aus der dunklen Tiefe. Schütterer wurde der Wald und ganz unvermittelt standen wir auf einer richtigen, feierlichgrünen Almweide, 1731 m, in deren Hintergrund die bleichen Kalkwände des Maglič 600 m hoch in den blauen Äther ragten. Rund umher ein üppiger Flor leuchtender Alpenblumen, von den duftenden Sternen der Narzisse bis zu tiefblauen Gentianen und kardinalroten Violett.

Aus dem schneeerfüllten Kar im Süden, wo wir unser heutiges Ziel, den Ernovacko-See vermuteten, erhoben sich in stolzer Reihe jene Gipfel, denen wir in den nächsten Tagen unsere Aufwartung machen wollten. Sie waren — wie der Lokalaugenschein ergab — eines Besuches wohl wert: keine Karstmulden, wie wir im Stillen befürchteten, sondern formensichere Felsgestalten, wie sie auch bei uns zu Hause, etwa in der Prielgruppe oder in den Steiner Alpen anzutreffen sind.

Ein mächtiger Grenzstein, der ehemals dem Machtbereich der Habsburger Halt gebot, kündete an, daß wir nun Montenegro, das Land der „freien Falken“, wie sich die Bewohner stolz nennen, betraten; hier war vor der Okkupation ein alter Hauptwechsel der montenegrinischen Räuber, die von ihren Bergnestern aus gelegentliche Überfälle in die reichen bosnischen Gebiete unternahmen. Das alles war einmal: heute ist es anders, und der einsame Wanderer kann jetzt unbehelligt seines Weges ziehen. — Über holperiges Gelände ging's nun wieder hinab zu einer grünen Karstufe, aus der zwei kleine Meeräugen heraufleuchteten, 1340 m. Weicher Almboden nahm uns auf und schon begann ein lebhafter Meinungsstreit, welcher Platz für unser Standlager würdig befunden werden soll. Allein Omer bereitete unserem Zwiespalt ein rasches Ende: er zog mit seinen Pferden ruhig weiter — wieder aufwärts! Wohl oder übel mußten wir folgen und standen erst eine Stunde später, nach einem ermüdenden Auf und Ab über die Trümmer eines einstigen Bergsturzes vor dem waldbumfäumten, dunkelgrün schillernden Wasser des Ernovacko-See's, 1490 m, in dem sich, heimlich anmutend, die weißen Kalkmauern des Ostri Kut und Maglič spiegelten.

Eine idyllische Narzissenweide, knapp am Seeufer, wurde nach längerem Hin und Her — jeder wußte ein noch ebeneres und windgeschützteres Plätzchen — als bester Auf-

stellungsort für unsere Zelte auserkoren. Mit staunenswertem Eifer beteiligte sich jedermann am Abladen, Auspacken und Ordnen der zahlreichen Gepäckstücke. Drei Zelte (ein Alpina und zwei Darsky) mit Schlaffsäcken und Decken waren in kürzester Zeit wohnlich eingerichtet, während es sich die Treiber mit ihrem Häuptling am offenen Lagerfeuer bequem machten.

Wieweil am Primusfocher die Suppe brodelte, rekeltten wir uns faul im Gras, schickten Augen und Gedanken spazieren und ließen die ganze Romantik eines Lagerlebens in fremdem, unbekanntem Land auf uns wirken. Und weil gerade nichts zu tun ist, will ich die verehrten Leser bei dieser Gelegenheit mit meinen Gefährten bekanntmachen: da sitzt mir gegenüber, eine Karte auf den Knien, unser Anführer und Organisator Dr. Ludwig Obersteiner, während seine Frau Hansi eben das Küchenzepter schwingt; Univ.-Prof. Dr. Alfred von Martin (Göttingen) und Dr. Bernhard Bauer (Graz) vervollständigen unser tatenfrohes Quintett. Etwas abseits brauen unsere Muselmanen Omer Aga, Mujo, Scherif und Omer II. eben einen echten „Türkischen“, dessen aromatischer Duft sich aufreizend zu mir herüberschmeichelt. Der kurzen Dämmerung folgte eine sternklare, stille Bergnacht; langsam verstummten die Gespräche und einer nach dem anderen kroch in seinen Sack, um erwartungsvoll unbekanntem Erlebnissen entgegenzuträumen.

\* \* \*

Veliki Maglič, 2387 m. Ehemaliger Grenzberg, gleichzeitig der höchste Gipfel Bosniens; vermessen und schon öfter besucht. Die Westwand wurde von Dr. B. Guffi und Gefährten vor Jahren durchstiegen; Nord- und Südgrat bisher nicht versucht.

Ein klarer Morgen ohne Wind, noch dazu an einem Sonntag (7. Juni 1931), darf wohl als glünstiger Auftakt für den Beginn einer Bergfahrt gewertet werden. Obwohl schon um 4 Uhr 30 Min. Tagwache gehalten wurde, verzögerte sich der Abmarsch durch Kochen und andere Dinge doch bis 6 Uhr 30 Min., so daß wir reichlich spät den steilen Schrofensporn in Angriff nahmen, der am nordöstlichen See-Ende ansetzte und ohne wesentliche Schwierigkeiten bis zu einer Scharte im Hauptkamm zwischen Veliki und Mali Maglič emporführte. Auffallend war die üppige Flora, die fast bis zur Kammhöhe hinauffstieg: da standen zarte Maiglöckchen, dort die blauen Sterne der Scilla und andere uns völlig unbekannte Liliaceae- und Orchisarten; noch in 2000 m trafen wir hier, wie auch später im Durmitor, eine gelbe, kurzstengelige Schwertlilie (*Iris pumila*?), lavendelfarbige Traubenhyacinthen und herrliche Viole.

Als wir in der Scharte standen und den ersten Blick jenseits taten auf die Randberge der Biočgruppe, hinter denen sich das montenegrinische Hochland endlos dehnte, war auch der letzte Schuttschinder schon wieder vergessen. Der Weiterweg über mehrere Vorgipfel, etwa 2300 bis 2320 m, löste sich in einen gemütlichen Höhenbummel über Schrofens- und Firnhänge auf, so daß wir uns schon um 10 Uhr 15 Min. am ersten Balkangipfel die Hände schütteln konnten. Der Maglič vermittelt einen vorzüglichen Überblick über jene Teile der Biočgruppe, die wir in den nächsten Tagen kennenlernen wollten. Unser Berg suchte mit seinem Namen (Maglo = Rebel) jedenfalls Ehre einzulegen, denn es begann sich bald von allen Seiten graues Gewölk zusammenzuschieben, so daß wir den beabsichtigten längeren Besuch abkürzten und zum Rückzug bliesen.

Als Abstieg wählten wir von der oben erwähnten Scharte eine andere Strecke, die uns nach Umgehung eines Zwischengipfels zu einem plattigen Gratturm brachte, vor dem wir über rasendurchsehte Steilhänge auskniffen, um die Böden des Urdeni Dolovi (Käsekar) zu erreichen. Dieses dringt tief in den Bioč ein und stellt nach Cvijić „das größte und typischste Kar des Dinarischen Systems dar“. Bald trafen wir ein Schafsteiglein, das über den Jezerski Klanac (Seepaß) und über eine 130 m



hohe Karstufe zum Ernovačko-See zurückleitete. Am 13 Uhr standen wir wieder bei den Zelten. Es war auch höchste Zeit, denn es begann zu regnen.

Nach dem „Diner“ waren wir im Trägerlager zu einem Mokka geladen, den Scherif mit Hingebung — und wie mir schien — ohne Unterbrechung fabrizierte. Mit untergeschlagenen Beinen saßen wir am Herdfeuer und ließen das einzige Kaffeebecher fleißig kreisen, da es an dem nötigen „Service“ fehlte. Für längere Gespräche reichte unser bescheidener Wortschatz allerdings nicht aus; trotzdem war es urgemütlich im „Café Jezero“. Als Ausdruck unserer allerhöchsten Zufriedenheit gaben wir später unseren Gastgeber einen Teeabend mit Waffeln und Jams — seltene Lederbissen für diese anspruchlosen Menschen, die sich aus rituellen Gründen selbst verpflegten. Ihre Hauptnahrung bestand aus Polenta, Kaffee und Zigaretten.

Da auch der nächste Tag einen Salzburger Schnürregen nachzuzahmen schien und die Berge tief im Nebel staken, überstiedelten wir zur höher gelegenen Alm (Ratun) von *Bara*, 1550 *m*, in deren geräumigen, jetzt noch unbewohnten Hütten wir vor weiteren Anfechtungen der Wettermächte sicher waren. Während wir zu viert mit Leidenschaft dem Tarock huldigten, übernahm es Prof. Martin mit Hilfe eines für unsere Zwecke eigens zusammengestellten Sprachführers, Omer etwas Deutsch beizubringen — mit dem einzigen Erfolg, daß dieser schließlich zwar nicht deutsch, wohl aber einige von uns aufgefangene Brocken „Stoansteirisch“ verstand. Am besten gelang ihm der Befehl: „Mujo, aufspaden; geh'ma, geh'ma!“

Als sich nach dem Abfischen blaue Himmelsfleden zeigten und es sich nach Ansicht unseres Meteorologen — das war nämlich ich — aufzuheitern begann, entbrannte unser alpiner Tatendrang von neuem. Mit Seil und Kletterpatschen sprangen wir sofort die nächste uns gegenüberliegende Wand an, die wir für die Blasulja oder einen ihrer Nebengipfel hielten. Ein Gewitter zwang zur Umkehr; zu unserem Heil, wie wir am nächsten Tag feststellen konnten, denn auf der anderen Bergseite führte ein Rasenhang bis zur Spitze. Solche Überraschungen stehen in diesem vielfach noch unerschlossenen Gebirge an der Tagesordnung. Jeden Gipfel muß man daher von allen Seiten auskundschaften, das heißt: man muß an irgendeiner Wand erst stranden, ehe der einfachste Anstieg gefunden wird. Daß man unter solchen Umständen für Varianten u. dgl. wenig Sinn hat, wird verständlich sein. Da wir im Bioč- wie später auch im Durmitorgebiet noch einige Gipfel „übrig“ ließen, werden allfällige Nachfolger noch manche Entdeckungsfreuden erleben.

Kleiner, 2270 *m*, Mittlerer, 2350 *m*, und Großer Bioč, 2395 *m*. Aber turistische Erstleistungen ist nichts bekannt; Dr. Gusić berichtete nur, „daß die Biočgruppe, wohl mehrmals durchwandert, noch ganz jungfräuliches Gebiet sei“.

Im Südosten unseres Standlagers erhob sich ein etwa 6 *km* langer Gebirgszug, der sowohl in der österreichischen Generalkarte, als auch in der Spezialkarte sozusagen noch als weißer Fleck erscheint. Aber der einzigen rote 2395 steht der geheimnisvolle Name „Bioče planina“. In Wirklichkeit erheben sich aus dem rund 1800—2000 *m* hohen Kar des Ardeni Dolovi, das zur Eiszeit einen großen Gletscher trug, eine Reihe beachtenswerter Berggestalten, die das Ziel unserer nächsten Unternehmung waren. Am 9. Juni wurde um 5 Uhr 45 Min. aufgebrochen. Nach einstündiger Querung unter den Ausläufern des Östri Kuk, betraten wir die ausgedehnten Firnsfelder des ehemaligen Gletscherbodens, die sogar noch spaltenähnliche Klüfte aufwiesen und bequem zu einem die ganze Hochfläche trennenden Querriegel führten. Da öffnete sich plötzlich ein großartiger Ausblick auf die nun ganz nahe scheinenden Biočberge. Wie so oft, wird man auch hier wieder versucht, Vergleiche mit unserer Alpenheimat anzustellen und es fällt dann gar nicht schwer, sich in die weiträumige Landschaft des Rosan oder Rhätikon versetzt zu fühlen.

In beschaulicher Ruhe lagen wir im Gras und hielten Kriegsrat, der sich angesichts

des wolkenlosen Himmels zu den kühnsten Phantasien verstieg. Der Angriffsplan war auch bald geschmiedet: vorerst auf den breiten Firnsattel vor uns, der wohl den Weiterweg zum Nordostgipfel und auf die beiden höheren, südlich gelegenen Felspyramiden vermitteln dürfte; das übrige sollte sich oben ergeben. Mit wenig Höhenverlust umgingen wir das weite Schneekar im großen Bogen, gewannen langsam wieder die verlorenen Meter und noch einige dazu. Um 9 Uhr standen wir im erwähnten Sattel, 2150 m, von dem ein anfänglich zahmer, später schärfer werdender Firngrat zum Felsriegel des *Kleinen Bioč* leitet. In einer halben Stunde war die geräumige Spitze, die noch keinerlei Spuren einer früheren Besteigung trug, unser; ein mächtiger, gemeinsam erbauter Steinmann hat diesen Schönheitsfehler für immer behoben.

Soll ich nun oft Besagtes über Gefühle wiederholen, die man auf einem „noch nie von Menschenfuß betretenen Gipfel“ empfindet? Oder soll ich etwas über die Aussicht schreiben? Namen aufzuzählen, hat hier wohl keinen Zweck. Unter uns lag die weite, fast noch winterlich-weiße Hochfläche mit ihren Randbergen, darüber hinaus verlor sich in dunstiger Ferne das Tafelland der *Crnagora*; im Norden und Westen reiheten sich an die grell leuchtenden Karstmauern der *Bjelašnica* jene Höhenzüge, die durch die *Herzegowina* bis ans Meer streichen. Uns gegenüber schimmerten durch ein breites Felsentor lodend und wuchtig die Zinnen des *Durmitor*.

Zum Firnsattel zurückgekehrt, querten wir an den Osthängen ohne Schwierigkeiten in eine tief eingerissene Scharte zwischen dem Mittel- und Hauptgipfel. Nach Umgehung eines Abbruches ging es über leicht gestuften Fels hindernislos auf den *Mittleren Bioč*, den wir zur Mittagsstunde erreichten. — Weniger einfach gestaltete sich der Aufstieg auf den nächsten Gipfel; schon längst beobachteten wir mißtrauisch den gegenüberliegenden Steilaufschwung, dessen Überwindung vorläufig noch manche Rätsel barg. Wir beeilten uns daher in die Scharte zurückzukommen, um das fragwürdige Stück aus der Nähe begutachten zu können. Unsere Bedenken waren nicht unberechtigt: der erste, etwa 10 m hohe Absatz war fast senkrecht, griffarm und teilweise hinausdrängend, so daß Obersteiner, der als erster ging, mehrmals zum Sturm ansetzen mußte. Erst als Bauer Rudfad und Pidel übernahm, gelang diese heikle Stelle; die zweite Gruppe, Prof. Martin und ich hatten es durch die Seilsicherung schon leichter. Nach Erreichen einer Schulter waren alle Schwierigkeiten zu Ende und um 14 Uhr standen wir auf dem dritten Gipfel dieses Tages, dem *Großen Bioč*. Im Steinmann hinterlegten wir unsere Karten mit den Erstbesteigungsdaten.

Wohl lockten gegen Sonnenaufgang noch zwei schön geschwungene Doppelhörner (von *Cvijić* als *Račve* bezeichnet), sowie ein spitzer Felsbau mit prachtvollen Wänden, doch war es für diesmal schon zu spät. Um sich den langen Zugang vom Standlager zu ersparen, hätten wir in den *Arđent Dolovi* eine Weiwacht beziehen müssen, wozu wir aber keine Ausrüstung mit hatten. Da wir auch einen weiteren Tag nicht mehr opfern wollten, können spätere Erststeiger diesen Bergen das Jungfernkranzlein entreißen.

Der Rückweg machte uns nicht allzuviel Kopfschmerzen. Wir folgten vorerst dem ziemlich breiten Weßkamm, der sich aber bald verschärfte und als brüchiges Gerümpel, bei dem jeder Griff in der Hand blieb, seine Fortsetzung fand. Durch eine Rinne in der Südseite erreichten wir endlich den Karboden und, uns nördlich haltend, um den Fuß des Mittleren *Bioč* herum jenen Querriegel, 2060 m, an dem wir vor 8 Stunden das zweite Frühstück hielten.

*Östri Kuk*, 2337 m. Der östlichste Ausläufer des *Bolujakkammes*, von *Cvijić* auch *Durmitor* — nicht zu verwechseln mit dem eigentlichen *Durmitor* — benannt, trägt ein Vermessungszeichen und wurde als Grenzberg jedenfalls schon öfter besucht. — Trotzdem uns die *Bioč*fahrt schon etwas in den Weinen lag, konnten wir als richtige „Turner-Bergsteiger“ an einem Gipfel, der so bequem am Weg liegt wie der *Östri Kuk*, nicht achtlos vorübergehen. Mangel eines besonderen Anreizes —

größtenteils schneebedecktes Gehterrain ließ ihn alpin harmlos erscheinen — mußte der fesselnde Überblick erhalten, den man angeblich von seiner Spitze haben sollte. Da mittlerweile Strichregen einsetzte, spannten wir unsere Rucksackshirme auf und schoben los; es dauerte Gott sei Dank nur eine halbe Stunde (vom Querriegel), dann konnten wir beim Steinmann unsere ganze heutige, recht ausgiebige Tagesleistung überschauen. Der Östri Ruf stürzt mit ansehnlichen Wänden zum Ernovacko-See ab, während seine Fortsetzung gegen Westen jenen Felsbau bildet, den wir am Vortag über seine Nordwand vergeblich angegriffen hatten.

Hochbefriedigt kehrten wir auf bereits bekannten Pfaden ins Lager zurück (17 Uhr). Dieser Tag der Erstersteigungen wurde mit einer Flasche köstlichen Steirerweines, die ich schon in Graz in einen der Koffer geschmuggelt hatte, gebührend gefeiert, zumal auch Frau Hansi während unserer Abwesenheit für ein üppiges Siegesmahl gesorgt hatte. Es war zugleich der Abschied von dem uns in so kurzer Zeit liebgewordenen Bergwinkel — denn im Süden lockten schon wieder neue Ziele.

Blasulja, 2339 m. Als leicht zugänglicher, aussichtreicher Hauptgipfel des Volujakgebirges sicher öfter bestiegen; die Spitze trägt einen gemauerten Steinmann.

Berkehrswege nach unseren Begriffen darf man in diesen Bergen wohl nicht erwarten und wer gewohnt ist, auf gut angelegten, markierten Steigen zu wandeln, wird hier kaum berührt werden. Mit Pferden sind nur ganz wenige, den Einheimischen bekannte Übergänge benutzbar, weshalb unsere Tragtiere oft große Umwege machen mußten, um an vorher bestimmte Punkte zu gelangen. So war es auch am 10. Juni, da wir mit Omer ein Stellbischein am Stabnase vereinbarten. Während wir die Blasulja nach Süden überschreiten wollten, um noch einmal Umschau über das in den letzten Tagen durchstreifte Gebiet zu halten, mußten die Pferde in entgegengesetzter Richtung im großen Bogen, fast 2200 m hoch, um den Studenci geführt werden.

Trotzdem schon um 5 Uhr Tagwache war, nahm der Abbruch des Lagers, das Um- und Aufpacken, wie immer fast 2 Stunden in Anspruch, so daß wir erst um 7 Uhr 30 Min. abmarschierten. Ein schwach ausgeprägter Schafsteig führte in ein höher liegendes Kar, doch bald trafen wir auf geschlossene Firnhänge, die bis zur Kammhöhe anhielten und ein bequemes Steigen erlaubten. Lange Zeit konnten wir Omer mit seiner Karawane am jenseitigen Talhang verfolgen, bis er hinter dem Studenci unseren Blicken entchwand. Um 10 Uhr betraten wir bei strahlendem Himmel den aus Schotter und Schrofen aufgebauten Gipfel; sein Rundblick ist sehr instruktiv, denn er umfaßt nicht nur die ganze, vielfach gegliederte Maglič-Bioč-Volujak-Gruppe, sondern reicht auch weit in die Ferne. Unser Hauptaugenmerk nahm aber die Gegend von Stabna, sowie die Lage des Sees in Anspruch, weil vom richtigen Abstieg das plunkliche Zusammentreffen mit den Tragtieren abhing.

Nach einstündiger Rast ging's den südwestlich streichenden Rücken hinab, wobei uns die stark verkarstete Südseite der Blasulja in der sengenden Mittagsonne tüchtig zu schaffen machte. Immer wieder hieß es Steilstufen überklettern, unerwartete Dolinen queren und Löchern ausweichen, so daß wir herzlich froh waren, von einer kleinen Rutschfallkuppe (mit verfallener Steinhütte, 1922 m) tief unter uns Omer und seine Leute zu erblicken. Kurz darauf hörten wir schon den verabredeten Juchezzer, denn als begabter Schüler hatte er auch schon steirisch jodeln gelernt. Es dauerte immerhin noch eine halbe Stunde, ehe wir in den Fluten des Oberen Stabnako-See, 1350 m, der am Rand eines herrlichen Buchenwaldes, zwischen merkwürdig gefalteten Bergen eingebettet ist, ein kühlendes Bad nehmen konnten.

Um 14 Uhr setzten wir den Marsch über den in einer öden Geröllmulde liegenden Unteren See, 1250 m, zum Dörschen Stabna, 900 m, fort; es war die erste Siedlung, die wir nach Tagen der Bergeinsamkeit wieder berührten. Über Schotterterrassen ging's dann hinab zur Vrbnica und dem anheimelnd plaudernden Gebirgsbach ent-

lang, in 4 Stunden bis zu seiner Einmündung in die Piva. — Als Lausjunge habe ich oft mit Grufeln die Erzählungen Karl Mays über die Schluchten des Balkan und das Land der Skiptaren verschlungen. Nun, hier stand ich endlich vor einer der schönsten Balkanschluchten, die aber alles eher, als furchterregend war. Das smaragdgrüne Wasser der Piva hat sich hier in jahrtausendelanger Arbeit fast 800 m tief in das einförmige Tafelland der Pivska planina eingegraben und Cañons geschaffen, die mit ihren prachtvollen Laubwaldbeständen einen fast idyllischen Eindruck machen. Der schon öfters zitierte Dr. Jovan Cvijić bemerkt in seinen „Morphologischen und glazialen Studien aus Montenegro“ (Abhdlg. der Geogr. Ges. Wien, 1900, II/Nr. 6): „die typischen Cañons der Tara und Piva sind alleinstehende Erscheinungen dieser Art auf der Balkanhalbinsel und die ausgeprägtesten Cañonformen in Europa“.

Mein Tagebuch trägt am 10. Juni die Anmerkung „Große Zirkusvorstellung an der Piva“. In der Tat war unser Lager bald von einer großen Zuschauermenge umringt, die lachend und werkzeugschwingend von einem nahen Straßenbau herbeiströmte, so daß wir schon auf einen Überfall gefaßt, unsere Sachen in Sicherheit zu bringen suchten. Unsere Türken sprangen rasch zu den Rossen, schlugen sie zu und stellten sich abwehrbereit davor. Aber die Befürchtungen waren unbegründet: harmlose, wenn auch etwas aufdringliche Neugierde war die einzige Ursache dieses Zwischenfalles. In manchmal etwas knappem Abstand — was besonders wegen der Spudmanier der biedereren Leute sehr peinlich war — ließen sie sich im Kreis um uns nieder und betrachteten die Vorgänge um Herd und Zelt als willkommene Zuhörer zu ihrem ansonsten recht armseligen Vergnügungsprogramm. Vor allem der Benzintocher — der nebenbei bemerkt wieder einmal passiven Widerstand leistete — sowie unsere Pidel, die die Männer mit Kennerbliden abwogen und für bessere Steinkrampen hielten, erregten allseits begehrliche Blicke.

Bald war es aber so finster, daß es nichts mehr zu sehen gab, und weil auch wir uns in die Schlafkade zurückzogen — das Zelten war in dieser wundervollen Nacht überflüssig — drückte sich bald einer der Saungäste nach dem anderen und wir blieben für den Rest der Nacht ungeschoren. Zu erwähnen wäre noch, daß Dr. Obersteiner mit sachgemäßem Angelzeug vergeblich auf Forellenfang ausging; der Bach wimmelte zwar von diesen begehrten Lederbissen, doch ließ sich kein Fischlein herbei, zur Bereicherung unserer Abendtafel anzubeißen.

Am nächsten Morgen mußte unser Kaffeekoch Scherif nach Hause, um seinen Kuruzader zu bestellen; er weinte beim Abschied wie ein Kind — sei's aus Nührung über das reichliche Trinkgeld oder aus anderen Gründen. Omer hatte als bewährter Reisemarschall schon dafür gesorgt, daß als Ersatz ein Montenegriener aus dem nächsten Dorf einsprang. Auch einige Brotlaibe konnten wir hier einhandeln, so daß wir mit unseren knapper werdenden Brotvorräten nicht mehr zu knausern brauchten.

Außer einigen Furten gibt es nicht viele Gelegenheiten über die Piva zu kommen; einen der wenigen Übergänge — die Brücke bei Kršiac, 610 m, die eine halbe Stunde talaufwärts liegt — benötigten wir am 11. Juni (7 Uhr 15 Min.) um ostwärts in das Seitental des P i r n i D o einzubiegen, in dem wir nach Überwindung einer ausgiebigen Steilstufe bald wieder eine Höhe von 1200 m erreichten. Vor uns lag die unabsehbare Hochfläche von Pišce, über die man stundenlang durch wahre Kahlröserwiesen reitet, deren zarter Duft die in der Mittagshöhe zitternde Luft erfüllt. Im Rücken die firngekrönten Gipfel der Bioče planina, ging's nun dem wilden Durmitor entgegen.

Die Generalkarte trägt hier in auffallender Schrift den Vermerk „Wasserarm“; tatsächlich haben wir an diesem Vormittag das erste, aber auch einzigmal wirklich Durst gelitten. Wollte fünf Stunden später, in den eigenartigen Karböden des T o d o r o v D o, 1900 m, am Fuß des steilgeschichteten, von Schneerinnen durchfurchten Prutaš, trafen wir erst wieder eine erfrischende Quelle. Von hier führt ein kümmerlicher Pfad



Abfluß des Erno Jezero mit Medjed und Savin Kuk  
(rechts hinten der Minin Bogas)



Türme des Durmitor und Bobotov Kuk vom Aufstieg zum Eljemen



Bobotov Kuk, 2522 m, und Namenlofer Gipfel. Vom Eljemen



Türme des Durmitor



über den Sattel von Prijepa, 1864 m, hinab in einen weiten Almteffel, der von schönen Berghauptern umrahmt, Hunderten von Schafen als Weide dient. Es ist das Dobri Do (= Gutes Tal, 1656 m), die größte Alm im Süden des Durmitor. Etwa zwanzig Kolišas, die sich von unseren Sennhütten nur dadurch unterscheiden, daß ihre Dächer steiler sind und bis zum Boden reichen, stehen hier auf saftiggrünen Matten, an deren Ostrand wir für einige Tage wieder unsere Zelte aufschlugen.

Ursprünglich hatten wir die Absicht, die Srka am Westfuß des Bobotov Kuk als Standlager zu benutzen, doch Omer beharrte mit einem uns unbegreiflichen Starrsinn — ich glaube hauptsächlich wegen der Pferde — daß wir nach Dobri Do gingen. Wir fügten uns schließlich in das Unvermeidliche und hatten es nicht zu bereuen; abgesehen davon, daß alle Anstiege aus der Srka viel anstrengender sind und die Auswahl an Turen geringer ist, sprach für Dobri Do auch die bessere Verpflegungsmöglichkeit. Eine nahe Quelle lieferte köstliches Wasser, die Hirten boten Milch, Eier und Lämmernes an, was wieder einige Abwechslung in unsere Speisefolge brachte. Am ersten Tag verlangte man für ein Ei zwei Dinare, doch sank der Kurs mangels genügender Nachfrage an den nächsten Tagen schon auf einen halben Dinar (= sechs Groschen). Ein junges Schaf wurde von meinen Gefährten, die eine heftige Abneigung gegen diese Fleischsorte hegten, einstimmig abgelehnt, obwohl eine saftige, am Spieß gebratene Hammelkeule meinen Gaumen mehr gereizt hätte, als das ewige Einerlei von Cornedbeef, Schnittbohnen und Würstkreis.

Trotz der von Tag zu Tag zunehmenden Hitze verhüllten Männer und Weiber ihre Köpfe mit dicken Wolltüchern, so daß wir anfänglich meinten, sie seien von Zahnweh geplagt. Sie schützten sich aber nur auf diese Weise vor der Sonne; mir wurde schon beim bloßen Anblick dieser Vermummungen übel. Da es sich rasch herumsprach, daß unserer Gesellschaft mehrere Doktores angehören, fanden sich bald zahlreiche Patienten ein, die nur schwer darüber aufzuklären waren, daß Juristen und Philosophen schlechte Medizinmänner abgeben. Besonders unsere Zitronen, die sie gegen Augenleiden zu brauchen vorgaben, fanden reichenden Absatz, bis wir schließlich zur Schonung unserer Vorräte die weitere Ausgabe einstellen mußten.

Stit, 2232 m; (mit Ausnahme einiger weniger gemessener Punkte wurden alle Höhenangaben von uns barometrisch bestimmt, sind daher nur annähernd) 1. Erstiegung am 12. Juni 1931 durch Dr. Obersteiner, Dr. Martin und Hüttig.

Von dem Gipfelkranz der das Dobri Do in einem mächtigen Bogen umschließt, fallen besonders die beiden Hörner des Sedlo und der fünfackige Stit auf, zwischen denen über dem Vjetreno Brdo das kühne Haupt des Bobotov Kuk alles überragt. Da wir die aus etwa zwanzig Gipfeln bestehende Durmitorgruppe gründlich kennenlernen wollten, begannen wir gleich mit dem Stit, dessen südlichen Eispfeiler wir zum Anstieg ausersahen hatten. Sein Ostgrat hängt mit den durch großartige Verwerfungen auffallenden Sareni Pasovi (= Bunter Gürtel) und durch das enge Felschärtel des Zdrjelo mit dem Hauptkamm zusammen.

Bis zum letzten Gipfelaufbau ging es über schrofiges Gelände ganz glatt, dann aber geboten überhängende Wandstufen und nach abwärts geschichtete Bänder ein energisches „Zurück“. Wieder absteigend, querten wir dann unter den Südwänden in die Schlucht zwischen viertem und fünftem Turm, in der sich zu unserer freudigen Überraschung ein großes Felsfenster öffnete; durch dieses kletterten wir auf die andere Seite des Berges, dann leicht über den Grat auf den 4. und 5. Turm (3¼ Stunden von Dobri Do). Es war ein schöner, nicht allzuschwerer Sieg, der uns Freude machte. Der Gipfel wurde mit einem kunstgerechten Steinmann gekrönt. Nach halbstündiger Rast begannen wir den Abstieg auf dem gleichen Weg und vereinigten uns im Kar mit Frau Obersteiner und Bauer.

Prutaš (= der Gestreifte, 2400 m); ist vermessen und mehrmals erstiegen worden.



Dr. Gusič samt Frau hat mit Karl Koranek 1930 die Nordwand erstmalig durchklettert.

Der Prutas ist einer der anziehendsten Berge des Durmitor; meterdicke, durch gewaltige Verschiebungen senkrecht aufgestellte Kalkbänke bilden ganze Reihen nebeneinanderliegender Ramine, die eine große Auswahl anregendster Kletterprobleme bieten. Da wir dieser wegen aber nicht hierher gekommen waren — das können wir zu Hause billiger haben — zogen wir den einfachsten Aufstieg über seinen zahmen Südostkamm vor, der gegen die Srka mit achtbaren Wänden abstürzt. Um 13 Uhr 45 Min. (2¼ Stunden nach Verlassen des Stit) standen wir am zweiten Gipfel dieses schönen Tages. Mit jedem Schritt aufwärts hatte sich der Ausblick erweitert: uns gegenüber baute sich die steile Westwand des Bobotov Kuk auf, dem sich ebenbürtige Nachbarn anreihen. In der Tiefe, die uns von diesen trennte, blinkten Spiegel zweier Meeraugen, des Kleinen und Großen Srčko Jezero (= Grüner See), und vervollständigen das herrliche Bild, an dem sich Aug und Seele stundenlang weiden.

Die Gruda, den dritten Gipfel der Tagesordnung, haben wir uns mit Rücksicht auf die räumliche Entfernung geschenkt und kehrten auch ohne sie völlig befriedigt ins Lager zurück.

Südlicher, 2226 m, und Nördlicher Sedlo, 2150 m. 1. Ersteigung des Nordgipfels; auf dem Südgipfel fanden wir einen Steinmann vor, der wohl von einer Vermessung her stammt, da touristische Ersteigungen unbekannt sind. Die Sedlogipfel sind die eigentlichen Hausberge der Dobriboalm und fallen schon von weitem durch ihre eigenartige Sattelform (Sedlo = Sattel) auf. Mit einem Wandgürtel stürzen sie gegen Dobri Do ab, während die Süd- und Ostseite sanftere Formen aufweist.

Der 13. Juni hätte eigentlich ein Rashtag sein sollen; aber wenn ein paar Berge so greifbar nahe dastehen und dazu ein tiefblauer Himmel ohne Wölkchen sich darüber spannt, entdeckt man plötzlich, daß man gar nicht erholungsbedürftig ist und als Jausentur ganz gut noch einen oder den anderen Gipfel einheimen könnte. Da überdies „weit und breit keine Arbeit zu sehen war“, wie unser unvergeßlicher Richard Weizenböck auf den Bergen stets mit Vergnügen feststellte, verließen wir um 9 Uhr unsere Kochtöpfe und schlüchen im geruhsamen Bummeltempo an den Südfuß des Berges, schlängelten uns im Zickzack über seine steilen, mit prachtvollen Schwertlilien geschmückten Nasenbänder empor und standen bereits nach 2 Stunden, etwas enttäuscht, neben — einem hübschen Steinmann. Doch die Aussicht entschädigte uns reichlich: im harmonischen Gegenatz zu den schroffen Formen der Hauptgipfel des Durmitor, stand die liebliche Hochebene der Jezera (= Seeland), die sich mit ihren glitzernden Wasserspiegeln von Zabljak südwärts erstreckte. In der anderen Richtung schimmerten einer Fata Morgana gleich die Schneehäupter der Bioče planina durch den leichten Dunst der Mittagshunde. Es wurde ein richtiger Gipfellenz, der dem Bergsteiger reines Glück schenkt und ihn vergessen läßt, daß es auch noch andere Dinge auf der Welt gibt.

Zögernd machten wir uns wieder auf die Beine und verfolgten den immer schärfer werdenden Grat, der sich bald zu einer Reitstelle verengte und schließlich sogar zum Auskneifen in die Südfanke zwang. Da aber nichts ewig dauert, hatte auch dieser Grat ein Ende und wir konnten über leichtes Gefährd in einen breiten, beide Gipfel verbindenden Sattel ab- und jenseits in der gleichen Art wieder aufsteigen, wobei jeder von uns seine eigene Aufstiegsvariante ausführte. Für den Übergang benötigten wir eine halbe Stunde. Auf dem Nordgipfel wurde der übliche Steinmann errichtet, die Strahlenfalle nach allen Seiten eingestellt und das unterbrochene Mittagsschlafchen fortgesetzt. Die Rückkehr vollzog sich über ein von Prof. Martin entdecktes, schräg durch die Nordwand laufendes Band, das uns in anregender Kletterei mühelos in den Sattel, 1884 m, brachte. — Um 14 Uhr saßen wir schon wieder bei den Zelten und hielten Siesta; die Tagebücher wurden ergänzt, die Photos verzeichnet, und dann begann ein



großes Schön- und Reinemachen, denn es war Sonnabend und morgen sollte es dem Beherrscher des Durmitor gelten.

Bobotov Kuk, 2522 m. In der österreichischen Generalkarte und in einzelnen Beschreibungen auch Cirova Pečina genannt. Höchster Gipfel der Durmitorgruppe und wahrscheinlich auch Montenegros, mit einer Triangulierungs-Pyramide der russischen (?) Landesvermessung. Er wurde erstmalig 1883 von Dr. Otto Baumann, später von Haffert, Tietze u. v. a., vermutlich über den auch von uns benützten Weg, erstiegen. Dr. Gusić und Gefährten erreichten ihn 1930 über die Ostwand.

Am 14. Juni herrschte schon frühzeitig reges Treiben im Lager. Die Tragtiere mußten im weiten Umkreis um den Durmitor östlich herum auf die Nordseite geführt werden, während wir den Hauptgipfel überschreiten und im Ališnicatal mit Omer wieder zusammentreffen wollten, was nach der Karte ziemlich einfach aussah. Es dauerte immerhin einige Stunden, bis alles abmarschbereit war; diesmal sollte aber das Wiedersehen mit unserem Gepäc leider nicht so glatt vor sich gehen.

Hätten wir damals geahnt, was wir heute wissen: daß sich alle Gipfel des zentralen Durmitor ebenfogut, wenn nicht überhaupt leichter von Dobri Do aus ersteigen lassen, so wäre diese komplizierte Übersiedlung gewiß unterblieben und wir hätten uns einen ganzen Reisetag erspart. Allerdings wären wir dann um manches köstliche Abenteuer ärmer, müßten die Erinnerung an das idyllische Lager in der Crisjeputna poljana, das Erlebnis des Schwarzen Sees und die fröhlichen Stunden in Zabljat aus den Blättern des Tagebuches streichen.

Um 6 Uhr 45 Min. konnten wir endlich zum Aufbruch blasen. Durch das Trümmerkar des Urdeni (Mlježni) Dolovi pirschten wir uns an den Fuß des Hauptmassivs mühevoll heran und kamen über sehr steile Fels- und Geröllstufen nach 3 Stunden in jene Scharte, 2310 m, östlich des Bobotov Kuk, die wir uns nebst einigen Schneeflecken in der Südfanke als beiläufige Anstiegsrichtung ausgetüftelt hatten. Während wir uns angelegentlich dem Inhalt unserer Rucksäcke widmeten, ließ es sich Obersteiner, den der steile Anstiegshinder noch zu wenig ausgepumpt hatte, nicht nehmen, den östlich der Scharte aufstrebenden Gipfel (Cvijić nennt ihn in seiner Skizze C v o r o v B o g a s, etwa 2350 m) zu ersteigen. Wir übten uns im Entfagen und richteten unser ganzes Augenmerk auf die Fortsetzung unseres Weges, denn die Gipfelselbstürzen hier mit saftigen Überhängen, an denen nichts zu holen ist, nach Osten ab. Wieder vereinigt, querten wir dann unter den Felswänden der Südseite über die schon am Vortag beobachteten Firnsfelder bis zu einem markanten Scharfel<sup>1)</sup> im Südwestgrat und sahen nun den Weiterweg offen vor uns.

In drei jähen Abfällen schwingt sich der Grat von der Schulter bis zur Spitze auf, die wir nach halbstündiger, nicht allzu schwerer Kletterei — eine Leiter haben wir nirgends vermisst — über die Bänder und Stufen der Westseite, um 11 Uhr 30 Min. betraten. Die Rundschau vom Beherrscher des Durmitor ist überwältigend und reicht wohl über das kleine Montenegro weit hinaus bis ans Meer, besonders wenn man einen solch göttlichen Sonntag erwischt, wie er uns heute beschieden war.

Wo aber war der sagenhafte Minin Bogas und der namenlose, zweithöchste Gipfel der Gruppe zu suchen? Wir hörten wohl von ihrer Existenz, ohne jedoch näheres über die Lage und Gestalt erfahren zu können. Als wir mit dem Rätselfragen zu Ende waren, beschloßen wir, es wie Herodias mit den Kindern in Bethlehern zu machen und in den nächsten Tagen einfach alle Berge in der Runde zu erledigen — schließlich mußten die Gesuchten doch darunter sein! — Diese völlige Ahnungslosigkeit, mit der man sich hier

<sup>1)</sup> Die Beschreibung Dr. Kurt Hafferts (Zeitschr. des D. u. O. A.-V. 1892) ist hier etwas unverständlich; er spricht von einem äußersten Gipfelgaden, „der ohne Leitern nicht ersteigen werden kann“; da er aber keine Leiter mit hatte, scheint er sich mit der „um kaum 10 m (in Wirklichkeit 50 m) niedrigeren Scharte“ begnügt zu haben.

den Bergen naht, das Ungewisse des Erfolges und die Schwierigkeiten des Zurechtfindens mit mangelhaften Behelfen: sie waren uns tausendmal lieber als die schönsten Kletteraufgaben, wie die Westwand oder der wildgetürmte Südwestgrat des Bobotov Kuk, die man uns als „sehr lohnend“ empfohlen hatte.

Und ahnungslos, wie wir den Gipfelproblemen gegenüberstanden, stiegen wir jetzt auch in die vermeintliche *Ulišnica* ab. Der Rückweg zur Scharte, 2310 m, war kurz und schmerzlos. Eine lustige Abfahrt über lange, steile Firnhänge brachte uns rasch in das von mächtigen Felsmauern eingerahmte, noch winterlichweiße Kar des *Valoviti Do*, 2100 m, in dessen östlicher Fortsetzung wir nach der jugoslawischen Karte geradewegs in das *Ulišnicatal* gelangen mußten; das war leider eine arge Täuschung! Ehe wir aus diesem Maulloch herausfanden, mußte noch mancher harte Strauß mit Latzschon und Wandeln ausgefochten werden; dann standen wir endlich — im *Lovice Do*, 1760 m, einem abertiegelten Seitental, von dem die Karte überhaupt nichts wußte<sup>1)</sup>. Nach verschiedenen unfröhlichen Episoden, zu denen natürlich auch ein Hochgewitter gehörte, trafen wir einen Schafhirten, aus dem Obersteiner mit dem ganzen Aufgebot seines serbischen, dreißig Worte umfassenden Sprachschatzes herausbrachte, daß die gesuchte *Ulišnica*, bzw. die *Ulm Crjepulna poljana* fast im rechten, oder besser gesagt im linken Winkel von uns, noch gut 2 Stunden entfernt lag.

Ein dürftiger Steig, der sich im Karren- und Latzhangewirr gerade immer dann verlor, wenn wir ihn am dringendsten gebraucht hätten, führte wieder 200 m empor zu den elenden *Kolibas* von *Lovice pod Medjed*, 1993 m, dann durch unzählige *Dolinen* und zuletzt über einen buchenbestandenen Steilabfall hinab zur grünen, von herrlichem Nadelwald umsäumten Mulde der *Crjepulna poljana*, 1720 m, in deren Hintergrund die rötlichgelben Wände der *Crvena Greda* einen wirksamen Abschluß bilden. — Bauer hatte schon hoch oben, von einer freien Ausblick gewährenden Kuppe weidende Pferde erblickt; ein heller Jauchzer bestätigte uns bald, daß es unsere langgesuchte Karawane war.

Spät abends — wir hatten für den Abstieg fast 6 Stunden gebraucht — erreichten wir jenen Punkt, den Omer für unser Lager bestimmt hatte; er erwartete uns an einem Schneefeld, aus dem der Hals einer Weinflasche, die er aus Zabljak mitbrachte, labeverheißend winkte. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß — ausgepumpt wie wir waren — Bacchus' göttlichem Geschenk alle Ehren erwiesen wurden und die Flasche im Nu leer war. — Nach einem abermaligen Gewitter, das unseren schönen Lagerplatz bald in einen kleinen Sümpfel verwandelte, gab es eine klare Nacht. Wohligh streckten wir die geplagten Knochen in den Zelten aus. Draußen sangen unsere Türken ihre monotonen Heimatlieder von Liebe und Heldentum — wir aber träumten von den wilden Bergen des Durmitor bis in den strahlenden Morgen. Der nächste Tag wurde einstimmig als *Rasttag* „ohne Gipfel“ erklärt — wir hatten ihn auch sehr nötig.

*Namenloser Gipfel*, 2480 m. Der zweithöchste Berg des Durmitor wird in einigen Beschreibungen *Soje*, *Stojen* oder *Soha* (= Pfähle, Zähne) genannt, welche Bezeichnung aber auch auf den ganzen Hauptkamm angewendet wird. Wir überlassen es Berufeneren festzustellen, welcher Name der richtige ist. Der Gipfel sieht im Norden des Bobotov Kuk, von diesem durch eine tiefe Scharte getrennt, und wird

<sup>1)</sup> Wie ich hörte, war man in *Ugram* darüber sehr verschupft, daß ich in einem Aufsatz der „*Grazer Tagespost*“ auf die Mängel der sonst sehr hübsch ausgeführten neuen jugoslawischen Karte (1:100 000) aufmerksam machte. Ich kann trotzdem meine Kritik leider nicht ändern, denn von einer guten Karte sollte man doch verlangen können, daß sie die ziemlich bekannte *Ulišnica* nicht östlich, sondern im Norden des Bobotov Kuk verzeichnet. Nach der geomorphol. Arbeit von *Voljic*, die ja schon 1900 erschienen ist, wäre auch ein genauerer Kammverlauf sowie richtige Gipfelbezeichnung möglich gewesen. Das soll aber dem sonstigen Wert dieser heute einzigen brauchbaren Karte, die den Freytag'schen *Zuriften-Wandertarten* sehr ähnlich sieht, keinen Abbruch tun.

von einer gleichmäßig geschichteten, stark verwitterten Steinyramide gekrönt; Obersteiner hielt diese für ein natürliches Gebilde, während ein Teil von uns die Ansicht vertrat, daß es ein möglicherweise mehrere Jahrzehnte alter Steinmann sein könnte. Da der Berg aus dem Valoviti Do verhältnismäßig leicht erreichbar ist, wäre es immerhin möglich, daß er gelegentlich einer Vermessung besucht wurde. Dr. Gusić bezeichnete ihn als unerstiegen, und da auch im Schrifttum nichts zu finden ist, dürfen wir wohl das Recht der ersten turistischen Ersteigung für uns beanspruchen.

Am 16. Juni verließen wir bei prächtigem Wetter das Standlager (5 Uhr 30 Min.), um vorerst über eine Karstufe, über die wohl einst der Ulišnicaagletscher herabgestossen sein mochte, zu den höher gelegenen Weideböden anzusteigen. Über dem Hochland der Jezera lag ein dickes Wolkenmeer, während zu unserer Linken die weißen Kalkmauern des Medjed und seiner Nachbarn aus dem Urwald Dunkel des Schwarzen Sees aufstiegen und ihre Faden in das unwahrscheinliche Blau dieses Sommertages reckten. — In den niederen Steinhlitten der Ulišnicaalm, 1989 m, deren Ungezieser seinerzeit Haffert zur Verzweiflung brachte, saßen Weiber und Kinder, die als Behüter der zahlreichen Schafferden über den Sommer hier haufen. Nun steigt das richtige Ulišnica Do zwischen dem Doppelhöcker des Račvan und der Planinica in mehreren Stufen bis zum Hauptkamm an; schneerfüllte Dolinen wechseln mit ausgedehnten Lat-schenhängen, zwischen denen wir mühsam an Höhe gewannen.

Da taucht in einer Verflachung, grell leuchtend in der Morgen Sonne, eine gewaltige Felsenburg mit steilem Wandgürtel und blinkender Firnkrone auf. War das der Ramenlose? Noch sind wir im unklaren und warten ab, was uns der mit jedem Meter sich weitende Ausblick enthüllen wird. In einer Scharte, 2220 m, 7 Uhr 30 Min., die auch den Übergang in die Srka vermittelt, erblicken wir jenseits Prutaš und Stit, die mit ihren Abstürzen von hier sehr imponierend aussehen; von den beiden Seelein zu unseren Füßen zieht das tiefeingerissene Cañontal der Sušica hinaus zur Tara. — Allmählich nimmt der unbekannte Berg jene Formen an, die wir schon auf Bildern sahen und die ihn als den Ramenlosen erkennen lassen. Sein zuerst recht gemühtlich aussehender Nordwestgrat verschärfte sich stellenweise zu pikanter Plattenkletterei. Unsere Spannung wuchs von Minute zu Minute; wird das so weitergehen?

Nach einer Stunde legten sich aber die Felsen zurück; schon überhöht der Bobotov Kuk unseren Gipfel um einiges, Obersteiner stürmt voran und nach Überwindung mehrerer kurzer Ramine stehen wir neben ihm — auf der Spitze des zweithöchsten Berges der Durmitorgruppe. Ein Vermutstropfen im Freudenbecher unseres Sieges war das oben erwähnte, fragwürdige Steingebilde, doch ließen wir uns durch ihn das Gipfelglück nicht schmälern. — Blidten wir in die Runde, dann gab es eigentlich nur noch zwei Berge, die man für den Minin Bogas halten konnte: der prachtvolle Doppelgipfel mit der uns zugekehrten Nordwand jenseits des großen Schneefars, oder der bis hoch hinauf begrünzte, das Valoviti- und Ulišnica-Do trennende, ebenfalls zweigipfelige Bergrücken im Osten unseres Standpunktes. Jedenfalls mußten wir das heute noch näher untersuchen, denn Zeit hatten wir ja genügend.

Über den kurzen Ostgrat konnten wir leicht die obersten Firnhänge erreichen, über die es dann in flotter Fahrt dahinging. Ohne wesentlichen Höhenverlust querten wir nun die endlosen Schneefelder in der Richtung auf unseren Doppelgipfel und bedauerten nur, keine Stier mitgenommen zu haben. Es war erstaunlich, welche Schneemassen hier Mitte Juni in 2000 m Höhe noch lagen, während bei uns zur selben Zeit und in der gleichen Höhe schon alles grünt. Jedenfalls haben wir uns durch die günstige Schneelage manchen unsympathischen Geröllschinder erspart.

Minin Bogas, westl. 2390 m, östl. 2410 m, 1. Ersteigung. Durch Umfrage in Zabljak und später aus der Abhandlung von Cvijić brachten wir heraus, daß uns ganz gefühlsmäßig gleich der richtige Gipfel in die Hände gefallen ist. Er steht in dem vom

Bobotov Kuk nach Osten streichenden Kamm, der das Kar der Zeleni Lokva, 2060 m, vom Valoviti Do scheidet. Von Nordosten (Zabljak) gesehen, zeigt sich der Berg als stolzer Turm, während er uns jetzt seine Breitseite zukehrte; durch diese zieht ein schräg nach links ansteigendes Band, das uns für den Angriff sehr geeignet schien.

Je näher wir kamen, desto weniger wollte uns aber diese Idee gefallen, so daß wir unseren Plan änderten und auf die tiefste Scharte zwischen dem Vorov Bogas und Minin Bogas zuschickten. Eine Schneerinne leitet bequem empor — da blieben wir überrascht stehen: völlig unerwartet öffnet sich in der Scharte ein großartiger Blick auf die „Türme des Durmitor“, wie wir den aus elf selbständigen Zinnen bestehenden, bisher ebenfalls noch namenlosen Felskamm im Süden der Zelena Lokva nannten. Für sie würde die Bezeichnung „Sohe“ (Zähne) am besten passen. Wir waren von der Schönheit dieses Sadenalles so begeistert, daß wir wenigstens einige von den Türmen auf den Tourenplan des nächsten Tages setzten.

Vorläufig hielten wir uns streng an den gutgriffigen Westgrat, erreichten einen Vorgipfel, von dem ein sehr ausgefeilter und plattiger Abbruch, der zum Anlegen von Seil und Kletterschuhen zwang, in ein schmales Schartel führte. Jenseits desselben gab es eine ungemein anregende Kletterei über Ramine und Wandeln, kleine Umgehungsmanöver auf handbreiten Leisten — und als wir gerade im besten Zug waren, standen wir auch schon auf der westlichen Spitze, 2390 m. Ohne Aufenthalt eilten wir über festen, günstig geschichteten Fels in die flache Einsenkung vor dem letzten Gipfelaufbau, wobei mich eine hübsche Stelle an das Band am Montafj erinnerte, bei dem man die Hände über den Grat legend, wie an einem Geländer hinüberspaziert. Um 11 Uhr 30 Min. konnten wir uns am Hauptgipfel des Minin Bogas, der seine Rolle als „Annahbarer“ endgültig ausgespielt hatte, freudig die Hände reichen. Daß keine Spur einer früheren Besteigung gefunden wurde, erhöhte unsere Genugtuung über diesen schönen Erfolg.

Während der allzurast verstreichenden Gipfelftunde, wurden noch die Möglichkeiten für den letzten Tag erwogen. Da wir ja im Augenblick noch nicht wußten, wie der Gipfel hieß, auf dem wir saßen, schielten wir zu dem nördlich des Valoviti Do fast gleich hoch aufragenden, verdächtigen Gefellen, den wir jedenfalls heute noch unter die Beine nehmen mußten, um ganz sicher zu gehen. Dann blieben uns für den Abschluß nur mehr die „Türme“ und die beiden Slemen-Gipfel. Alles übrige hatte für uns, obwohl besonders in dem Kamm zwischen Slemen und Medjed noch einige Neuturen möglich wären, nur untergeordnete Bedeutung.

Der Abstieg (12 Uhr 15 Min.) vollzog sich über die zahmere Ostseite ziemlich rasch und reibungslos. Auf halbem Weg gewährte ein schlankes, gotisch anmutendes Felsfenster im Grat, einen eigenartigen Durchblick auf die Firnfelder des Valoviti Do, die wir — um den Ostsporn herum — in kurzer Zeit betraten. Die Mittagsonne brannte derart unbarmherzig in den blütenden Kessel, daß Obersteiner einen leichten Sonnenstich bekam. Im Schatten eines Felsblodes wurde daher eine längere Rast eingeschaltet, um wenigstens die größte Hitze — unter der wir bisher eigentlich wenig zu leiden hatten — vorübergehen zu lassen.

Raćvan, 2410 m. Ein nach Norden mit steilen Wänden abstürzender, im Süden bis zur Kammhöhe begrünter Rücken (= Hrbatina) zwischen dem Ališnica- und Valoviti Do; er hat zwei ausgeprägte, selbständige Gipfel, wovon wir den östlichen über steiles Geschroß erstiegen (vom Felsblod im Valoviti Do in drei Viertelstunden). Da der Berg unter den verschiedensten Namen (Planinica, Kbat) in den Beschreibungen erscheint, lassen sich über frühere Erstigungen nur Vermutungen anstellen; durch die verhältnismäßig leichte Erreichbarkeit dürfte er jedenfalls schon öfter Besucher auf seiner Spitze gesehen haben.

Um 16 Uhr stiegen wir mit der beruhigenden Überzeugung, daß dieser Gipfel be-

stimmt nicht der rätselhafte Minin Bogas sei — dazu war er doch zu schlicht — über den Nordwestflank ab und kamen später, östlich abbiegend, über Almböden auf die Mšnicafeite. Ehe wir aber endgültig in das Kar absteigen konnten, gab's noch einige kleine Irrfahrten, kitzlige Wandstufen und einen Kampf mit dichtem Laubschneewald. Nach fast zwölfstündiger Abwesenheit wurden wir um 17 Uhr 15 Min. im Lager mit Halloß begrüßt und von Frau Obersteiner mit einem fürstlichen Mahl, dessen Krönung in einer Flasche Briotte bestand, für alle Strapazen entschädigt. Der übliche Abendtarod fand diesmal wenig begeisterte Teilnehmer; gab's doch soviel zu erzählen und zu planen, und die geraderten Beine verlangten nach ausgiebiger Ruhe.

**Türme des Durmitor**, 2300 m, 2310 m, 2315 m; 1. Ersteigung. Im Kammverlauf zwischen Minin Bogas und Sjemem erheben sich vier etwa 40 bis 50 m hohe Sinnen, an die sich gegen Westen, das Kar der Selena Lofva südlich begrenzend, noch weitere sieben Türme von hochalpinem Format anschließen. Letztere sind noch unerstiegen und von Dobri Do aus jedenfalls leichter zu erreichen.

Um an den Fuß dieser Elffingerspitzen zu gelangen, mußten wir einen weiten Umweg — das Valoviti Do im großen Bogen ausgehend, — zum Sattel westlich des Sjemem machen. Am 17. Juni (5 Uhr) stiegen wir den uns nun schon sehr vertrauten Pfad zur Mšnica hinauf, hielten uns aber dann südlich gegen einen Firnsattel (2310 m; 2 Std.) zwischen dem Račvan und dem Namenlosen Gipfel und steuerten durch das Valoviti Do dem Nordostsporn des Minin Bogas zu (¾ Std.), um den herum wir die obersten Terrassen des Lofvice Do betraten. Zusammenhängende Firnfelder ziehen von hier bis zur Scharte, 2250 m, westlich des Sjemem; dieser etwas längliche Anstiegschinder kostete uns insgesamt 4 Stunden.

Der erste, südlichste der Türme hatte mit seinen nach allen Seiten ausgebauchten, wenig Gliederung aufweisenden Flanken mancherlei Verlockendes an sich. Da die Schlosserei aber schlauserweise zu Hause blieb und wir in Anbetracht der zahlreichen hier noch herumstehenden Bergjungfrauen wenig Lust hatten, künstliche Hilfsmittel anzuwenden, ließen wir die Spröde links liegen und machten uns an ihre Nachbarn. Während die Gefährten der glattgeschuerten dritten Sinne an den Leib rückten, stieg ich, um zu photographieren, auf den verhältnismäßig leichten vierten Turm. In seiner ganzen Größe ließ sich von hier der gewaltige und doch feingegliederte Aufbau des Bobotov Kuk vom Scheitel bis zur Sohle überblicken, während auf der anderen Seite die massige Gestalt des Sjemem als letztes Ziel unserer Bergfahrten winkte.

Gemeinsam wurde dann von Osten her der zweite, durch einen engen Riß in zwei Teile gespaltene Turm angegangen. Da ich meine Kletterschuhe vorsichtshalber gleich in den ersten Tagen auf irgendeinem Gipfel liegen gelassen hatte, mußte ich den plattigen Kamin mit Seilsicherung in Soden überwinden. Für jeden der Türme, auf denen wir Steinmänner aufstellten, wurden etwa 20 Minuten benötigt; um 11 Uhr saßen wir wieder bei den in der Scharte zurückgelassenen Rucksäcken.

Eine längere Auseinandersetzung nahm hierauf die Frage in Anspruch, ob wir auch den übrigen Spitzen dieses unglaublich zerscharteten Kammes unsere Aufwartung machen, oder die beiden Sjemengipfel besteigen und über diese ins Lager zurückkehren sollten. Gegen den ersten Plan sprach der große Höhenverlust, den wir durch Umgehungsmanöver in der Südflanke in Kauf nehmen mußten, außerdem der geringe Reiz, sechs oder sieben nebeneinanderliegende Zaden zu erklettern. Als letzter sollte doch einer von den Großen den Reigen unserer Bergfahrten beschließen.

**Sjemem-Westgipfel**, 2420 m; 1. Ersteigung. — Nach gebührender Mittagrast stiegen wir von der Scharte, 2250 m, östlich über Geshröß und Felsstufen aufwärts und konnten schon nach einer Stunde auf seiner Spitze unsere Übung im Steinmannbauen beweisen. Den Übergang zum Ostgipfel, 2458 m, stellten wir uns allerdings einfacher vor; nach mehrfachen vergeblichen Versuchen, über den Absturz des

Verbindungsgrates zu kommen, mußte schließlich wegen Zeitmangel — denn auch die Fortsetzung sah noch ziemlich verworren aus — der Plan aufgegeben werden. Mühsam arbeiteten wir uns wieder zum Westgipfel zurück und huldigten dort einer, wenn auch nicht verdienten, aber dafür um so süßeren Faulenzerei. Da der Sliemen einen sehr lehrreichen Einblick in die östliche Hälfte des Durmitor bietet, wurde der genaue Kammverlauf zum Medjed, bzw. Savin Kut, der noch manche Unklarheiten barg, in einer Skizze festgelegt.

Noch einmal grüßten unsere Augen all die Gipfel in der Runde, die uns in diesen Tagen auf ihren Häuptern gesehen, die manche Rätzel für uns bereit hielten und die wir nun — ihrer Geheimnisse entschleiert — wie gute alte Bekannte verließen. Tritt auch nach Wochen des Herumstreifens in den Bergen ein gewisser Sättigungspunkt ein, die Stunde des Abschiednehmens fällt einem doch immer wieder schwer.

Am 14 Uhr traten wir den Abstieg an. Zurück zum Sattel und dann über geschlossene, zum Teil steile Schneehänge abfahrend bis zum Lovice, dem kleinen Seelein im Grunde des Rares, von dem es seinen Namen hat. Während eines erfrischenden Bades ballten sich schwere Gewitterwolken über dem Medjed zusammen, so daß wir es vorzogen, den uns leider schon zur Genüge bekannten, elenden An- und Abstieg über die Medjedalm zur Crijepulna poljana raschestens hinter uns zu bringen. Ankunft im Lager um 17 Uhr 30 Min. Uebermats waren wir mehr als 12 Stunden unterwegs. Trotz aller Müdigkeit mußten aber noch abends die nötigen Vorbereitungen für den morgigen Abbruch des Lagers getroffen werden.

\* \* \*

Unter dem dunklen Laubdach eines herrlichen Buchenurwaldes zogen wir am 18. Juni talaus gegen Zabljak. Am Weg liegt der traumhaft schöne Erno Jezero (Schwarzer See), in dessen klaren Wassern, über ernsten Nadelwäldern die königlichen Gestalten des Durmitor als Spiegelbild erscheinen. Die angenehme Temperatur von 18 Plusgraden (in 1400 m Höhe, mittel!) lockte zu mehrstündiger Baderast an diesem traulichen Gestade, das in vielem an den heimatischen Grundlsee erinnerte.

Mit der scheidenden Sonne rückten wir in Zabljak ein, wo wir beim Lehrer Durković gastfreundliche Aufnahme fanden. Ein Wirtshaus in unserem Sinne gibt es dort nicht, obwohl Zabljak mit 150 Einwohnern bereits Stadt ist<sup>1)</sup>. Mit seinen 1455 m Seehöhe dürfte Zabljak überdies die höchste Stadt Europas sein; vor 1885 war es ein nur im Sommer besiedeltes Almdorf.

Noch stand uns ein Tagesmarsch nach Savnik, der ersten Postautofstation bevor. Unvergeßlich wird mir der Ritt über die einer Pampa ähnliche Hochebene bleiben. Zahllose Rohrköcherln blühten beiderseits des Pfades und schmude Holzhäuschen duckten sich am dunklen Waldrand, hinter dem im ersten Morgensonnengold die bleichen Kalkmauern des Durmitor emporstiegen. Bei Pašina Voda verabschiedete sich unser liebenswürdiger Gastgeber, der hier zweimal wöchentlich Schule halten muß und der uns sein Reitpferd bis hierher zur Verfügung stellte. In einer Kafana bei Bukovice hielten wir mehrstündige Rast, um der ärgsten Mittagshize zu entgehen. Noch einmal an diesem Tag mußten wir auf 1650 m, zur Jvica planina ansteigen, ehe wir endgültig ins Talboden der Tušina und damit nach Savnik kamen. Dort erwarteten uns die ersten Gasthausbetten und — leider auch die ersten Wanzen.

Noch am Abend nahmen wir von Omer und seinen Leuten herzlichen Abschied. Er hatte sich als umsichtiger Reifemarschall unser aller Zuneigung gewonnen und war uns in den Tagen des Beisammenseins durch sein freundliches, stets hilfsbereites Wesen

<sup>1)</sup> Auch hier soll nun ein Hotel bestehen.

ein wahrer Freund und Kamerad geworden. Mit dem reichlichen Proviant und leeren Koffern beschenkt, zogen sie wieder in ihre Heimat am Fuß des Maglic.

Ein Chryslervagen der Postverwaltung brachte uns am nächsten Morgen über die Hochfläche von Krnovo polje, 1404 m, in zweistündiger, landschaftlich sehr schöner Fahrt nach Nikšić. Stadt und Hotel — halb Balkan, halb Westeuropa — konnten uns nur solange halten, bis wir ein Fordauto ausgehandelt hatten, dessen Lenker uns für den Spottpreis von 260 Dinar (32 Schilling) per Kopf, samt allem Gepäd bis nach Dubrovnik, das sind 320 km, zu befördern versprach. — Das Erlebnis der Fahrt über den Lovćen, der Blick über die Fjordlandschaft der Bucht von Rotor, das fröhliche Hinausknattern am schmalen Klüftenfaum unter rotglühenden Oleandergärten bis zur Königin der dalmatinischen Städte: es war das sich glücklich steigende Finale dieser wechselvollen Reise.

Überreich waren die Eindrücke, die wir von den Bergfahrten mit nach Haus nahmen. Wenn wir stundenlang auf den einsamen Hochgipfeln saßen, dem Kreisen des Adlers folgten oder in unbekanntem Fernen neuen Zielen entgegenträumten — wie weit waren wir da von der Unrast des Weltgetriebes, wie schien uns der Streit der Menschen und Völker klein und nichtig!



# Der Ma Dagh

Von Dr. Georg Künne, Hohenfinow

## Einleitung: Zur Psychologie des Alpinisten

Physiologisches zuvor. „Kleiner Martin, da kommt wieder eine schwere Stelle! Künne frisst Zucker.“ So sprach mit Anerkennung, die mir wie Honig einging, gelegentlich schöner Übungssturen im Elbsandsteingebirge im Frühjahr 1910 unser unvergeßlicher, bei Gorkice-Tarnow gefallener Vereinsbruder vom A. U.-V. Berlin, Dr. Hans Paul Neumann, mit dem ich und andere Gefährten 1909 auf den sonnigen Höhen von Sankt Pellegrin herrliche Bergerlebnisse gewinnen durfte. Wir hatten uns in diesen beiden Jahren so ganz verstanden und wertschätzen gelernt. 1913 aber habe ich mir Neumanns Anerkennung gründlich verscherzt, wie seine Worte zeigen: „Ist das noch der kleine Künne, dem kein Gipfel schroff genug sein konnte? Sie wollen jetzt große schöne Berge besteigen, die nicht schwierig zu sein brauchen! Mann, Sie werden alt!“ Und dann auf der Tur, als ich mit meinen vorsintflutlichen, stumpfen Steigeisen den beiden Edensteinmännern nicht gewachsen war: „Mann, gehen Sie lieber nach Hause; gestehen Sie doch ein: Sie sind verlobt.“ Das bestritt ich; erst nach Weihnachten war Verlobung, und im Frühling war Hochzeit. Es scheint also wirklich die Meinung des großen Königs *mutatis mutandis* auch für den Alpinisten zu passen, wenn Husaren Weiber nähmen, seien sie meist keinen Schuß Pulver mehr wert. Zum mindesten wird das Draufgängertum, das keine Bedenken kennt, in der Regel fehlen. Während ein fröhlicher Junggeselle in der Vorkriegszeit einmal spottend sagte: „Nein, nein! An diese Wand gehe ich nicht ran. Man muß doch auch an Weib und Kind daheim denken“, wird der Verlobte oder Verheiratete zuweilen tatsächlich solche Hemmungen haben, und zwar mit vollem Recht.

Auch Alpinisten, die noch gar nicht in dieser Lage sind, versetzten diesen Standpunkt. So sagte kurz nach meiner Verlobung einer der tüchtigsten Eismänner zu mir: „Künne, jetzt müssen aber Touren in unserm Stile aufhören.“ Ich dachte im stillen: Bei deiner Verlobung sprechen wir uns wieder. Zehn Jahre später. Der Mann heiratete; er blieb seiner Theorie treu und gab den Alpinismus auf. Wir werden einer solchen Haltung die Hochachtung nicht versagen. Aber wie sollen wir ändern uns entscheiden? Das muß jeder selbst wissen. Ausnahmenaturen und überragende Köpfer wie Pfann, Blodig, Rickmers folgen ihren eigenen Gesetzen. Und wir Geringeren? Auch wir können nur auf unsre innere Stimme hören. Ist das Bergsteigen für uns lebensnotwendig, würden wir durch Verzicht darauf seelisch verkrüppeln, so werden wir dabei bleiben.

Eben deshalb nahmen sowohl Martin als auch ich die alpinistische Betätigung nach dem Kriege wieder auf. Es begann das Jahr 1927. Sollten wir nun auch wieder an seit längerem geplante außeralpiner Bergfahrten herangehen? Damals war Martin 41 und ich 45 Jahre alt. An Abmahnungen fehlte es nicht. Meine sonst sehr verständige Schwester, Mittelschullehrerin, sagte einmal weise zu mir: „Lieber Herr Bruder, gestatte einen Vergleich. Du bist schon über das Majorsalter hinaus. Überlasse solche tolle Sachen gefälligst den Herren Leutnants!“ Auch andere stimmten ihre Warnungen auf den Ton: „Du bist wohl nicht recht klug.“ Mag sein. Jeder muß seine eigene



Entscheidung treffen. Wir hielten es mit dem öfter zitierten Worte von Andreas Fischer:

„Klug oder töricht? Fragt nicht lang!  
Kann nur die Antwort geben:  
Ein bißchen Troß und Latendrang  
Gehören auch zum Leben.“

Endlich sollten wir wieder einmal in ein fremdes Hochgebirge kommen.

### Den Bergen entgegen

Professor Dr. Fr. X. Schaffer in Wien hatte mir schon seit längerem den Ala Dagh in Südost-Kleinasien empfohlen, ein kleines Ziel zwar im Vergleich mit den riesenhaften Aufgaben, die Spätere sich stellten. Aber noch war der Bann ja nicht gebrochen. Unsere bescheidene Expedition war eben das erste deutsche alpinistische Unternehmen außerhalb Europas seit dem Kriege. Wir waren im wesentlichen auf uns selbst gestellt. Wohl hatte der Türkische Botschafter in Berlin, der bekannte Kriegsheld Remaleddin Sami Pascha, infolge persönlicher Beziehungen Martins uns ein Empfehlungsschreiben mitgegeben, das uns von großem Nutzen war, wohl verdanken wir dem Preussischen Meteorologischen Institut und besonders dem Auswärtigen Amte Mitgabe von Instrumenten und manchen guten Rat, aber hinter uns stand noch nicht fördernd, finanzierend und Wege ebnend eine Vereinigung wie der D. u. O. A.-V., der die Späteren an ihre unfagbar großen und herrlichen Ziele heranbrachte. Außerdem waren wir, Dr. Wilhelm Martin, dessen Frau Marianne Martin, ich sowie der Landeskundige Stranitsky, früher Schaffers ausgezeichnete Reiseumarschall, der bei den Zelten blieb, nur eine kleine Schar. Wir waren dadurch wohl leicht beweglich, ganz auf gute Kameradschaft eingestellt, durch nichts gehemmt; aber das war uns auch klar: bei einem etwaigen Anfälle konnten wir auf keine Hilfe hoffen. Unsere Frauen legten uns keine Hindernisse in den Weg; Frau Martin nahm an fast allen Touren teil. Meine Frau, die zu Hause blieb, ließ mich reisen; für diese seelische Stärke sei ihr auch heute noch von ganzem Herzen gedankt.

Am 11. Juli 1927 nachmittags verließen wir die Bagdadbahn in Ulu Kyschla und fuhren in einem großen, klapprigen Fordauto durch den östlichsten Teil der großen Lykaonischen Salzsteppe nach der Wilajetshauptstadt Nigde. Nach eintägigem, sehr lehrreichem Aufenthalt zogen wir mit unserer Karawane (4 Reitpferden, 3 Packtieren, mehreren Treibern), die der tüchtige Stranitsky zusammengestellt hatte, auf teilweise schlechten, plattigen Pferdewegen über den Atsch Kapular Dagh (= Dreitäurenberg) — Paßhöhe etwa 2000 m — nach dem obstreichen Bereketli Maden, wo wir uns zwecks Beobachtungen und Messungen wieder einen Tag lang aufhielten, standen wir doch hier unserm Ala Dagh (= buntes Gebirge) unmittelbar gegenüber. Nun sahen wir die Berge, über die Schaffer<sup>1)</sup> so begeisterte Worte geschrieben hatte, daß bei ihrem bloßen Lesen dem Alpinisten wie dem Geographen das Wasser im Munde zusammenlaufen konnte.

„Der Anblick des Hochgebirges ist in dieser Gegend überraschend großartig und sicher der imposanteste in ganz Anatolien. Ja er kann, was Kühnheit der Formen und Höhe der Felsgipfel anlangt, ganz ruhig mit unseren alpinen Panoramen wetteifern. Bereketli Maden ist der geeignete Stützpunkt für Touren in der Hochregion, die nicht nur für den Touristen viele anregende Aufgaben bietet, sondern auch für den Geographen ein noch ganz brachliegendes schönes Forschungsgebiet darstellt... Die Jung-

<sup>1)</sup> „Eifficia“ (Peterm. Mitt., Erg.-H. 141, S. 78).

fräulichkeit des Gebirges, dessen sämtliche Gipfel ungemessen, unbestiegen und unbenannt sind, würde die aufgewendete Mühe reichlich lohnen. Besonders die nördlichen Spitzen, die von den Einheimischen als unersteiglich bezeichnet werden, dürften größere Schwierigkeiten bieten.“

An Obigem hatte sich laut Schaffers Mitteilung an mich bis zum Beginn unserer Fahrt nichts geändert. Nur der *Madja Dag*, 3220 *m*, im *Ala Dag* war von Schaffer erstmalig betreten worden. Wir schauten auf die riesenhaften Gipfel und stellten fest, daß Schaffer nicht übertrieben hatte. Martin sagte: „Berge wie die *Umpezzaner Dolomiten*, aber anderthalbfach!“

### Gebirgskundliches

Da mir nur begrenzter Raum zur Verfügung steht, wird für diesen Abschnitt auf meine früheren Berichte<sup>1)</sup> verwiesen. Hier nur in Kürze folgendes. Der *Ala Dag* liegt reichlich 100 *km* nördlich der Küste von *Mersina*. Vom *Kyzyl Dag* bei *Bozanti* im Süden bis beinahe *Jahyah* im Norden, also 75 *km* weit, zeigte die relativ beste Karte (von *Richard Kiepert*) an Stelle des Hochgebirges in der Hauptsache weiße Flecke. Im dortigen Hochgebirge war vor unserer Reise noch nicht kartiert worden. Die Höhenzahlen errechnete auf Grund unseres Beobachtungsmaterials Herr *Umtmann Böhler* im Auswärtigen Amte. Demnach befinden sich die höchsten Gipfel des *Kleinasiatischen Taurus* (und sogar *Kleasiens überhaupt*) nicht, wie früher vermutet wurde, im *Bulgar Dag*, sondern im *Ala Dag*.

Der *Ala Dag* besteht aus mesozoischem Kalk. Die Felswände und Grate sind nicht selten so riesenhaft wie die der erhabensten *Alpengruppen*. Vom Beginn der Felsen bis zum Gipfel hat die Südwestwand des *Demirkasyl* eine Höhe von mehr als 1500 *m*, der Westgrat etwa 1900 *m*. Vom *Lulut* zieht eine Felsrippe nach Süden etwa 1600 *m* herab. Die Nordwände sind in der Regel steiler als die Südfanken. Die Schneegrenze befindet sich wahrscheinlich in einer Höhe von 3600 *m*; sie liegt tiefer auf der Nordseite, aber ganz wesentlich höher schon an den Ost- und Westflanken. Infolge der sommerlichen Hitze und Trockenheit ist die alpine Flora meist steppenhaft verkümmert. Die nomadisierenden *Türken* errichten nur im Sommer ihre Zeltlager (bis zu einer Höhe von 2500 *m*) auf den dürftigen *Almen*, die von Schafen, Ziegen und hüffelartigen *Kindern* beweidet werden. Die inneren Täler sind auch im Sommer unbewohnt.

### Bergfahrten

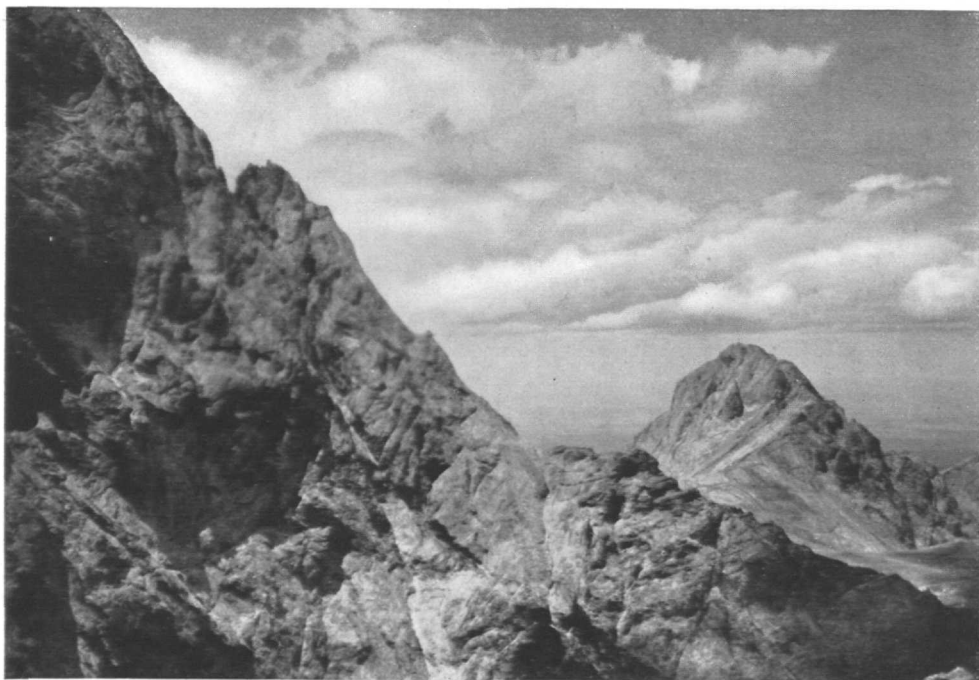
Nach längerem Hin und Her, ohne daß es im *Morgenlande* nun einmal nicht abgeht, hatte unser *Stransty*, der übrigens zehn Sprachen spricht, durch sein überlegenes diplomatisches Geschick, seine Sachkenntnis und seine ruhige Festigkeit wieder einmal alle Schwierigkeiten überwunden, so daß wir am 15. Juli am späten Vormittag mit neuen *Treibern*, *Lasttieren* und *Reitpferden Bereketli Maden* verlassen konnten. Ostwärts ging es durch die wellige, öde *Steppe*, durch eine *Furt* des reißenden *Adjenisch Su* (*Meereshöhe* etwa 1400 *m*) und dann durch ein wüstes *Sal* weiter. Immer näher kamen wir dem gewaltigen *Demirkasyl*, 3910 *m*. Nach dreifündigem *Ritt* erfreute uns frisches *Grün*. Wir waren bei einem *Weiler*, *S a l l a c h*, etwa 1840 *m*.

Hier rasteten wir und wurden freundlich aufgenommen. Auf dem Erdboden wurden *Teppiche* ausgebreitet. Wir wurden mit *Butter* und *Brot*, *Gurken*, *Smiebeln*, *Saurt*

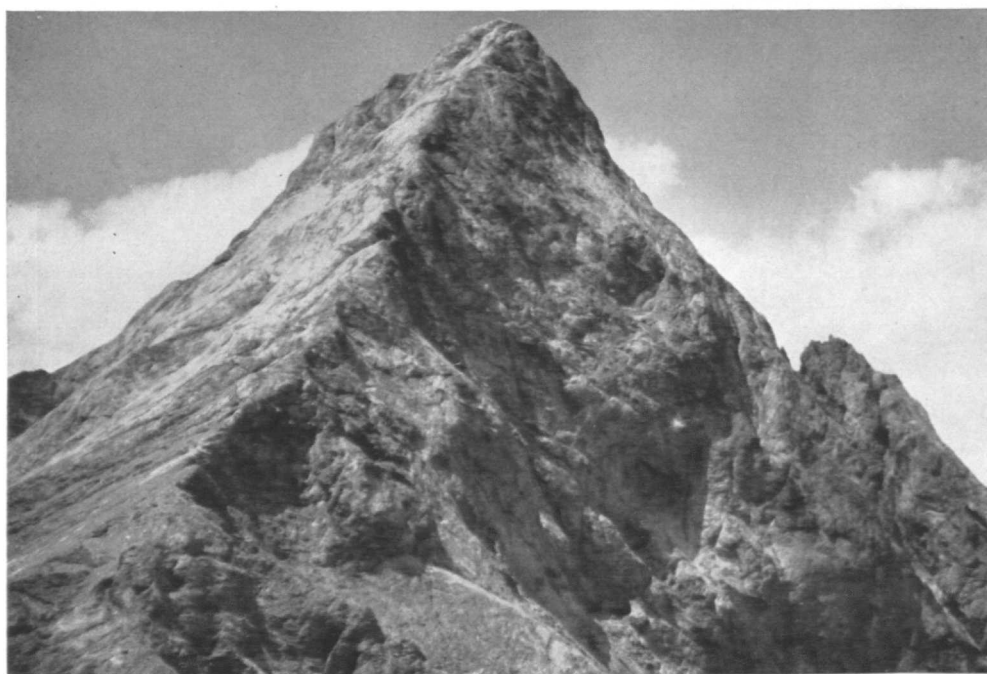
<sup>1)</sup> Die deutsche alpine *Tauruspedition 1927 (Ala Dag in Sizilien)*, *Wissenschaftliche Ergebnisse*. Von Dr. Georg Rünne, *Hohenfinow (Mark)*, *Petermanns Geogr. Mitt.* 1928, Heft 9/10. — Dr. Georg Rünne, *Ala Dag*. *Jahrb. D. S.-R.* 1930, S. 155—167.



Blick vom Demirkaşık nach Süden auf Lolut, Esnewit, Jedigöl Tepe, Borsdagh



Der kleine Demirkasyl (rechts), vom Grat zwischen P. 3570 und Demirkasyl gesehen



Demirkasyl, 3910 m, von Osten gesehen, beim Abstieg von P. 3570  
Nach oben aufgenommen, deshalb Gipfel verkürzt



(= Joghurt) und Kaffee bewirtet. Die Leute gehörten zu den Freiheitskämpfern, die nach dem Weltkrieg die Franzosen aus Südostkleinasien vertrieben. Kein Wunder, daß sie uns Deutschen einen so herzlichen Empfang bereiteten.

Unser weiterer Ritt führte uns zur Talgabelung; dann ging es aufwärts über den Geröll- und Grasrücken, der zwischen den zwei Tälern, Gellinjik Dereffe im Süden und Wadi narpis bogasse im Norden, emporführt. Nach ungefähr einer Stunde weigerten sich die Treiber, mit ihren Tragtieren in dem immer schwieriger werdenden Gelände weiterzugehen. Zum Glück konnte ich von hoch oben gutes Quellwasser melden; das half; sie kamen nach. Nun setzte ich ihnen so lange zu, bis sie noch ein Stück höher zu einer Grasmulde bei einem Felsen emporstiegen, der hoch über dem Talgrunde des Wadi narpis bogasse liegt. Das wurde mir nur dadurch möglich, daß ich auf Martin hinweisen konnte, der noch ungefähr 100 m höher oben stand. Die Leute waren erbittert, selbst unser Stransky war aufgeregt, denn zum Schluß war das Gelände für die Tiere wirklich schwierig und auch ein wenig ausgefacht. Es tat uns selber leid, die Tiere so anstrengen zu müssen, aber Bergfahrten gelingen um so eher, je höher das Zeltlager steht. Uns hatten die Leute wenigstens nicht irre führen können, wie andere, die seinerzeit einen Reisenden weiter im Süden veranlaßten, schon in etwa 1600 m Höhe sein Zelt aufzuschlagen, weil Pferde angeblich nicht höher steigen könnten.

Unser erster Lagerplatz hatte eine Meereshöhe von etwa 2290 m. Treiber, Paktiere und Pferde benutzten die letzte Abendstunde, um noch ins Tal hinunterzukommen. Nur Jonas aus Nigbé, der Stransky bei den Lagerarbeiten zur Hand zu gehen hatte und für Proviantnachschub sorgen mußte, blieb mit seinem Schimmelhengst dauernd bei uns. Unsere Zelte wurden aufgestellt, die notwendigsten Lagerarbeiten waren zu Ende, rasch kam die Dunkelheit, unheimlich blidte der gewaltige Demirkasyl auf uns nieder, und den leuchtenden Sternen entgegen stoben von unserm Feuer die Funken empor. Am nächsten Vormittag begannen Martin, seine Frau und ich eine Erkundungsfahrt in das Wadi narpis bogasse bis zu einer Höhe von etwa 2800 m, und am Tage darauf war unser Ziel der Demirkasyl (= Eisenpfahl). Nur diese Bergfahrt und noch zwei weitere können hier beschrieben werden<sup>4)</sup>.

### Demirkasyl, 3910 m

17. Juli, 4 Uhr 20 Min. früh, Ausbruch bei der ersten Morgendämmerung, die in diesen Breiten so spät beginnt. Uns drei Bergsteiger begleitete als Träger der Steinbödjäger Wale Tschauß (= Feldwebel Wale), der von allen Einheimischen bisher die größte Höhe am Demirkasyl bei einer Höhle in der Südwand, etwa 3300 m, erreicht hatte. Da noch am meisten auf der Ostseite zu erhoffen war, stiegen wir in dem tags zuvor erkundeten Wadi narpis bogasse aufwärts, zunächst durch das Gerölltal, dann durch die wilde Felsenge. Auf der nördlichen Talseite arbeiteten wir uns hoch über der Klamm über mittelschweren, etwas ausgefachten Fels taleinwärts weiter bis zu den Geröllfeldern des oberen Tales, die uns rasch vorwärts brachten. Links hatten wir die zerklüftete und plattige Südwand des Demirkasyl, rechts die zum Teil nahezu senkrechten Wände der Jedigöl Tepesse. Auf dem Firn darunter war ein Rudel von mehr als zwanzig Steinböden sichtbar. Keine Quelle trafen wir an; da wir unsern Wasservorrat ergänzen mußten, verloren wir durch Schneeschmelzen viel Zeit. Wir

<sup>4)</sup> Vgl. Dr. Georg Rinne und Dr. Wilhelm Martin: Die deutsche alpine Taurus-Expedition 1927. D. U. Z., Februarheft 1928. — Dieselben: Der Ala Dagh in Südost-Kleinasien. Alpen des S. U. G. 1928, S. 401—423. — Dieselben: Stimmungsbilder von der deutschen alpinen Taurus-Expedition 1927. Bergsteiger 1929, Nr. 4. — Ferner die Berichte im Jahrb. M. W. B. 1927, S. 39—42; D. U. Z., Märzheft 1928; Jahrb. D. u. S. U. B. S. Bayernland 1925—1927, S. 11 bis 14 und Mitt. D. u. S. U. B. 1929, S. 158.

drangen nicht bis zum Fallschluß vor, sondern nahen uns links über geröllbedeckte Platten und Schrofen dem Grate, den wir weit östlich vom Demirkaschk betreten. Da wir schon hübsch lange unterwegs waren und auch schon eine Höhe von 3500 m erreicht hatten, rasteten wir bis 11 Uhr 45 Min. Durfte doch der Demirkaschk nicht mehr sehr viel höher sein, wenn die Berge des Bulgar Dagh, wie man bisher meinte, die höchsten im kleinasiatischen Taurus waren. So genossen wir sorglos den Ausblick von unserem Hochsitz. Auf der Südseite unseres Tales die jähen Wände der Jedigöl Teppe mit ihren schimmernden Eistrinnen, zu unsern Füßen die beinahe senkrechte Nordflanke unseres Grates. Im Osten standen die Tschal Teppe. Da wir annahmen, daß wir spätestens drei Uhr nachmittags auf dem Gipfel des Demirkaschk sein würden, ließen wir die Schlafsäcke, zwei Rucksäcke und die Windanzüge hier zurück. Wele wollte nicht auf uns warten, sondern für sein Leben gern mitkommen. Daher wurde er Frau Martin als „alpiner Attaché von Türikistan“ zugefellt.

Die Kletterschuhe wurden angezogen, die Seile wieder angelegt, und munter ging es über den leichten Plattengrat, einen hübschen unbenannten Gipfel, 3570 m, und den sich anschließenden abwärtsführenden Grat mit seinen mittelschweren Türmen wieder fast 100 m hinab zur Scharte, etwa 3480 m, vor dem Demirkaschk. Wir rasteten von 1 Uhr bis 1 Uhr 20 Min. In 1½ Stunden hofften wir auf dem Gipfel zu sein.

Nah am Grat flogen wir über mittelschweren Fels nach links aufwärts, dann brachten uns geröllbedeckte Platten in der Südflanke ziemlich mühelos etwa 100 m höher. Jetzt begannen die Schwierigkeiten. Der Grat mit seinen plattigen Abfähen gestaltete ein leidliches, wenn auch schwieriges Klettern. Auf dem Grate oder links von ihm strebten wir in froher, genussreicher Felsarbeit empor. Nun mußten wir bald oben sein. Aber wo blieb denn unser Gipfel? Auf einem Gratabsatz mußten wir feststellen, daß der Gipfel noch hoch über uns lag. Jetzt sah der Grat sehr böse aus, die Nordwand nahezu unbezwinglich, die Südflanke etwas günstiger.

Ein gutes Band führte mich fast 20 m weit nach links in die Südflanke. Statt die andern nachkommen zu lassen, begann ich in wilder Kampfeswut sofort, also fast ungefichert, die glatte Platte hinter dem Bande zu queren. 8—10 m weiter mußte ein guter Stand sein. Die Querung nach links begann. Die schräge Fläche bot den Klettershuhen Halt, die Fingerspitzen hielten sich an winzigen Rauigkeiten. In der Mitte der Platte ging es nicht mehr weiter, es ging auch nicht wieder zurück. Peinvolle Sekunden. Endlich gewann ich ganz links kleine Unebenheiten, schob mich über die Platte weiter und landete auf sicherem Stand. Martin folgte; stumm sahen wir uns an.

Jetzt arbeiteten wir uns andauernd in den riesigen Plattenschüffen der Südwand empor. Wir gingen als Viererpartie, durch zwei 30-m-Seile miteinander verbunden, zu unterst Wele, dann Frau Dr. Martin, über ihr Dr. Martin, der auf unsern Fahrten entschieden die größte Mühe auf sich nahm. Denn die Sicherung seiner Frau konnte er keinem andern überlassen; als Mittelmann trug er den Rucksack mit den Instrumenten, außerdem hatte er mich als Obersten zu sichern. Um Zeit zu sparen, stieg ich zuweilen, während Martin seine Frau sicherte, gleich weiter, ebenfalls von Martin gesichert. Nur mit einem so tüchtigen und zuverlässigen Kameraden wie Martin darf man das wagen. Nach Überwindung verschiedener Platten gewann ich einen nicht sehr guten Stand am Fuße einer etwa 20 m langen Rippe. Die führte wie ein Walfischrücken rund und glatt schräg aufwärts; sie war nicht schwierig, aber ausgesetzt und nicht eben sicher. Darüber wieder sich aufbäumende Platten. Von einem unsicheren Stand aus arbeitete ich mich über eine jähe, wandartige Platte gerade empor. Hier fehlte jede Sicherung. Diese Kletterstelle war wirklich schwierig und anstrengend, aber wunderschön. Da oben wieder schlechter Stand war, schlug ich einen Mauerhaken ein, so daß wir alle nun endlich einmal wieder richtige Sicherung hatten.

Neue Platten folgten; dann ist endlich die Grathöhe erreicht. Wir eilen empor zum

Gipfel; das war erst ein Gratausschwung. Weiter! Das Ziel wurde erreicht; wir kamen auf dem Gipfel um 6 Uhr abends an.

Benige Minuten nur seliges Träumen. Zu dieser Stunde, am Sonntag, läuten die Glocken der heimatlichen St.-Johannis-Kirche, mein Mütterlein hört ihnen zu, meine Schwestern rüsten sich zum Abendgottesdienst. Und im Pfarrgarten zu Hohenfinow sitzt meine Frau unter den beiden mächtigen Kastanienbäumen, umgeben von unsern vier Kindern. Und ich darf hier oben feiern mit waderen Kameraden auf einem Gipfel, der alles ringsum überragt. Jetzt aber schnell an die Gipfelarbeiten! Martin und Frau photographierten und bauten den einen unserer zwei Steinmänner, ich machte Beobachtungen und Notizen und verfaßte die Gipfelkarte. Wele war glücklich, auf seinen größten Heimatberg gekommen zu sein. Er eilte, während wir arbeiteten, noch auf den nur wenige Minuten entfernten, niedrigeren Westgipfel hinüber, weil der direkt auf Beresekli Maden hinabsieht. Nun noch ein letztes Mal den Bergfranz angeschaut! Weit draußen im Norden stand ein erloschener überfirnter Vulkan, der Erdjas Dagh, und im Osten und Süden Gipfel an Gipfel: die jähren, firngesprenkelten Wände der Sedigöl Tepesse, dahinter der gewaltige, firnumgebene Lolut, noch weiter im Süden der elegante Esnemit und westlicher der massige Borsdagh. Die Instrumente wurden eingepackt; 35 Minuten Gipfelrast waren im Fluge vergangen. Bald mußte es Nacht sein.

Eilig stiegen wir über den Grat ab; die Platten zwangen uns, unser Tempo zu mäßigen. Gegen 7 Uhr schon rotlohes Alpenglühen, nach einiger Zeit ein zweites, schwächeres. Es dämmerte immer stärker. Den Mauerhaken vom Aufstieg hatten wir leider wieder herausgeschlagen und mitgenommen. Einem seitlich lose aufliegenden mächtigen Block legte ich nach vorsichtiger Prüfung eine Seilschlinge um; das doppelte Seil belastete ich möglichst wenig, als ich über die Platte hinunterglitt. Müheles konnte ich das Seil einziehen. Vor Benutzung des Blockes, dessen Lage leicht labil werden kann, und der Seilschlinge seien etwaige Nachfolger eindringlich gewarnt. Bei Tageslicht hätten wir diese Stelle weniger eilig und sicherer überwinden können. Die Dunkelheit hinderte uns immer mehr; daher brachte mir die glatte Felstrippe arge Not. Jetzt erlebte ich wieder einmal, was Bergkameradschaft bedeutet. Die tröstenden und mahnenden Zurufe, die Martin aus nächstlicher Tiefe zu mir herausschickte, schenken mir Ruhe und Sicherheit. Nicht lange danach warteten meine Gefährten auf mich am Fuße einer jähren Platte auf einem nach außen geneigten Geröllflecken von noch nicht 2 m im Geviert. Hier, in einer Höhe von noch über 3700 m, rüsteten wir zum Freilager. Es war 8 Uhr abends.

Freilager ohne warme Sachen und Essen. Ein eingeschlagener Haken gab uns Sicherheit gegen Absturz, falls Schlaf uns einmal überwältigen sollte. Selbst Papiereinlagen und Taschentuch mußten als Wärmehalter dienen. Die drohenden Wolken wichen wieder, es wurde sternklar und nicht eben warm. Und das letzte ordentliche Essen hatte es 11 Uhr vormittags gegeben. Jetzt Hungern, Dürsten, Frieren, viele Stunden lang. „Mir war's gnuat!“, sagen ja wohl in solchem Falle unsere Verbandsbrüder in Süddeutschland. Martin hatte schon recht, wenn er schrieb von der „Kälte, die wie ein Tier an uns emporfriecht.“ Endlich wurde es heller; der eisige Morgenwind umbrausete uns. Die Sonne kam; wir blieben noch eine halbe Stunde liegen.

5 Uhr 30 Min. früh machten wir uns, noch ziemlich steif gefroren, an den Abstieg. Daher waren die ersten Seillängen bitterböse. Dann wirkte die Sonnenwärme, so daß die schönen schwierigen Gratstellen uns reinen Genuß boten. Und bald nach 9 Uhr früh gab es im oberen Talgrunde ein mächtiges Festwetteffen, nach etwa 22stündigem Fasten. Nicht lange nach Mittag waren wir wieder bei den Zelten, von denen wir vor 32 Stunden aufgebroschen waren.

Lange wonnige Rast folgte. Von den Zelten grüßten uns, wie auch nach jedem



späteren Bergsiege, die schwarzweißroten Fahnen, die Stranitz, der alte Krieger, gestiftet hatte.

### Esnewit, 3730 m

Die Besteigung des Lolut mußten wir zunächst aufschieben, weil eingehende Erkundung ergeben hatte, daß Tragtiere wegen der Geländeschwierigkeiten unmöglich durch die Gellinjit Dereße an den Fuß dieses Berges gelangen konnten. Nun galt unser Sehnen dem Esnewit. Auf zum Teil schlechten und gefährlichen Pferdewegen ritten wir mit unferm Troß nach Westen und dann nach Süden. Wir kamen zu mehreren Fürtenzeltlagern mit großen Rinder-, Schaf- und Ziegenherden und angriffslustigen Hunden. Adler und massenhaft schwärmende Geier hielten hoch oben in der Luft Ausschau. Die Leute bewirteten uns freundlich; ein begüterter Mann nahm uns sogar in sein großes Familienzelt auf. Deutsche, unter denen sich noch dazu ein Arzt befindet, gewinnen dort eben bald aller Vertrauen. Schließlich gelangten wir in südöstlicher Richtung hinein in die Emli Dereße. Auf der Nordseite, mehrere 100 m über der Talsohle, errichteten wir Zeltlager II, 2480 m. Es sollte angeblich unmöglich sein, mit Pferden weiterzukommen. Unser Esnewit war noch so weit entfernt, daß wir von hier aus ihn nicht angreifen konnten; dazu sah er von hier fast unbezwinglich aus. Aber erst freuten wir uns einmal des herrlichen Landschaftsbildes. Am Talschlusse standen Poshdag und Sirmalik mit ihren Firnmassen, und jenseits der tiefen Talfurche der Esnewit, der Schönste und Stolzeste in diesem Bergfranze. Von diesem Lager aus erstiegen Martin (als Oberster am Seil) und ich den Jedigöl Dagh. Dann wurde das Lager wieder verlegt, denn wir hatten herausbekommen, daß Pferde sehr wohl, wenn auch stellenweise unter Schwierigkeiten, weiter ins Innere hineingelangen konnten.

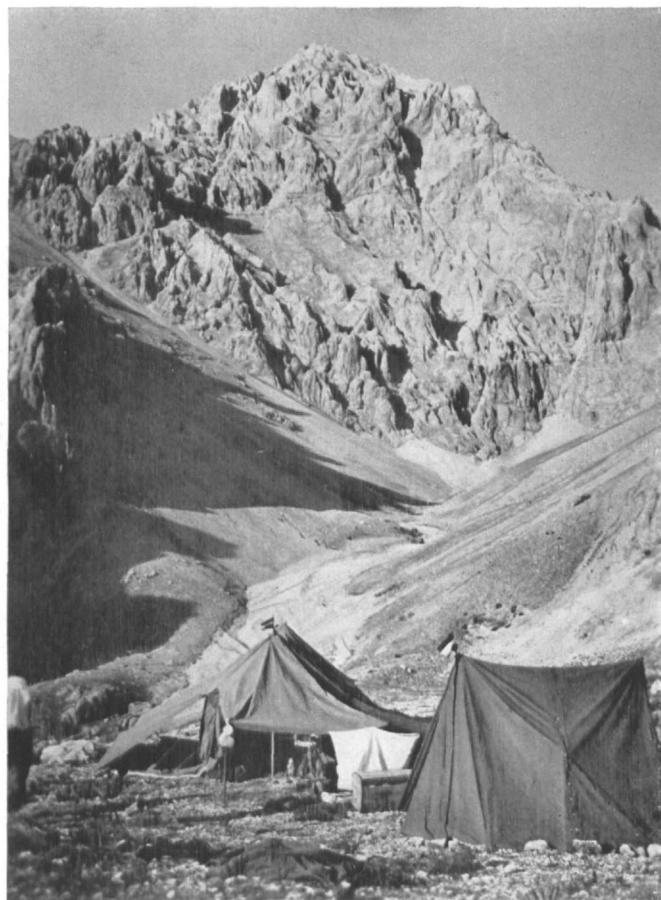
Am 25. Juli vormittags zogen wir mit dem Troß ostwärts an der Nordseite der Emli Dereße entlang, verloren allmählich 350 m an Höhe, bis wir die Talsohle erreichten, und stiegen dann, vorüber an einem vom Wetter mitgenommenen Baumwacholder mit mächtigem Stamme, etwa 150 m aufwärts in jenem südlichen Seitentale, das vor dem tiefsten Pässe zwischen Esnewit und Vorsdag herabzieht. Da die Pferde in dem groben Blockwerk nicht höher steigen konnten, errichteten wir Zeltlager III in einer Höhe von 2280 m. Es war glühend heiß. Als Martin und ich von unserm Erkundungsgange zurückkehrten, hatten die andern in sinnloser Eier das letzte Wasser weggetrunken. Daher mußten wir beiden durstig und von der Sonne ausgebrüht wieder aufsteigen zu einem Firnsack, um Schnee zu holen. Als wir zurückkamen, waren die Zelte aufgestellt und die Treiber mit den Tieren entlassen. Am späten Nachmittag, als unser Tal im Bergschatten lag, sprudelte nahe beim Zeltplatz eine Quelle. Das Wasser fließt stets so lange, bis am Morgen die ersten Sonnenstrahlen den Hang treffen.

Am nächsten Morgen, 1 Uhr 30 Min. früh, großes Weden. 2 Uhr 40 Min. brachen Martin, seine Frau und ich auf, von Jonus als Träger begleitet. Nach 2 Stunden wurden die Laternen gelöscht. Bereits jetzt streifte der faule Jonus und lehrte um, so daß auch Martin an seinem Rucksack nun schwer zu tragen hatte. Zuletzt arbeiteten wir uns über steilen Firn und steiles Geröll hinauf zur Höhe des Gedje-bunar-Passes, 3220 m. Dann ging es ostwärts weiter über einen Gipfel, unter einem andern hin auf eine Scharte, über die nicht leichte Scharte (Martin als Oberster am Seil) eines Querkammes, und endlich zur überwächten letzten Scharte, 3500 m, vor dem Esnewit. Über steiles Geröll strebten wir der Rinne zu, die, zum Teil eiserfüllt, in lustiger Kletterei (Kletterschuhe) zum Südgrat hinaufführt. Sackige Türme wurden teils überklettert, teils auf schmalen Simsen umgangen. Auch ein kurzer Reitgrat erfreute uns. Links blickten wir über unsere Aufstiegswand hinab, und zur Rechten bewunderten wir die riesige, firndurchsetzte Ostwand. Der scheinbar so abweisende Gipfellopf sah zuletzt





Esnevit, 3730 m (von Norden), gesehen vom Jedigöl Dagh  
(beim Abstieg)



Demirkajış, 3910 m, Südwestwand, vom Zeltlager I, 2290 m  
Nach oben aufgenommen; deshalb Gipfel verkürzt



Die Lolotgruppe (Südseite), gesehen vom Firn unter dem Gedje-bumar-Paß

etwas gutartiger aus. Wir bogen leicht nach rechts in die gelbrote Wand aus und stiegen über eine jähe Platte empor. Ein Band und Felsstufen leiteten uns auf den beinahe horizontalen Gipfelgrat, der nur etwa 30 m lang war, aber sehr schmal und brüchig. 2 Uhr 40 Min. nachmittags betraten wir den höchsten Punkt. Die Kletterei war nicht entfernt so schwierig gewesen, wie wir gefürchtet hatten.

Unser schmaler Gipfelplatz erfreute uns durch eine herrliche Aussicht. Im Norden grüßte uns der riesige Demirkasch und mancher andere Gipfel. Den Vorsdagh im Westen und den Loluf im Norden musterten wir mit steigendem Interesse. Im Südwesten erblickten wir den steilwandigen Karanjil Dagh und den firnbedeckten Bulgar Dagh. Vor allem erfreuten uns die firndurchsetzten Wände des Esnewit und unser zackiger Südgrat, der zum Schluß nach links streicht und einige turmartige Gipfel aufwirft. Zwei Steinmänner wurden erbaut, es wurde photographiert und beobachtet, und schon nach 25 Minuten begannen wir den Abstieg, denn diesmal wollten wir auf alle Fälle eine Zeitwacht vermeiden.

Bei der Platte am Gipfelkopf wäre mir Seilsicherung von oben recht angenehm gewesen, denn Achtsamkeit war notwendig, damit ein Abgleiten in die Wand vermieden wurde. Es folgte die Genußkletterei in den Gratzaden mit längeren Rasten zwecks photographischer Aufnahmen. Der weitere Abstieg und die lange Gratwanderung erfolgte im Renntempo, so daß wir schon 6 Uhr 30 Min. abends wieder auf dem Gebjehunar-Passe waren. Wundervolle Abendbeleuchtung. Schnell weiter! Hinab über die Firnselder. Aber so sehr wir rannten, die Dunkelheit überfiel uns noch im oberen Tale. Wir gerieten in die Fallsöhle mit ihrem bösen Trümmergewirr. Bei Laternenschein strebten wir, der Wegsucher Martin voran, unsern Zelten zu, in stundenlanger Quälerei. „Kein schöner Tod“, pflegte Martin in solchem Falle zu sagen. Ehrlich müde, aber von dem großen Bergerlebnis doch tief befriedigt, sanken wir auf unsern Felddbetten in erquidenden Schlaf.

Wirkliche Ruhe hatten wir auch an den Rasttagen nicht. Ich mußte auf Grund der Notizen das Tagebuch ergänzen, Beobachtungen machen, die regelmäßigen Ableseungen vornehmen. Und Martin ließ man erst recht nicht in Frieden. In zum Teil mehrtägigem Fußmarsch oder Ritt kamen Scharen von Patienten, selbst zu unsern entlegensten Zeltplätzen. Ein neuzeitlicher Arzt, und noch dazu ein Deutscher, wird in diesen Gegenden überaus hochgeschätzt, begreiflicherweise, denn der Lebensstandard der Bevölkerung ist so niedrig, daß sich in einer kleinasiatischen Stadt von 40 000 Einwohnern ein einziger moderner Arzt wegen der Zahlungsunfähigkeit der meisten Patienten nicht halten konnte, sondern seine Praxis wieder aufgeben mußte. Martin, der hochgeschätzte Arzt im vornehmsten Berliner Westen, der sich bei guter Laune *medicus elegans practicus* nannte, hat an Rasttagen täglich viele Stunden die Kranken behandelt und beraten; außerdem probierte er unterwegs an sich und andern Expeditionsteilnehmern z. B. ein Mittel gegen Schlaflosigkeit aus und ein Medikament zum Schutze der Augen bei starker Sonnenbestrahlung.

#### Loluf, 3840 m

Nach Besteigung des Vorsdagh's und seines Vorgipfels bezogen wir Zeltlager IV, 2470 m, östlich vom Zeltlager II. Am 1. August brachen wir 4 Uhr 15 Min. früh mit Jonus und Ali als Trägern auf. Wir querten, schräg rechts, östlich ansteigend hinein in das riesige, steile Gerölltal, das von der Grathöhe, etwa 3550 m, bis zum Haupttal, etwa 2100 m, hinabzieht. Also 1000 m aufwärts über Geröll. Das könnte gewiß viel erzählen vom Werden und Vergehen der Berge, wenn wir Menschen nur zuhören wollten. Aber unser Altmeister Dr. W. R. Kilmers hat schon Recht, wenn er einmal gesagt hat: „Die Steine predigen, und der Mensch flucht.“ Zwar, Martin und ich

waren froh, einen raschen, leichten, wenn auch anstrengenden Aufstieg zu haben, groß aber war der Kummer und die Wut des faulen Jonus, dessen Streifgelüste diesmal nicht zum Ziele führten. War doch unser zweiter Träger, von dem Stransky, um ihn uns zu verpflichten, klugerweise einige Pferde gemietet hatte, Ali girjis, der Räuber Ali, ein stolzer, freier, liebenswürdiger, hilfsbereiter Mann, von dem alle Einheimischen mit Hochachtung sprachen. Von uns nicht aus den Augen gelassen, schleppte Jonus wahrhaftig seinen Sack bis auf die Grathöhe, etwa 3550 m. Danach nur noch von Ali begleitet, überschritten wir einen hübschen, leichten Felsgipfel, etwa 3630 m, bis zur Scharte, etwa 3560 m, vor dem Lolut. Ali wollte auf der Scharte unsere Rückkehr erwarten. Wir legten die Kletterschuhe an.

9 Uhr 20 Min. griffen wir den Südwestgrat des Lolut an. Am ersten Grataufschwung waren die kleinen festen Griffe abwärts geneigt. Nach 10 m mußte ich rechts in der Wand über geröllbedeckte Bänder und schlecht gestufte Schrofen und Platten empor, ziemlich nahe am Grat. Über einige ziemlich schwierige und teilweise auch noch brüchige Wandstellen erreichten wir wieder die Grathöhe. Da führte ein schöner, ausgefehter, 20 m langer Reitgrat zu einer flachen Scharte ohne jede Sicherungsmöglichkeit. Als Martin nachgekommen war, konnte ich einen Sicherungsstand beziehen, den Reitgrat aber mußte auch Frau Martin so gut wie ungesichert überwinden. Dann nötigte uns ein mächtiger Grataufbau wieder zum Queren der Wand nach rechts. Wieder unangenehme Felsstellen. Martin und Frau waren indisponiert, und mich überfiel eine solche Schläfrigkeit, daß ich bei schwierigen Stellen mich sehr zusammennehmen mußte. Außerdem war der Fels tödlich: Griffe und Tritte, die ich als Rucksackloser benutzt hatte, brachen meinen Gefährten weg. Wir gewannen wieder den Grat und kamen auf einen grauen, plattigen Turm, der jäh in die enge Scharte vor dem Gipfel-aufbau abschloß; und dieser schnellte in senkrechter Wand empor. „Aber nur nicht nachgeben!“

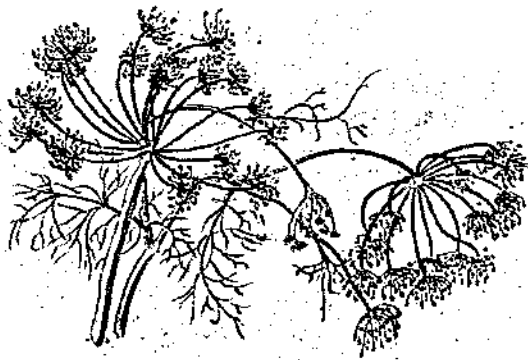
Von der Scharte stiegen wir in einer Sandreihe etwa 10 m nach Süden ab bis zu einem kleinen Felskerker. Hier kamen wir zunächst nicht weiter. Erst eine zweite Erkundung, die Martin unternahm, bewies, daß es doch weiter ging: über den Felskerker hinüber, 2 m hinab auf eine nach außen geneigte, ausgefehte Platte. Martin ließ an dieser schönen Stelle sofort seine Frau nachfolgen und kam zum Schluß, als Oberster am Seil, nach. Auf guten Bändern querten wir nach rechts bis zur Falllinie des Gipfels. Das Gelände über uns wurde nicht besser. Demnach Angriff. Zwei nahezu glatte Verschneidungen führten mich in Vorsicht heißendem Spreizen etwa 20 m empor; darüber fand sich nur ein abwärts geneigtes Geröllstückchen, leise knirschte das lockere Zeug auf dem plattigen Untergrunde. Für Martin war diese Stelle ganz abscheulich, denn als Mittelmann schleppte er den Rucksack mit dem gewichtigen Siedeapparat, und das ohne wirkliche Sicherung. Als er bei mir war, stieg ich sofort höher, einige Meter über niederträchtig lockeres Gestein, dann in besserem Gelände. Oben konnte ich von einem Felsloch aus gut sichern. Bald danach betraten wir den schmalen Gipfel, 2 Uhr 15 Min. nachmittags.

Graupelartiges Schneetreiben, ziehende Nebel. Einige Gipfel wurden sichtbar; dann verschluckte sie wieder das Grau. Martin photographierte, ich setzte den Siedeapparat in Tätigkeit und las die beiden Thermometer ab. Nach einstündiger Rast, als Gipfelarbeiten und Bau zweier Steinmänner zu Ende waren, begannen wir den Abstieg. Greulich waren die Verschneidungen, prächtig Platte und Felskerker. Von der Sandreihe aus stiegen wir durch die Südwand ab, die oben plattig, unten gut gestuft war. Ali war uns entgegengestiegen. Die Steingefahr beschleunigte unser Tempo. 5 Uhr 5 Min. waren wir auf dem Geröll in Sicherheit. Das Gepäd wurde geholt. Bereits 6 Uhr 45 Min. abends begrüßten wir Stransky bei den Zelten.

3. August. Auf stellenweise sehr exponiertem Pferdewege ritten wir talaus. Martin,

der vielgesuchte Arzt, hatte wenigstens auf dem Pferderücken vor den Patienten Ruhe. Wenn wir in den Bergen waren, hatte übrigens Stransky Martin vertreten müssen, denn die aus großer Entfernung hergekommenen Patienten wollten einfach nicht glauben, daß Stransky, der Deutsche, nicht auch heilkundig wäre. Stransky mußte also die Leute befriedigen; vor Martins Medikamenten hatte er begreiflicherweise großen Respekt. Da kam ihm ein rettender Gedanke. Er schritt auf eine Kiste zu, die muffig gewordene Albertkefse enthielt, griff mit weiser Miene hinein und sagte jedem seiner Patienten: „Davon nimmst du morgens einen, mittags einen, abends einen.“ Mit Albertkefsen kurierte Stransky alles: Malaria, Darmfisteln, Magenschmerzen, Herzleiden und noch vieles mehr. Wahrhaftig: Albertkefs lindert, bessert, heilt alles. Weiter hatten uns die Gäule getragen. Weshalb rutschte denn Stransky, der sonst so sichere Reiter, im Sattel hin und her? „Stransky, fehlt Ihnen was?“, fragte teilnahmsvoll Martin. „Ach, Herr Doktor“, sagte Stransky, „da vorn kommen welche, denen ich Albertkefse gegeben habe.“ Die Türken kamen heran und — bedankten sich bei Stransky freudestrahelnd für die gut wirkende Arznei. „Ja, ja“, sagte Martin in stiller Wehmut, „man soll die Einbildung als Heilfaktor nicht unterschätzen.“ — Eins ist sicher: diese schlichten Naturkinder trauten jedem Deutschen zu, daß er ihnen helfen könne, wenn er nur wolle.

Ganz allgemein fiel uns immer wieder die Hochachtung vor Deutschland auf und, seitens der Türken und der ernstesten und würdigen Türken, die große Freundlichkeit, die uns als Deutschen namentlich die einfachen Leute entgegenbrachten, besonders die, die im Weltkriege und später in den Freiheitskämpfen mitgekämpft hatten. Sie waren der festen Zuversicht, daß Deutschland den ihm gebührenden Platz früher oder später wieder erringen werde. Wenn die Türkei den Vertrag von Sevres zu Scherben geschlagen hatte, dann müsse es auch den Deutschen gelingen! Nun, wir sind auf dem Wege dazu. „Der Funke der Freiheit ist glühend erwacht!“ Im Ringen der Gegenwart tauchen aus meiner Erinnerung des Ala Daghs riesige Gipfel auf, die schönsten Berge eines Volkes, das die Freiheit der heimatischen Erde wiedergewann.



# Zwei Bergfahrten in Japan

Von Generalmajor a. D. Theodor von Lerch, Wien

## I.

Auf den Asamayama, den größten tätigen Vulkan Japans.

Die feuer-speienden Berge Japans bilden ein Glied der langen Kette tätiger Vulkane, die sich von Kamtschatka über die Kurilen, Hokkaido, Honshu, Kjusiu nach Formosa, Luzon, Mindanao nach Neuguinea hinzieht, also ganz Asien im Süden umfaßt.

Ich bestieg von den noch aktiven Vulkanen Japans den Asamayama, 2520 m, bei Karuizawa, den Hiranesan, 2280 m, bei Kusatsu, den Nikko-Shiranesan, 2667 m, den Bandaisan, 1820 m, am Inawashiro-See, der bei seinem letzten großen Ausbruch 1888 die ganze Gegend verändert und 11 Dörfer zerstört hat, und den Tokachi auf Hokkaido, der 1926 nach langjähriger Ruhe seinen Krater öffnete, Tod und Verderben in meilenweitem Umkreise brachte.

Im folgenden will ich nur meine Eindrücke am Asamayama nach meinen Tagebuchnotizen wiedergeben.

Der Asamayama — der Asama Berg — ist wie der gewaltige, 3770 m hohe, heilige Fujiyama in ganz Japan bekannt. Während aber der Fuji vor mehr als hundert Jahren seine letzte Eruption hatte, sein schneeiges Haupt in blendender Weiße erhebt, steigt ununterbrochen die dunkle Rauchwolke vom Krater des Asama auf. Der Fuji ragt völlig isoliert aus der fruchtbaren Ebene am Stillen Ozean in bevölkerter Gegend, der Asama steht einsam mitten im entlegenen japanischen Alpengebirge.

Im Jahre 1910 stiegen mehrere amerikanische Missionäre mit Führern von Karuizawa aus auf den Asamayama. Plötzlich trat eine starke Eruption ein, glühende Felsstücke, Steine und Asche töteten einen Amerikaner und zwei Japaner, verletzten die andern schwer, als sie ihr Heil in der Flucht suchten. Seither wurde der Besuch verboten, die Zugangswege durch Polizeiposten gesperrt. Nur ausnahmsweise erhielt ich ein Jahr später die Erlaubnis, von meiner nahen Garnison Satata aus eine Tour bis zum Kraterrand durchzuführen.

Von der kleinen Bahnstation Komuro aus, die wir nach kurzer Fahrt um 3 Uhr nachmittags erreichten, begannen wir den Aufstieg. Vorerst machten wir im einzigen yadoya — Gasthof — noch Toilette. Man muß möglichst wetterfeste und alte Sachen tragen — um die es nicht schade ist —, wenn man einem Vulkan einen Besuch abstatten will. Er empfängt keine fein gekleideten Leute — wirft ihnen plötzlich Asche, Rauch und Staub, wenn nicht Ärgeres auf die Kleider. So verwandelten wir uns in wahre Wege-lagerer! Mein Freund, der japanische Hauptmann Tsurumi zog seine alte Kriegsuniform aus dem russischen Krieg an, setzte dazu einen großen uralten Strohhut auf, unser bewährter Jäger Takahashi sein ältestes Jagdstium und ich gleich auch einem europäischen Waggabunden. Meine Strohschuhe hatte ich über meine letzte Garnitur Bergschuhe gezogen, die Japaner trugen die Strohsandalen auf bloßen Füßen. Ein Führer — ähnlich ausgestattet — begleitete uns.

Wir sollten nach fünfstündigem Marsch die kleine Schutzhütte am Usamayama erreichen — wir kamen aber trotz flotten Anstiegs erst in voller Dunkelheit gegen 9 Uhr zu diesem sogenannten Observatorium.

Im Tale unten herrschte heller Sonnenschein, je höher wir aber stiegen, um so mehr verschlechterte sich das Wetter. Zuerst gab es nur Nebel, dann fing es zu nieseln an und bald wanderten wir in starkem Regen. Der Weg, ein richtiger Gebirgssteig, wurde immer schmaler, führte über Schluchten, an Abstürzen knapp vorüber, so daß beim Einbruch der Finsternis größte Vorsicht nötig war. Man sah nicht mehr die steile Tiefe neben sich — man ahnte sie nur. Wild zerrissen sind die Flanken des Usamayama durch jahrhundertelange Tätigkeit des großen Vulkans.

Da tauchte aus dem Nebel und Regenschleier ein rötlicher Schein in der Finsternis auf. „Sind wir schon so nahe am Krater?“ fragte ich den Führer. „Nein, es ist das Licht der Schutzhütte“, erwiderte der Japaner erleichtert. Die Steilheit nahm nun ab, wir gingen auf einem Schuttkegel. Wieder ermahnte der Vulkanführer zur Vorsicht. Es roch immer mehr nach Schwefel. Da rauschte es neben uns heftig. Im Laternenschein mußten wir behutsam von Stein zu Stein einen zischenden, heißen Bach überschreiten.

In der primitiven Schutzhütte fanden wir noch reges Leben. Ein Polizeimann hauste dort oben mit Frau und Sohn den Sommer über als Bergwächter und Beobachter. Bei offenem Feuer trodneten wir unsere Kleider, kochten ein japanisches Bento. Zum Regen trat noch ein Sturm. Heulend riß er an dem leichten Bau, fuhr durch die vielen Ritzen, so daß wir uns fest in die futons, die wattierten japanischen Bettdecken hüllen mußten. Lange horchte ich noch auf das Toben des Windes, hingestreckt auf den Boden, der manchmal leise zitterte — im Erdbeben. Unheimlich klang das unterirdische Rollen, wenn man das Ohr auf die Erde legte. Man lag doch nur wenige Meter oberhalb des feurigen Erdinnern, der Gluten des Vulkans.

Wir wollten um 4 Uhr früh zum Krater aufbrechen, eventuell noch früher bei schönem Wetter, um den Sonnenaufgang und weiten Blick von der Höhe zu genießen. Wir verschlafen alle. Als ich um 7 Uhr in trübem Morgenlicht erwachte, alarmierte ich die ganze Gesellschaft. Um 9 Uhr brachen wir endlich auf — wir konnten ein Abflauen des Sturmes und des Regens nicht länger abwarten. Der Berghüter schloß sich uns an.

Eine Geröllwüste umgab uns. Nach zweistündigem Kampf gegen die Elemente wies der Führer in den Nebel: — „Dort oben liegt der Krater.“ Sehen konnte man ihn nicht. Der Aufstieg wurde steiler und steiler. Plötzlich bei einem kurzen Halt hörte man durch das Tosen des Sturmes ein eigentümliches Donnern — den Vulkan.

Nur noch der oberste Teil des Berges war zu bewältigen. Ein grobhartiges Trümmerfeld lag vor uns, bestehend aus Felsblöden, Steinen in schwarzen, roten und gelben Farben wirt durcheinander gehäuft. Kein Grashalm war zu erblicken. Alles Leben flieht die Umgebung des Vulkans. Durch diese trostlose Welt des Verderbens klotzen wir noch eine Stunde aufwärts. Das Donnern wurde immer stärker und überbante den Sturm. Noch immer sah man nicht den Kraterrand.

Eine dicke weiße Wolke segte daher und nahm uns den Atem. Der Vulkan sandte uns seinen ersten schwefeligen Gruß. Wir mußten flüchten, kiefen, sprangen über das Geröll, um auf die Windseite des Kraters zu kommen. Eine zufällige Eruption hätte uns — im Windschatten — mit Steinen überschüttet. —

Dann stiegen wir gegen den Kraterrand. Aus dem Nebel tauchte ein Einschnitt im Berg auf, wie ein Tor. Ich dachte zuerst, daß wir durch dasselbe gehen müßten. Als wir aber dicht bei diesem Felsentor anlangten, wußte ich seine Bedeutung — ein Spalt im Kraterrand. Vorsichtig traten wir näher und bald sah ich in die — Hölle. Der Schlitze vor uns ging in unsichtbare Tiefen hinunter, fast senkrecht. Aus diesen Tiefen judte es zeitweilig wie Blitze auf —, dann färbten sich die wallenden Schwefelwolken in Rot und

Selb. Manchmal aber ergoß sich der rote Schein über die ganze Umgebung und das war dann ein großartiges Bild. Durch die Nebel und Dampfschwaden sah man Teile der Kraterwände, Abstürze von schauerlicher Schroffheit und Zerrissenheit — mehrere hundert Meter tief unten ein qualmendes Feuermeer. Ein Riesentessel — ein Felstal von mindest ein Kilometer Weite öffnete sich und verschwand wieder. Das Donnern unter uns ging auf die Nerven. Es rollte und dröhnte bald schwächer, bald stärker. Man konnte sich in diesem Höllenlärm kaum verständigen — ins Ohr rufend. Tausend Lastautomobile schienen da unten mit offenem Auspuff zu arbeiten. Krachend tönten Explosionen dazwischen — betäubend durch den Luftdruck. Der Boden zitterte ununterbrochen. Man fühlte das Walten einer ungeheueren Naturkraft, seine eigene Ohnmacht gegen die Elemente.

Wir gingen nun unterhalb des Randes des Kraters auf seiner Außenseite noch weiter gegen den Sturmwind kämpfend und krochen nochmals zum Höllenschlund hinauf. Die braven Führer hielten meine Füße und so steckte ich meinen Kopf über den Rand, um besser zu sehen. Nochmals ließ ich den Eindruck des tobenden Vulkans auf mich wirken — da schlug mir plötzlich eine Schwefelschwade entgegen, daß ich schleunigst den Rückzug antreten, richtig: antriechen mußte.

Die Führer mahnten nun zur Umkehr. Vergebens suchten wir noch einen Blick von oben in die herrliche Gebirgswelt der Umgebung zu gewinnen. Umfassend ist an schönen Tagen die Aussicht vom Usamayama vom Japanischen Meer bis in die schneebedeckten Bergriesen der Hochalpen.

Man darf nicht lange in der Nähe des Kraters verweilen — gegen seine Lücke ist man nie gesichert. Der Bergwächter weiß von dieser zu erzählen. Er traut dem Vulkan nicht, ist immer vorsichtig, immer beobachtend, immer die Windrichtung verfolgend. Unvorhergesehen wirft der Usama Steinmassen aus seinem Schlund hoch empor in die Luft — Aschensäulen hüllen die Gegend in volle Finsternis — Schwefeldämpfe ersticken alles Lebende. Selten glückt die Rettung vor solchem Ausbruch.

Nun ging es den Steilhang rasch hinunter. Der Führer voran. Im Springen über die Steinblöcke, im Rutschen auf den Asche- und Sandrinnen hielt er an, schrie: „Halt!“ (Tomare!) Ein Schlackenband versperrte den Weg. Der Wächter steckte seinen derben Stock hinein, zog ihn lächelnd heraus — das Stodende brannte lichterloh. Flüssige Lava strömte unter der Schlackendecke. Heimtückisch sind diese an der Oberfläche erkalteten Feuerbäche — man erkennt sie nicht, zumal im Nebel und Rauch. Der Fuß ist verloren, wenn man hineintritt. — An diese Lücke des Vulkans hatte ich nicht gedacht. Vorsichtig folgten wir der Spur des erfahrenen Führers.

Bald hatten wir die Gefährzone passiert. Der Sturm legte sich, ein frischer Wind trieb Wolkenfetzen um uns her. Die Gegend wurde freundlicher. Einzelne Gebüsche tauchten auf, dann knorrige niedrige Bäume, spärliches Gras — das scharfgerandete, dickstenglige der japanischen Hochalmen, der Hara, begann. Der Nebel lichtete sich. Die Aussicht wurde zeitweise frei. Schluchten und Täler öffneten sich. Nach 2 Stunden lagerten wir in hellem Sonnenschein. Ober uns lag der Vulkan in dichten, dunklen Schleier gehüllt. Unfaßbar, so rasch aus dem Reich des Todes in das blühende Leben zu gelangen.

Immer trägt der Usamayama das Symbol des Vulkans: die schwarze Rauchwolke — in verschiedenen Formen. Als hohe Säule senkrecht in den Himmel emporkragend, als Riesenschirm aufgespannt oder als Trauerfahnen, weit über den Berggang reichend. Grollend verhüllt sich der Vulkan oft ganz — wie am Tage meines Aufstieges.



## II.

## Die Erstbesteigung des Fujiyama auf Schiern

Viele Stunden vor Ankunft des Ozeandampfers in Yokohama, der Hafenstadt Tokios, sucht jeder Passagier den Horizont ab, um als erster das Wahrzeichen Japans, den Fuji, zu entdecken. An klaren Tagen erscheint in weiter Ferne, dort wo Himmel und Meer sich vereinigen, ein leuchtender Punkt, der sich allmählich vergrößert und deutlich als weißes Dreieck vom blauen Hintergrund abhebt. Hundert Meilen vom Festland entfernt ist die Spitze des Fuji schon zu erkennen — wie etwa ein Berggrieß bei Linz von Wien aus.

Am meinem Eintreffstage in Japan war der Fuji in Wolken gehüllt. Doch als ich am folgenden Morgen durch die Kabinenlücke auf Yokohama blickte, sah ich über den Dächern und dem Dunst der Stadt am klaren Himmel die weiße scharfe Silhouette des heiligen Berges. Der erste, unvergeßliche Eindruck von Japan.

Kein Berg der Erde ist so bekannt, wie der Fujiyama, der Fujisan, wie ihn die Japaner nennen. Die höchste Erhebung im asiatischen Osten, vom Meer und der Ebene unmittelbar aufsteigend bis 3800 m. Kein Berg wurde so oft und vielfach gezeichnet, gemalt und besungen. In allen Teilen der Welt findet man Abbildungen der schneebedeckten charakteristischen Pyramide des Fuji. Die Holzschnittkünstler Hiroshige und Hokusai sind die bekanntesten Darsteller dieses Wahrzeichens Japans. Hokusai schuf in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die „Ansichten des Fuji“ von zuerst 36 Einzelblättern, deren starker Erfolg eine Fortsetzung von 10 Blättern notwendig machte. Die 1835 erschienenen „Hundert Ansichten des Fuji“ sind das letzte große Werk des Fünfundsiebzigjährigen. Die Phantasie des Meisters erscheint unerschöpflich. Mit wenigen Farben, Blau, Grün, Braun, entlockt er den Fujilandschaften immer neue Stimmungen. Nie ist er um eigenartige Staffagen verlegen. Er zeigt den Berg von einem Boote aus, das mit Matten und Melonen beladen ist; hinter den Gestellen der Holzfüßer; durch ein Spinnennetz; von der Vogelperspektive aus dem Frühnebel herausragend, während sich unten im Dorfe beim Dämmerlicht das erste Leben regt; er läßt ihn hinter einer malerischen Kryptomerienallee auftauchen oder im Sturmwind, im Winter. „Wenn ich noch 10, 20 Jahre leben könnte, würde ich ein großer Maler“, waren die letzten Worte dieses Meisters japanischen Holzschnittes.

Im Mangoshu, einer Gedichtsammlung des 9. Jahrhunderts, wird dem Fuji eine Huldigung dargebracht, die wie ein poetischer Kommentar zu den Fujibildern Hokusais klingt:

„Als von der Erde einst flohn zum Himmel die Götter,  
 Hob empor sein Haupt majestätisch der Fuji über Saruga.  
 Luftiger Bergeskegel, mächtig getürmet!  
 Wenn die Himmelsebene Menschenbild durchmiszt  
 Aufwärts gewandtes Hauptes,  
 Und die Sonne verbirgt auf ihrer täglichen Bahn ihren Strahlenglanz,  
 Wenn vom nächtlichen Mond erlosch der Schimmer,  
 Dann noch werden umschweben weiße Wölkchen dich,  
 Wagend kaum zu fliehn, kaum zu bleiben.  
 Dann noch unablässig wird der Schnee fallen auf dein Haupt —  
 Alle Zeit wird Kunde noch geben von dir, Fujisan!“

Es ist begreiflich, daß mich dieser sagenumwobene berühmte Berg mächtig anzog. Doch wollte ich ihn im Winter auf Schiern bezwingen.

Im Winter 1910/11 hatte ich den Schilauß in Japan eingeführt im schneereichsten Teile der Hauptinsel Hondo an der Küste des Japanischen Meeres in der Provinz Schigo. Eine rapide Entwicklung nahm dieser Wintersport, der heute in Japan ebenso verbreitet ist, wie in unseren Alpen. 1911/12 unterrichtete ich auf der Nordinsel Hokkaido. Offiziere, Mannschaft, Lehrer, Gendarmen, Postbeamte und Studenten wurden eifrige und geschickte Schiläufer. Der neugegründete Japanische Schiklub unter dem Ehrenpräsidium eines Mitglieds des kaiserlichen Hauses zählte bald 6000 Mitglieder.

So plante ich gelegentlich einesurlaubes während meiner Kommandierung zur kaiserlich japanischen Armee mit den besten Läufern die Fujitour zu unternehmen. Die Beteiligung von Japanern wurde jedoch nicht zugelassen — angeblich um die jungen Offiziere der Truppenausbildung nicht zu entziehen. Die wahren Gründe konnte ich nicht erfahren. Man sagte, der Fuji dürfe als heiliger Berg im Winter nicht bestiegen werden, die Gefahren dieser Winterunternehmung wären zu groß. Tatsächlich hatte ein Japaner namens Nonaka 1895/96 den Versuch gemacht, den Winter auf der Fujispitze mit seiner Frau in einer Hütte zu verbringen. Man fand sie erstoren auf.

Da trug sich mir ein Österreicher, Herr von Krazer, als Begleiter an.

Von der Bahnstation Gotemba am Ostfuß des Berges begannen wir nunmehr die Tour im März 1912.

Im Sommer wird der Aufstieg am besten zwischen 15. Juli und 10. September unternommen. Da ist der Fuji schneefrei. Dann ziehen ganze Scharen von Pilgern auf den heiligen Berg, um auf der Spitze bei Sonnenaufgang der Sonnengöttin, der sagenhaften Stammesmutter der Dynastie, der Amaterasu in Gebeten ihre Huldigung darzubringen. In seltsamen Pilgerkostümen, mit breiten Strohhüten, großen Stöcken, fargem Labfal klettern sie etwa 10 Stunden empor — von Station zu Station, wie Prozessionen auf einen hohen Kalvarienberg. Zehn Stationen — go — gibt es, primitive Steinhütten, auch zu gedrängter Unterkunft geeignet. Die zehnte liegt oben am Kratertrand.

Fast 1 Kilometer Durchmesser hat der erloschene Krater. Der Kengamine, der westliche höchste Punkt, ist 3770 m hoch. Die steilen, steinschlaggefährlichen Abstiege zum wildzerfissenen Kraterboden sollte man nur mit Führern durchführen. Der letzte Ausbruch fand vom 10. Dezember 1707 bis 22. Januar 1708 statt. Der Hoeisan, ein Krater am Südostrand, entstand. Die Asche lag auf der Heeresstraße am Meer, dem Tokaido, 6 Fuß, in Tokio noch  $\frac{1}{2}$  Fuß hoch. Seither ist der Fuji erloschen.

Nebel und kalter Regen begleiteten uns von Gotemba beim sanften Aufstieg zu unserer beabsichtigten Nüchtigungsstation Tarobo. Zwei Goriki, die besten Fujiführer, und zwei Tragtierführer mit ihren Tragtieren waren mit uns. Der sogenannte Nakabata-Weg führte anfangs durch kultiviertes Gelände, bald aber umgab uns nur dürftige Heide. Der Boden war fast schwarz — feinkörniger vulkanischer Sand, Asche, Lava.

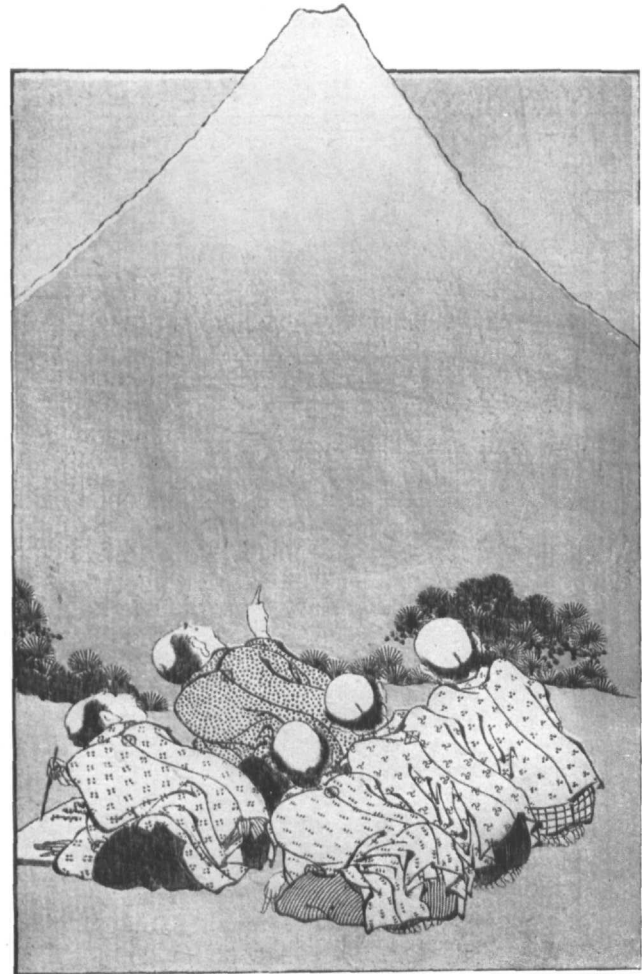
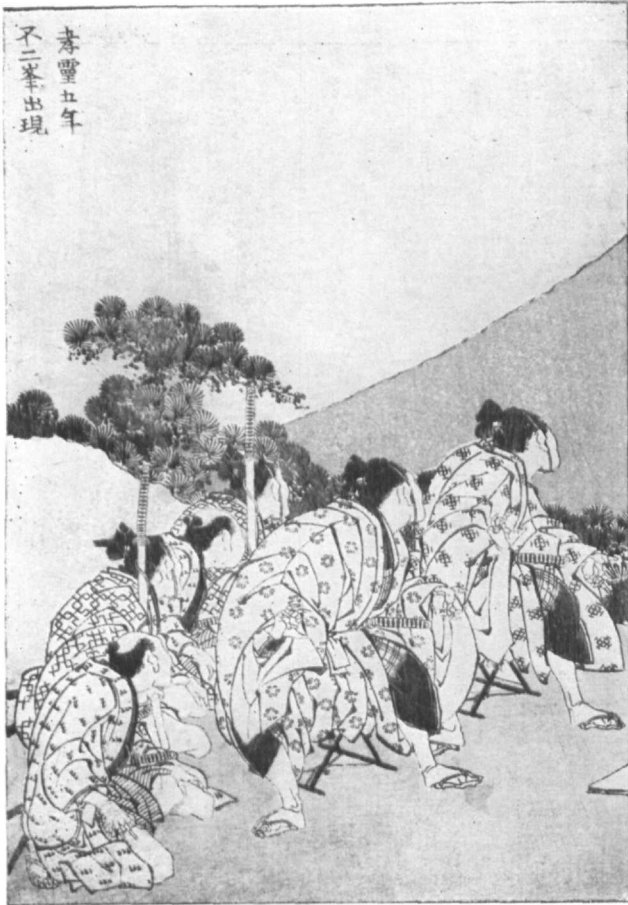
Die Vorüberkommenden sahen unsere Karawane staunend an: „Doko-ye?“ (Wo hin?) — „Fuji ni“ (Auf den Fuji).

Nach gut einständigem Marsch gelangt man nach Nakabata, der letzten Ansiedlung. Dann wird es menschenleer. Von der großen, sanft ansteigenden Hochebene hebt sich an klaren Tagen der Fuji mächtig empor. Wir sahen nur die nebelverhängte Fläche.

Als wir nach weiteren 2 Stunden Amagaeshi (deutsch: „Pferde zurücklassen“) erreichten, erklärten die Goriki, wir müßten wohl hier nüchtigen. Die erste richtige Fujistation ist aber Tarobo, wenn man am nächsten Tag, besonders bei winterlichen Verhältnissen, noch auf die Spitze und wieder herunter nach Tarobo gelangen will. Amagaeshi war eigentlich ein Flugdach. Kein einziger auf allen Seiten gegen Wind, Schnee und Regen geschützter Raum im ganzen Holzbau. Die Goriki sagten, Tarobo wäre noch schlechter. Schlechter konnte es aber wirklich nicht sein. Ich durchschaute die biederen Leute. Sie rechneten ganz gut: heute schläft man hier in Amagaeshi, erspart sich den



Fuji im Winter



Die Entstehung des Fuji-Berges (im fünften Jahrhundert des Kaisers Kōrei). Aus den „Hundert Ansichten des Fuji“



Aufstieg nach Tarobo. Morgen geht es ein wenig höher hinauf. Die sonderbaren Fremden mit ihren langen Brettern sehen die Unmöglichkeit ihres Beginnens ein und — die für die winterliche Besteigung des Fuji ausgemachte höhere Vergütung wird doch ausgezahlt werden. Im Fernen Osten darf man in solchen Lagen nicht nach guter bzw. schlechter europäischer Art auffahren —, man erreicht damit gar nichts, „verliert nur sein Gesicht“. Ohne auf ihre Reden einzugehen brachen wir einfach nach kurzer Rast auf und die Japaner — zogen etwas verblüfft mit. „Shikata ga nai — mairimas.“ Da ist nichts zu machen — wir gehen, war meine gleichgültig oft ausgesprochene Redewendung, um den Widerstand der Goriki zu brechen.

Von Amagaeshi geht es bergan durch den Waldgürtel, der den Berg umzieht. Eine Baumwildnis mit dichtem Unterholz, von Rachen und Rinnen durchzogen. Sie reicht im Westen bis 2600 m, im Osten nur bis 1700 m, ein Zeichen, daß beim letzten Ausbruch die Lava gegen Ost strömte und den Wald vernichtete.

Bei Einbruch der Dunkelheit erreichten wir Tarobo und ein schließendes Dach, ein „Hotel“ gegen Amagaeshi. Die große Holzbarade hatte innen erhöhten Holzboden. An einer Wand war ein primitiver buddhistischer Altar — der beste Platz. Wenn auch der Wind durch Spalten pfiß, man war gegen das Ärgste geschützt. Ein Lagerfeuer wurde im Innern angezündet. Dann kam das Teemachen und Kochen des Soupers. Die Ausfichten für den nächsten Tag waren trostlos. Wir mußten spätestens um 5 Uhr früh aufbrechen, um auf den Gipfel und wieder hinunter nach Tarobo zu gelangen. Eisregen mit Schnee vermischt. Der Wind blies stärker. Oben gab es gewiß einen richtigen Schneesturm.

Wir schliefen auf dem Holzboden. Die Goriki sollten abwechselnd beim Feuer wachen.

Als mich um 5 Uhr früh das Rütteln des Sturmes an der Holzbarade weckte, fand ich die ganze Gesellschaft in tiefem Schlafe. Neben dem noch glimmenden Feuer lag auf einem kurzen Baumstamm ruhig schlafend der Wächter. Wenn ich ihn wecke, fällt er ins Feuer, dachte ich. Er wird schon von selbst hineinfallen — der Pflichtvergessene.

Ich ging ins Freie. Es war finstere Nacht und es stürmte gewaltig. Der kalte Nebel drang mir bis in die Knochen. Ich zog mich fröstelnd zurück. Bald wurde es aber in der Hütte lebendig. Alle standen auf. Das Feuer prasselte und trachte wieder lustig. Der glückliche Goriki war doch nicht hineingefallen.

Pötzlich hörte der Regen auf. Durch den Wald jagten Nebelschwaden. Wir brachen auf. Es war gegen 7 Uhr früh. Auf des Fuji Spitze zu gelangen, schien fast unmöglich.

Tarobo liegt an der Waldgrenze, etwa 1600 m hoch. Von hier beginnt der eigentliche Aufstieg, man hat noch gegen 2200 m zu bewältigen. Wir ließen alles Überflüssige in unserem „Hotel“ zurück und wanderten mit Rucksack, die Goriki mit Traggestellen, die dunkle, kahle Fläche hinauf. Aber dieser lagerte eine weiße, dichte Nebeldecke, kaum 4 m hoch vom Boden. Kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm. Der schwarze feuchte Lavasand dampfte — der ganze Berg schien zu rauchen. Man erwartete, daß sich der Boden öffnen und Flammen speien würde.

Unter dieser Nebeldecke ging es weiter. Da zerriß der Nebel und der Ausblick bergab wurde plötzlich frei. Die Ebene von Gotemba, das Hakonegebirge, einzelne der Fujiseen, kleine japanische Orte und das Meer lagen unter uns — im Sonnenschein. Vom Fuji-gipfel war aber nichts zu erblicken. Der Berg sah wie eine abgestumpfte Pyramide aus; die Wolken schnitten ihn scharf ab. Wir mußten wieder in den Nebel hinein und erreichten in einer Höhe von etwa 1900 m den ersehnten Schnee. Sein Anblick war eindrucksvoll. Nebel und Schnee zerfloßen in eins, es gab keine Grenzen. Der Schnee kam nicht allmählich wie bei uns im Hochgebirge. Er war plötzlich da. Die Schneedecke, 2—3 m stark, lag auf schwarzem Geröll und Sand. An den Stellen, wo sie jäh abbrach, glänzten die Steile wie Gletschereis. Holztrümmer lagen herum. Die Station 3, die san—g—me, war nicht mehr vorhanden. Jetzt erkannte ich die Situation. Die Schneemassen des

Fuji rutschen auf dem geneigten, losen vulkanischen Boden ab. Wie ein Eisstoß schiebt sich die ganze Masse hinunter — unaufhaltbar. Mächtige Grundlawinen vernichten alles, was ihnen in den Weg kommt. Sie finden aber nichts — nur die paar Steinhütten mit spärlicher Holzeinrichtung. Man trägt im Frühjahr Steine und Holz wieder zusammen und die Station wird wieder errichtet. Eisblöcke sind am Rande des Fuji-schnees wirt durcheinander geschoben, dazwischen Felsstrümmen.

Den Goriki gab es einen Ruck. Sie wollten nicht auf den Schnee. Obwohl sie noch nie am Fuji im Winter gewesen, wußten sie eine ganze Reihe von Gefahren aufzuzählen. Aber — „shikata ga nai — mairimas —“.

Eine Art Abfallrücken, eine Rippe auf der sonst gleichförmig geneigten Fläche, zog bergwärts. Auf dieser lugten hie und da Felsblöcke aus dem Schnee. Dieser Rücken war die Direktion der Goriki. Wir Schiläufer aber zogen auf Schiern in großen Serpentinaufwärts — endlos.

Wieder gab es eine Überraschung. Das Nebelmeer, die Wolkenbank um den Berg, lichtete sich vor uns und wir traten wie hinter einem Vorhang hervor ins Freie. Der ganze Fuji bis zur höchsten Spitze glitzerte und blühte im hellen Sonnenschein; darüber ein tiefblauer Himmel — eine andere Welt. Die Sonne sandte heiße Strahlen herab. Es war gegen 11 Uhr vormittag. Wir mußten essen und rasten. Die Station 6, der die Ehre unseres Aufenthaltes zuteil wurde, liegt 2840 m hoch. Die kleine Steinhütte ragte nur wenig aus dem Schnee, eine Unterkunft bot sie, wie alle Stationen im Winter, nicht. Eis und Schnee füllte ihren Innenraum.

Ich wollte nun auf den Fuji hinauf. Alle Verhältnisse schienen günstig. Nur die Zeit war knapp. Ich hoffte vor 3 Uhr nachmittags oben zu sein. Dann blieb allerdings zu wenig Tageslicht für die Rückkehr übrig. Wenn man aber nach rascher Abfahrt aus dem Schnee draußen war, mußte die Begrüßung auch in der Dunkelheit gesunden werden. Dazu hatte man doch die Führer. Ich verrechnete mich in allem.

Nunmehr beschleunigte ich das Tempo und war meinem weniger trainierten Begleiter bald weit voraus. Auf einer Felspartie traf ich mit einem der kräftigen jungen Goriki zusammen, der über Felsen und harten Schnee direkt emporgestiegen war. Weiter steigen wollte er nicht. Seine starken Strohsandalen, die gebräuchliche Fußbekleidung der Goriki, waren zerrissen. So hieß ich ihn warten und mich im Auge behalten; denn mütterseelenallein in dieser Eis- und Schneewüste zu bleiben, schien mir nicht ratsam.

Ich trachtete allein rasch anzusteigen. Der Berg wurde nun steil; ich schätzte 25—30°. Meine Schier zogen noch eine feste Bahn — die Sonne fiel aber schon schräger. Endlos schien die Lehne. Gegen 3 Uhr nachmittags erreichte ich die letzte, 9. Station unter dem Gipfel, 3600 m hoch. Hier übernachteten viele Pilger im Hochsommer, um vor Sonnenaufgang in etwa einer halben Stunde den Kratertrand zu erreichen. Dieser lag dicht über mir — ich sah alle Einzelheiten. Schneewirbel stiegen von den Fäden auf. Oben stürmte es gewiß tüchtig. Doch eine Wahrnehmung ließ mich erstarren: der Schnee vereiste, die Schier hielten nicht mehr auf der Steile. Ohne Eispichel und Steigeisen war ein Aufwärtskommen unmöglich. Ich mußte umkehren. Der schwerste Entschluß des Bergsteigers.

Im Eifer des Aufstieges hatte ich bisher immer nur nach oben geblickt, auf Schnee und Direktion geachtet. Ich schnallte die Schier ab und drehte mich jetzt um. Einen Moment stand ich wie geblendet, mein Herz fing zu klopfen an — so mächtig wirkte der Anblick.

Über der Erde lagert ein Wolkenmeer. Der göttliche Fuji allein ragt über die weiße Riesendecke, sieghaft steigt er über diese empor. Es ist, als wenn der Fuji erst aus den Wolken herauswache. Hier oben ist nichts vom Erdengetriebe zu merken. Die Aussicht ist gar nicht für Menschenaugen. Viele Hunderte von Metern gleitet der Blick über die glitzernde Schneefläche hinunter, die tief unten in den Wolken verschwindet. Der unab-

sehbarer weißer Steilhang scheint in die Unendlichkeit zu reichen. Über dem heiligen Berg wölbt sich die Himmelsdecke, dunkelblau, fast schwarz. Am Horizont dehnt sich in Augenhöhe eine leuchtende blaue Fläche, das Weltmeer, der Stille Ozean. Alles in Blau und Weiß. Es gibt keine anderen Farben im Himmel. Wunderbar still ist es oben, wenn flimmernde Sonnenstrahlen im Winter den Schnee des Fuji versilbern. So ist es im Himmel Japans. Ich stand lange und schaute und schaute wieder in diese überirdische Pracht hinein. Wer hat sie vor mir gesehen? Wer wird ihn nach mir sehen, den winterlichen Fuji, einsam über Wolken im Sonnenschein? —

Vorsichtig, mit dem Bergschuh notdürftig Stufen schlagend, stieg ich ab, bis ich den Schnee erreichte, den vereisten Hang überwunden hatte. Da lockte mich noch eine Seite des Berges gegen das Meer zu, wo die Strahlen der Sonne hinfielen. Ich spürte quer über den Steilhang. Der Kraterrand war hier ganz zerklüftet, in den Eisklüssen und Spalten glänzte grünblaues Licht. Ein Windstoß kam daher — ein Eishauch. Ich wurde erst jetzt der Kälte gewahr. Alles starrte in Eis, wohin keine Sonnenstrahlen fielen. Auch merkte ich den Einfluß der dünnen Luft in dieser Höhe. Jetzt hieß es nur rasch hinunter. Anfangs wieder ohne Schier, bald aber auf den Brettern. Der Schnee hatte sich aber schon mit einer Eiskruste überzogen, durch die man durchbrach oder auch nicht. Fallen durfte man nicht — man wäre sonst auf den Wolken gelandet. Einzelne Felsköpfe — dunkle Punkte — lugten aus dem steilen weißen Hang.

Bei einem Halt entdeckte ich unten meinen österreichischen Begleiter, der treu auf mich wartete. Die Gorikis waren längst abgestiegen.

600 m tiefer erreichte ich leichter fahrbaren Schnee und jetzt ging eine flotte Fahrt los. Bald traf ich Herrn von Krazer und wir ließen die Schier rennen. Der Schnee wurde immer weicher und besser. Es war ein Vergnügen, nach fast neunstündigem Aufstieg den langen Fuihang viele Kilometer weit hinunterzujagen. Dann fuhren wir in die Wolken wie in eine Wand. Es wurde dunkel. Eine lange Schneezunge gestattete uns über die Schneegrenze hinaus noch einige hundert Meter zu laufen. Wir mußten nun abschnallen und im Nebel über loses Gestein, schwarzen tiefen Sand zur Aufstiegsroute gelangen. Nach einiger Zeit und kräftigem Rufen trafen wir glücklich mit meinem Goriki zusammen. Rapid fiel die Nacht ein. Es zeigte sich, daß der brave Führer sich in der Lavawüste des Fuji doch nicht auskannte. „Niemand kennt sich aus“, meinte er schuldberührt und ergeben. Ich verzieh ihm also seine Unkenntnis.

Da leuchtete endlich ein kleines Licht auf — Tarobol! Wer mag denn dort sein? Sucht man uns schon? — Ein Journalist der *Wahi Shimbun* erwartete uns, um den ersten Bericht zu verfassen. Beim flackernden Licht meiner letzten Kerze schrieb er noch eifrig. Ich hatte protestiert, ganz oben am Fuji gewesen zu sein — aber der Goriki als Zeuge vernommen, behauptete steif und fest, er hätte mich doch am Kraterrand gesehen. Es half nichts, der Führer mußte es doch besser wissen. — Und so habe ich in den Zeitungen als Erster den Fuji auf Schiern bezwungen.

Marshall Rogi, Ehrenpräsident des Japanischen Skiklubs, dem ich persönlich berichten mußte, widmete mir ein Gedicht, das in der Zeitschrift 1932 als Abschluß meines dortigen Berichts abgedruckt worden ist.



# Als Bergsteiger und Schiläufer im fünften Kontinent

Von Franz Malcher, Zirl i. L./Baden b. Wien

## 2. In den Bergen Neuseelands

Ki te tuoho koc, me raanga tei tei.  
(Wenn du dein Haupt beugst, so sei  
es vor einem erhabenen Berg.)

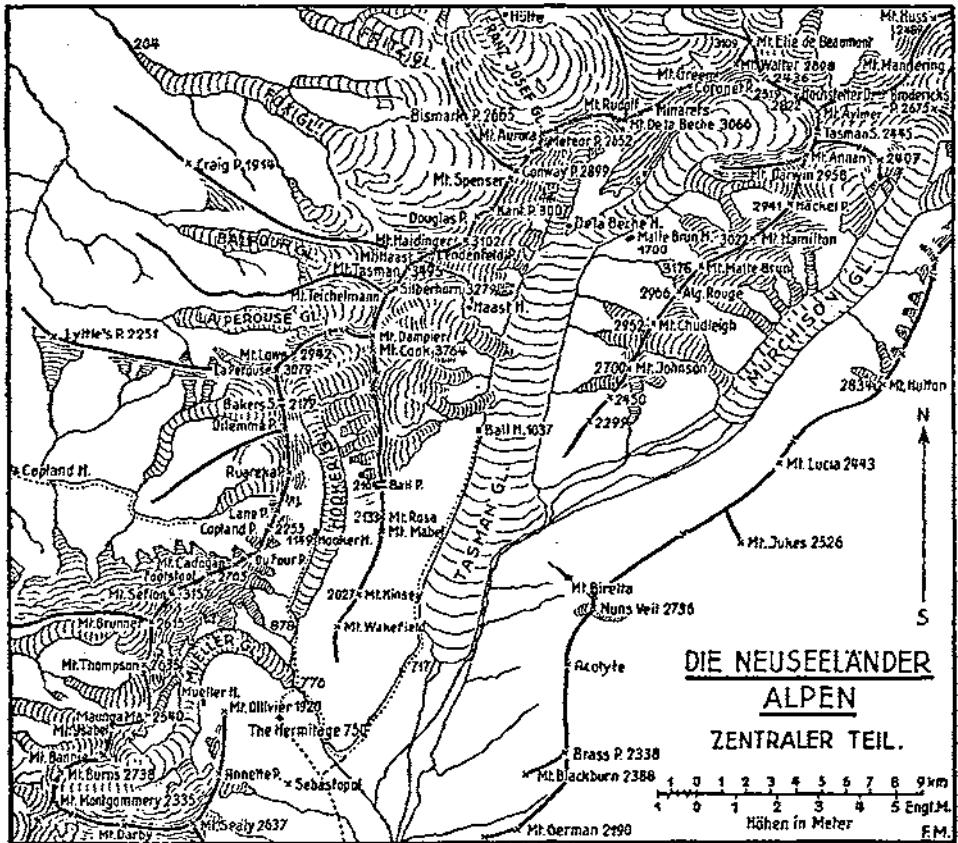
(Altes Sprichwort der Maori.)

W eihnachtstag 1913. — Der berühmte Bourke District weit drinnen im Nordwesten von Neu-Süd-Wales machte seinem Rufe alle Ehre: 49° C im Schatten; die Sonne blutrot im Zenit; ein schwerer Staubsturm legte über die ausgedorrte Ebene. Wir brachten eine Herde halbwilder Rinder zur Bahn. Die wenigen niederen Bäume mit ihren senkrecht gestellten Eukalyptusblättern spendeten keinen Schatten. Selbst das kümmerlichste australische Steppengras fehlte dem nach Regen lechzenden Boden. Die Hitze und die drückende Luft hatten die Tiere gezähmt, aber auch unsere Pferde und wir selber waren schlapp. Das bißchen Wasser, das jedes Pferd in einem Wasserfad um den Hals trug, war längst keine Erfrischung mehr, es diente bloß, um die Kehle vom ärgsten Staub zu reinigen. Die Orientierung war sehr oberflächlich, doch nachdem hier die Eisenbahn auf einer Strecke von 200 km in schnurgerader Linie ihren Weg über die kaum merklichen Bodenwellen zieht, so konnten wir nicht viel fehlgehen. — Und wir hatten Glück! Nach Stunden um Stunden mühseligster Arbeit erreichten wir endlich den Schienenstrang, zwar zwei Kilometer weit weg von der Haltestelle, aber froh, in der unbegrenzten Ebene einen Anhaltspunkt gefunden zu haben. Und dann hatte ein qualvoller Weg bald ein Ende.

Fünf Wochen später! Ich sitze mit meinem jüngeren Bruder Julius neben dem Steinmann auf dem blocküberfühten Gipfel des Mount Ollivier, 1920 m. — Vor mir erhebt sich der gewaltigsten einer, der Mount Sefton, 3157 m. Vom Muellergletscher weg, tief unter uns, baut sich seine breite Flanke in unheimlicher Steilheit über 2300 m hoch zu seiner silbernen Spitze auf. Hängegletscher reiht sich an Hängegletscher, die ganze Flanke ist eine zerborstene Masse von Eis. Dazwischen ziehen horizontal senkrechte Wandstufen, die nur mehr auf ein geringes Übergewicht zu warten scheinen, um sich über Hunderte von Metern hohe Felswände hinabzustürzen, um wieder Teil eines neuen sturzreifen Gletschers zu werden. Und tief unten zieht in ruhigen Bahnen der Muellergletscher zu Tal. Ein Bild würdig der Montblancgruppe. Die Stille um uns wird nur unterbrochen von dem Donnern der Eislawinen, die fast andauernd bald hier bald dort zu Tal stürzen.

Und nun sitze ich hier, und kann es kaum glauben, hier inmitten der Berge, meiner Berge, denn ich bin es, der aus totem Eis und Fels so Schönes für mein Herz formt, daß es aufjubeln möchte in seligem, wunschlosem Schauen. — Und wie ich lange so sitze und schaue, da schleicht sich langsam ein leises Bangen ein, denn mir fehlt der hundertmal erprobte Freund zur Seite. Und wie würde ich ihn brauchen, wenn ich diesen Eisriesen entgegentrete! Und verzagt muß ich eingestehen, daß ich mit meinem bergungewohnten Bruder die großen Fahrten nicht wagen kann. — Dann





wieder wandert mein Blick am Hauptkamm entlang zu zwar begehrenswerten, aber nicht so unnahbaren Nachbarn. Und ich ertappe mich, wie ich Anstiegsmöglichkeiten erwäge, vergesse meine Sorgen und werde ganz warm bei meinen Entdeckungsfahrten. Und im Schauen sind meine Gedanken auf einmal im sonndurchglühten Bourke, ich sehe mich auf der einsamen, aber abenteuerlichen Motorradfahrt über Walgett nach Sydney, auf 1000 km alle australischen Wegarten vom ausgetrochneten Flußbett und den kaum sichtbaren Wagen Spuren bis zu den geschotterten Landstraßen durchkosten. Dann die fünf Faulenzertage auf dem Dampfer nach Neuseeland und die Fahrt auf dem Motor zur Mount Cook Hermitage. Und nun sehe ich auf meinem ersten Berg in den Neuseeländer Alpen, neben einem richtigen, heimatisch anmutenden Steinmann. Und ich lasse mich von der Sonne liebkosen und wieder schaue ich hinüber zum Mount Sefton, zu seinem Nachbarn, dem Footstool, dann wandert mein Auge weiter nördlich zum Mount Cook, mit 3764 m der höchste Berg Neuseelands, dem die Maoris den sinnigen Namen Ho-Rangi, die Himmelswolke, gegeben haben. Abwärts vom Hauptkamm, erhebt er sich aus einem Guß, gewaltiger als alle anderen. Und weiter über Berge und Berge, eine Anzahl gletscherflantierter Spitzen, streift mein Blick, bis er sich in ferne Wolkenbänke verliert. — Dann findet er wieder zurück zum Sefton.

So liege ich, bis es wieder Zeit wird, an den Abstieg zu denken. Im Eilschritt geht es hinab und zwei Stunden später überschreiten wir die Schwelle des neuerbauten Regierungshotels „The Hermitage“, das trotz seiner Seehöhe von nur 750 m,

doch mitten im Herzen des zentralen Teiles der Neuseeländer „Southern Alps“ in hochalpiner Lage steht. Eine Autostraße bringt alles mögliche Volk herbei, Bergsteiger aber nur in verschwindender Zahl<sup>1)</sup>. Es ist das Verdienst der Regierung, welche die Sache vom Standpunkt des Fremdenverkehrs betrachtet, durch Aufstellung von Schutzhütten und Anlegen von Wegen sich den Dank der Alpinisten erworben zu haben.

Die Gletscher steigen an der Ostseite des Hauptkammes bis auf 700 m herab. Auf der Westseite, die niederschlagsreicher ist, enden sie gar bei 200 m ü. d. M. Sie reichen also 1000 bzw. 1500 m tiefer herab als unsere Alpengletscher. Dies charakterisiert auch das ganze Gepräge des Gebirges, welches trotz 1000 m niedrigerer Höhe einen Vergleich mit unseren Hauptgruppen nicht zu scheuen braucht. Der längste Gletscher, der Tasman-gletscher, übertrifft mit 28 km unseren längsten, den Mlettsch-gletscher, noch um 3 km<sup>2)</sup>. Einen großen Nachteil haben aber die Neuseeländer Alpen, nämlich, daß sie aus Sedimentgesteinen (Sonschiefer, Sandsteinen) aufgebaut sind, die an Bruchigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Auch landschaftlich reichen sie nicht an unsere Alpen heran, denn es fehlen die Wälder. Am Ostfuß des Gebirges erstrecken sich bloß spärlich mit Tuffolgras bewachsene Geröllfelder aus, die demnach auch ohne jegliche Kulturen sind. Es fehlt der Reiz des Ausblickes auf dunkle Wälder und besiedelte Täler. Nur an der westlichen Abdachung, zum Teil aus Granit und kristallinischen Schiefeln, gibt es immergrüne Waldbestände, Kulturen fehlen aber zur Gänze.

Drei Tage hält uns der Regen im Hotel gefangen, am 6. Februar endlich schaut es etwas verlockender aus. Das Wetter ist überhaupt selten beständig und so muß man vom Glück begünstigt sein, um die großen Fahrten durchführen zu können. Wir wollen nun das Gebiet des Tasman-gletschers kennenlernen und so ist die Ballhütte unfer nächstes Ziel. Am alten, nun ausgedienten Hotel vorbei, führt uns eine schwankende Seilbrücke mit nur einem Laufbrett, die nicht jedermanns Sache ist, auf die andere Seite des Hookerflusses. Den grauen, schäumenden Wellen folgen wir, bis das Ende des Sporns erreicht ist, der unser Tal vom Tasmantal trennt. Dann biegen wir in den breiten, geröllersfüllen Boden des letzteren ein und erreichen fast eben das Ende des T a s m a n g l e t s c h e r s, der hinter einer mächtigen Stirnmoräne ganz unter Schutt vergraben ist. Wir sind hier erst 700 m hoch. Langsam steigt der Weg im tiefen Tal zwischen der rechten Seitenmoräne und den steilen Bergflanken an. Bei einer kleinen Lade, dem Blue Lake, finden wir Töpfe, Schalen, Tee und Zucker, denn dies ist der übliche Rastplatz. Auch wir folgen gerne dem frommen Brauch und erfreuen uns des heißen Tees. Sehr gut schmecken dazu die Stachelbeeren von Sträuchern, die Rev. Green gelegentlich seiner Erstleistungsversuche des Mount Cook vor 32 Jahren gepflanzt haben soll. Dann windet sich der Weg durch dorniges Gestrüpp, „Wild Irishman“ genannt, und manns hohe, unangenehme Stacheln des spanischen Graßes. Die hohe Seitenmoräne zur Rechten verschließt jede Aussicht. Wir sind froh, als wir nach 5stündiger Wanderung die offene B a l l h ü t t e, 1037 m, erreichen.

<sup>1)</sup> In Christchurch hatten wir erfahren, daß der Neuseeländer Alpen-Klub nach den ersten erfolgreichen Jahren, in denen er von 1892 bis 1895 sogar eine gute Zeitschrift herausgegeben hatte, an Interessenlosigkeit dann eingegangen sei. Wie es so landesüblich ist, wurden wir von der „Christchurch Sun“ interviewt, aber trotzdem wir nicht in die Zeitung kommen wollten, konnte ich mich doch nicht zurückhalten, so sagen, wie enttäuscht wir sind, daß der N. S. Alpine Club nicht mehr besteht. — Nach dem Kriege ist der Klub neu gegründet worden und entwickelt nun eine anerkanntswerte Tätigkeit. — Einige erstklassige Bergführer stehen zur Verfügung, die sich aus eigenem herangebildet haben, wobei sie die von englischen Bergsteigern mitgebrachten Führer, wie Boff, Rauffmann, Zurbriggen und Rain als Vorbilder nehmen konnten. — An Karten kommen nur die der Landesaufnahme 1:63 360 in Betracht, welche aber im Gebirgstheil nur einer Skizze ohne Geländedarstellung entsprechen.

<sup>2)</sup> Im übrigen sei auf den Teil Neuseeland in N. v. Lendenfelds Buch: Australische Reise, 2. Aufl., Innsbruck 1896, und die Abhandlungen in unserer Zeitschrift 1889 (Lendenfeld) und 1897 (Kronecker) verwiesen.

Die Hütte ist, wie alle Hütten in diesem Gebiete, ebenfalls von der Regierung erbaut. Sie ist ganz aus Wellblech, dient daher nicht zur Verschönerung der Landschaft, ist innen mit Linoleum verkleidet und hat, da nur wenige armselige Sträucher in der Umgebung wachsen, einen guten Petroleumherd. Quelle ist keine vorhanden, aber das Regenwasser des Eisendaches wird, wie überall in Neuseeland und Australien, in einem großen Wellblechbehälter aufgefangen und dürfte bei den hiesigen Witterungsverhältnissen wohl kaum jemals zu wenig werden. Am Ende der Sommerreisezeit wird dann das Wasser abgelassen. Auch Proviant in Form von Konserven ist in reicher Auswahl vorhanden, eine Abrechnung erübrigt sich, denn die wenigen Besucher sind alle auf das Hotel als Standquartier angewiesen, wo die Pensionsgebühren weiterlaufen, ob man sich im Hotel oder auf den Hütten selbst verpflegt.

Für den nächsten Tag haben wir vor, den Endgipfel des Malte-Brun-Kammes zu ersteigen, von dem wir uns einen guten Einblick in das Gebiet des Lasman- und des Murchison-Gletschers erhoffen, und so steigen wir noch auf die aus großen Blöcken bestehende Moräne und halten Umschau. Dann kehren wir zur Hütte zurück und legen uns auf die kabinenmäßig übereinander liegenden Lager. —

Beim Beginn der Dämmerung verlassen wir um 4 Uhr 30 Min. unsere Hütte. Leichte Nebel bilden sich über dem Gletscher und an den unteren Berghängen, doch hindern sie uns nicht, unseren gestern ausgehedten Anstiegsweg zu finden. Mühsam ist die Überquerung des auch hier, 10 km von seinem Ende, noch zum größten Teil mit Schutt überdeckten Gletschers. Doch nach einer Stunde haben wir den jenseitigen Rand des hier 2 km breiten Lasman-Gletschers erreicht. Die Sonne ist mittlerweile aufgegangen und durch die Nebel erstrahlen die Eishänge des Mount Cook im ersten Frührot. Hinab geht es ins tief eingeschnittene Moräental und dann heißt es die steilen Grashänge hinansteigen. Ein Schwarm der großen schönen Raubpapageien, der Keas umkreist uns unter wildem „Kea-Kea“-Geschrei. Rasch gewinnen wir an Höhe und als wir eine Vorkuppe im Südwestgrat unseres Berges erreichen, da tauchen wir in herrliche Sonne, die uns zu halbständiger Rast verleitet. Unser erster Blick ist nach Osten, wo jenseits des 3 km breiten Geröllbettes, durch das sich der Abfluß des Murchison-Gletschers seinen Weg bahnt, die Liebigkette mit ihren vielen noch unerstiegenen Gipfeln emporragt. Nun folgen wir dem Grat in brüchigem Fels, aber die Schichtung ist nicht ungünstig, so daß uns keine ernstlichen Hindernisse in den Weg treten. So erreichen wir den Vorgipfel und nach einer halbständigen, leichten Kletterei in neuschneebedecktem Fels die *u n b e n a n n t e S p i z e*, den P. 7542, 2299 m, der bisher noch nie besucht worden war. Um 11 Uhr lassen wir uns zu wohliger Rast nieder. Kein Wind und die herrliche warme Sonne! Die Rundsicht ist prachttoll und besonders fesselt uns die Mount-Cook-Kette. Wir sind froh, daß wir für heute diesen freistehenden Gipfel gewählt haben. Zwar hatte ich gehofft, daß wir unsere Wanderung bis zum Mount Johnson, 2700 m, fortsetzen würden können, aber für heute wäre es zuviel. So halten wir lange Mittagsrast, brauen uns viele Schalen Tee und erfreuen uns der Aussicht. Und während mein Bruder einen Steinmann baut, betrachte ich immer wieder den Grat zum Mount Johnson, der  $2\frac{1}{2}$  km nordöstlich von uns liegt. Am halben Weg trägt er eine ausgesprochene Erhebung und die lockt mich; und ich wäge ab, ob ich nicht wenigstens so viel Zeit habe, um zu ihr zu gelangen. Und als ich einen ganz leichten Abstieg nach Norden für meinen Bruder erkunde, da mache ich mit ihm aus, daß er mich bei einem kleinen, tief unten liegenden Seelein, das so verlockend heraufgrüßt, erwarten soll.

Um 12 Uhr 40 Min. springe ich über Fels und Schutt hinab auf ein Firnfeld, das in einer Einbuchtung des Grates eingebettet ist. Jenseits geht es steil hinauf; der Grat ist anfangs breit und leicht, doch dann folgen einige Türme mit recht brüchigem Fels, dazwischen tief eingeschnittene Scharten, die mich nur langsam vordringen lassen.

Doch endlich bin ich am Massiv meines Berges. Der Neuschnee wird nun im brüchigen Gestein unangenehm, doch ich haste weiter über den schmalen Grat. Das Glück ist mir hold und ich entdecke eine nach Westen abstreichende, wahrscheinlich gut gangbare Rinne, die mir viel von meinem Rückweg ersparen wird. Die Kletterei bringt mich rasch höher und bald ist ein Vorgipfel erreicht. In bunter Reihenfolge wechselt Firn mit loderem Blockwerk und endlich habe ich mein heutiges Ziel erreicht. Es ist 2 Uhr 5 Min. Auch dieser Gipfel ist namenlos.

Nach Uneroidschätzung bin ich 2450 m hoch, so daß mein Berg wohl derselbe ist, den Lendenfeld auf der Karte in seinem Buch „Die Hochgebirge der Erde“ mit 2465 m vermessen hat. Die Aussicht ist noch umfassender als von unserem P. 7542 (Fuß) und besonders schön sind die Blicke in die Eisflanken der Mount-Cook-Kette, für die man kaum einen besseren Standplatz finden könnte. Der Glanzpunkt ist der Hochkletter Gletscher<sup>1)</sup>, der sich aus dem vom Mount Cook und Mount Tasman, 3495 m, eingeschlossenen Eisbeden in fast 1000 m hohem Eisfall in blendend weißen Rastaden auf den Tasmangletscher stürzt und als weißglänzender Eisstrom erst 10 km unterhalb des Zusammenflusses beider Gletscher unter den Schuttwogen des weitaus mächtigeren Tasmangletschers verschwindet. Vom Mount Tasman, dem formenschnöden, reinen Eisberg, zieht sich der Hauptkamm der Neuseeländer Alpen in nordöstlicher Richtung über einige Dreitausender, dann werden die Gipfel niedriger, erreichen nur mehr die Höhe von 2600 m, aber sie alle entfenden ihre Gletscher als zerborstene Eisströme hinab zum Tasmangletscher. Nach Entsendung des Rudolfgletschers erreicht die Kammhöhe im Mount De la Beche und den Minaret-Peak für eine kurze Strecke wieder 3000 m, fällt dann bis auf 2500 m, um endlich im Mount Elie de Beaumont im obersten Tasmanfirnbeden zum letztenmal über 3000 m anzusteigen. Die Berge, die ich im Osten sehe, sind zum größten Teil alpines Neuland: begehrenswerte, stark vergletscherte Gipfel. Den Süden schließen die letzten Ausläufer der Liebigkette und im Westen, über die niederen Ausläufer des vom Mount Cook südlich streichenden Rammes, ragt stolz der Mount Sexton als kühnes Horn in die Lüfte. Noch weiter südwestlich wieder ein Meer von unbekanntem, verfirnten Bergen. Über unseren P. 7542 (Fuß) blicke ich hinaus auf die scharfe Abgrenzung zwischen der dunklen, schuttbedeckten Zunge des Tasmangletschers und den von milchigen Wasseradern durchzogenen Geröllfeldern, die unterhalb der großen Stirnmoräne das breite Tal zur Gänze ausfüllen. — In unbeschränkter Fernsicht liegt der Hauptteil der Neuseeländer Alpen vor mir ausgebreitet und da ein Tag wie dieser, fast windstill, und ohne eine Wolke am Himmel, in diesem Gebiete, das von beiden Seiten vom Meer bestrichen wird, ein Göttergeschenk ist, so nehme ich ein Rundbild in sechs Bildern auf, das die ganze Mount-Cook-Kette umfaßt. — Eine wundervolle, viel zu kurze halbe Stunde halte ich Rast auf meinem jungfräulichen Gipfel, den ich natürlich mit einem Steinmann kröne, dann muß ich aber von meiner Sinne scheiden und steige über den Grat zurück bis zu einer der tiefsten Scharten, wo ich mich der beim Aufstieg erspähten Rinne anvertraue. Kurze Kletterei bringt mich zu einer Schmeerinne und dann geht es in schöner Fahrt rasch tiefer. Scharf links haltend quere ich über Rippen und Grashalden und dann stehe ich bei der kleinen Wasserlade, wo mein Bruder schon auf mich wartet. Es ist 3 Uhr 20 Min. Im kalten Wasser des von einer eiszeitlichen Seitenmoräne aufgestauten Seeleins, etwa 450 m über dem jetzigen Gletscher, nehmen wir ein herrliches, erfrischendes Bad und lassen uns, während wir unseren letzten Provi-

<sup>1)</sup> Die vielen deutschen Namen, die, und das muß man den Neuseeländern hoch anrechnen, auch trotz des Weltkrieges beibehalten wurden, verdanken ihre Namengebung den ersten Erforschern der Neuseeländer Alpen, vor allem Julius von Haast, der in jahrelanger Arbeit, von 1862 an, das damals ganz unbekanntes Gebiet ersorgte und kartographisch aufnahm, und R. v. Lendenfeld.



Mount Cook und Hochstetter Eisfall von der unbenannten Spitze 2450 m im Malte-Brun-Ramm



Blick vom Mount-Darwin-Westgipfel auf Mount Cook (Gipfel im Nebel) und Mount Tasman  
In der Mitte der Tasman-Gletscher



Mount Seston  
von der unbenannten Spitze 2450 m im Malte-Brun-Ramm



Mount Haidinger — Mount Jervois von der unbenannten Spitze 2450 m  
im Malte-Brun-Ramm. Unten: Der Lasmangletscher



Blick vom Mount Darwin auf Mount Elie de Beaumont



Mount Seston und Footstool vom Mount Ollivier



ant verzehren, von der Sonne trocknen. Eine Stunde vergeht, dann erreicht uns der Schatten des Mount-Cool-Rammes und so steigen wir die steilen Schutt- und Grashänge hinab zum Gletscher. Und mühsam geht es wieder von Block zu Block, bergauf, bergab, bis wir endlich auf der jenseitigen Moräne stehen. Verwundert blicken wir auf sieben Pferde, die unten bei der Hütte grasen. Eine bequeme Turistenpartie mit Führern ist eingetroffen, um am nächsten Tag eine kleine Gletscherwanderung zu unternehmen<sup>1)</sup>. Am Abend sind die Reas besonders zudringlich und als einer der Führer eine brennende Kerze vor die Hütte stellt, da führen die Reas einen Tanz um diese auf, wobei sie abwechselnd die flackernde Flamme peden und scheinbar sehr verwundert über die unerklärliche Hitze, den Schnabel zurückziehen. Lange schauen wir ihnen zu und ergötzen uns an ihrer Neugierde, bis sie sich langsam ins Dunkel der Nacht verlieren. — Die Hütte ist geräumig, nichts stört uns in unserem tiefen Schlaf. Am nächsten Morgen wollen wir über den Ballpaß, aber die Wolken jagen über die Berge, das Wetter wird zusehends schlechter, so wandern wir wieder zurück zur Hermitage, wo inzwischen unser dritter Reisegenosse, Herr *Edward Ranft* aus Leipzig, mit dem wir uns in Sydney verabredet hatten, eingetroffen ist.

Die folgenden Tage prasselt der Regen in Strömen nieder, heulend fährt der Sturm, in dessen Klänge sich lang rollende Donner vermischen, durch das Tal. Am 12. Februar heitert es sich etwas auf, so daß ich mit meinem Bruder beschließe, den *Footstool*, den eisgepanzerten Nachbarn des Mount Seston, anzugehen. Um 1 Uhr 40 Min. früh verlassen wir das Hotel. Durch leichte Wolken scheint der Mond, so daß wir Licht genug für unseren Weg haben. Über Gras und grobes Geröll, dem unangenehmen „Spanischen Gras“ vorsorglich aus dem Wege gehend, erreichen wir pfadlos steil ansteigend das Ende des *Sewaeagle Gletschers*, der vom *Footstool* herabkommt und halten uns an dessen linkem Ufer. Schon lange sind wir im Mondschatten und als dunkle Felsen sich uns in den Weg stellen, schalten wir an ihrem Fuße eine halbstündige Raft ein, um auf das erste Tageslicht zu warten. Und als es langsam heller wird, da entdecken wir, daß rund um uns die kleinen, etwas gelblichen Sterne des Neuseeländer Edelweises erblühen. Dann steigen wir auf einer Rippe über die Felsen leicht aufwärts. Im Haupttal bilden sich Nebelschwaden, die sich langsam zu einer Wolkendecke verdichten. Als wir gegen 7 Uhr den Südostgrat des *Footstool* erreichen, hat das steigende Nebelmeer uns eingeschlossen. Wir verfolgen den versirnten Grat, bis ein Bergschrund uns den Weg versperrt. Der warme Regen der vergangenen Tage hat die einzige steile Schneebrücke vollständig durchweicht, in der Nacht hat es auch nicht gefroren und so sinkt der Pidel bis zur Haue ein, so daß sie heute als Übergang nicht in Betracht kommt. Vergebens wandern wir am Schrund entlang, um einen Durchstieg zu finden, dann aber lockt uns die wohligerwärmte Nebel-sonne im Verein mit einer riesigen Felsplatte, zuzuwarten in der Hoffnung, daß die Sonne den Nebel auffaugt. Als wir wieder freieren Ausblick haben, entdecken wir nur eine Möglichkeit, weiter zu kommen: südlich vom Grat, wo sich die untere Lippe des Bergschrundes fast ganz an die 4 m höhere, senkrecht aufragende obere anlehnt. Doch das Wetter ist alles eher als verheißend und so kehren wir nach einem kurzen, aber köstlichen Schläfchen auf einem durchwärmten Felsblock um und erreichen das Hotel gerade zur Zeit, um beim Nachmittagsstee den Kuchenteller zu leeren.

Wider Erwarten ist der nächste Tag schön und so sind wir bald wieder auf dem Wege zur *Ballhütte*, diesmal mit Freund *Ranft*. Zeitlich am folgenden Morgen verlassen wir die Hütte und folgen dem *Tasmangletscher* talauf, denn die 12 km weiter oben gelegene *Malte-Brun-Hütte* ist unser heutiges Ziel. Die Mittelmoränen werden immer kleiner, der Gletscher zeigt nun schon allenthalben

<sup>1)</sup> Jetzt ist eine Autostraße zur Ballhütte im Bau.



blankes Eis, die Spalten liegen frei und so bedeutet es nur eine etwas zeitraubende Abwechslung, als wir dort, wo der Rudolfsgletscher einmündet, nicht den günstigsten Weg finden und uns durch ein Spaltengewirr durchwinden müssen. Prächtig sind die Blicke auf den Hauptkamm, besonders schön der Mount De la Roche zur Linken. Endlich haben wir die Höhe der Malte-Brun-Hütte erreicht; da verlassen wir den Gletscher, steigen hinauf auf die linke Seitenmoräne und blicken mit gemischten Gefühlen hinab auf das 80 m tiefer liegende Moräental, durch das der Abfluß des Malte-Brun-Gletschers seinen Weg nimmt. Bald sind wir unten beim Bach, dann heißt es aber, die verlorene Höhe wiedergewinnen und noch 100 m höher hinauf zur Hütte anzusteigen. Leider sind wir dort nicht allein und die kleine Hütte ist überfüllt. So wird für uns von anwesenden Führern ein Selt aufgeschlagen. Die 1700 m hoch gelegene Hütte entschädigt durch eine wundervolle Aussicht den sauren Anstieg. Nachmittags liegen wir in der Sonne und blicken hinüber auf Berge und Gletscher der Hectorkette.

So ziemlich ausgeschlafen steigen wir am 16. Februar um 4 Uhr 50 Min. hinab zur Moräne. Der Mount Darwin, der das oberste Beden des Tasmangletschers im Süden abschließt, ist unser heutiges Ziel. Der bisher einzige Anstieg führt über den Westgrat, daher schlage ich vor, uns die Nordseite anzusehen. Auf dem hier fast spaltenlosen Tasmangletscher wandern wir an der Mündung des Darwingletschers vorbei, um den langen Westsporn des Mount Darwin herum.

Vor uns kommt ein steiler, plattiger Felsgrat herab, der bis auf eine Stelle hoch oben nicht schlecht aussteht. Es ist die vom westlichen Vorgipfel des Mount Darwin nordwestlich abtreifende Rippe. Ich mache den Vorschlag, sie anzupaden. Die Steigeisen helfen uns das unterste Stück rechts vom Grat auf steilem Gletscher umgehen, dann folgen wir den Felsen. Stellenweise vertauschen wir sie mit steilen Firnhängen, in die ich leichte Stufen trage. Ziemlich rasch kommen wir vorwärts, denn während mein Bruder, von Ranst gesichert, als letzter ansteigt, bin ich schon auf dem Weiterweg. Platten, Wandstellen und Firn wechseln ab, bis wir endlich vor dem 100 m hohen, glatten Wandgürtel stehen, der den Grat unterbricht. Verlockend schaut die Wand nicht aus, doch am ehesten scheint es rechts möglich zu sein, so schlage ich Stufen über eine jäh abschließende Rinne und folge einem Felsband, vielleicht 50 m schräg rechts aufwärts von der Gratkante zu einer kleinen Kanzel. Es ist 8 Uhr 45 Min. und da gerade die Sonne um die Ecke lugt und meine Füße etwas Wärme vertragen können, so halten wir eine einstündige Frühstückspause. Dann rüsten wir uns zu schwerer Arbeit. Der Fels ist ausnahmsweise ziemlich fest, doch gibt es überall leicht gelagerte Blöcke, die vorsichtig behandelt werden müssen. Gerade aufwärts geht es in einer Verschneidung bis 30 m ober unserer Kanzel, dann suche ich den Weiterweg nach rechts. Nach einigen Metern sehe ich links ober mir eine Höhlung, von welcher der Ausstieg nach links hinaus möglich scheint. Bald bin ich in der Höhlung, die eigentlich ein überdachtes Band ist. Hier lasse ich Ranst nachkommen, doch da der Platz klein ist und ich Gewißheit über den Weiterweg haben will, so muß mein Bruder mit dem Nachkommen warten. Ich trete nach links in die Wand hinaus, dann geht es schräg rechts über steile Platten. Da mir der nun einzuschlagende Weg klar ist, ich aber keine Sicherungsmöglichkeiten finde, lasse ich meinen Bruder zur Höhle nachkommen. Mit der ganzen 30-m-Seillänge erreiche ich nun einen guten Stand, so daß wir bald wieder vereint sind, 15 m weiter und ich bin auf der Grathöhe. Schutt und Firn leiten uns zu einem zweiten, niedrigeren Wandgürtel, der 30 m gute Felsen hat, ganz zum Schluß aber eine sehr schwere, flache Verschneidung in den Weg stellt. Doch auch dieses Hindernis wird überwunden, wir stehen wieder auf der Gratrippe, die nun steil, aber ohne ernstliche Hindernisse rasch emporleitet. Eine lange Stufentreterei und um 1 Uhr erreichen wir den Punkt, wo unser Grat mit dem Westgrat zusammen trifft. Über weit weg noch erscheinen drei Spitzen, von denen ich hoffe, daß die nächste



auch der Gipfel sei, und da meine Gefährten nicht zu bewegen sind, den errungenen Platz aufzugeben, so gehe ich nach 10 Minuten allein weiter, denn mir den ersten anständigen Neuseelandgipfel entgehen zu lassen, bringe ich nicht übers Herz. Unbeschwert eile ich nun vorwärts, doch bald wird mir zur Gewißheit, daß der am weitesten weg liegende Gipfel der höchste sein muß. Bald ist eine Graterhöhung erreicht und weiter klettere ich die steilen Felsen hinan zum Westgipfel. Hier sehe ich, daß mich noch ein langes Stück über den Mittelgipfel vom Hauptgipfel trennt; doch jetzt bin ich auf dem Weg! Es ist ein fröhliches, sorgloses Turnen über den Grat, der dann in eine scharfe überwächtete Firnschneide übergeht. Die frischte alte Erinnerungen auf, so genieße ich trotz der Hast das Wandern über den Himmelsweg. Links zieht steiler Firn zu Tal, aber rechts, wenn die Wächten den Blick freigeben, da gleitet das Auge über die haltlosen Eishänge, die zur Tiefe schießen, dem Darwingletscher zu. Dann ist der Mittelgipfel erreicht und leichter geht es über den breiter werdenden Kamm zur Firnspitze des *Mount Darwin*, 2961 m. Es ist 2 Uhr 20 Min.

Während ich einige Bissen in den Mund schiebe, macht mein Auge die Runde von Berg zu Berg. Und wie gebannt bleibt es plötzlich haften: Im Westen zwischen *Mount Green* und *Coronet Peak* blicke ich auf das Schuttbett eines großen Flusses und sehe seine Mündung ins Meer. Und, kaum will ich es glauben, aber ich sehe deutlich große Wellen, wie sie ganz langsam in der ganzen Breite gegen den Strand anrollen. Woge auf Woge sehe ich und dahinter, überraschend hoch, steht der Horizont des Meeres. Der Fluß ist der *Waikohufluß*, der dem *Franz-Josef-Gletscher* entspringt. — Nördlich von mir steht ein breiter, prächtiger Firnberg, der *Mount Elie de Beaumont*, 3109 m. Im Nordosten aber reiht sich ein fast unbekanntes Gebirge, stark vergletschert, dessen Ausdehnung ich nie so gewaltig vermutet hätte. *Claffen-* und *Godleygletscher* erschließen hier ein ganz neues Gebiet. Wo ich hinblide, ist es überall wunderbar schön. Dadurch, daß der *Mount Darwin* abseits vom Hauptkamm und doch wieder nicht zu weit weg steht, sind die einzelnen Blicke besonders malerisch. Die *Malte-Brun-Kette*, zu der auch mein Berg gehört, zeigt von hier aus gesehen viel mehr nackten Fels als irgendein anderer Teil der zentralen Alpen, und der *Malte-Brun* selber ist trotz seiner 3176 m ein gewaltiger rotbrauner Bergkloß; die Westwinde verlieren eben den größten Teil ihrer Feuchtigkeit schon an der gleichhohen Hauptkette. — Und wieder ergebe ich mich der unbegrenzten Schau und bedaure nur, daß meine Zeit so beschränkt ist, um mich an diesem Sonnentag satt sehen zu können. Dann blicke ich wieder hinüber zu den Wogen, die noch immer gleichmäßig anrollen und in mir ein Gefühl unendlicher Ruhe auslösen.

Viel zu rasch sind die 20 Minuten verstrichen, die ich mir als Gipfelrast versprochen habe; schnell mache ich noch einige Aufnahmen, dann heißt es aber laufen, denn es ist ohnedies schon spät. Und in Eilschritten laufe ich über den Firngrat, leuche hinauf zu den Nebengipfeln, lasse mich mehr über die Felsen fallen, als daß ich klettere und so stehe ich schon 20 Minuten später bei meinen Gefährten. Dann folgen wir dem Westgrat, dem Weg *Kroneders*<sup>1)</sup>, der sich als leicht entpuppt, und so verlieren wir rasch an Höhe. Bis zum letzten *Grataufbau* treibe ich vorwärts, doch da auch hier keine Schwierigkeiten zu sein scheinen, so schalten wir eine kurze Rast ein. Um den Gipfel des *Mount Cook* weht sich leichter Dunst und die Berge dahinter verschwinden in den ersten Anzeichen schlechten Wetters. Nach einer Steilstufe verfolgen wir den nun flacher werdenden Rücken und fahren schließlich über Schnee ab zum Zusammenfluß des *Darwin* mit dem *Tasmangletscher*. Über scharfkantigen *Moränenschutt* gelangen wir auf den *Gletscher* und westlich hinaus durch ein Spaltengewirr, das von oben nicht gerade verlockend ausgesehen hatte, doch in der Folge keine besonderen Schwierigkeiten bietet,

<sup>1)</sup> Zeitschrift des D. u. S. V. B. 1897, S. 24 ff.

auf die Mitte des Eismangletschers. Schwer wird uns der letzte, endlos scheinende Anstieg vom Gletscher zur Malte-Brun-Hütte, wo wir um 7 Uhr abends eintreffen. Bloß einen Kuristen mit seinem Führer treffen wir an.

Am nächsten Morgen sind alle Berge in leichten Dunstschleiern eingehüllt und am Gletscher liegt Nebel, der langsam zurückweicht. Wir verlassen die Hütte und 4 ½ Stunden später erreichen wir die Ballhütte und in weiteren 4 Stunden rüden wir im Hotel ein, wo ich einen alten Bekannten, den aus Nahwald an der Rag gebürtigen Konrad Rain antreffe, der seit einigen Jahren schon in dem Kanadischen Felsengebirge als Bergführer tätig ist und nun mit einem jungen Kanadier die Neuseeländer Berge aufsucht. — Hier erfahren wir von Mr. S. King, daß er mit dem Führer Thomson 8 Tage vor uns unseren Anstieg mit Abweichung weiter rechts im Wandgürtel, durchgeführt hat. — Die folgenden 2 Tage herrscht rasender Höhensturm, doch am 20. Februar ist halbwegs schönes Wetter. Wir wandern zu dritt in 2 Stunden zur Hooperhütte, 1149 m<sup>1</sup>), die in schöner Lage am Rechtsufer des Hooper-Gletschers liegt.

Am Nachmittag steige ich hinauf zum Coplandpaß, 2255 m, um für den nächsten Tag eine Bergfahrt auszufundschaffen. Allein und mit ganz leichtem Rucksack gewinne ich rasch an Höhe. Über den steilen, aber leichten Rücken, der zum kleinen Gletscher unter der Scharte führt, leitet mich stellenweise ein Steiglein. Um für den Morgen Arbeit zu sparen, lege ich meine Trasse in schönen Stufen durch die Spalten des steilen Gletschers. Nach zwei Stunden stehe ich auf dem aus großen Felsblöden bestehenden Paß, von wo sanft geneigte Hänge nach Westen führen. Es ist der kürzeste Übergang vom Mount Cook District nach Westland. — Aus dem Coplandtale im Westen steigen Wolken, das nahe Meer bleibt unsichtbar, doch der Mount Cook, der von hier einen überwältigenden Eindruck macht, ist frei. Langsam lösen sich auch die Nebel vom Kamm, der nach Süden zieht, der Footstool wird sichtbar und dahinter der Mount Sefton. Ich hatte gehofft, daß es uns vielleicht möglich sein wird, einen der Gipfel im noch unbegangenen Verbindungsgrat zum Footstool zu ersteigen und ich bin freudig überrascht, als ich entdecke, daß der ganze Grat kaum besondere Schwierigkeiten bieten dürfte. Vielleicht gelingt es uns, bis zum Footstool zu kommen, dann könnten wir von ihm den Weg nach Südosten nehmen und im Abstieg den Bergschlund überspringen, der uns bei unserem Versuche vor einer Woche im Verein mit dem schlechten Wetter zum Rückzug bezogen hatte. Nach einstündiger Sonnenrast klettere ich zurück zum kleinen Gletscher, über den ich neben meiner Anstiegs spur, um sie für morgen zu schonen, vorsichtig absteige. Drei Viertelstunden später bin ich bei der Hütte. Auch hier gibt es Rea-Papageie, die unter mörderischem Geschrei frech bis zur Hüttentür heranhüpfen, als ob sie in diesem erklärten Naturschutzpark sich ihres Lebens sicher gewußt. Doch die Nacht bringt die ersehnte Ruhe.

Am 21. Februar steigen wir um 4 Uhr früh zum Coplandpaß auf. Das letzte Viertel des Mondes leuchtet uns über die ersten Schutt- und Grashalden. Dann kommt das Licht des anbrechenden Tages und später steigt die Sonne dunkelrot, doch ohne Wärme zu spenden, hinter langen Wolkenbänken auf. Meine Stufen im Gletscherfirn leisten uns gute Dienste und so erreichen wir um 6 Uhr 10 Min. den Coplandpaß, wo wir uns im Windschatten eine viertelstündige Rast gönnen. Das Wetter schaut nicht vielversprechend aus. Dunst liegt über allen Bergen und der untere Verlauf des grünen Coplandtales liegt im Nebel vergraben.

Aber Geröll und Schnee geht es hinüber zum nahen Figheraldpaß und über leichte Felsen auf die erste ausgesprochene unbekanntegipfelbildung, nach

<sup>1</sup>) Seither sind Hütten am Mount de la Beche, am Haast Ridge, am Mueller- und am Franz-Josef-Gletscher und im Coplandtal entstanden.

Aneroidshöhe 2378 m, die noch unerstiegen ist und die wir daher mit einem Steinmann zieren. Es ist 7 Uhr. Nach kurzer Rast klettern wir ohne Schwierigkeiten anzutreffen über loses Blockwerk weiter, erreichen eine halbe Stunde später den *Dufoupeak*, 2392 m (Aner.), der schon von Südosten erstiegen worden ist, und wo wir wieder 5 Minuten verwenden, um einen kleinen Steinmann zu hinterlassen. Nun halten wir uns mehr an den Firngrat, der uns schneller vorwärts bringt als die brüchigen Felsen zur Rechten auf dem nun breiten Kamm. Die Kletterei wird wieder abwechslungsreicher als wir bei einigen Nächten auf die Felsen zurückkommen. Die Sättel sind nicht zu tief eingeschnitten, so daß wir kaum viel an Höhe verlieren. Und doch wird es 9 Uhr bis wir auf dem *Cardogan Peak*, 2438 m, stehen, wo wir die Ruinen eines Steinmanns antreffen, den wir wieder aufbauen. Um 10 Uhr verlassen wir unsere Spitze; ein besonders brüchiger Grat führt uns zum Firnsattel vor dem *Footstool*, von wo an wir uns wieder in begangenen Terrain befinden. Der steile Firn erfordert einige Stufen, auf Felsen folgt ein Gang über einige Firnspalten, dann bleiben wir dem Fels- oder besser Schuttgrat treu bis zum Gipfel des *Footstool*, 2765 m. Der höchste Punkt liegt etwas weiter südwestlich, so daß wir auch noch da hinüber über den scharfen, aber losen Grat klettern. Es ist 11 Uhr 45 Min. Da aber dort zu wenig Platz für uns drei ist, so kehren wir wieder zu unserem ersten Punkt zurück. Großartig ist der Blick hinüber zum steil sich ausschwingenden, abweisenden Seston. Aber auch die Blicke zum *Mount Cook* und zum *Mount La Perouse* sind, soweit wir durch die sich nun überall bildenden Wolken wahrnehmen können, nicht minder schön. Nach Südosten schauen wir über die vielen Gletscher, deren einer uns den Abstieg vermitteln soll. Noch ist das breite Schuttbett des *Hookertales* frei. Salus sehen wir keine Vereinigung mit dem *Tasmanthal* und unser Auge folgt dem Geröllstrom weit hinaus in die Ebene, wo die mattglänzende Fläche des *Pukaki-sees*, noch von der eiszeitlichen Größe des *Tasman-gletschers* erzählt. Der Dunst und die Wolken, die dicht gedrängt von Westen aufsteigen, lassen das herrliche Bild immer undeutlicher werden, eine Mahnung, die Gipfelrast nicht zu lange auszudehnen. Außerdem bin ich nicht zu sicher über unseren Abstieg und so dränge ich zum Aufbruch. 12 Uhr 25 Min. verlassen wir unsere lustige Schneide und steigen zum Firnsattel ab. Dann geht es auf das oberste Plateau des *Eugenie-gletschers* hinab, das wir eben nach rechts überqueren müssen, um den Südostgrat des *Footstool* unterhalb seines steilsten und sehr brüchigen Teiles zu erreichen. Unter einem drohenden Eisbruch geht es im Laufschrift, wobei die Trümmer einer Eislawine zu besonderer Eile mahnen. Nach einigem Hin- und Hersuchen finden wir eine brauchbare Brücke, die uns in die Felsen bringt, doch müssen wir ein langes Stüd in brüchigem und steinschlaggefährlichem Fels ansteigen, bis wir endlich steile Schneehänge erreichen, die uns zum Südostgrat leiten. Langsam geht es abwärts, denn nichts ist hier fest. Bei einer kleinen Scharte gelingt uns der Übergang auf den *Tewaeae-gletscher*, der Firnhang über dem Bergschrund ist nachgestürzt und ermöglicht es uns, hier ganz leicht auf den nicht zu steilen Gletscher zu gelangen. Nun gehe ich voraus, um, soweit ich mich von unserem vergeblichen Versuch auf den *Footstool* erinnere, die beste Stelle für die Überschreitung des den ganzen Hang durchziehenden zweiten Bergschrundes, der uns zur Umkehr zwang, zu finden. Parallel zum Schrund zieht sich oberhalb eine große Spalte durch die ganze rechtsseitige Hälfte des Gletschers, so einen Gürtel losstrennend, von dem ich glaube, über den Schrund, wenn nötig, mit einem herzhaften Sprung zu gelangen. Wo er sich überhängend ansetzt, teilt sich die obere Spalte in drei kleinere, jede tiefer als die andere und über diese erreiche ich den tiefsten Rand des Gürtels. Noch kann ich nicht den Schrund selber sehen, aber kleine Schneeklumpen, die mein Bruder beim Nachkommen loslöst, sehe ich mit großer Freude unten am Firnhang weiterkollern, ein Zeichen, daß wir an der richtigen Stelle sind. Vier Meter unter mir bildet

ein schmales horizontales Band eine Zwischenstufe, von dem mit einem Sprung die andere Seite des Schrun des zu erreichen ist. Am Rand einer kleinen schräg abwärtsziehenden Spalte, an der fast senkrechten Firn wand, trete ich Stufen vor, bis 1 m oberhalb des Bandes. Dann steige ich wieder hinauf und lasse meinen Bruder absteigen. Am straffgespannten Seil gelangt er auf das Band, dann gebe ich ihm 6 m frei, ein Sprung von 4 m und dann kugelt er im Schnee jenseits des Schrun des; ein Rud am Seil und bald hat er einen guten Stand. Ranst landet auch glücklich drüben, dann kommen die Rudsäcke und schließlich ich an die Reihe. Der Übertritt zum tiefer liegenden Band ist trotz eingerammten Pickels sehr heikel, doch lande ich schließlich auch neben meinen Gefährten. In wenigen Minuten sind wir bei den Felsen, wo wir uns etwas ausrasten. Der Weg liegt nun frei vor uns, doch unser nächstes Ziel ist, rechtzeitig zum Abendessen einzutreffen. So brechen wir um 3 Uhr 45 Min. wieder auf. Der Schnee ist weich, so geht es rasch über die steilen Stellen und da uns der Weg nun schon gut bekannt ist, so verlieren wir keine Zeit, eilen über die Felsen links vom Tawaerwaegletscher abwärts, überlassen uns in flotter Fahrt einer Schneerinne und stolpern schließlich hinaus zum Weg, der von der Hookerhütte zum Hotel führt. Um 6 Uhr 45 Min. erreichen wir die Hermitage. Noch schnell ein heißes Brausebad und reine Wäsche, nur fürs Rasieren langt die Zeit nicht mehr, denn der Gong ruft.

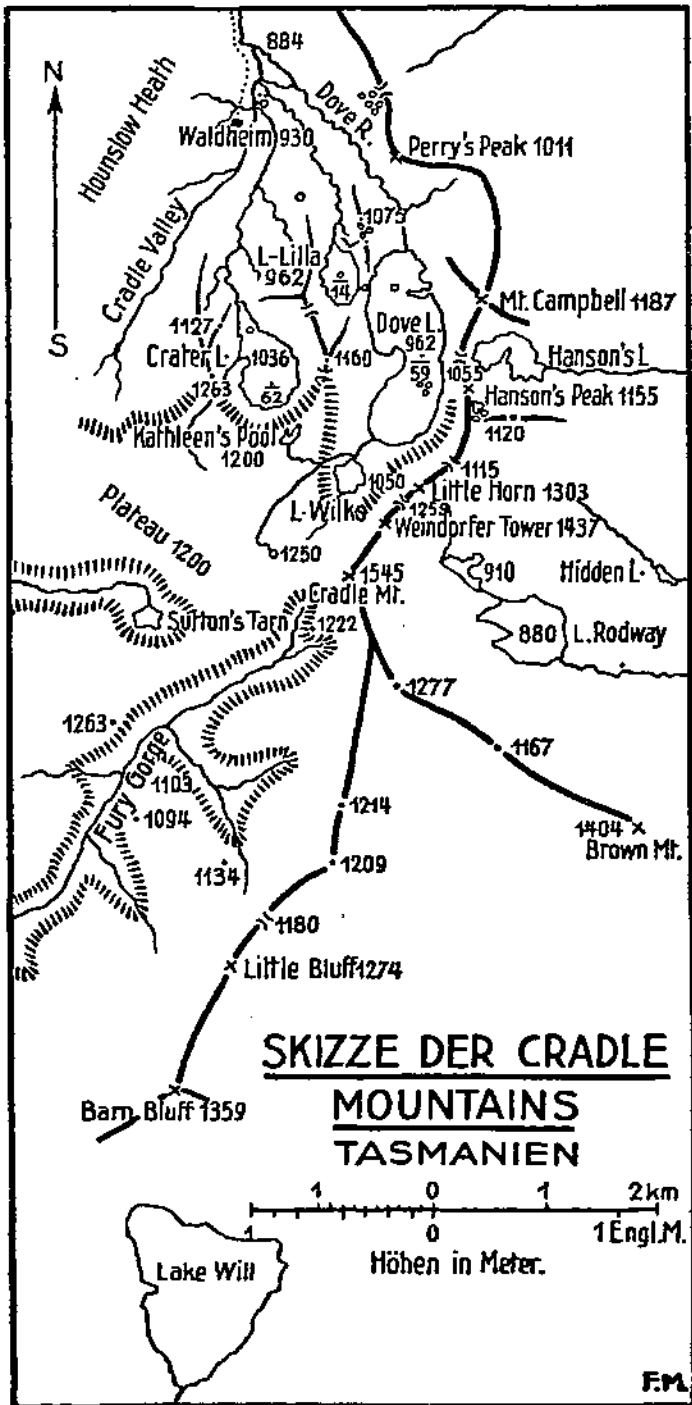
Der nächste Tag ist bei warmem Wetter ein Rasttag. Am 23. Februar kommt die Nachricht, daß Herr Ring vom englischen Alpine Club mit seinen zwei Führern beim Abstieg vom Mount Cook von einer riesigen Eislawine verschüttet worden ist. Nahezu ein ganzer Hängegletscher war vom Silberhorn abgebrochen. So ruhen in den nächsten Tagen alle Bergfahrten und ich helfe mit bei der Bergung des einen gefundenen Führers. — Ein kleiner Abschiedsgang führt mich auf den Sebastopol, einer Vorkuppe des Annette Peak, dann heißt es, Abschied nehmen von den Neuseeländer Alpen, und da ich mir vornehme, im nächsten Jahr, vielleicht allein, wiederzukommen, so wird mir der Abschied nicht zu schwer<sup>1)</sup>.

Und wieder besteige ich mein Motorrad und fahre durch die unwirtlichen Ebenen der Küste zu. Vom Bourkepass werfe ich einen letzten Blick auf das nun ferne Gebirge. Dann geht's nach Christchurch, von wo der Dampfer uns über Dunedin um die Südspitze Neuseelands in stürmischer Fahrt nach Tasmanien bringt.

### 3. In Tasmaniens Bergen

Tasmanien, das alte Van Diemensland, ist vom Kontinent Australien durch die 250 km breite Bahstraße getrennt, deren tiefster Sattelpunkt bloß 70 m unter dem Meerespiegel liegt. Nach Prof. Fris Noetling tauchte Tasmanien in der Diluvialzeit viel tiefer in das Meer, in welches die Eiszeitgletscher in rund 600 m heutiger Höhe kalbten. Am Ende der Eiszeit hob sich Insel und Festland und über die entstandene Landenge wanderten die Beuteltiere und die Neger Australiens ein. Eine nochmalige Senkung schaffte den heutigen Zustand. Die Neger sind in erbarmungsloser Politik heute ganz ausgerottet. — Wenn auch das Tasmanische Gebirge nicht die Höhe der Australischen Alpen erreicht, so übertrifft es doch letztere weit an landschaftlicher Schönheit. Viele Berge sind von rein alpinem Charakter und die unzähligen Seen, Zeugen der einstigen mächtigen Vergletscherung, geben wechselnde Bilder von idyllischer Verträumtheit bis zu herber Schwermut. Wessen Herz sich freut, wenn er festen Kletterfels in seinen Händen hat, der kann hier an vereinzelt

<sup>1)</sup> Es war ja Anfang 1914!



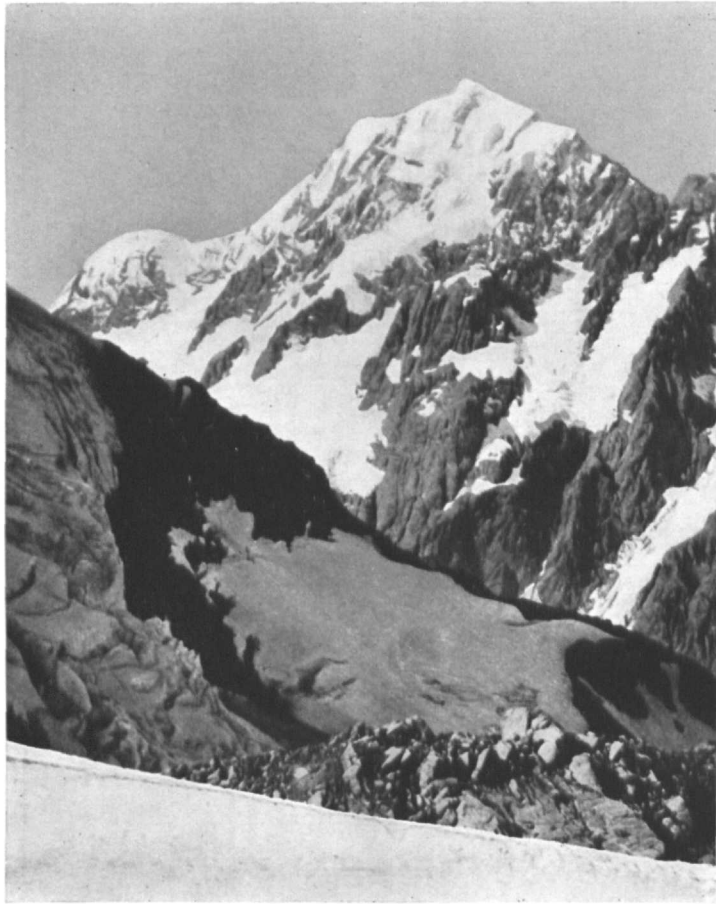
Aufgaben seine Kraft erproben, wenn auch hier wie in Australien der Nur-Alpinist nicht auf seine Rechnung kommt.

Auf der Rückreise von Neuseeland wollen wir, Bruder Julius und ich, Herrn Gustav Weindorfer, einen Rärntner, aussuchen, der sich im wildesten Teil der Tasmanischen Berge, den Cradle Mountains, eine neue Heimat geschaffen hatte.

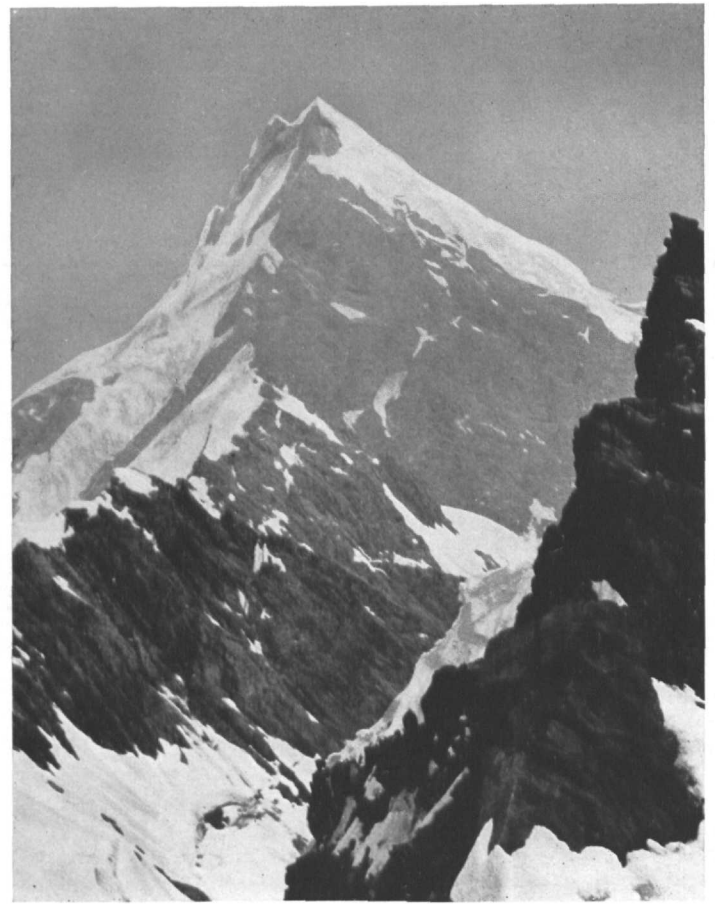
Unser Dampfer bringt uns nach Hobart, der schön am Fuße des 1239 m hohen Mount Wellington gelegenen Hauptstadt Tasmaniens. Die Gelegenheit, einen der letzten Berge in der langen Kette, die sich an der Ostküste Australiens entlangzieht, und dem auch die Australischen Alpen mit dem Mount Kosciuszko, 2234 m, angehören, zu besteigen, können wir uns nicht entgehen lassen und so nehmen wir Plätze in einem der großen Turistenstellwagen, den 4 Pferde auf schöner Straße durch herrlichen Hochwald zu den Springs bringen. Bis zur Rückfahrt haben wir noch Zeit genug, zur Spitze zu gehen und so schlagen wir den Fußweg ein, der uns rasch zur Höhe führt. Auf halbem Weg kommen wir zu einem Gedenkstein: „This Cenotaph is erected near the spot, where Joseph Mark Richards died whilst competing in the (Go-as-you-please) race to the Pinnacle, 19. Sept. 1903“<sup>1)</sup>. Australien kann also den fraglichen Ruhm für sich in Anspruch nehmen, das erste Bergrennen veranstaltet zu haben, noch dazu mit tödlichem Ausgang. — Steiler führt nun der Weg durch die Osthänge aufwärts, der Wald wird zum Zwergwald, und als wir den Plateaurand betreten, da stehen wir auf einer sturmgejegten Hochfläche, die sich baumlos vor uns ausdehnt. Hier sind wir dem Sturm, vor dem wir bisher geschützt waren, voll ausgesetzt, so daß es uns in unserem Stadtgewand zu frieren beginnt und die wenigen Turisten, die mit uns so weit gekommen sind, sich mit einem Blick über das Plateau zufriedengeben. Im Westen ist alles in Nebel gehüllt. Im Süden winkt die aus unförmigen Basaltsäulen bestehende Spitze des Mount Wellington, „The Pinnacle“, zwar nur um wenige Meter höher, aber hoch genug, um unsern alpinen Gewissen keine Ruhe zu gönnen. Bald suchen wir Schutz hinter dem großen Steinmann. Der Blick hinab nach Hobart und das Meer ist überraschend schön, aber wir halten es nicht lange aus, sondern kehren zurück zur Kante, wo wir uns im Windschatten niederlassen und hinab nach Osten schauen. Es ist etwas Schönes um eine große Stadt, die am Fuß eines steilen Berges liegt. Bald wird es Zeit, an die Rückfahrt zu denken und zum Leide der Stadtschuhe eilen wir hinab zu den Springs, wo der Wagen schon bereitsteht.

Am nächsten Tag fahren wir mit der Bahn quer durch das hier dichter bevölkerte Tasmanien nordwärts nach Sheffield, wo wir übernachten. Die Postkutsche bringt uns nach Wilmot, dann nehmen wir Platz in einem Sulkys, einem landesüblichen, leichten Wagen, dessen zwei fast mannhohle Räder wie geschaffen sind, die Unebenheiten der Landstraßen zu nehmen. Die ersten Berge tauchen auf, zur Linken Mount Roland, zur Rechten Black Bluff und andere Spitzen. Sie alle zeigen im obersten Teil schroffe Formen. Bald geht es durch prächtigen Waldbestand mit ungeheuer hohen Bäumen, bald durch ausgebreitete Holzschläge, über welche die europäische Brombeere, die hier zur Pest geworden ist, ein undurchdringliches Dickicht gewoben hat, bald durch kreuz und quer liegende halb verkohlte Urwaldriesen, die einem der zahlreichen Waldbrände zum Opfer gefallen sind. Eine Telephonleitung begleitet uns den ganzen Weg, aber man hat sich die Maste erspart und hat die Haken in die 2 bis 3 m dicken Stämme oder in die 4 bis 8 m hohen Stümpfe geschlagen, denn die Bäume werden hoch über dem Boden gefällt, da sie erst höher oben von gleichmäßiger Stärke sind. Beim Wisnutbergwerk Moina verabschieden wir uns von unserem Kutscher und seinem braven Köhler, das uns den größten Teil der 50 km von Wilmot nach den Cradle Moun-

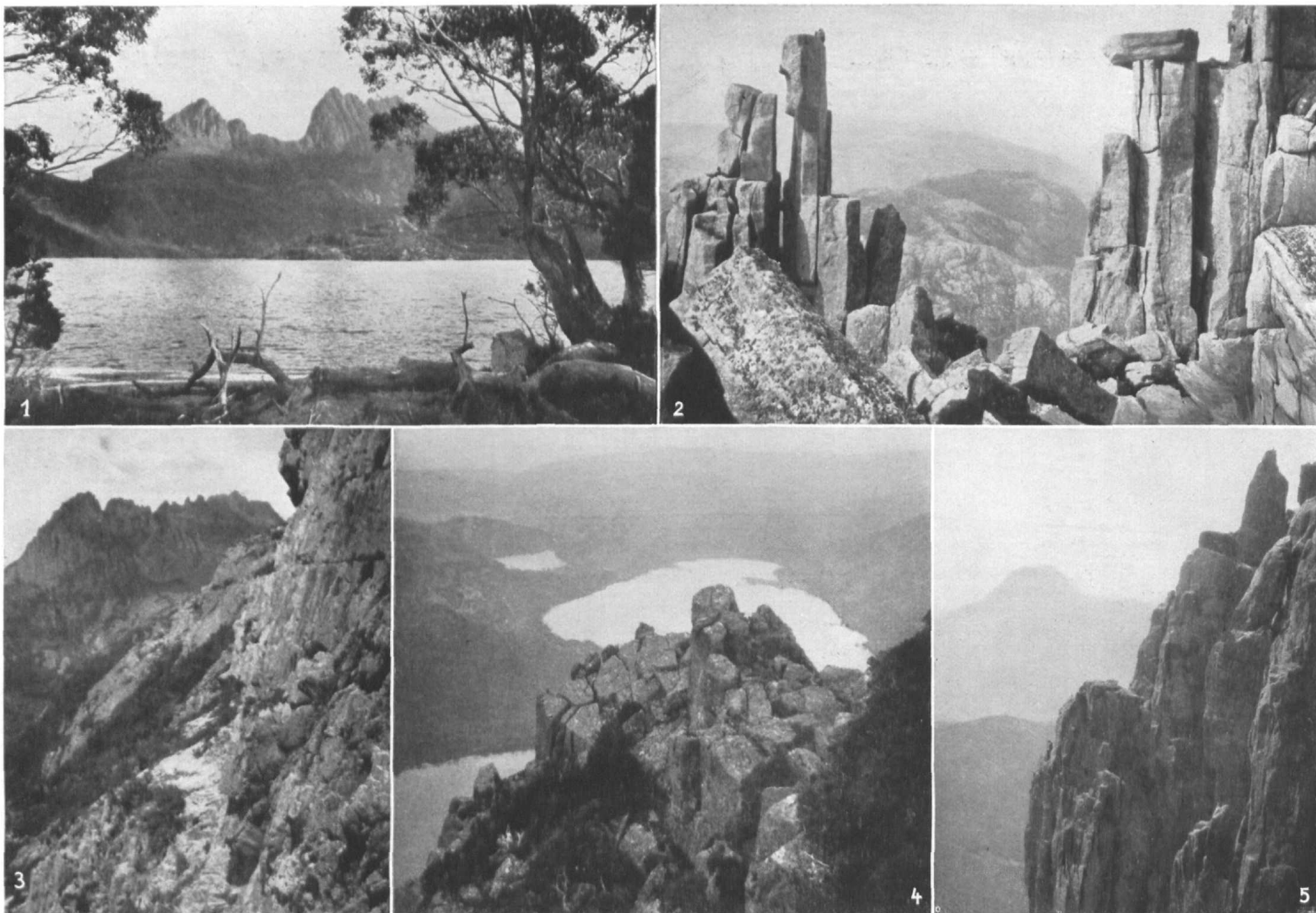
<sup>1)</sup> „Dieses Denkmal ist nahe der Stelle errichtet, wo J. M. R. starb, während er an dem (Geh-wie-es-Dir-paßt) Rennen zum Gipfel teilnahm.“



Blick auf Mount Cook vom Aufstieg zum Copland Pass



Mount Sefton, gesehen vom Footstool



1. Little Horn (l.), Weindorfer Tower und Cradle Mountain (r.) mit Dove Lake. 2. Basaltsäulen am Nordostgrat des Cradle Mountain. 3. Cradle Mountain, von oberhalb des Crater Lake. 4. Blick vom Little Horn auf Dove Lake und Lake Lilla. 5. Cradle Mountain vom Aufstieg zum Barn Bluff





ta ins gebracht hat. Nun schultern wir unsere Rucksäcke, nehmen die Pickel unter den Arm und wandern unserem Ziele zu. Die Gegend wird ebener, wir queren Bull's Plain und erreichen Middlesex Station, die letzte Siedlung, eine alte Kinderfarm, zur Zeit des Nachmittagstees, zu dem uns der Verwalter einladet. Wir bleiben nicht lange, denn der Weg ist noch weit. Der Friesfluß wird zweimal überquert und schließlich erreichen wir die letzte Etappe, als wir den Pencilpine-Fluß überschreiten. Bis hierher kann man mit zweirädrigen Karren gelangen, aber auch Autos sind schon so weit vorgezogen. Nun gibt es nur mehr einen Fußweg, der die letzten  $5\frac{1}{2}$  km zu unserem Ziele führt. In der bald eintretenden Dämmerung verlieren wir den Weg, finden ihn wieder, doch erreicht uns die Dunkelheit, bevor wir aus dem Walde herauskommen und als wir uns wieder verlaufen, da bleibt uns nichts anderes übrig, als an Ort und Stelle zu bivakieren, denn unsere Laterne haben wir mit unserem übrigen Gepäc geistreicher Weise in Sheffield zurückgelassen. Nachdem wir beide noch dazu Nichtraucher sind, so können wir von Glück sagen, daß wir eine Schachtel Zündhölzler entdecken, die allerdings bloß vier Hölzchen enthält. Aber das Feuermachen ist eine Kunst, die wir gelernt haben und so fladert bald unser Lagerfeuer, in dessen Schein wir aus unseren Gummimänteln ein Zeltdach errichten, denn das Wetter ist unsicher geworden, und richtig beginnt es leise zu regnen, als wir mit unserem Haus fertig sind. Viel Holz haben wir zusammengesammelt; so sitzen wir lange beim Feuer, bis wir uns müde auf unser Laublager legen. Die Nacht ist warm, glücklicherweise hat auch kein Wind eingesezt, so daß wir gut ausgeruht am nächsten Morgen unseren Weitermarsch antreten und bald mit dem Beginn des Cradle Valley's aus dem Wald heraustreten. Von den Bergen sehen wir nichts, denn noch immer regnet es. Nicht lange und wir klopfen beim „Waldheim“ an, wo gerade Herr Weindorfer<sup>1)</sup> dabei ist, seinen drei Gästen ein reiches Frühstück zu kochen. Es gibt viel zu erzählen und zu schauen, denn Herr Weindorfer hat das ganze Haus, das 930 m hoch, allein aus King Billy Pine gebaut, die von so wunderbarer Spaltbarkeit ist, daß mit Leichtigkeit 25 cm breite und  $2\frac{1}{2}$  m lange Bretter in Stärken von 1 cm aus den kurzgeschnittenen Blochen herausgespalten werden können. Der Waldbestand dieser prächtigen Fichte beginnt gleich oberhalb der Hütte, so daß unser Hausherr das Holz aus seinem „Spaltwerk“ nicht weit zu tragen hat. Ein herrlicher Feuerplatz, so groß, daß einige Leute in der Nische sitzen können, in dem lange Scheiter brennen, ist schön für stille Abende.

Am Nachmittag gehe ich mit Weindorfer Schlingen für Ränguruhe legen, denn deren gibt es eine Unmenge hier und die Felle sind wertvoll. Wir wandern durch den Wald, wo gewaltige King Billy Pine neben Grasbäumen stehen zu dicht mit Gras bewachsenen Schneisen, durch welche die Ränguruhe ihre Pfade führen. Wie wir so durch das fußhohe, nasse Gras wandern, da werden unsere Beine übersät mit kleinen, 2 cm langen Blutzegeln, die, als wir wieder heimkehren, bereits ihren Weg durch die dicke Wolle der Stußen zur Haut gebahnt haben. Doch ein glühendes Holz, zu ihren Leibern gebracht, läßt sie bald abfallen.

Der folgende Morgen bringt schönes Wetter. Unser Wirt wandert mit seinen Gästen zu Tal, wir aber ziehen los zum Cradle Mountain. Wir überqueren den sump-

<sup>1)</sup> Gustav Weindorfer aus Spittal an der Drau ging im Alter von 23 Jahren nach Melbourne, wo er lange Jahre österreichischer Konsulatsbeamter war, lernte 1905 Tasmanien kennen und widmete sich dann mit Erbannung des „Waldheims“ 1912 ganz der Erschließung der Cradle Mountains, die ihm zur zweiten Heimat wurden. Als begeisterter Botaniker und Naturfreund schrieb er einige Abhandlungen über die Pflanzen und Tiere des Gebietes, die größtenteils im „Victorian Naturalist“ erschienen. Inmitten seiner Berge machte ein Herzschlag 1932 am Wege unterhalb seines Hauses seinem Leben im Alter von 59 Jahren ein einsames Ende. Zwei Tage später wurde er aufgefunden.

figen Talboden und steigen südlich den Rücken an, der den Crater Lake vom Lake Pilla trennt. Der Crater Lake ist kein erloschener Krater, aber die zum Teil 300 m hohen Felswände, die seine dunklen Fluten von drei Seiten umspannen, lassen ihn kraterähnlich erscheinen und so sei sein Name verziehen. Der langgestreckte Dove Lake wird sichtbar und vor uns türmt sich der Cradle Mountain auf, dem nördlich als Wächter das Little Horn vorgesetzt ist. Seinen Namen hat unser Berg nicht von der Wiege, sondern von „miners cradle“, die etwas abshüssig gestellte Holzrinne des Goldwäschers. Nach einer halbstündigen Rast auf einer Vorkuppe steigen wir auf unserem Rücken an und bald ist ein mit Zwergbäumen überwachsenes Hochplateau erreicht, durch das sich unser Weg schlängelt; wir folgen den Steindauben, an denen man den nach Australien versetzten Gebirgler erkennt. Die Bäume werden latzenähnlich und ganz heimatisch mutet es einen an, daß Känguruhpfade sich wie Gernswefel an den Felswänden und Steilhängen entlangziehen. Noch sind wir in der Quarzregion. Durch Blockwerk treten wir an das Massiv unseres Berges, der ganz aus Dolerit, einem grobkörnigen Basalt, besteht, dort, wo eine mit großen Trümmern erfüllte Rinne einen leichten Aufstieg zur Spitze ermöglicht. Das Wetter ist schön geblieben und als wir uns nach dreistündigem Steigen beim Steinmann auf dem Gipfelplateau des Cradle Mountain, 1545 m, niederlassen, sitzen wir bei Windstille in der Sonne.

Das erste ist, daß wir prüfend hinüberschauen zum Barn Bluff im Süden, denn Weindorfer hält ihn für höher als unseren Berg. Aus den Tiefen des Rucksades hole ich eine 60 cm lange Zimmermannswasserwaage, stelle sie eben auf Steinen und die Visur trifft richtig den Barn Bluff gut unterhalb der Spitze. Die vorsichtig umgedrehte Wasserwaage ergibt dasselbe Resultat. Der Barn Bluff ist unzweifelhaft höher. — Nun erst sehen wir uns die Rundschau an. Zuerst treten wir an den Plateaurand und blicken nach Osten rund 600 m über gewaltige Wände hinab in einen vielleicht 2 km breiten Felszirkus, in dessen Mittelpunkt der Lake Rodway liegt. Südöstlich befindet sich der Mount Brown, der auch aus Dolerit besteht, aber dessen Säulen Frost und Hitze nicht so standgehalten haben wie auf unserem Berg und der nun einen gigantischen Trümmerhaufen bildet. Östlich vom Ramm zum Barn Bluff erstreckt sich ein größerer Zirkus, doch dadurch, daß er keinen See beherbergt, erscheint er dem Auge nicht so wirkungsvoll. Im Südosten heben sich scharf aus der Reihe der Berge der Mount Olympus und der Mount Ida ab. Im Westen grüßt das Meer herüber, als blauer Streifen über flache Berge. Im Norden stehen vereinzelt die Felsberge des Mount Roland, Van Dyke, Black Bluff und viele andere. Die Aussicht ist umfassend, aber schön kann man sie nicht nennen; dazu sind die vereinzelt Berge, die alle einem ausgedehnten Hochlande aufgesetzt erscheinen, zu weit voneinander entfernt, auch ist die Höhe unseres Berges selbst zu dominierend, so daß die fernen Berge mit ihren Spitzen alle in eine Horizontlinie zusammenlaufen; es fehlen auch die Nahbilde, selbst der Barn Bluff ist zu weit entfernt. Einem Vergleich mit irgendeiner alpinen Rundschau hält sie nicht stand. — In einer tiefen Felstehle, nahe des Gipfels, wohin nie der Sonne Strahlen gelangen, hat sich ein Flecken Schnee erhalten, der nun wohl bis zum nicht mehr fernen Winter in seiner geschützten Lage ausharren wird<sup>1)</sup>. Nach zweistündiger, sonniger Rast machen wir uns an den Abstieg, den wir über denselben Weg nehmen und erreichen „Waldheim“ um 6 Uhr.

Mit Forellenfischen, Schlingennachsehen und Urbeiten im Haus vergehen die nächsten Tage rasch. Ich hummle zwischen den Seen herum und mache photographische Aufnahmen. Beim Dove Lake entdecke ich prächtige Gletscherschliffe auf humusfreien Quarzfelsen. Das Gebiet ist übersät mit stummen Zeugen der Arbeit der Gletscher.

<sup>1)</sup> Die Durchschnitts-Niederschlagsmenge ist im Jahr 2460 mm auf 210 Regentage verteilt. Im Winter gibt es Schneefälle bis zu 1 1/2 m in einem Tag. Die während der Wintermonate geschlossene Schneedecke beginnt erst bei 1100 m.

Am 21. März ist das Wetter wieder schön, so rüsten wir uns für den Barn Bluff. Wir verlassen „Waldheim“ und nehmen diesmal unseren Weg über den Rücken zum Plateau westlich des Crater Lake. Vor dem Cradle Mountain wenden wir uns südlich zum Kamm, der wie ein Pultdach nach rechts langsam zum Wald und zur tief eingeschnittenen Fury Gorge streicht, links aber mit Wänden in den Felszirkus abbricht. Der Kamm, der aus Konglomerat besteht, ist 4 km lang, aber nachdem er fast immer in gleicher Höhe bleibt, ist das Wandern über ihn mühelos. Der Lodung einer leichten und daher warmen Wasserlade, können wir nicht widerstehen, und nach einem kurzen, köstlichen Bade kommen wir zu den senkrecht anstrebenden Felsen des Barn Bluff. Von der Nordwestseite zieht aber eine Steilrinne, mit grobem Blockwerk erfüllt, zum Gipfel, die einen leichten Anstieg gestattet. Ihr folgen wir und als ich in ungefähr gleicher Höhe mit dem Cradle Mountain bin, der von hier aus gesehen die Form eines Trapezes hat, muß wieder die Wasserwaage herhalten und nach einigen Visuren und folgendem Höhersteigen, gelingt es mir, den Punkt festzulegen, wo die Höhe des Cradle Mountain erreicht ist. Als wir den Gipfel des Barn Bluff nach 3 1/2 Stunden erreichen, zeigt das Aneroid die Überhebung mit 20 m an; somit stehen wir, wie es scheint, auf dem höchsten Berg Tasmaniens<sup>1)</sup>. Unmittelbar zu unseren Füßen liegt der Lake Will und auf dem Plateau, das sich nach Südost ausbreitet, sehen wir unzählige Seen und Lachen, die sich scheinbar hinstrecken bis zum Mount Olympus und zum Mount Ida, die zu beiden Seiten des großen Lake St. Clair stehen und mit dem Cradle Mountain ein Gebiet einschließen, welches das landschaftlich schönste Tasmaniens ist<sup>2)</sup>. — Stunden verrinnen, es wird Zeit, an den Abstieg zu denken. Im Abendschein kommen wir ins Cradle Valley. Von weitem sehen wir das Padd Pferd grasen, so wissen wir, daß Freund Weindorfer mittlerweile zurückgekehrt ist.

Der 23. März ist der Karte gewidmet, die ich von der Gegend machen will. Alles, was nur einigermaßen dienen kann, wird in den Rucksack verstaut: eine Kiste, die nur zur Hälfte in den Rucksack geht, muß den Meßtisch abgeben, eine kleinere flache Kiste die hierzu nötige senkrechte Visurebene. Wasserwaage, Kompaß und Aneroid vervollständigen meine Ausrüstung und so ziehe ich los. Die offizielle Karte kennt bloß 2 Koten, die des Cradle Mountains und eine im Cradle Valley. Die erste Station mache ich auf Perry's Peak, dann gehe ich hinüber zum Mount Campbell, 1187 m, zum Hanson's Peak, 1155 m, dann zum Abfluß des Dove Lake und zum Rücken zwischen den drei Seen. Es ist ein prächtiges Wandern über den oft freiliegenden weißen Quarzboden, wo überall verstreut liegende, dunkle Doleritblöcke, die von weitem schon sichtbar sind, ein Bild der einstigen Vergletscherung geben. Im schwer verwitternden Quarz haben sich die Gletscherschliffe, wie Schulbeispiele erhalten und zeigen die Richtung an, die das Eis genommen hat: Vom Crater Lake zum Lake Lilla, vom Lake Wilks und Dove Lake über den ganzen Kamm vom Fuß des Little Horn bis nördlich des Mount Campbell, fand das Eis seinen Abfluß nach Nordosten und durch das Dovetal<sup>3)</sup>. Spät abends lehre ich heim, ganz begeistert von dem schönen Tag.

<sup>1)</sup> In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts machte man sich in Tasmanien an eine trianguläre Landesaufnahme, doch blieb die Arbeit stehen, just als der Cradle Mountain erreicht und mit 1515 m bestimmt worden war. So blieb er durch Jahrzehnte der höchste Berg Tasmaniens, welcher Ruhm mit der Erkennung der Höhe des Barn Bluff fiel. Nachträglich wurde dessen Höhe mit 1559 m vermessen. Aber nur kurze Zeit sollte sich dieser erfreuen, der erste zu sein. 1916 wurde die Höhe des Ben Lomond im Nordosten Tasmaniens mit 1572 m festgestellt und diese Höhe dürfte kaum zu überbieten sein. Es ist bezeichnend, daß so lange niemand Interesse hatte, diese Angelegenheit ins Reine zu bringen.

<sup>2)</sup> Dank den unermüdbaren Bemühungen Weindorfers wurde der ganze Landstrich 1923 mit einer Fläche von 612 km<sup>2</sup> als Nationalpark erklärt.

<sup>3)</sup> Doleritfinglinge sind noch am Dove River 1/4 km unterhalb des Cradle Valley gefunden worden. Im Dove Lake wurde die größte Tiefe mit 59 m, im Lake Lilla mit 14 m, im Crater

Bei Schlechtwetter folgen Tage der Arbeit für das Haus, Holzschleppen und Wegbauen. Oft gehen wir auch zu den Schlingen und eines Morgens kommen wir mit zwei Ränguruhs heim. Trotzdem ihr Fleisch in Australien nicht besonders beliebt ist, schmeckt es uns und Ränguruhschwanzsuppe findet begeisterte Anhänger.

Zu unserer lang gehegten Tur der Überschreitung des Cradle Mountain vom Little Horn her, kommen wir am 27. März. Wir wählen den Weg über Mount Campbell, Hanson's Lake und Hanson's Peak, denn der Weg ist mir schon bekannt und da der Baumwuchs dort unter dem Ramm bei rund 1000 m<sup>1)</sup> endet, ist das Wandern über den Ramm weniger beschwerlich als durch das Waldviddicht am Dove Lake, 200 m tiefer. Raum nennenswert an Höhe verlierend, erreichen wir den breiten Sattel, der den Übergang nach Süden zum Lake Rodway bildet. Und dann kommen wir endlich zum Fuß des Little Horn. Hier verlassen wir den Quarz, der dem Präkambrium angehört, und steigen an gegen die Konglomeratschichte, die permo-karbonisch ist und das ganze Cradle-Mountain-Massiv durchzieht. Während dieselbe unter dem Barn Bluff rund 300 m dick ist, beträgt ihre Höhe hier unter dem Nordfuß des Little Horn bloß 20 m. Wir hatten gefürchtet, daß uns die senkrechte Stufe mit ihrer Brüchigkeit eine Nuß zu knaden geben würde, doch werden wir angenehm enttäuscht, als sie sich beim Näherkommen in Rinnen und Bänder auflöst und dem Überklettern kein Hindernis in den Weg stellt. Nun wechselt der Fels, wir sind im Dolerit. Leicht ist die Kletterei über das nun folgende steile Gratstück zur bisher unbetretenen Spitze des Little Horn, 1303 m. Der Blick hinab auf das Dreieckstirn des Dove Lake, Lake Lilla und Lake Wilks ist sehr schön. Aber das Wetter ist schlechter geworden. Graue Wolken wälzen sich um unseren Gipfel und umhüllen den uns gewaltig überragenden Eapfeiler des Cradle Mountain, der uns hier eine steile Wand entgegenstellt, die aber ziemlich gegliedert erscheint. Manchmal lassen die treibenden Wolken seinen Doppelgipfel frei, nur um ihn im nächsten Augenblick wieder unseren Augen zu entziehen.

Über grobe Basaltblöcke klettern wir hinab in die ebene Scharte und jenseits hinauf über die großen Stufen. Die Kletterei ist mittelschwer, der Fels aber so grobkörnig, wie der Gneis der Montblancgruppe; ein gerade so prächtiges Klettergestein, das aber außerdem den Vorteil hat, den Fingerspitzen nicht so zuzusetzen. Es ist ein Vergnügen, in solchem Fels zur Höhe zu streben. Zu bald stehen wir oben auf dem schönen Turm, den wir mit dem Recht der Erstersteiger zu Ehren des Erschließers dieser Berge Weindorfer Tower benennen; er ist 1437 m hoch. Wie am Little Horn, so bauen wir auch hier einen Steinmann, in dem wir in einer zu diesem Zweck mitgebrachten Blechblöcke unsere Karte hinterlegen.

Nach kurzer Rast sehen wir unseren Weg fort, denn der lange Grat zum Cradle Mountain mag noch manche Überraschung für uns haben. Die Kletterei in die nächste tief eingerissene Scharte wird immer steiler und schwerer, so daß wir schließlich das Seil nehmen. Hell klingt in diesen Wänden zum ersten Male der Klang der anstoßenden Pikel, die wir nun in Schlingen tragen. Knapp vor der Scharte stellt sich uns eine vielleicht 15 m hohe, senkrechte Wand in den Weg. Ein Riß mag wohl den Aufstieg ermöglichen. Von gutem Stande sichere ich meinen Bruder, dem es auch gelingt, das kleine Plätzchen unter dem Riß zu erreichen. Dann seile ich meinen Rucksack ab und mache mich an die Stelle. Die Kletterei ist sehr schwer, aber der Nagelschuh findet an den groben Körnern des Basalts genügend Halt, so daß die wenigen kleinen Griffe genügen, das Körpergewicht zu halten. Langsam lasse ich mich hinab und bald stehe

Lake mit 61 m gefunden. Siehe W. N. Benson „Notes on the geology of the Cradle Mountains District“, Jahrbuch der Royal Society of Tasmania für 1916, S. 29–43 (wo auch meine Kartenskizze, die ich für Herrn Weindorfer ausgearbeitet hatte, mit Erweiterungen Verwendung fand).

<sup>1)</sup> In geschützten Lagen kann die obere Baumgrenze mit 1200 m angenommen werden.

ich bei meinem Rucksack. Aber große Blöcke schwingen wir uns in die Scharte, von wo der Anstieg in gegliedertem Fels auf die Grathöhe wieder leichter ist. Bergauf, bergab geht es über klotzige Türme, doch immer langsam an Höhe gewinnend. Die Basaltsäulen stehen hier am Grat in den absonderlichsten Formen: manche ragen wie Obelisken hoch in die Luft, andere sind umgefallen und bilden ganze Zyklopentore, durch die wir hindurchschreiten, wieder andere ragen in unregelmäßigen Prismen zu beiden Seiten auf und wir gehen wie durch eine enge Schlucht. Dann wieder geht es in ergößlicher Kletterei über den scharfen stufenförmigen Grat, über die Köpfe der senkrecht stehenden Säulen. Ernstliche Schwierigkeiten treffen wir nicht mehr an. Hin und wieder geben uns die Wolken den Blick frei tief hinab auf einen der Seen, doch die Weite bleibt uns für heute verschlossen. So erreichen wir den Gipfel des Cradle Mountain. Zum Rasten ladet heute das Wetter nicht ein und so steigen wir auf bekanntem Wege wieder ab. Am Fuße der Felsen treten wir aus der Wolkendecke heraus und in leichtem, rieselndem Regen ziehen wir hinunter und hinaus zum „Waldheim“.

Am 29. März nehmen wir Abschied von den Cradle Mountains. Wir führen das Packpferd hinab zum Pencillpine Creek, wo wir es an den dort zurückgelassenen Karren spannen. Noch einen Blick auf den schönen Wasserfall unterhalb der Wegkreuzung und dann geht es hinaus nach Kintred, wo wir uns von Freund Weindorfer verabschieden.

Wir aber ziehen weiter; hinüber geht es mit dem Dampfer nach Melbourne, wo wir uns trennen: mein Bruder fährt nach dem Neu-England-Distrikt im Norden von Neu-Süd-Wales und ich lande nach manch abenteuerlichen Fahrten auf meinem Motorrad quer durch die Berge von Viktoria hoch oben im Nordwesten Queenslands, dem Land der weiten baumlosen Steppen, wo die Sonne Tag für Tag klar untergeht, und bis zum letzten Segment sichtbar bleibt, während im Osten die Lichtbeugung den kalten Erdschatten schon hoch emporsteigen läßt. Dem Land der unendlichen, eintönigen Weite, die doch wieder prachtvoll schön sein kann. — Am Abend, wenn leichte Wolken am Himmel stehen, dann gibt es farbenprunkene Reflexlichter auf den weiten Flächen, denn das Gras ist dürr und gelb und leuchtet, wenn die Sonnenstrahlen schräg auffallen; dann gibt es Augenblicke, in denen Glücksstimmungen ganz leise gestreift werden, aber da im Gebirge diese Stimmungen stets unvermittelt herantreten und dadurch den tiefen Eindruck hervorrufen, so können sie hier nur äußerst selten so wirkungsvoll sein, denn Land und Himmel liegen dem Auge immer offen. — So bleibt im Herzen das große Sehnen nach den Bergen.



# Südtiroler Mittelgebirgswanderungen<sup>1)</sup>

Von R. v. Klebelsberg, Innsbruck

## 4. Von Lana über Völlan—Eisens—Griffian nach Überetsch<sup>2)</sup>

Eines jener Alpenbilder, die „man“ kennt, ohne sie selbst in der Natur gesehen zu haben, ist der Blick von Meran gegen Überetsch. Vorne über Weinbergen eine alte Burg, aus dem Mittelgrund in die Ferne ziehend das breite fruchtbare Tal, darüber rechts eine Felsnase, die mit flacher Höhe, steilem Abfall scharf in die sonst so weiche Landschaft des Südens vorpringt, endlich weit draußen am Horizont eine Gipfelflur im Dunst verschwimmender Berge.

Die Felsnase ist der Gantkofel, die Ecke des langen Mendelrückens. Das Wahrzeichen des deutschen Etschlands. Ob wir von Süden kommen, aus der Salurner Klause — schon tritt sie bestimmend vor, ob wir von den Firngipfeln des Nordens niederschauen, bis zur Hohen Wilde am Gurgler Rande, — unverkennbar schiebt ihr Profil aus der Fülle der Linien. Am die Ecke beginnt Überetsch, der Wartturm von Hocheppan ragt eben noch unten auf dem Vorsprung vor.

Die ferne Gipfelflur sind „unbekannte“ Berge, kaum daß sie jemand beim Namen zu nennen weiß. Und doch waren sie vor nicht langer Zeit viel genannt: die Berge des Fleimser Kamms, vom Palaiert Kreuzspiz bis zum Cauriol, Grabsteine unbekannter Soldaten<sup>3)</sup>.

An den Fuß des Gantkofels zieht aus der Meraner Gegend eines der schönsten Südtiroler „Mittelgebirge“, fast könnte man sagen „das klassische“, hinaus. Es setzt ein jenseits der Ultner Mündung, über den Obstgärten von Lana.

Unser Ausgangspunkt ist das Ende der Trambahn an der Brücke über die Falschauer. So heißt der Ultner Bach... im Winklsgau und Burggrafenamte haben die Flüsse der Seitentäler oft Eigennamen, der Karlinbach aus Langtaufers, der Punibach aus Planail, der Kammbach aus Taufers, Saldur-Matsch, Plima-Martell, Passer-Passeier bis zur Talsfer aus dem Sarntal.

Ein Ziehweg steigt gemach den Hang hinan. Im Rückblick entfaltet sich das Bild

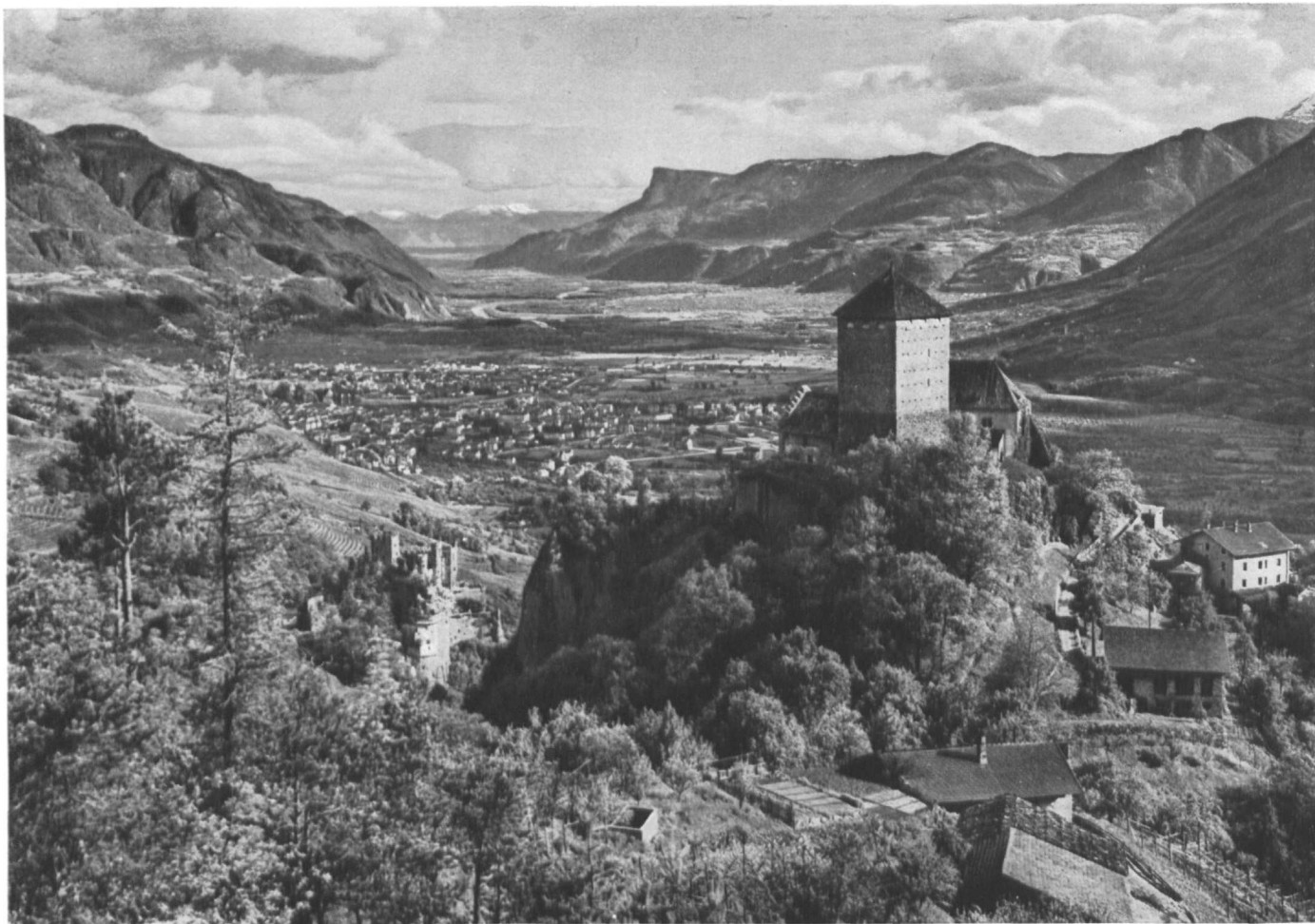
<sup>1)</sup> Vgl. Zeitschr. d. D. u. O. A.-V. 1933, S. 197. 1. Von Brigen über Veltorns nach Klausen. 2. Von Klausen über Villanders und den Ritten nach Bozen. 3. Von Überetsch (Kalter) nach Fennberg—Margreid.

<sup>2)</sup> Entfernungen: Oberlana, 316 m, — Völlan, 714 m, 1½ Std., Völlan—Eisens, 631 m, 1 Std., Eisens—Griffian, 615 m, ¼ Std., Griffian—Griffian (St. Jakob, 922 m), 1¼ Std., Griffian—Obersirmlan (Kaltnerhof, 1003 m), ¾ Std., Obersirmlan—Gaid, 904 m, 1½ Std., Gaid—Perdonig, 800 m, 1½ Std., Perdonig—Freudenstein—Eppan Bahnhof, 1½ Std., Perdonig—Hocheppan, 636 m, 20 Min., Hocheppan—St. Pauls, 389 m, ¾ Std., zusammen rund 9 Std.

Karte n: Österreichische Spezialkarte 1:75 000, Blätter 5346 (Meran), 5347 (Eis), Italienische Tavolette 1:25 000, Lana, Sessimo = Eisens, Terlan, Appiano = Eppan.

Kunstgeschichtliche Angaben: J. Weingartner, Die Kunstidentmaler Südtirols, IV. Band, 1930. Geschichtliche Angaben: J. J. Staffler, Tirol, III. Band, 2. Teil, 1846.

<sup>3)</sup> Die Kreuzspitze steht im nördlichen Abschluß des Fersentals, dessen deutsche Bewohner (Sprachinsel im Erlentinschen) trotz aller wirtschaftlichen und sprachlichen Not treu an ihrem Volkstum hängen. — Das Kammsstück Cauriol, 2495 m, Gardinal, 2456 m, Busa Alta, 2506 m, war im Sommer 1916 heiß umkämpft, wurde aber gegen alle Durchbruchversuche der Italiener gehalten. In den schroffen Porphyrfelsen spielten sich gegenseitig Höchstleistungen des Hochgebirgskrieges ab.



phot. v. Bachreidt-Merano

### Blick ins Etschtal bei Meran

Im Vordergrunde Schloß Tirol, links darunter die Brunnenburg. Im Mittelgrunde Ober- und Untermais, rechts darüber, die scharfe Felsenase, der Wankkofel  
In der Ferne, beschneit, Fleimsfer Berge. Über Schloß Tirol die Felder des Mittelgebirges von Völsan—Eisens





phot. F. F. Amann-Bozen

Die Mayenburg in Völsan gegen den Zfinger



phot. F. F. Amann-Bozen

Zifers gegen Meran

Rechts oben der Zfinger, rechts davon die hochgelegenen Felder von Hasling. Links des Zfinger der Ausgang von Passier (gegen die Hohe Kreuzspitze)





Merans. Der breite waldige Rücken des Marlinger Bergs verdeckt die hohen Berge, die im Gegensatz zur Niederung den besonderen Reiz der Meraner Landschaft ausmachen — mit Höchstbeträgen der Überhöhung (bis 2500 m auf 4 km Horizontalabstand) tritt hier richtiges Hochgebirge, nach Form und Klima, an den üppigen Süden heran, noch weiß von Schnee, wenn unten alles schon in Blüte steht — das Bild, wie es sich hier bietet, gegen Passaier und den Ffinger, ist sanfter, offener. Dazu kommt alsbald der intime Zauber der Südtiroler Landschaft, das malerische Kleinwert am Wege. Edelkastanien, Bauernhöfe, lauschige Fobel, schöne Durchblicke in buntem Wechsel, immer wieder hübsche Ausschnitte, Natur und Kultur harmonisch zusammengestellt.

In einer Stunde ist der erste Anstieg überwunden, wir treten auf die freie Oberseite der Mittelgebirgsterrasse. Breit und reich bewegt, leichte Mulden, stumpfe Budel, vom Gletscher geschliffen und mit fruchtbarer Moräne bedeckt, fleißig bebaut, von Baumgruppen bestanden, steigt sie südwärts sanft weiter an, zum Kirchdorf **Bölla**n.

Echt Südtirol. Die Höfe malerisch zwischen Obstbäume verstreut, Reben an den Häusern, ein bißchen Unordnung, überall Stimmung, Motive. Auf einem niedrigen Hügel vor dem Ort ragt die Ruine der Mayenburg, wo einst schwäbische Ritter, die Hälen, zu Nacht und Ansehen kamen.

Aber der breiten Terrasse steigen Waldhänge zu einer Vorkuppe, dem Kreuzberg, 1511 m, an; einem geologischen Merkpunkt der Gegend. Er besteht, bis nach Lana hinab, aus gleichem Granit (Tonalit) wie drüben der Ffinger. Beide gehören zusammen zu einem schmalen Streifen, der von den granitischen Gesteinen des Adamello zu jenen der Sachsenklemme (Grasstein = Graustein) verbindet, einer Leitzone im Baue der Ostalpen, der geologischen Grenze zwischen Zentral- und Südalpen. Mit ihr verläuft auch die „Judikarientlinie“, eine der wichtigsten Strukturflächen der Alpen, die weit aus dem Chiesetal (Sione—Pinzolo) über Dimaro ins äußere Ulten zieht, schräg durch die Meraner Gegend an den Ffinger hinüber. Der Kreuzberg steht zwischen zwei Störungslächen, in die sie hier aufgespalten ist. Weiter südlich ist an ihr das geologisch viel tiefere, ältere Gebirge des Sulzbergs (Ultner Alpen) neben und über die vergleichsweise jungen Schichten (Erias, Jura, Kreide und auch noch Alttertiär) des Monsbergs zu liegen gekommen.

Ein tiefer Graben schneidet nun ein. Der Weg fährt ihn, etwas absteigend, aus. Jenseits zieht die Terrasse in voller Breite, gleicher Höhe, leicht auf und ab, nach **Eisen**) fort. Sie wird von der Porphyryplatte gebildet, die hier unter die Eriaschichten des Mendelrückens taucht. Drüben, auf der anderen Seite der Etsch, trägt der Porphyry, bis 1000 m über dem Tal, das weite Hochland von Mölten, hüben reicht er nur mehr halb so hoch, seine Oberseite ist zur Terrassenfläche herausgearbeitet.

Mit Steilhängen setzt die Terrasse zu den Etschauen nieder. Am Abfallrande ragt ein gletschergeschliffener Porphyryhügel hoch auf zu beherrschendem Blick über Berg und Tal. Oben steht ein Kirchlein: St. Hippolyt, 775 m, eines der vielen, die hier von den Höhen schauen. Sie künden meist das Erbe uralter, vorchristlicher Kulturstätten. Von St. Hippolyt gilt das im besonderen Grade, es ist eine Stelle ältester Geschichtskennntnis des Landes: hier hat im Jahre 1891 der hochverdiente Meraner Forscher Franz Lappeiner jene neolithischen Funde (Feuersteingeräte, Toncherben usw.) gemacht, deren besondere Bedeutung darin liegt, daß sie die letzten alpineinwärts sind (von ein paar losen Einzelfunden abgesehen).

Eisens ist der Hauptort des Mittelgebirges. Die Weinlaube beim „Schwarzen Ad-

) Eine Ortschaft gleichen Namens liegt unter Kastnut, dort spricht man aber, zum Unterschied, Eisans.

ler“ läßt zur Rast. Herrlich frei dehnt sich das Gelände zwischen Berg und Tal, leicht bewegt im kleinen, von schönen Feldern bedeckt, dank des Moränenlehms, den der eiszeitliche Etschgletscher über den unfruchtbaren Porphyrgestein gebreitet. Zur Zeit des Höchststandes hatte das Eis bis über den Bergrand hinauf gereicht; noch weit südlicher, am höchsten Gipfel der Mendel, dem Rhön, 2115 m, steigen erratische Gesteine über 2050 m. Eine weite Firnfläche reichte ununterbrochen von der Mut, 2295 m, und dem Laugen, 2433 m, bei Meran bis an die Wände des Rosengartens hinüber, zu ihr verfloßen Etsch- und Eisackgletscher. Wie über antarktisches Inlandeis hätten Schifahrer in kaum merklichem Anstieg aus der Meraner Gegend über den Saufen zum Brenner fahren können, nur das Hochgebirge ragte, weit seitwärts, noch darüber auf.

Ein Stück weiter folgt das burgenreiche Pr i s s i a n. Die schönste ist die Zwingenburg, rechts oben, eine Ruine, von der schon der alte Staffler schwärmte: „Größe und Erniedrigung, Herrlichkeit und Staub, Leben und Tod im engsten Vereine.“ Herrlich ist der Blick vom Kirchhof ins Tal. Im Osten treten mehr und mehr die Dolomiten vor, Rosengarten, Latemar, über dem weiten Hochland von Deutschhofen, rechts vorgeschoben das Weißhorn — es macht seinem Namen Ehre, ein letzter, ringsum abgetrennter heller Kalkrest bildet den Gipfel.

Von rechts mündet ein Seitental auf die Terrasse aus, zur Erinnerung an die Zeit, da sie selbst noch Haupttalsohle war. Wohl ist auch vom jüngeren, tieferen Etschtal her ein Graben schon weit eingedrungen — hier kommt der Weg von Nals herauf, über ihm herrscht die Wehrburg, der Stammsitz der Freiherrn von Andrian —, ein schmaler Streifen des Mittelgebirges aber trennt noch ältere, höhere und jüngere, tiefere Talbildung.

Das Seitental kommt wie jenes bei Völlen vom Gampenjoch, der tiefen Senke, 1542 m, zwischen Laugenspize und Mendelrücken, über die hinweg die deutsche, bajuvarische Siedlung vor mehr denn 1000 Jahren auf den Nonsberg übergegriffen hat, ähnlich wie aus dem äußeren Alten über den Hofmahdsattel, 1783 m. Drüben im jenseitigen Hochtal liegt, bis heute rein deutsch, die alte Berggemeinde Unsere liebe Frau im Walde, 1358 m, noch weiter vorgeschoben bis an die freie Abdachung über Fondo, St. Felix, 1255 m; jenseits der Hofmahd: Proveis, Laurein.

Bei Prissian läuft das breite Terrassengelände aus. Die Porphyroberfläche steigt südwärts an und mit ihr, in schmälere Gefimfen, das „Mittelgebirge“. Unabhängig von der Gefällskurve des Tales ist es hier entlang der Gesteinsgrenze als eine Art Schichtterrasse herausgearbeitet worden. Die Landschaft wechselt. Der Weg biegt aufwärts, streckenweise durch Wald, dann über Wiesen in einen großen Graben ein. Die Kastanienbäume verlieren sich, aber noch wahre Prachtstücke begleiten den Weg bis fast zum letzten Gefimferand. Hier steht malerisch das romanische Kirchlein von Pr i s s i a n (St. Jakob 922 m). Schon seit langem kunsthistorisch bekannt, ist es vor kurzem in den Rang eines der wertvollsten Kunstdenkmäler des Landes erhoben worden. Unter Malereien der Bognner Schule des 15. Jahrhunderts sind (1927) in der Apsis und am Triumphbogen höchst eigenartige altromanische Fresken freigelegt worden, die nach den irischen von St. Profulus bei Naturns und den karolingischen von St. Benedikt bei Nals zu den ältesten Tirols gehören<sup>1)</sup>.

Gegenüber, am anderen Grabenrande, liegt, als Gegenstück, ganz ähnlich, die Kirche von Oberfirmian (St. Apollonia 954 m) — wir kommen etwas höher, auf die schönen Bergwiesen beim Rainerhof, 1003 m, hinaus. Prachtvoll frei, hoch über dem Tale, zieht der Wiesenstreif weiter bis zum Ebner, 946 m. Von da leitet dann ein Steiglein an steilem Hang durch die nächsten Gräben — mürber roter Sandstein und rutschige Mergelschichten bauen sich hier über dem Porphyrgestein auf, tief unten sieht

<sup>1)</sup> „Schlern“ 1932, S. 197.



Phot. F. F. Amonn-Bozen

Prissian gegen die Tserelgruppe

Mit dem Schloß Kasenzungen. Rechts darüber Lodner und Tschigal, links die Lahnbachspitze  
Links oben der waldige Hang der Gall



Phot. F. F. Amonn-Bozen

Die Zwingenburg ober Prissian

In der Ferne die beschneiten flachen Höhen über Mölten



phot. F. F. Amann-Bozen

Die Wehrburg bei Prissian, gegen den Gantkofel

Der breite Vorsprung links unter diesem ist das Burgstalleck, an dem rechts vorbei der Weg von Prissian nach Said führt



phot. E. Fränzl-Bozen

Das Nebengelände von Missian  
von Schottern aufgebaut

Links oben der Wartturm („Arceidenturm“) von Hocheppan, in der Ferne der Gurgler Kamm (rechts der Seelenkofel)





phot. E. Largaletti-Bozen

### Ruine Hocheppan gegen Aberetsch

Links die Erschtalsjöhle mit Sigmundskron—Frangart, rechts das Kirchkdorf, St. Pauls. Im Hintergrunde links der Kohlerer Berg (darüber Latemar—Reiterjoch—Zanggen), rechts der Ruine die Höhen von Aldein (darüber Weiß- und Schwarzhorn)



Blick von der Mendel auf Oberetsch

phot. v. Bachrenndt-Meran

Mit Kaltern und dem Kalterer See. Links davon der breite waldige Rücken des Mittelbergs, dahinter die Etschtalsohle bei Auer. Rechts über Auer die Kehren der Straße ins Fleimstal, weiter rechts, wo sich der helle Streifen der Etsch wieder verliert, Neumarkt, darüber am Hange die Felder von Mazon. Jenseits des Etschtals von links nach rechts: Höhen von Aldein, Cattel von San Lugano, Tschislon, der lange waldige Rücken Hornspiz - Königswiese. In der Ferne der Fleimser Kamm (ganz links Cauriol)



man die Ruine Payersberg, den „düstern Leichenstein eines uralten Geschlechts“ — zum Tinnerhof, 995 m, ober Gaid hinüber.

Den roten Sandstein haben die Geologen nach seinem Vorkommen in Gröden den Gröbner Sandstein genannt. Er bedeckt allenthalben den Porphyr, seine leuchtend rote Farbe wirkt oft wunderbar in der Landschaft, besonders mit dem Grün der Wiesen. Seiner Natur nach erinnert er an die Rotliegendeschichten Mitteldeutschlands, er gehört auch wie diese der Permformation an, wenn schon im genaueren etwas jüngeren Abteilungen; ab und zu finden dünne Kohlenschichten drin, drüben bei Hasling sind auch verkieselte Holzreste gefunden worden — Anzeichen für festländischen Absatz. Die Mergel hingegen, nach dem Vorkommen bei Wersfen im Salzburgerischen Werfner Schichten benannt, leiten die eindeutig marine Schichtfolge der Eriassformation ein. Höher hinauf herrscht dolomitizierter Kalk, er liefert die langgestreckte Wandflucht der Mendel, die sich in Farbe und Form so auffallend von dem weiten Porphyrhochland und seiner roten Sandsteinbedeckung abhebt.

Nahel nördlich des Tinnerhofs springt eine breite flache Höhe, mit steilem Abfall gegen das Etschtal vor, das Burgstall- oder Sparbered, 1024 m. Von hier ist die höchst gelegene der vielen urgeschichtlichen Wallburgen<sup>1)</sup> unseres Mittelgebirges bekannt — auch damals schon scheint man auf unseren Wegen in der Höhe entlang gewandert zu sein.

Unter dem Tinnerhof beginnt das breite Mittelgebirge von Gaid. Vor uns liegt das Bozner Land, gekrönt vom Rosengarten, links daneben der Schlern. Der wieder gute Weg fährt den Graben über Andrian aus — tief unten in der Schlucht auf steilem Fels die Ruine, eine der kühnsten, Felsenstein, „wie ein versteinertes Gespenst aus unheimlichen Zeiten“ — und steigt jenseits am Reiterhof vorbei in die freundliche Mulde von Perdonig ab. Ein niedriger, stumpfgeschliffener Porphyrwall, der Steinberg, trennt sie von dem Steilabbruch zum Tal. Oben hat man zum Bozner Bilde herrlichen Rückblick bis Meran. Am höchsten Punkt, 895 m, stehen die Ruinen einer alten Vigiliuskirche, die hier das Erbe nach römischen und urgeschichtlichen Siedlungen angetreten hatte<sup>2)</sup>.

Perdonig liegt verborgen in einer Idylle von Wald und Wiesen, unter der Wand des Gantkofels, an der Wende gegen Überetsch. Wenig weiter vorn öffnet sich der Blick dahin. In ganzer Pracht liegt uns das Paradies zu Füßen, mit all seinen Schlössern, Kirchen, Dörfern, darüber weg geht der Blick weit in die Ferne, bis an die Geißlerpitzen, den Rosengarten, Latemar und zu den Fleimser Bergen — zumal wenn die Sonne nur mehr schräg über die Mendel kommt, ein Bild für Götter.

Ein Sträßchen führt, genießerisch im Abendhatten, rechts hin an den obersten Überetscher Höfen vorbei, dem Fuß des höheren Berghangs entlang, zum Schloß Freudenstein und nach Eppan hinab, ein Steig links zur Ruine Hocheppan, diesem Glanzpunkte von Überetsch nach Kunst und Natur. Hier an einem schönen Abend zu verweilen, übers Land zu schauen, in räumliche und zeitliche Ferne, dem Vergangenen nachzuträumen, von dem die alten Fresken erzählen — wertvollstes Kunstgut im Lande —, ist ein Erlebnis fürs Leben.

Nahel unter Hocheppan setzt das Nebengelände von Missian ein. Im Engeren ein ganz eigenartiger Landschaftstyp. Ebene Flächen, glatte Hänge, gerade Linien, heller Grund — Formen und Farbe verraten schon, daß hier die Erosion leichteren Zugriff hatte, leichter, gleichmäßiger arbeiten konnte. Es ist auf und auf Schotter und Sand, der Nachlaß einer großen Einschotterung, die bei Bozen bis über 500 m Meereshöhe hinaufgereicht hatte, das Gegenstück zu den schönen Schotterterrassen im Innatal bei Innsbruck (Wrams, Gnadenwald, Weerberg usw.). Stellenweise liegt darüber noch et-

<sup>1)</sup> „Schlern“ 1930, S. 312.

<sup>2)</sup> „Schlern“ 1931, S. 135.

was Moränenschutt, unter den Schottern kommt gegen die Montiggler Seen hin gletschergeschliffener Porphyrfels zum Vorschein: die Zuschüttung war in einer „Interglazialzeit“ erfolgt, nach einer früheren und vor einer letzten eiszeitlichen Vergletscherung. Später sind die Schotter größtenteils wieder ausgewaschen worden, nur hier in Überetsch, bis über den Kälterer See hinaus, sind sie in einem alten Tal-lauf der Etsch, der damit ausgeschaltet worden ist, in großer Ausdehnung erhalten geblieben. Andere solche Schotterreste bauen die Terrasse von St. Justina, den Hügel von St. Magdalena, den Kreuzbühl am Ausgang des Sarntales auf — lauter weinberühmte Stätten: der gut durchlüftete, lockere, Gemisch reich gemischte Schotterboden ist es, der hier in der Sonne des Südens die hochwertigsten Reben nährt.

### 5. Von Neumarkt über Gfrill—Buchholz nach Salurn<sup>1)</sup>

So gefeiert seit Jahrzehnten Überetsch, so wenig bekannt ist das „Unterland“, das deutsche Etschtal unter Bozen. Kaum ein anderes Stück Südtirols durchleiten Führer und Fahrer so flüchtig . . . . wenige Worte, kurze Blicke, nur gerade im Auftakt italienwärts, dann hat die Szenerie schon von Walther von der Vogelweide zu Dante Alighieri gewechselt. Und selbst für das Wenige ist mehr der Wein — Tra-min — und die Sprachgrenze — Salurn — bestimmend als die Gegend. Dennoch ist es gerade landschaftlich mit ein schönstes Stück Land. Im Sommer freilich nicht, da schwält üble Luft über der sumpfigen Niederung, strahlen schattenlose Berghänge südlichen Sonnenbrand wider, herrlich aber, wenn die Natur ahnungsvoll erst erwacht oder Herbststimmung das Bild verklärt.

Die Sohle des Etschtals unter Bozen war vor Zeiten verlichtigtes Fieberland. Schuttkegel von der Seite, besonders der von Auer und die Anschweimungen des Nonsbaches bei Kronmetz, stauten die Etsch, so daß die Auen versumpften; das warme Klima gab den Rest: die Sümpfe waren Brutstätten von Fiebermücken. Alte Chronisten berichten darüber, das Fieber war bis nach Bozen hinaus so gang und gäbe, daß es gar nicht mehr eigentlich als Krankheit gewertet wurde; den berühmten Tiroler Kartographen Peter Anich (1723—1766) hat es, als er hier seine Aufnahmen durchführen wollte, wochenlang lahmgelegt. Dieser üble Einschlag in dem schönen Lande hat, neben der Sommerhitze selbst, dazu beigetragen, daß hier zum ersten Male für deutsches Sprachgebiet, wie Professor Stolz nachwies, der Begriff der „Frisch'n“ geprägt wurde, aus dem die uns allen so geläufige und erwünschte Sommerfrische geworden ist — bevorzugte Stätten dieser „Frisch'n“ waren die Mittelgebirge. Im Laufe des letzten Jahrhunderts gelang es, der fortschreitenden Versumpfung Einhalt zu tun und weite Flächen zu entsumpfen, die Gegend zu sanieren. Die Disposition freilich blieb: als im Kriege vom albanischen Kriegsschauplatz Truppen hierher verlegt worden waren, drohte sich die Malaria, die sie von dort mitgebracht hatten, neuerlich einzubürgern.

<sup>1)</sup> Entfernungen: Neumarkt (222 m, vierte Bahnhaltestelle unter Bozen; vom Bahnhof bis in den Markt 20 Minuten)—Mazon, 313 m,  $\frac{1}{2}$  Std., Mazon—Gfrill, 1329 m, 3 Std., Gfrill—Buchholz, Kirche, 563 m, 1 Std., Buchholz—Salurn (Ort), 226 m,  $\frac{3}{4}$  Std., Salurn (Ort)—Bahnhof,  $\frac{1}{4}$  Std.

Karten: Österreichische Spezialkarte 1:75 000, Blätter 5346 (Cles), 5447 (Trient); Italienische Tavolette 1:25 000, Egna = Neumarkt, Cembra.

Kunstgeschichtliche Angaben: J. Weingartner, Die Kunstdenkmäler Südtirols, III. Bd., 3. Teil, 1929.

Geschichtliche Angaben: J. J. Staffler, Tirol, III. Bd., 2. Teil, 1846.

Geologische Karte: Österreichische Geologische Spezialkarte 1:75 000, Blätter Cles und Trient, aufgenommen von M. Bacef, herausgegeben von der Geolog. Reichsanstalt Wien 1911.





phot. v. Fränzl-Bosen

Grill bei Neumarkt, gegen die Salurner Klausen  
In der Ferne links die Paganella, über der Bildmitte die Brentagruppe



Buchholz ober Calurn, vom Weg gegen Gfrill

Phot. v. Fränzl-Bozen

Rechts unten die Etschtalsöhle mit Calurn und der Calurner Klause, darüber links der Seiersberg, rechts Ausläufer der Mendel und die Brenta

Der Mittelpunkt des Unterlands ist von altersher Neumarkt. Die Hauptstraße mit ihren Laubengängen und Erkern erinnert an Bozen, Brigen, Sterzing, auch die Menschen haben sich hier noch am besten deutsch erhalten, während sonst im Unterlande links der Etsch italienischer Einfluß schon vor dem Kriege beträchtlich war (rechts der Etsch, bis über Margreid hinaus, gab's noch in den ersten Nachkriegsjahren nur ganz vereinzelt Italiener). Das nahe Vill darf eine der schönsten gotischen Kirchen Tirols sein eigen nennen. Die Ruine Raldiff wacht materisch über dem Eingang ins Trudner Tal. Höher oben, über dem rebenreichen Montan, ragt das stolze Schloß Enn; es war durch eine italienische Herrschaft, die sich hier niedergelassen, frühzeitig zu einem Vorposten der italienischen Einwanderung geworden.

Von alters her war Neumarkt und sein ganzer Gerichtsbezirk nach Lage und Wirtschaft auf Bozen eingestellt. Mit einem Federstrich vom Stil der Nachkriegszeit wurde es, um aus der Mehrheit eine Minderheit zu machen, von Bozen weg über den Berg hinauf ins andere Tal hinüber zum Bezirk Cavalese und mit diesem zur Provinz Trient geschlagen.

Die Schönheit der Landschaft ist unverändert geblieben.

Es ist der Bau des Gebirges, der hier, nach der einfacheren Strede von Bozen her, eine neue Note, neues Leben in die Landschaft bringt. Mit prachtvoll gletschergeschliffenen Felsen — auf ihnen steht die Ruine von Castell Feder, eine der wenigen Burgen des Landes, für die ernstlich höheres (? römisches) Alter in Frage kommt — taucht die Bozner Porphyrrplatte südwärts unter. Über ihr kommen die jüngeren Schichten bis ins Tal herab. Gleich am Fuß des Berges außer Neumarkt schaut der rote Grödner Sandstein (siehe oben S. 233) vor und just hier war es, wo vor mehr als einem halben Jahrhundert der alte Münchner Meister Karl Wilhelm von Gümbel — auch ein Mann des Alpenvereins — jene verkohlten Reste von Ginkgogewächsen und ältesten Nadelhölzern fand, die das Gestein der Permformation zuweisen ließen. Darüber bauen sich gewaltige Massen von Triasdolomit, Kalk, auf; oben, bei Radein, haben sie eben noch mit einem letzten Rest den Gipfel des Weißhorns gebildet, hier unten treten sie über 1000 m hoch bis an die Etschau vor — sie liefern die hohen Kullissen, die im Bilde von Bozen das Tal abschließen (Königswiese, 1623 m, Matrudberg, 1519 m). Diese Triaschichten gehören ihrer Natur und Richtung nach übers Tal hinüber mit dem („Judikarischen“) Mendelgebirge zusammen, sie bilden links der Etsch nur gerade einen schmalen randlichen Streifen. Nahe dahinter, am Hornspitz, steigt an einer großen Kalkfläche, der „Trudner Linie“ (Truden—Grill—Buchholz), der Fleimser Porphyr hoch empor. Farben und Formen lassen das bunte Gefüge wie im Modell in der Landschaft zur Geltung kommen; großzügig sieht man die Schichtbänder und Wandfluchten vom Luganer Sattel her (über den Bahn und Straße ins Fleimstal führen) durch den Tschison (nordöstlich Neumarkt) zur Ede bei St. Florian (südwestlich Neumarkt) absteigen, wo sie unmittelbar an die Etsch herantreten.

Unser Weg führt über den Grödner Sandstein nach Mazzon hinaus. Ein breites, reich bebautes Fußgefünse, schon hoch genug über dem Tal, um herrlichen Ausblick zu bieten. Getrennt von den wenigen Höfen ein altes, halb romanisches, halb gotisches Kirchlein, von den Kunst Kennern gerühmt. Zwischen Weinbergen, Obstgärten, Ackerstreifen durch — im Frühling wunderbare Pfirsichblüte — gewinnen wir den Fuß des höheren, steilen Berghangs, dem entlang der Weg sanft weitersteigt. An der Grenze der tieferen Triaschichten gegen den Dolomit entspringt die Frankenquelle. Der Name hat sich aus längst vergangener Zeit herübergerettet, die Legende zu ihm fehlt.

Offen liegt im Rückblick das Tal bis Bozen da, erst der Pfinger und die Garner Scharte schließen das Bild; überreiß grenzt an der Nase des Gant. Gegenüber zieht, unter der Wandflucht des Rhön entlang, das Mittelgebirge von Altenburg nach Fennberg (M.-B.-Zeitschrift 1933, Seite 205). Dann geht es steiler empor, in die enge,

wilde Schlucht des Altbachs, zwischen Königswiese und Matrubberg, hinein. Auf schmalen Schichtgestirnen („Bankeln“) unter senkrechten Wänden führt der „Bankl-Steig“ durch die Enge. Am oberen Ausgang der Schlucht schneidet der Dolomit plötzlich ab, der Triasstreifen ist durchmessen, wir treten über die „Trudner Linie“ auf den Porphyr, in ein völlig anderes Gelände über. Mit großartiger Schärfe grenzen die zwei Gesteinswelten aneinander. Wiewohl der Porphyr älter ist, in der Schichtreihe tief unter dem Dolomit liegt — wie unten bei Castell Feder —, steigt er hier hoch über ihn an bis auf den obersten Kammrand im Osten (Hornspitz, 1808 *m* — Gemeinberg, 1780 *m* — Schupfbühl, 1595 *m*), um mindestens 1000 *m* liegt das östliche Gebirge geologisch höher als der Streifen am Etschtalrande — eine große Krustenverschiebung hat sich hier abgespielt.

Aus der düsteren Schlucht tritt der Weg in ein offenes, freundliches Tal, das Dolomit- und Porphyrhöhen trennt. Lärchenwiesen im Grunde, darüber hinaus bis zum Kammrand dunkler Hochwald — die 1000 *m* Anstieg haben eine Welt über die andere geschaltet. Der Altbach, der kürzeren Weges quer von der Etsch her eingedrungen, hat das Tal entzweigefschnitten, im Südtale liegt Gfrill, im Nordtale „Gfrill überm Bach“.

Auf den Wiesen taut noch Winterschnee und sproßt Frühlingsafranz, wenn unten Mazon sich schon in Blüten gehüllt, die Lärchen stehen noch kahl, wenn unten der Busch schon grünt. Dann aber, wenn im Tal die Hitze zu brüten beginnt, ist hier oben das Paradies, ganz Rittner Landschaft, wie sie Hans von Hoffensthal besungen.

Auf ebenem Wiesenplan, hart am Abfallstrande, steht die kleine Kirche, ein paar Häuser daneben, die anderen im Umkreis zerstreut. Zum Teil alte Sommerfrische herrschaftlicher Familien aus dem Unterlande, wie auf Fennberg drüben. . . , „wegen der stärkenden und erfrischenden Gebirgsluft, der edlen Wasserquellen, der heiteren, mit der reizendsten Aussicht gezierten Lage“ (Staffler 1846), sind sie hier heraufgezogen. Der Name soll noch in alten Urkunden „Caprill“ gelautet haben (Ziegenstall) — da war's wohl Sommerweide fürs Kleinvieh — erst deutsche Bergbauern haben sich dauernd hier niedergelassen; die kleine Gemeinde ist, wie Fennberg drüben, noch heute rein deutsch.

Wunderbar ist der Blick nach Süden. Tief unten tritt die Etsch in die Salurner Klause ein, über die hohen, wuchtigen Kulissen hinweg geht der Blick in weite Ferne, auf die langgezogene Brentafette, links vom Bondone schaut auch noch ein Stückchen Baldo vor. Im Norden hingegen schließen die nahen waldigen Höhen zu einem engen Bogen um das grüne, lichte Hochland zusammen, das hier am Rande des Abgrunds erhalten geblieben ist. Im Walde herrschen Weißtannen vor, an geschützten, abgelegenen Stellen halten spärlich Eibenreste aus. Jenseits des Waldkamms, weit an die Abdachung gegen Fleims vorgeschoben, liegt das auch noch rein deutsche Altrei — eine genussvolle Wanderung durch Wald und über Lärchenwiesen führt dort hinüber.

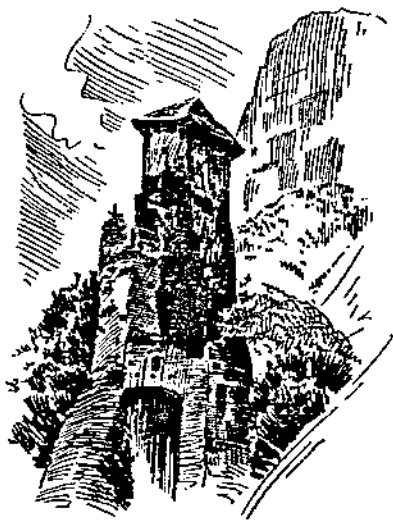
An zerstreuten Höfen vorbei, mit herrlichen Blicken ins Tal, steigt der Weg nach Buchholz ab. Hier ist leider umgekehrt, die Namen sind deutsch, die Bewohner zu mehreren italienisch. Landschaftlich aber ist Buchholz ein Glanzpunkt des Etschlands. Über der breiten Sohle zieht sich, herrlich aufgeschlossen, das Mittelgebirge der anderen Talseite hin, mit all seinen Kirchen und Dörfern, darüber die lange Wandflucht der Mendel. Wo sie links etwas absinkt, tritt der Fennberg vor, seine Abstütze bilden die eine Wand der Klause, die andere, über Salurn, liefert der Geiersberg. Dazwischen durch schaut die Brenta, im Norden, neben der Nase des Gant, schließen Meraner Berge das Bild, Pfinger, Hirzer, über flachen Porphyrhöhen. In der Richtung dorthin sieht man das Etschtal so, wie es ursprünglich verlaufen, im Untergrunde von Überetsch durch geraden Weges gegen Andrian—Siebeneich; dieser Lauf ist später verschüttet worden mit den Schottern von Überetsch; das Tal von Quer—Bran-

zoll hingegen, das sich hinter dem Matrudberg verbirgt, gehört entwicklungsgeichtlich dem Eisak zu; erst bei Gmund nächst Uuer vereinigten sich ehemals Eisak und Etsch, bis dahin waren sie durch den langen Sporn des Mittelbergs geschieden.

Buchholz ist eine uralte Siedlungsstätte. Im Jahre 1866 deckte hier der Bozner Franziskanerpater Flavian Drgler ein Grabfeld auf mit schönen großen Bronzefibeln, auch Münzen aus der römischen Kaiserzeit wurden gefunden. Es sprachen gutenteils tatsächliche Gesichtspunkte für diesen Platz, er ist gleich wichtig für die Verteidigung, wie für die Umgehung der Salurner Klause. Ein bequemer Übergang, 970 m, führt links vom Geiersberg gegen Welsh-Michael hinüber, auch ins Zimmertal (Cembra) kann man leicht ausweichen. Noch oft später hat Buchholz in den Kämpfen um die Salurner Klause Bedeutung erlangt, besonders gut glückte die Umgehung 1797 dem General Joubert — die Klause war gesperrt, auf die Flanke hatte man vergessen, überraschend kamen die Franzosen den Österreichern in den Rücken und zwangen sie zu eiligem Abzug. Der Tiroler Schützenmajor Eisensteden hingegen verstand sich im Oktober 1809 besser auf die Verteidigung der „Salurner Schanzen“, er hielt sie, bis der Friede geschlossen und die Amnestie bewilligt war.

Durch Weinberge, am Edelsteine Dornach vorbei, steigt der Weg nach Salurn ab. Am späten Frühlingsnachmittage ein herrliches Bild. Auf flachem Feld, traulich zusammengedrängt die alten Häuser, über den rauchenden Dächern auf hohem Fels die Ruine der Haderburg, dahinter die Kulissen der Klause. Schlagschatten mit hellsten Lichtern verzahnt, Frühlingsgrün und rosa Pfirsichblüte, am Horizont die beschneiten Brentaberger.

Zur Landschaft gehören die Menschen, die in ihr wohnen. Sumal wir Deutsche bei Deutschen sind . . . hier am letzten, südlichsten Rande des geschlossenen deutschen Siedlungsgebietes, des wahren, unpolitischen Deutschland. Am Friedhof von Salurn ruht unter seinen deutschen Mitbürgern ein Mann, dessen ganz Deutschland ehrend gedenkt — wie jedes Volk, das auf seine Ehre hält —, ein Mann, der für die Treue zu seinem Volke das Leben gelassen: der Salurner Karl Noldin. Er ruht unter den Toten, aber lebt für die Lebenden.



# Oswald v. Wolkenstein

Von Propst Dr. Josef Weingartner, Innsbruck

Unmittelbar unter den mächtigen, grauen Steilwänden des Schlern dehnt sich ein weiter, dunkler Forst. Dort erhebt sich auf einem mächtigen Felsblock, der wohl vor Zeiten donnernd aus der Höhe niederbrach, die Burgruine Hauenstein. Hoch über den letzten Siedlungen der Menschen steht sie einsam im rauschenden Bergwald und die schmalen Stufen, die zu ihrem Tore emporführen, sind aus dem Dolomittfels gehauen. Wer es nicht wüßte, würde es nicht glauben, daß der Rittermann, der einst hier hauste, einer der bekanntesten und interessantesten Männer seines Zeitalters war. Daß er, der hier kaum über die Wipfel des Burgforstes hinausah, wie kaum ein Zweiter die ganze damalige Welt kannte, daß er — um von der Tiroler Landesgeschichte gar nicht zu reden — an den wichtigsten Ereignissen der gleichzeitigen Weltgeschichte, an den Zügen der deutschen Könige nach Italien, an den Deutschordenskriegen in Preußen, an den Hussitenkriegen in Böhmen, an den Maurenkriegen in Spanien, am Konzil von Konstanz, an der Beilegung des großen Schismas unmittelbaren Anteil genommen hatte, und daß er zugleich als Dichter, Komponist und Sänger auch im geistigen Leben der deutschen Nation eine führende Rolle spielte.

Das Leben Oswald v. Wolkensteins — der nämlich war dieser einstige Burgherr — steht, soweit die ausschlaggebenden Mannesjahre in Frage kommen, im vollen Lichte der Urkunden. Zugleich hat Oswald aber auch zahlreiche Gedichte hinterlassen, von denen ein guter Teil seine eigenen Erlebnisse wiedergibt. Wir haben also den interessanten Fall vor uns, daß ein führender Mann, in dessen bunten und wechselvollen Schicksalen sich in seltener Anschaulichkeit sein ganzes Zeitalter spiegelt, uns sein mit unerhörter Fülle gesegnetes Leben und die Gedanken und Empfindungen, die es in seinem Inneren auslöste, als Dichter selber schildert. Unmittelbarer als sonst kommen wir so an den Pulsschlag einer bestimmten Epoche heran, vor allem aber wird es uns möglich, ein klarumrissenes Bild von Oswalds Persönlichkeit zu zeichnen. Und eben das ist die eigentliche Absicht dieses kurzen Versuches.

Oswald v. Wolkenstein wurde als Sproß eines der angesehensten Adelsgeschlechter Tirols, dessen Ahnen als Herren v. Wilanders bis ins 12. Jahrhundert zurückzufolgen sind, wahrscheinlich 1377 geboren. Mit zehn Jahren lief er aus Abenteuerlust seinen Eltern davon. Man wird annehmen dürfen, daß den frühreifen Knaben die alten Heldenmären von schweifenden und abenteuernden Rittern, die er singen und erzählen hörte und wohl auch schon selber las, zu diesem verwegenen Schritte bewogen. Jedenfalls wissen wir, daß derartige Helden- und Spielmannsdichtungen auf den Südtiroler Burgen sehr beliebt und verbreitet waren, ja daß manche sogar in Südtirol entstanden oder doch ihren Schauplatz hatten — ebenfalls ein sicheres Zeichen, daß sich die Spielleute in Südtirol sehr wohl fühlten. Oswald hat seine Ausfahrt wie so viele andere Abenteuer seines Lebens selber geschildert und gibt als Grund an:

„ich wolt besehen, wie die werlt (welt) wer gestalt.“

Und dann erzählt er, wie er mit drei Pfennigen im Beutel und mit einem Stücklein Brot von daheim fortließ, und 14 Jahre lang in fremden Landen, in „mangen winkel, heiß und kalt“, bei „Christen, Griechen, Haiden“ als Lauf- und Pferdeburche, als Koch, Ruderknecht ein kümmerliches, aber bewegtes Dasein führte.

Diese Lust zum Wandern und Abenteuern blieb in Oswald auch in reiferen Jahren stets lebendig. Den Aufenthalt in Tirol, und schon gar auf der einsamen Feste Hauenstein vermochte er nie lange zu ertragen und er war um jeden Anlaß froh, wieder einmal für kürzere oder längere Zeit in die Welt zu fahren. Er machte 1401 mit König Rupert von der Pfalz den mißglückten Zug nach Italien mit, pilgerte ins hl. Land, reiste 1409 nach Spanien, nahm 1414 am Konzil von Konstanz teil, trat 1415 in den Dienst König Sigismunds, beteiligte sich an einer königlichen Gesandtschaft nach Spanien und Portugal, bei welcher Gelegenheit er mit der portugiesischen Flotte auch nach Marokko segelte und die Eroberung Ceutas mitmachte, reiste mit Sigismund nach Avignon und Paris und später als Geschäftsträger des tirolischen Adels zu den rheinischen Kurfürsten und zum König nach Ungarn — kurz, Oswald v. Wolkenstein hat von England bis nach Armenien und Syrien, von Schweden und von Rußland bis Spanien und Marokko die ganze damals bekannte Welt durchfahren. Wohl verfolgten die späteren Reisen Oswalds v. Wolkenstein durchaus politische Zwecke. Aber dabei kamen auch sein Verlangen nach Abenteuern und seine vitale Lebenslust vollaus auf ihre Rechnung. Oswald war als lebhafter und geistprühender Gesellschafter, als Dichter und Sänger, bei Männern und Frauen wohlgelitten; wo er auftauchte, ging es laut und fröhlich her und nicht umsonst sagt er von sich im Alter von 38 Jahren:

„Ich hân gelebt wol vierzigk jâr, leicht mynder zway,  
mit toben, wüeten, tichten, singen mangelai.“

Mancher Wiederhall dieser lauten und frohen Stunden klingt noch heute aus Oswalds Liedern und liefert auch dem Kulturhistoriker recht interessantes und anschauliches Material. Das Singen an den Höfen, das mächtige Zechen der Herren und Fürsten, mit denen Oswald vielfach auf freundschaftlichem Fuße stand, die darauffolgenden derben Späße in der gemeinsamen Schlafkammer, die Tanzfeste und Nummereien, der Frauendienst und die Liebesabenteuer — alles tritt uns hier unmittelbar greifbar vor die Augen.

Oswald verschweigt nicht, wie ihn auf einem Tanzfest zu Ulm eine Rittersfrau, der er von ihrem Manne vorgestellt wurde, wegen seines schlechten Gewandes und wegen seiner Einäugigkeit — das rechte Auge war ihm schon in früher Jugend bei einer Fastnachtsbelustigung ausgehossen worden — grausam verspottete, oder wie ein Fräulein zu Augsburg ihn wegen seines langen Bartes mit einem Weißhod verglich oder wie man ihn beim Einzug König Sigismunds in Paris, wo er als „Visconte von der Türkei“ das vom König geschenkte türkische Prunkgewand trug, als Narren verachtete. Er weiß aber auch von großen Erfolgen und Ehren zu erzählen, so von der Königin von Aragon, die ihm zum Dank für seine Lieder je einen Ring in den Bart und in das Ohrläppchen band:

„Ein künigin von arragôn was schön und zart,  
dafür ich knyet zu willen, raicht ich ir den part,  
mit hendlein weis hant sy darein ain einglin zart  
lieplich und sprach: non mayplus disligaides!  
Von yren handen ward ich in die ören mein  
gestochen durch mit ainem messin nedelein,  
nâch ir gebonhait sîds sy mir zwên ring darein,  
die trüg ich lang, und nent man sy raicâdes.“

Ebenso band Oswald die Königin von Frankreich einen Diamanten in den Bart, und in Heidelberg, wo gerade vier Kurfürsten beim Pfalzgrafen zu Gaste waren, mußte er ebenfalls die hohe Gesellschaft mit seinen Liedern ergötzen:

„schir müst ich singen, hell erklingen manig liet.“

Er schloß mit dem Pfalzgrafen in derselben Kammer und wurde beim Abschied mit Mantel, Rod und kostbarem Pelzwerk reich beschenkt.

Von den Liedern und Weisen, mit denen der Wolkensteiner seine Gastgeber unterhielt, können wir uns eine recht gute Vorstellung machen, da ja beide noch vorhanden sind. Gerne gab er in autobiographischen Liedern seine bunten Abenteuer zum besten, und zwar in einfacher, choralmäßiger Vertonung, wie wir uns wohl überhaupt den musikalischen Vortrag der mittelalterlichen Spielmannsepen vorzustellen haben. Auch Lieder, die noch ganz im traditionellen Geiste des klassischen Minnesanges gehalten sind und die den Mai, das Glück der Liebe usw. preisen, hat Oswald gedichtet, und jedenfalls werden wir annehmen dürfen, daß er auch Lieder fremder Meister und darunter sicher auch viele klassische zu singen wußte.

Andere Texte unterscheiden sich von denen des frühen Minnesanges durch größere Verünstelung. Besonders liebt es Oswald, zwei, drei und selbst vier Binnentreime unmittelbar aufeinanderfolgen zu lassen, was damals offenbar als Zeichen großer Kunstfertigkeit sehr geschätzt war, für unseren Geschmack aber manche Lieder zu leerem Wortgeklingel degradiert.

Ein Beispiel:

„Ach senliches leiden	hertz muet, syn, gedanc ist worden matt,
meiden	es schaidt der töd,
neyden	ob mir dein gnäd nit helfen wil
schaiden	aus grosser nôt,
das tüt wee,	mein angst ich dir verhil.
peffer wer versincken in den see.	dein mündlin röt
zart mynliches beib,	hät mir
dein leib	sô schir
mich schreibt,	mein gir
und treibt	erbeckt vil,
gên jöspahät	des wart ich genäden an dem zil.

Freilich hat Oswald für manche dieser verünstelten Lieder sehr frische Weisen geschaffen und dadurch die Plattheiten des Textes vielfach wieder gut gemacht.

Auch andere Formen des alten Minnesanges sind bei Oswald vertreten, so z. B. das Wächterlied gleich mit einem halben Duzend von Beispielen oder der Reigen, der für die gesellige Unterhaltung ja besonders wichtig war, da zu seiner rhythmisch beschwingten Weise wirklich getanzt wurde.

Sind schon, mit älteren Vorbildern verglichen, diese Reigenlieder ziemlich derb, so gilt dies noch mehr von anderen Gedichten, die man wohl als „dörperliche Weisen“ bezeichnen könnte und die teils mit Spott, teils mit ungeschminkter Sinnlichkeit von Bauern und Bauerndirnen handeln, und die in der vornehmen Gesellschaft offenbar ganz besonders beliebt waren. Man weiß ja auch sonst, wie derb am Ausgang des Mittelalters die Spiele und Unterhaltungen vornehmer Kreise sein konnten, und die Tatsache, daß es in diesen Liedern von obszönen Anspielungen geradezu wimmelt, wird ihre Beliebtheit sicher nicht geschmälert, sondern zweifellos noch wesentlich gehoben haben. Für die Mentalität des Mittelalters aber ist es äußerst bezeichnend, daß Oswald v. Wolkenstein auch in seinen alten Tagen, als er längst nur mehr fromme und moralische Gedichte verfaßte und seine alten Sünden beklagte, doch keinen Anstand nahm, in seinen Liederansammlungen auch diese stark gepfefferten Nummern fein säuberlich abgeschrieben zu lassen.

Rein künstlerisch gesehen, eignet freilich gerade diesen Liedern eine besonders große Unmittelbarkeit, wie denn überhaupt die Wiedergabe des Selbsterlebten und des Volkstümlich-Frischen dem Wolkensteiner ganz besonders liegt. Und in diesem Zusam-





Oswald von Wolkenstein  
Porträt aus der Innsbrucker Liederhandschrift

**H**ilfflicher got gewaltlicher künig der himel köne ich man dich alles das ich kan ver  
 nym men künig gedine dem willen lag an mir erzun also das ich mit dir stieff dem  
 zwigs reich / Nach dem gebot gedultlich ich leiden wil zu wen der blut mari  
 so du laud gedultlichen genen vmb vnsrer freud vnd salikait dervarent was der  
 löwen ewiltlich / Ich bin umbfangen mit der rait darhin ich hufon sol herr das  
 geschicht mich demen rat was das vernym ich wol des seyst gelebt durchleuchtig klar nach  
 dem begeren bin ich willig zuir

**G**ut selig weib keuschliche mayd frow müter gottes kinde der uns durch dich all hat erloft  
 von heilichem gesinde den nym zu hilff vnd gib mir trost du mit ich nicht verzag mmen not  
 O wacher leib sundiger baly der wort hat dich emphanon ich fürcht er well bezalt sem was  
 du ye huff besangen mit demer grossen sünden schem er fordert dich gib mir das bitten brot / Ich  
 hufft ye such erkant du nym das schwer für dinstus zu freuden ye gewant du wider erarwen spür  
 also sach ans gem wider ab vndiger got wie köstlich sind dem gab

**D**ie sorgen rait hat memer leib ze sinen vest gebunden von sorgen groß mem heit gestwillt  
 die sorg die hab ich funden durch sorg mem houbt genzlich erstillt granfliche sorg me  
 die den flaut erwert / vnt umbeswaiss / vier mauern die mem trawen hand ver sorgen  
 sange macht ellender tag erit zeit ist gar verdurzen vnt mancher schuck kompt mir zu klag den  
 laider hilff von mir wirt klam bescheid / Von diser walt hab ich die angst verschuldet sich  
 klam neme vmb den got der mich vor langst beschuff von wolkenstem der der mem rait and auf  
 enthult & fellender wie ist den freud so kalt

Item diese vorgeschriben syden lieder singent sich in der ersten wase des anfangs der  
 da sich mit worten also anbebet am anfang an götlich forcht

**D**armer menssch las dich von sünd hie verwuener & heiliger gass gib  
 vns dems heiligen raiter ler das ich beduck von klam die macht vnd wurdiger  
 himmis gassing von got den macht geleichet **D**ieweil für der engel die loben got an widerlast  
 hilob die sum der man vnd aller steme glasi hi lobt der himel der alles wesen umbeast vnd was  
 der inn regnet sem namen vradet **D**ag vnd douchsal des woglin schal der vnschm wug all  
 wint vnd tyer geloubet mir was ich ew sag laub gas geuld das wuffet wild die macht der ing



Schriftprobe aus der Liederhandschrift Oswalds von Wolkenstein (Zinsbrucker Coder)

menhange ist es auch sehr bezeichnend, daß manche seiner Melodien schon ganz den Charakter des Volksliedes tragen und zu den ältesten bekanntesten Beispielen dieser Art gehören, so daß man vielleicht sogar sagen kann, Oswald v. Wolkenstein sei dem Tiroler Volkslied Pate gestanden.

Nur ein Teil von Oswalds Liedern hat wirklich dichterischen Wert. Unterhaltend aber waren sie alle, und da Oswald außerdem die Fiedel vorzüglich handhabte und eine helle wohlklingende Tenorstimme besaß, begreift man leicht, daß er überall ein wohlgeleitener Gesellschafter war. Und vielfach besitzen gerade solche Gedichte, die literarisch nicht besonders hochstehen, z. B. die autobiographischen Schilderungen seiner Reisen und Abenteuer kulturgeschichtlich ein besonders großes Interesse. Aus Walter v. d. Vogelweides Liedern z. B. kann man nicht herauslesen, wo der Dichter zu Hause war; in des Wolkensteiners Liedern aber ist nicht nur seine ganze Biographie und ein guter Teil der Zeitgeschichte enthalten, sondern auch der Eisack rauscht durch seine Verse, Hauenstein, Bad Rages und Rastelruth, die Seiser Alpe, der Schlern werden erwähnt, und man wird füglich behaupten dürfen, daß keine zweite deutsche Landschaft in so früher Zeit so eingehend besungen wurde, wie dank Oswald v. Wolkenstein das Eisacktal. Und jeder, der das Eisacktal liebt, wird noch heute Oswalds Frühlingslied mit Vergnügen lesen:

Zergangen ist meins herzen wee,  
seid das nû stieffen wil der snee  
ab feuser alben und aus flack,  
hoert ich den mosmair sagen,  
Erbachtet sind der erden künst,  
des mëren sich die basserrunst

von cast(e)lruett in den ersack,  
das wil mir wol behagen.  
Ich hoer die voglin, grös und flain,  
in meinem bald umb hauenstain ...  
die scharffen noetlein schellen ...  
des freut euch, güt gesellen.

Im Eisacktal, das in Oswalds Liedern so oft erwähnt wird, hat er trotz seiner vielen Fahrten doch den größten Teil seines Lebens zugebracht. Schon früh (1411) sicherte er sich durch eine Stiftung für sich und zwei Knechte eine Pfründe im Kloster Neustift. Er bewohnte dort ein eigenes Haus und hatte die Wahl, entweder am Tische des Propstes zu essen oder sich das Essen in die Wohnung bringen zu lassen. Als er mit dem Propste, so erhielt er zwischen den Mahlzeiten noch eigene zwei Maß Wein. Als er allein, hatte er Anspruch auf drei Maß täglich. Seine Knechte aßen mit den Kämmerern und Dienern des Stiftes. Mit dieser Pfründe war auch das Begräbnisrecht verbunden — wie denn Oswald tatsächlich in Neustift begraben liegt.

Es scheint aber, daß er seine Neustifter Pfründe nicht allzuviel in Anspruch nahm. Längere Zeit stand er als Hauptmann im Dienste des Bischofs von Brixen, für dessen Kathedrale er ebenfalls zwei Kapellen und zwei Kapläne gestiftet hatte, was ihn anderseits nicht hinderte, bei einem Streite des Domkapitels mit Bischof Ulrich Putsch, wo er auf Seite des Kapitels stand, dem Bischof einen derben Stoß zu geben und ihn mit einem sehr gepfefferten Spottgedicht zu verhöhnen. Bald darauf — auch das ist mittelalterlich — finden wir ihn mit dem Bischof wieder im besten Einvernehmen. —

Auch sonst war auch im eigenen Land für Abwechslung reichlich geforgt. Ein großer Teil von Oswalds Leben füllt seine Feindschaft mit dem Landesfürsten Herzog Friedrich mit der leeren Tasche aus. Friedrich führte zu Ende, was Meinhard II. im 13. Jahrhundert begonnen, Ludwig von Brandenburg im 14. Jahrhundert weitergeführt hatte — die Ausgestaltung der landesfürstlichen Gewalt, und mußte zu diesem Zwecke den tirolischen Adel demütigen, der den Grafen von Tirol nur als Primus inter pares anerkennen wollte und die Reichsunmittelbarkeit anstrebte. Die Wolkensteiner nahmen im Kampfe gegen den Herzog eine führende Stellung ein, und zumal der weltersfahrene Oswald hatte dabei reichlich Gelegenheit, seine Beziehungen zu König Sigismund und zu anderen deutschen Fürsten auszunützen. Eine Episode dieses Kampfes ist die Belagerung der von den drei Brüdern Wolkenstein verteidigten Burg Greifenstein, des so-

genannten Gaußhofs bei Bozen. Friedrich mußte unverrichteter Dinge abziehen und dem Schaden folgte der Spott. Oswald dichtete aus diesem Anlaß ein Lied, das einen erfolgreichen Ausfall der Belagerer schildert und das in der mittelhochdeutschen Literatur nur wenig Parallelen hat und das mit den trohigen Worten beginnt:

„Zû, huß“, sprach der michel von wolkenstein,  
 „sô bergen wir“, sprach oswald von wolkenstein,  
 „zû, huß“, sprach her lienhart von wolkenstein,  
 sy müessen alle fliehen von greiffenstein geleich.

Freilich, Oswald geriet auch wiederholt in des Landesfürsten Gefangenschaft und weiß davon viel Schlimmes zu erzählen. Nach einer solchen Haft in Vellenberg bei Gößens und in Innsbruck fügte sich Oswald endlich ins Unvermeidliche und söhnte sich 1427 mit Friedrich endgültig aus. Oswald blieb dem Herzog seitdem treu ergeben, und auch nach dessen Tode, im Streite seines Sohnes Sigismund mit dessen Onkel Friedrich, dem späteren Kaiser, stand er auf der Seite des Landesfürsten. Andererseits hatte auch Herzog Friedrich, als er Oswald freiließ, gesagt, er habe nichts davon, wenn der Ritter im Gefängnis trauere. Er wolle lieber:

„... die Zeit mit ihm vertreiben und singen....  
 und tichten höflich von den schönen Weiben.“

In den langjährigen Streit mit Herzog Friedrich verflochten sich auch noch zwei andere Angelegenheiten, die Oswalds Leben mit reicher, wenn auch nicht durchaus angenehmer Abwechslung versorgten. Da ist vor allem der Hauensteinische Erbschaftsstreit zu nennen, der sich wie ein roter Faden durch Oswalds Lebensschicksal zieht. Schon sein Großvater hatte seinerzeit durch Kauf ein Drittel der Feste Hauenstein erworben, und nach dem Tode des letzten Hauensteiners hatte sich Oswalds Vater, ohne das Erbrecht Barbaras, der Schwester des letzten Hauensteiners, die mit Martin Jäger von Tifens vermählt war, weiter zu achten, in den faktischen Besitz der Burg gesetzt und auch von den Einkünften der Gutshöfe sich weit mehr angeeignet, als ihm von rechtswegen zukam. Oswald, der Hauenstein erbte und, wie wir schon hörten, vielfach auch bewohnte, war, wenn es um Geld und Gut ging, in der Wahl seiner Mittel nicht weniger unbedenklich als sein Vater. Schon bald nach seiner Heimkehr hatte er mit seinem jüngeren Bruder Lienhart, als der älteste Bruder Michel gerade abwesend war, die Schmudfachen seiner Schwägerin gestohlen und ihrem Gemahl gegenüber erklärt, seine Frau habe sie während seiner Abwesenheit mit ihrem Buhlen verschleudert. So umging er nun auch in diesem Erbschaftsstreite alle Tagelohnungen oder kam ihrer Entscheidung nicht nach, und erst die Versöhnung mit Herzog Friedrich, der den Jägerischen behilflich war, brachte nach 3 Jahrzehnten auch im Hauensteinischen Erbschaftsstreite einen für Oswald nicht ungünstigen Ausgleich. Er durfte gegen eine mäßige Entschädigung Hauenstein und die übrigen usurpierten Güter behalten.

Nun hatte aber — und das ist die andere Sache — Martin Jäger, sein Prozeßgegner, als einzigen Erben eine Tochter, namens Sabina. Der Gedanke, den langjährigen Streit durch eine Vermählung Sabinas mit Oswald zu beenden, lag nahe, und tatsächlich entspann sich, wann und in welchem Stadium des Streites ist ungewiß, zwischen beiden jungen Leuten ein Verhältnis, das an die 13 Jahre dauerte, nach Oswalds Liedern sehr intime Formen annahm, aber trotzdem zu keiner Ehe führte. Der genaue Verlauf dieser Liebestragödie ist nicht klar, sicher aber ist soviel, daß es eine sehr wechsel- und widerspruchsvolle Geschichte gewesen sein muß und daß Oswald trotz aller Enttäuschung — Sabina heiratete einen Haller Bürger namens Hausmann und war nach dessen Tode eine Zeitlang aller Wahrscheinlichkeit nach sogar Herzog Friedrichs Geliebte — ihr innerlich völlig verfallen war, sie nie vergessen und ver-

scherzen konnte, auch nicht, als er selber längst verheiratet war und daß die Liebe zu Sabina trotz aller Wanderschaft und aller Abenteuer in der weiten Welt sein tiefstes und stärkstes Erlebnis darstellt. Von jeher hat dieser pridelnde Stoff Dichter und Romanschriftsteller angelockt und noch vor zwei Jahren machte Hubert Mumelter in seinem Roman: „Zwei ohne Gnade“ den Versuch, die Widersprüche dieses Verhältnisses psychologisch begreiflich zu machen. Seine psychoanalytisch angehauchten Figuren sind zwar für das 15. Jahrhundert viel zu kompliziert und speziell Oswald ist nicht in seiner vollen geistigen Bedeutung herausgearbeitet, aber immerhin ist es ein interessanter Versuch und auch die geschichtlichen und kulturhistorischen Hintergründe sind in Mumelters Buch eingehend dargestellt.

Sicher und klar ist nur das tragische Ende des Verhältnisses. Sabina, längst Witwe und damals wohl die Geliebte Friedrichs, lud 1421 den längst verheirateten, etwa 44jährigen Oswald mit Berufung auf ihre alte Liebe und unter dem Vorwand einer Wallfahrt zu einer Besprechung, die den langjährigen Erbschaftstreit gütlich beilegen sollte, ließ aber dabei Oswald überfallen und brachte den Gefangenen nach Schloß Forst bei Meran, wo er durch grausame Behandlung und durch harte Torturen zu einem übermäßigen Schadenersatz gezwungen werden sollte. Oswald widerstand, obwohl er, an Füßen, Daumen und Hals in schmerzenden Eisenbändern lag und infolge der erlittenen Mißhandlung fürderhin hinkte. Er wurde später dem Herzog in Gewarhsam überstellt, der Streit aber ging weiter und fand erst mehrere Jahre später seinen Abschluß. Die bittere Enttäuschung und die harten Wochen auf Forst, wo er auf das Schlimmste, selbst auf den Tod gefaßt sein mußte, haben Oswald aber innerlich rasch gereift und ernstern Gedanken zugänglich gemacht. Aus dieser Zeit stammen etliche Gedichte, die zu seinen tiefsten und besten gehören, die allen Klingklang beiseite lassen und tiefergreifend aufs Wesentliche gehen.

Er vergleicht das kalte Eisen, das seinen Hals einschnürte, mit den weißen Armen Sabinas, die ihn einst drückten. Er erkennt, daß er sich bisher um Gott zuwenig gekümmert, daß Gott aber eifersüchtig auf unser Herz ist und daß der, der seine Liebe verschmäht und seine Sünden weiter reifen läßt, in ein „Laz“, eine andere Schlinge, gerät.

Er eyfert man und freuelein,  
auch alle creatür,  
er will der liebst gehalten sein  
in seiner hochsten fur;  
wer das versaumbt, des sünd gereißt,  
er henngt im näch, bis in ain lag ergreißt.

Ziet ich mein lieb mit halbem fueg (nur halb soviel)  
got nüglich näch verzert,  
die ich der frauen zeitlich trüg,  
die mir ist alsö hert,  
sö für ich wol ân alle sündt.  
ô wertlich lieb, wie swer sind deine pündt!

Noch mehr, er dankt Gott für die Lehre, die er ihm erteilt:

Ich danck dem herren lobesan,  
das er mich alsö grüest,  
mit der ich mich versündet hân,  
das mich die selber püest;  
bey dem ain yeder sol verstên  
das lieb ân laid die leng nit mag ergên.

Noch deutlicher spricht Oswald diese Quintessenz seiner Liebeserfahrungen an einer anderen Stelle aus:

Ich sprich es wol auf meinen ait:  
je größer lieb, je merer lait  
kumpt von den schönen frauen.

Und endlich, der Zyklus schließt damit, daß Oswald angesichts des Todes seinen Peinigern von Herzen verzeiht.

Ich nym es auff mein sterben swer,  
sô swer ichs doch genueg,  
das ich der frauen nie gevaer (Freindschaft)  
von gangem herzen trueg.  
schaid ich alsô von dieser werlt,  
sô bitt ich got, das sy mein nit entgelt.

Oswald von Wolkenstein tritt uns in seinem ganzen Leben rein menschlich nie sympathischer entgegen als in diesen schönen Liedern. Das Leid hat ihn veredelt, gereift und abgeklärt. Und es steht damit durchaus nicht im Widerspruch, daß er sogar die Kraft fand, sein Mißgeschick in überlegener Selbstironie zu verhöhnern und es in einem Lied voll grimmigen Humors zu besingen. Er fordert sich selber auf, die nahe Fastnacht mit einem Puel, mit einer Liebsten in fröhlichem Tanze zu begehen. Der Puel, zu dem er sich gesellt, ist aber die Krüde, die er seinem falschen Lieb verdankt und die er nun an sich zieht, unter die Achsel schmiegt und so an sich drückt, daß sie knarrt und ächzt.

Es nehnet gën der vafenacht,  
des füll wir gail und froelich sein,  
ye zbay und zbay zû samen tracht  
recht als die zarten teubelein  
doch hab ich mich gar schoen gefellt  
zû meiner kreucken,  
die mir mein puel hât auserwelt  
für lieplich rucken.

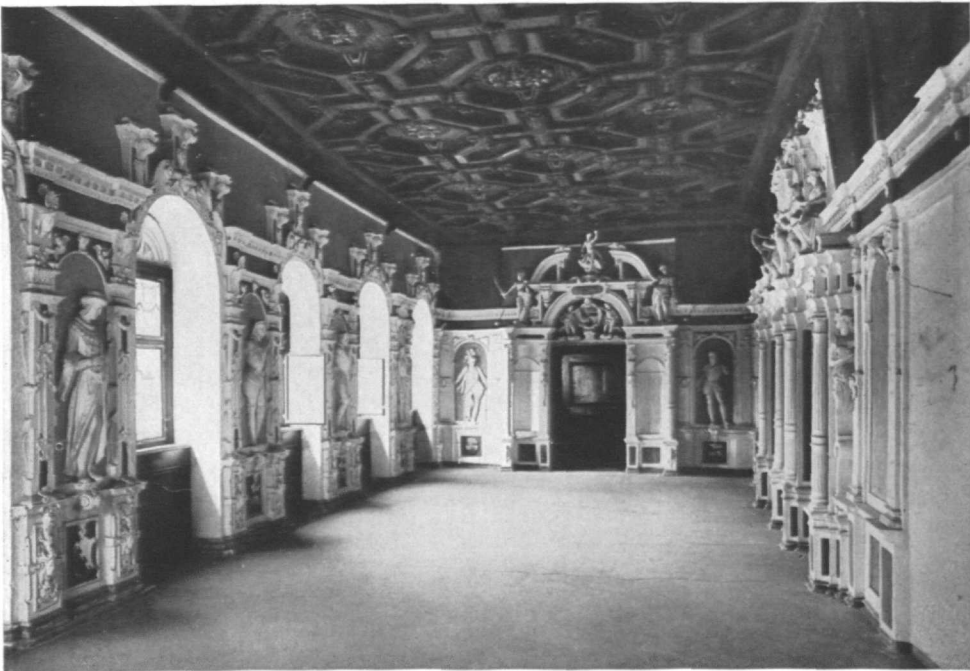
Repeticio. Und ich die kreuck  
vast an mich zuck,  
freuntlichen under das uechsen smuck,  
ich gib ir mangan herten druck,  
das sy müs ferrren.

Als Oswald dieses letzte traurige Abenteuer mit Sabina erlebte, war er, wie gesagt, schon 4 Jahre verheiratet. Der Umstand, daß Sabina damals aller Wahrscheinlichkeit nach des Herzogs Buhlin war und den Wolkensteiner mit Berufung auf ihre alte Liebe eigens ins Netz locken mußte, legt die Annahme nahe, daß der Verkehr zwischen beiden längst aufgehört hatte, und Oswald nur von seiner alten Leidenschaft und von der Erinnerung an ehemaliges Glück jäh überwältigt wurde. Doch wie dem auch sei — des Menschen Seele ist ein weites Land und sie hat Raum für viele Widersprüche. Sicher ist jedenfalls soviel, daß Oswald seiner Ehe, die er 1417 mit Margarethe von Schwangau schloß, ein schönes Glück verdankte. Eine ganze Reihe von zärtlichen Gedichten auf seine Gemahlin beweisen das.

Margarethe schenkte Oswald fünf Söhne und zwei Töchter, von denen der älteste Sohn Domherr zu Brigen, die älteste Tochter Äbtissin zu Meran wurde. Der zweite Sohn Oswald erwarb später Rodened und pflanzte das Geschlecht fort, das als Grafen Wolkenstein-Rodened noch heute fortlebt; Oswalds älterer Bruder Michael da-

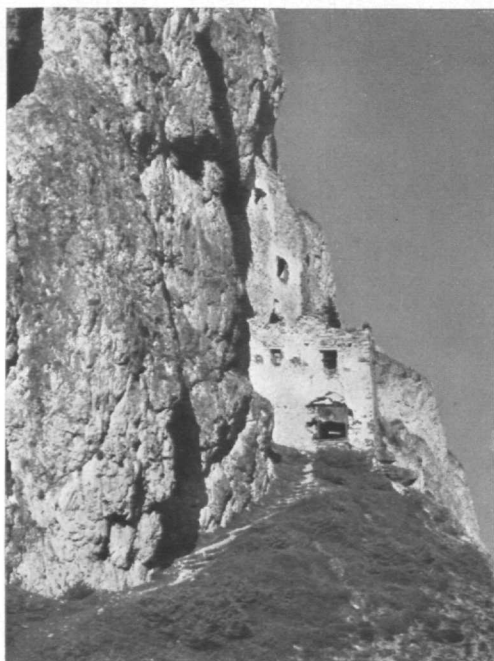


Schloß Trostburg



Trostburg, Ritteraal. Links vorne das Standbild Oswalds





Ruine Wolkenstein



Ruine Greifenstein



Ruine Hauenstein, Vorderansicht



Ruine Hauenstein, Rückansicht





gegen ist der Stammvater der ebenfalls noch existierenden Linie Wolkenstein-Trostburg.

Oswald hat in etlichen späteren Liedern über sein eheliches Leben, über die Belästigung durch die Kinder und über das Schelten seines Weibes Klage geführt — doch handelt es sich dabei mehr um humoristische Übertreibungen. Im allgemeinen hat sich Margarethe von Schwangau in die Eigenart ihres Mannes jedenfalls gut hineingelebt, hat oft liebevoll verstehend durch die Finger gesehen, und mehr als mehr oder weniger konventionelle Liebeslieder besagt uns ein Brief, den Margarethe kurz vor Oswalds Tode schrieb. Er weilte im Mai 1445, offenbar schon mit angegriffener Gesundheit, auf dem Landtage zu Meran und die in Hauenstein zurückgebliebene Ehefrau äußert ihre zärtliche Sorge um sein Befinden und schließt mit den Worten: „... schickt nach mir, das will ich immer an Euch verdienen. Ich will nun einmal one Euch nit sein, es sei hier oder anderswo.“

So werden wir uns also die letzte Lebensperiode Oswalds nicht allzutrübe vorzustellen haben. In den Beginn seiner Fünfziger fällt der Streit mit Bischof Ulrich Putsch, der Besuch des Reichstages zu Nürnberg, vermutlich die Teilnahme am unglücklichen Hussitenfeldzug Kaiser Sigismunds, weiterhin an seinem Römerzuge, endlich eine Gesandtschaft ans Konzil von Basel. Das waren Oswalds letzte Reisen. Nach 1432, also nach seinem 55. Lebensjahre scheint er Tirol nicht mehr verlassen zu haben, in die Geschäfte und Handel Tirols blieb er nach wie vor verwickelt, da er offenbar einer der angesehensten Edelherren des Landes war. So war er zweifellos viel von daheim abwesend, und lebte er auf dem einsamen Hauenstein, so umgab ihn die liebevolle Sorge seiner Gemahlin mit wohlthuender Behaglichkeit.

Daß ihm der Gegensatz zwischen dem bunten Leben und dem rastlosen Schweißen von ehemals und der Stille der einsamen Bergfeste natürlich zum Bewußtsein kam und oft schwer aufs Herz fiel, ist selbstverständlich. Wehmütig denkt er in einem späteren Gedichte der Freude, die er einst auf frohen Festen in Köln, Wien, Mainz, Paris, in Avignon, Konstanz und Nürnberg erlebte, und die ihm nun abgehe, wo er „statt auf ebener wis auf hohem Berg“ hausen und dort darauf achten muß, daß die Wölfe seinem Weibe und seinen Kindern nicht das Brot davon tragen. Statt Fürsten und Königinnen, die ihn einst ehrten, sieht er ringsum nur mehr „knospete Leut“, roßige Bauern und Kälber, Geißen, Böcke und Rinder, und die Mündlein rot, die ihn einst trösteten, haben ihn längst allein gelassen. Das Leben erscheint ihm wie ein Turnierplatz: heute voll lauten, festlichen Gepränges — und kommst du morgen wieder, ist er äde und leer.

„Weltliche freud, ein tuch von pittern ende.

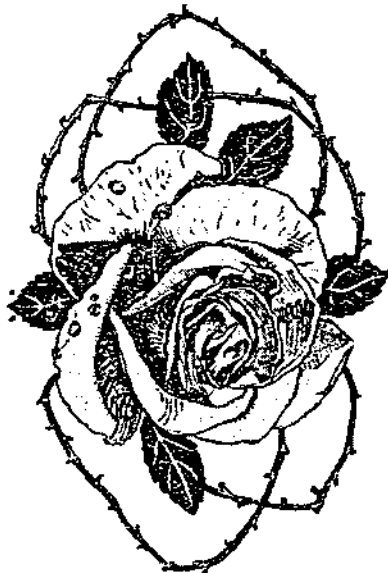
Wer dich recht kent, der kauft dich nicht behende!“

So werden seine Gedanken immer ernster. Die Vergänglichkeit alles Irdischen überkommt ihn, das Bewußtsein, so viele Jahre für rein irdische Zwecke vergeudet und fern von Gott in Hoffart und Sinnenlust verlebt zu haben, drückt ihm schwer auf die Seele und es ängstigt ihn der Gedanke an die Verantwortung in der Ewigkeit. Dabei war seine Kraft noch immer nicht gebrochen. Ein Brief, den er im letzten Jahre seines Lebens in Angelegenheit eines langen Streites um eine Alpe am Ritten nach Brigen sendet, zeigt noch seine alte derbe Art. Er wehrt sich darin gegen den Vorwurf der Lüge und protestiert dagegen, daß seine Behauptung erdichtet war — „wie wol ich sonst tülch tenn“. Er fühlt sich also immer noch als Dichter, und tatsächlich stammen manche seiner Lieder aus dem letzten Lebensjahre — nur sind sie eben voll des eben geschilderten Lebensernstes. Und so sagt er denn angeichts des nahen Todes, die Welt möge ihm ihren gewohnten Lohn geben und ihn vergessen. Hätte er im wilden Wald des Lebens statt ihr dem Herrn gedient, würde er nun besser fahren.

O welt, nû gib mir deinen lôn,  
 trag hin, vergis mein pald,  
 biet ich dem herren für dich schön  
 gedient in wilдем wald,  
 sô für ich wol die rechten far.  
 got schöpffer, leucht mir wolkenstainer klâr!

Die Welt hat Oswald v. Wolkenstein auch wirklich bald vergessen und wie Prof. Schaz schreibt, wurden auch seine Lieder nicht verbreitet und haben auf die weitere Entwicklung der deutschen Dichtung keinen Einfluß genommen. Erst die beginnenden germanischen Studien des 19. Jahrhunderts haben den letzten Minnesänger und seine Lieder wieder ausgegraben. Nun aber steht er im vollen Lichte der geschichtlichen Forschung wieder vor uns — erst vor 4 Jahren hat sein Nachkomme, Arthur Graf v. Wolkenstein, ein sehr gründliches Buch über ihn geschrieben<sup>1)</sup> — und lebt in seinen Liedern weiter, ja seine Lieder werden — was bei keinem zweiten Minnesänger zutrifft — von Sängern, die seinen Namen tragen, sogar mit großem Beifall noch heute in den Originalweisen zu Gehör gebracht. Und sie erzählen uns noch heute von einem Mann, dem vor 500 Jahren das Leben in seiner ganzen Fülle zuströmte, mit Glück und Not, Abenteuern und Dichterruhm, Gefangenschaft und Schmach, mit Liebe und Haß, Frauengunst und Minnequal, mit weltweiter Fahrt und bedrückender Enge, mit derber Sinnenlust und beschaulicher Verinnerlichung, mit Begehren und Entfagen, mit übermühtiger Schuld und demütiger Buße. Und das ist es denn auch, was uns Oswald v. Wolkenstein so modern erscheinen läßt und uns heute noch so nahe bringt, daß er wie ein ewig gültiges Symbol auf uns wirkt, und daß wir in seinen Schicksalen das Leben selber greifbar vor uns haben — das Leben, das mit all seinen Widersprüchen im Wesen heute noch genau so ist wie vor 500 Jahren.

<sup>1)</sup> Oswald v. Wolkenstein: Schlernschriften, Bd. 17. Innsbruck 1930.



# Schnee – Wächten und Lawinen

## Ergebnisse meiner Schneeforschungen

Von Dr. W. Paulcke, Karlsruhe

Wort: Unser Leben der Wissenschaft  
und unsere Wissenschaft dem Leben!

### Einleitung

Um den Schnee, seine Erscheinungsformen, die Veränderungen, die er durchmacht, die Art seiner Ablagerung und Umlagerung usw. haben sich nur sehr wenig Leute gekümmert. In Arktis und Antarktis waren es die Polarforscher — unter diesen am gründlichsten Wegener —, in unseren Breiten waren es Meteorologen, die vor allem den in der Luft, d. h. der freien Atmosphäre, entstandenen Schnee beobachteten und beschrieben. Inhaltreiche, wenn auch jetzt z. T. veraltete Arbeiten über Lawinen verdanken wir in erster Linie Coaz und Sprecher.

Eine Durchforschung der Schneablagerungen in unseren Mittel- und Hochgebirgen fehlte so gut wie vollkommen. Es scheint z. B. fast unbegreiflich, daß in den Ländern, in denen jährlich Millionen für Schnee- und Lawinenschutz verbaut und für Erhaltung usw. verwendet werden, bisher kein Staat daran gedacht hat, die in Rede stehenden Probleme systematisch studieren zu lassen, um aus Beobachtung und Experiment zu rationaler Arbeit zu gelangen. Fast überall wurde nur „gefühlsmäßig“ gebaut, trotzdem man z. B. aus den Erfolgen der Wasserbaulaboratorien wußte, welchen enormen Nutzen systematische Forschung auf einem solchen Gebiete bringen kann.

Ebenso unverständlich war es, daß bei den Verlusten, die alljährlich durch Lawinen an Menschenleben<sup>1)</sup>, und dem Millionen Schaden, der an Wild, an Sachwerten wie Wald, Bauten usw. entsteht, niemand es unternahm, diese „Fragen um den Schnee“ einmal energisch anzugehen.

Noch nie hatte man bei uns die Veränderung, die der Schnee nach seiner Ablagerung durchmacht — die Schneediagenese —, genau untersucht, noch nie systematisch „Schneeprofile“ gegraben, studiert und zeichnerisch wiederzugeben versucht. Und doch stehen alle „Probleme um den Schnee“ in engstem Zusammenhang mit seiner Beschaffenheit, wie seinen Lagerungsverhältnissen und den Veränderungen, die er dauernd durchmacht. Wenn wir Organe und ihre Funktionen im gesunden und kranken Zustand usw. erforschen und kennen lernen wollen, müssen wir Anordnung und Art der Einzelteilchen, aus denen sie bestehen, also der Zellen, studieren. Von ähnlichen Erwägungen ging ich bei der Inangriffnahme des Studiums der „Probleme um den Schnee“ aus.

Seit Mitte der neunziger Jahre des Vorjahrhunderts hatten mich Schnee- und Lawinenfragen dauernd beschäftigt, die Ergebnisse meiner Arbeit legte ich in den „Gefahren der Alpen“ nieder; ich kam aber erst seit etwa acht Jahren dazu, meine Pläne zu verwirklichen, den „Schnee“ nach seiner Ablagerung genau mikroskopisch zu untersuchen und vor allem auch meine Idee auszuführen, den Problemen der Ablagerung, Umlagerung, Diagenese usw., wie den Lawinen- und Wächtenfragen, mit Hilfe des Naturexperiments in Naturalaboratorien auf den Leib zu rücken.

<sup>1)</sup> In den Alpen gehen jährlich etwa 60—80 Menschen durch Lawinen zugrunde, im Weltkrieg forderte der Schneetod an der Alpenfront auf beiden Seiten nach etner — m. E. zu geringen — Schätzung 60 000 Mann.

Meine „Naturlaboratorien“ richtete ich mir auf der Hornisgrinde im Schwarzwald, bei der Spitzmeilenhütte und vor allem am Eigergletscher und Jungfraujoch ein. Mittel und Arbeitsmöglichkeit verdanke ich besonders dem D. u. S. U.-V., der Karlsruher Hochschulvereinigung, der Rotgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, die ein wertvolles Meßinstrument leihweise zur Verfügung stellte, wie dem freundlichen Entgegenkommen der Hochalpinen Forschungsstation Jungfraujoch und der Verwaltung der Jungfrauabahn. Allen diesen Stellen, sowie meinen Helfern und wissenschaftlichen Mitarbeitern gebührt mein herzlichster Dank!

Da — bei der Fülle des Materials — der zur Verfügung stehende Raum nur klein ist, muß ich mich darauf beschränken, die wichtigsten Ergebnisse der Arbeiten kurz zu schildern und im übrigen auf frühere und kommende Veröffentlichungen zu verweisen<sup>1)</sup>.

## I. Der Schnee

Der Schnee fällt in unseren Breiten vornehmlich in Gestalt der bekannten sechsstrahligen, mehr oder weniger verzweigten Schneesterne, die in der freien Atmosphäre aus Wasserdampf gebildet wurden, zu Boden. Bei sehr starker Kälte entstehen einfache sechsseitige Tafelchen oder kleine prismatische Vollkristalle.

Die Schneesterne verhaften sich oder sie verkleben miteinander zu „Schnee“-Floeden.

Diese in der Luft entstandenen Gebilde, die wir als „Luftreif“ bezeichnen wollen, zeigen oft schon vor ihrer Ablagerung Veränderungen durch Verdunstung, Schmelzung, Tröpfchen- und Körnchenbildung. Die stärksten Veränderungen macht der Schnee aber durch, sowie er am Boden liegt.

<sup>1)</sup> Ich nenne besonders: Paulde und Welzenbach: Schnee, Wächten und Lawinen. Zeitschr. f. Gl.-Rde. 1928. Welzenbach: Untersuchungen usw. Dissertation in Wissenschaftl. Veröffentlichungen des D. u. S. U.-V., Nr. 9, 1930. Paulde: Aus meinem „Naturlaboratorium“ für Schnee- und Lawinenforschungen, in „Der Bergsteiger“ 1932. Paulde, Eisbildungen. I. Der Schnee und seine Diagenese. Zeitschr. f. Gl.-Rde. 1933/34. Sigmondy-Paulde: „Die Gefahren der Alpen“, 9. Aufl., 1933. Schnee- und Lawinenkapitel. Paulde: Schnee- und Lawinenforschungen in: Forschungen und Fortschritte 1934, S. 131—133.

### Tafel 65

Fig. 1. Loderschnee am Morgen nach nächtlichem Schneefall. Die in der Luft entstandenen, sechsstrahligen „Schneesterne“ zeigen teilweise an den Strahlenenden durch „Oberflächenreif“ gebildete, breitere rosettenblattformige Ansätze, die kurze Zeit nach dem Schneefall am Morgen entstanden sind. Vergrößerung 5,5x.

Fig. 2. „Oberflächenreifbildung“ ist im Loderschnee an der gleichen Stelle wie bei Fig. 1 innerhalb von 24 Stunden weiter fortgeschritten. Es haben sich vorwiegend die für „Oberflächenreif“ besonders bezeichnenden Rosetten gebildet, deren verzweigte Blätter flache bis halbbecherförmige Kristalle als Enden zeigen. (Vgl. Taf. 66, Fig. 7.) — Die Flächen dieser Kristalle reflektieren und brechen das Licht sehr lebhaft, wodurch bei Sonnen- und Mondbestrahlung das starke, sog. „Glitzern“ des Schnees entsteht. Vergrößerung wie bei Fig. 1 5,5x.

Fig. 3. Firnkörner, mittelgroß durch „Schmelzwasserdiagenese“ entstanden. Vergr. 3,9x.

Fig. 4. „Tiefenreif“ = „Schwimmschnee“. Vorwiegend Becher- und Halbbecherkristalle, daneben vereinzelt Vollkristalle und Firnkörner. Vergrößerung 5,5x.

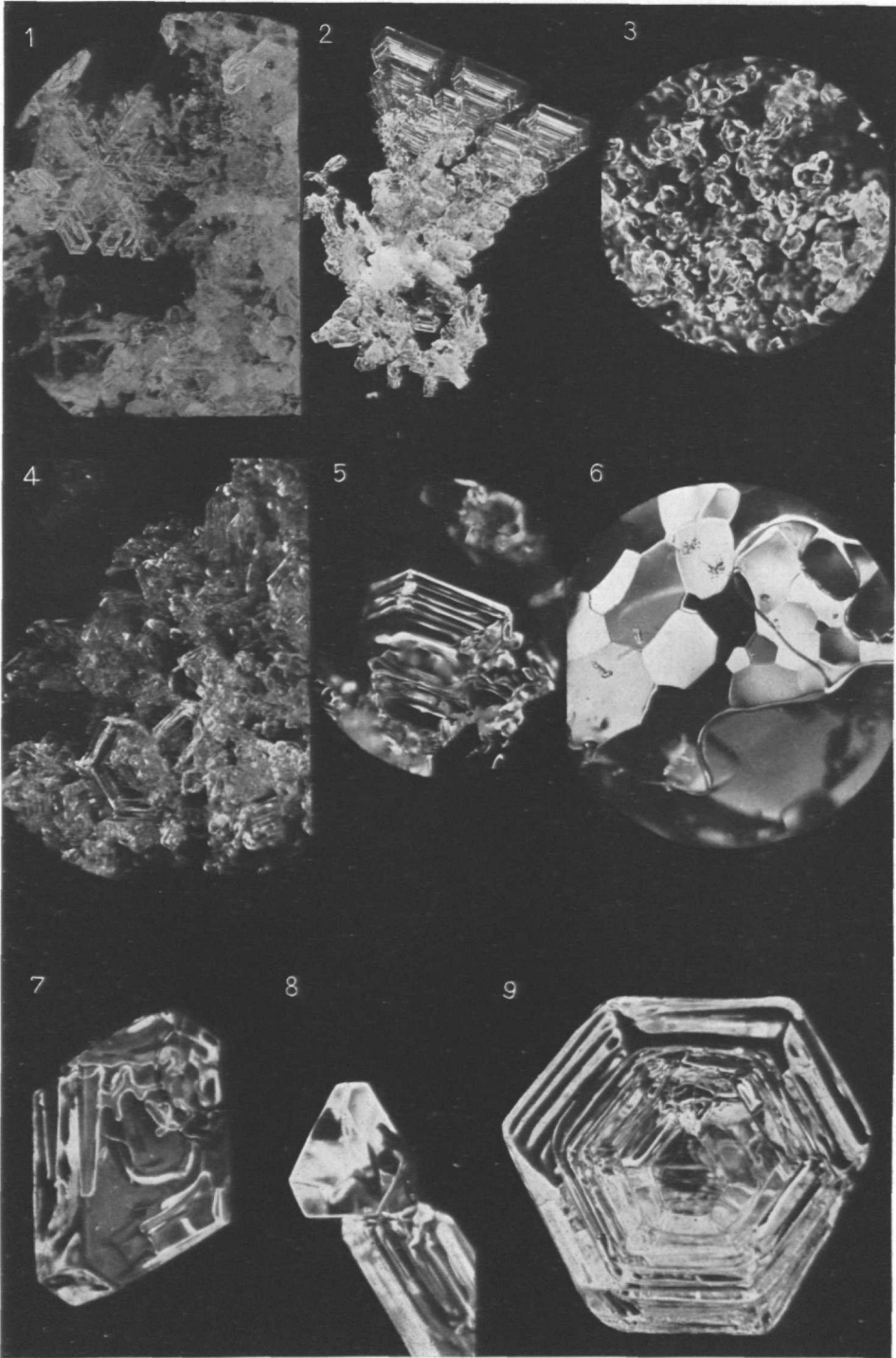
Fig. 5. „Tiefenreif“ = „Schwimmschnee“: Mittelgroßer Becherkristall. Von der Seite gesehen. Der treppenförmige Aufbau der Becher zeigt, daß ein rhythmischer Wechsel des Wachstums in der Längsrichtung des Kristalls und senkrecht dazu stattfand. Vergr. 5,5x.

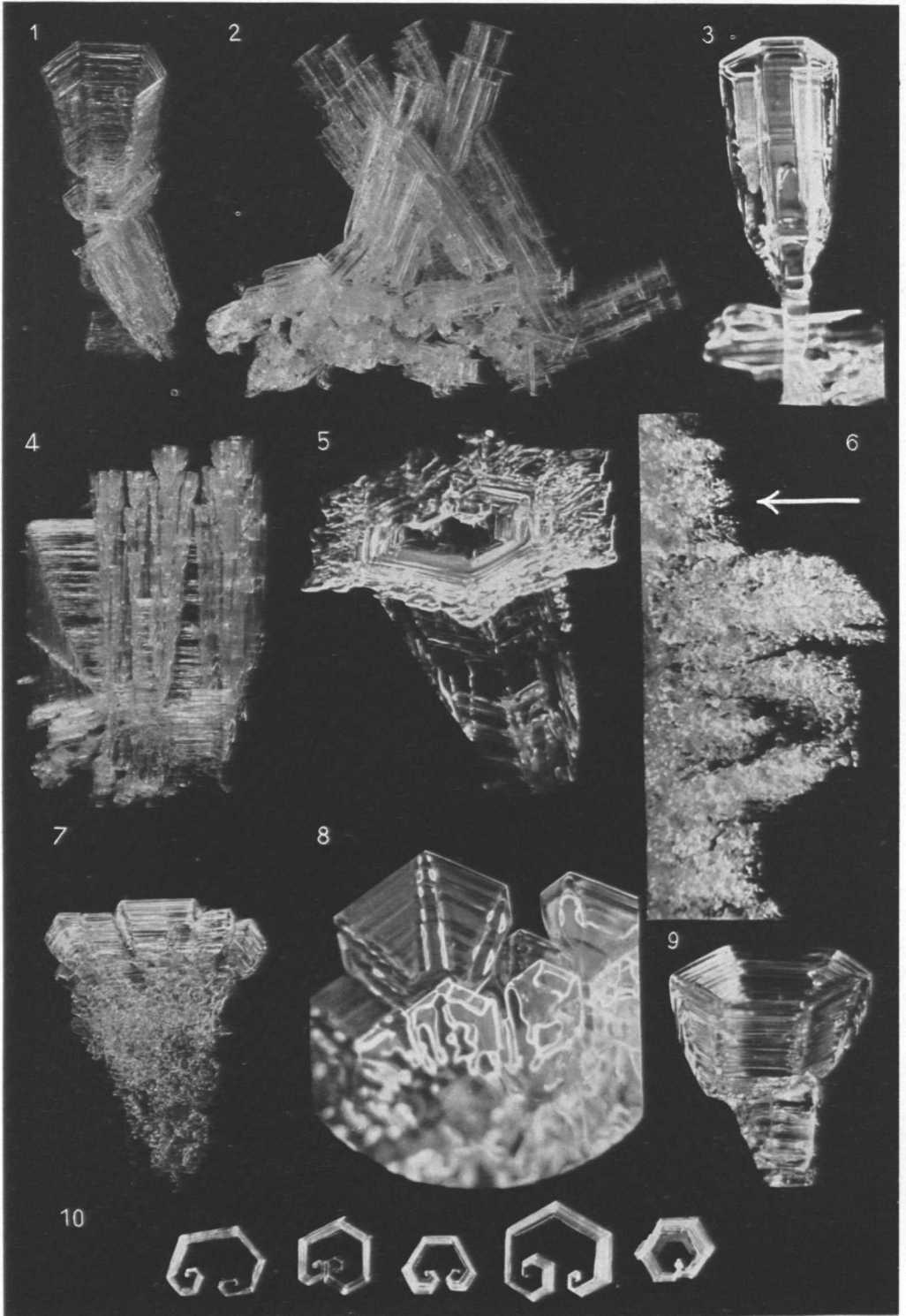
Fig. 6. „Firnspiegel“ oder „Firnshleier“: Oberflächlich dünne, durch Schmelzvorgänge (Sonnenbestrahlung) erzeugte Eiskruste; besteht aus polygonal aneinandergrenzenden Plättchen. Aufnahme mit Polarisationsmikroskop unter gekreuzten Nikols. Vergrößerung mittel.

Fig. 7. Vollkristall: Hexagonale Tafel. Vergrößerung 5,5x.

Fig. 8. „Tiefenreif“ = „Schwimmschnee“: Vollkristall. Hexagonales Prisma von der Basis gesehen, auf einem anderen Prisma sitzend. Vergrößerung 5,5x.

Fig. 9. „Tiefenreif“ = „Schwimmschnee“: Becherkristall, Bild in die Öffnung des trichterförmigen, allseitig ausgebildeten Bechers. Bau rhythmisch stufenförmig, Basalflächen dem Beobachter zugewendet in der Bildebene, Prismenflächen verkürzt.





Schmelzung, Verdunstung und Neubildungen aus Schmelzwasser, wie aus Wasserdampf sind bei diesen Veränderungen, der „Schnee-Diagenese“ die ausschlaggebenden Vorgänge.

Die Schmelzeinwirkung und der Schmelzwassereinfluß sowie das Wachstum der dabei entstehenden Neubildungen, schreiten im allgemeinen von der Oberfläche nach der Tiefe zu fort. Die dabei erfolgenden Veränderungen (= „Diagenese“) bezeichne ich als „Schmelzwasser-Diagenese“.

Die stets und überall einsethenden „Verdunstungsvorgänge“, die Bildung von Wasserdampf und Kristallisation aus dem dampfförmigen Zustand (Sublimation) entstehenden Neubildungen (Reif) finden an der Oberfläche, wie im Innern, in der „Tiefe“ der Schneeschichten statt; außerdem in größeren Hohlräumen aller Art. Ich unterschied demnach: „Oberflächen-“, „Tiefen-“ und „Höhlenreif“.

Die durch diese Vorgänge auf und in den Schneeablagerungen stattfindenden Veränderungen des Schnees nenne ich „Reifdiagenese“.

a) Die „Schmelzwasserdiagenese“ spielt in gemäßigten Breiten, wie wohl auch in den Tropen und Subtropen eine wichtige Rolle bei der Verfirnung, d. h. der Verwandlung des Luftschnees in körnigen Bodenschnee: Schmelzhart, Firn.

## Tafel 66

- Fig. 1. „Höhlenreif“: Zwei ineinander geschachtelte Hohlprismen zeigen auf der einen, nicht geschlossenen Seite, „Einrollungen“. Die feine Quersfaltung zeigt das regelmäßige, rhythmische Wachstum. Bild von der Seite in die Öffnungen der gedrungenen Hohlprismen. Wenig verklein.
- Fig. 2. „Höhlenreif“: Gruppe schlanker Hohlprismen vom vorderen Teil der Eishöhle, mit jeweils einer offenen Prismenseite und an den Prismenenden und den Quersreifen ansehendes Wachstum senkrecht zur Längsrichtung der Kristalle („Basal-Wachstum“). Das plötzlich einsethende in einer Nacht erfolgte Basal-Wachstum ist durch Veränderung der Bildungsbedingungen (Witterungsverhältnisse) verursacht. Etwa  $\frac{2}{3}$  nat. Gr.
- Fig. 3. „Höhlenreif“: Gestieltes, auf einer Seite offenes Hohlprisma mit Einrollungen an der offenen Seite. Stiel und Abrundungen nachträglich durch Verdunstung entstanden. Vergr. 5,5 x.
- Fig. 4. „Höhlenreif“: Hohlprismengruppe. Großer, nach der Höhlenwand zu offener Halbböcher, an dessen breiter Prismenfläche orgelpfeifenartig schlank Längsprismen angeordnet sind, die an ihrem Ende „römerartige“ Kelchform zeigen. Diese Längsprismen zeigen gleichfalls gegen die Höhlenwand zu eine offene Prismenfläche mit Einrollungen, wie bei Fig. 10. Etwa  $\frac{2}{3}$  nat. Gr.
- Fig. 5. „Höhlenreif“: Kleines gedrungenes Hohlprisma mit Einrollung an der offenen Prismenfläche; „Enzianform“ durch plötzliches Einsetzen des 24 Stunden dauernden Basal-Wachstums entstanden. Umriß der an den Prismenenden besonders stark entwickelten Basalfläche durch Verdunstung nachträglich abgerundet. Vergrößerung 5,5 x.
- Fig. 6. „Rauhreif“ = Anraum: Stehe Seite 255. Windrichtung durch den Pfeil gekennzeichnet. Vergrößerung 5,5 x.
- Fig. 7. „Höhlenreif“: Fünfstelliges Rosettenblatt aus dem inneren Teil der Eishöhle Jungfraujoch. Einzelndigungen halbbeckenförmig. Bild auf die geschlossene Seite. (Vgl. Ähnlichkeit mit Oberflächenreif-Rosettenblatt auf Tafel 65, Fig. 2.) Etwa  $\frac{2}{3}$  nat. Gr.
- Fig. 8. „Höhlenreif“: Aus dem Inneren der Eishöhle Jungfraujoch. Mehrblättriges Stück eines großen Rosettenblattes. Einzelblätter zeigen sog. „Entensuhform“, die in gleicher Weise, wenn auch in viel geringerer Größe, bei manchen in der freien Atmosphäre gebildeten Schneekristallen auftritt. Vergrößerung 5,5 x.
- Fig. 9. „Höhlenreif“: Gedrungenes, bidgestieltes, kelchförmiges Hohlprisma mit allseitig geschlossenen Prismenseiten. — Solche regelmäßig ausgebildeten Formen wachsen besonders am Dach der Eishöhle, weil dort — im Gegensatz zu den Gebilden an den Seitenwänden — rings um den Kristall gleichartige Bildungsbedingungen herrschen. Vergrößerung 5,5 x.
- Fig. 10. „Höhlenreif“: 5 Querschnitte durch Hohlprismen, welche verschiedene Art und Stärke der „Einrollungen“ an der offenen Prismenfläche zeigen. — Offene Prismenflächen mit Einrollungen finden sich stets an den Seitenwänden der Eishöhle und sind immer gegen die Höhlenwand oder ein benachbartes Prisma gerichtet, weil die Wachstumsbedingungen auf der gegen die Wand der Höhle gerichteten Seite andere sind wie auf der Seite gegen den Höhlenraum. Etwa  $\frac{2}{3}$  nat. Gr.



Schon fallender „Schnee“ zeigt je nach den Temperaturen an den Enden der Verzweigungen der Schneekristalle oft kleine Wassertropfchen oder kleine, rundliche Eiskörnchen. Tritt nach Schneefall höhere Temperatur (z. B. auch Sonnenstrahlung) ein, so entstehen gleichfalls Schmelztropfchen. Dieser wasserdurchfeuchtete Schnee „fest sich“, wird „schwer“, „klebt“ („Pappschnee“ der Schiläufer); er „ballt“, bildet am Steilhang „Schneerollen“ oder „Schneewalzen“ und kann — besonders wenn er auf glattem Untergrund liegt — (glatter Fels, Gras, Harst, Eis) zu **Feuchtschneelawinenbildung** Veranlassung geben.

Die Wasserdurchtränkung des Schnees kann sehr stark sein, aber das Wasser versinkt in mächtigeren Ablagerungen nicht — wie man früher annahm — bis auf den gewachsenen Boden, sondern es folgt, sowie es in der Tiefe auf einen Harsthorizont trifft, diesem und sidert in dessen grobkörniger Schicht, wie „Grundwasser“ in größerem Schotter, an den Hängen talab. Außerdem saugt es sich von diesen Harstschichten aus kapillar in die darüber liegenden feinkörnigen Schichten empor und bildet **Schmierfichten**, die auf glatten, harten Unterlagen zu ausgeprochenen Gleit-**horizonten** für Feuchtschneelawinen werden können. Aus **Wasserhorizonten** können sich auch **zusammenhängende dichte Eislagen** bilden, oberhalb derer sich gleichfalls mit gleichem Effekt Wasser ansammeln kann: **Stauwasser**.

Solche Eislagen zeigen eng polygonal aneinander grenzende Körner; sie weisen in den Firngebieten oft beträchtliche Dide und Ausdehnung auf und bilden sicher in den Gletschergebieten einen Teil der als „**Blaublätter**“ bezeichneten Bildungen, während ein anderer Teil der **Blaublätter** ebenso sicher durch Druckwirkungen entsteht, **dynamischen Ursprung** hat. Auf diese doppelte Entstehungsmöglichkeit der **Blaublätter** ist bei künftigen Untersuchungen zu achten. Die Natur kennt nicht nur ein Prinzip, dichte Eislagen in Schnee und Firn zu bilden. (Tafel 68, Fig. 2.)

Daß in solchen Firnschichten und über solchen Eislagen Wasserbewegungen und Wasseransammlungen stattfinden, sieht man sehr klar an den **horizontbeständigen Eiszapfenbehängen an Wächten, Schneean Schnitten, Firnabbrüchen** usw.

Es scheint mir sogar nicht ausgeschlossen, daß in unseren Firngebieten diese **Wasserhorizonte** auch in ursächlichem Zusammenhang mit der **Firnbewegung** stehen können, zumal ich beobachten konnte, daß an **Firnabbrüchen** eine Firnschicht über die nächst tiefere vorkragte. Weitere Beobachtungen über diese Frage sind notwendig.

Eine sehr bezeichnende Bildung, die Schmelzvorgängen ihre Entstehung verdankt, sind die von **D. Bauer** beschriebenen „**Firnhäuben**“ in bestimmten Regionen des Himalaja. Dort wechselt sehr häufig Neuschneefall mit Schmelzung durch Sonnenstrahlung. An den **Wasserhorizonten** bilden sich **Eiszapfen**, die fransenartig von den Schneepolstern an den Hängen und Graten herabhängen und Hohlräume hinter sich lassen. An den feuchten Oberflächen bleibt bei Neuschneefällen immer wieder Schnee haften, so daß mit der Zeit Rippen und Grate mit vollkommen lockerer Architektur aufgebaut werden.

Ich bezeichnete diese Bildungen als „**Wabeneis**“. Diese „**Wabeneis türme**“ am „**Rantsch**“ sind, wie **Bauer** betont, sehr heimtückische Gebilde; man bricht unversehens in ihre Hohlräume ein, oder es stürzen gar ganze Türme dieser Art ab.

Die **Schmelzwasser**verfirnung, die mit **Oberflächenharst** beginnen kann, schreitet von der Oberfläche nach der Tiefe zu fort. Das Ergebnis ist die Entstehung eines aus unregelmäßig begrenzten, rundlichen, mehr oder weniger großen **Körnern** bestehenden, mit reichlichen **Lustporen** durchsetzten **Schichtkomplexes**. Bei niederen Temperaturen verfriert das Ganze zu einer festen Masse, deren **Mächtigkeit** sehr verschieden sein kann (vom dünnen „**Bruchharst**“ bis zum tragenden „**Harstschnee**“); bei weiteren Schmelzeinwirkungen wird eine weiche



(„Salzschnee“) oder gar breiige Masse („Fauler Schnee“; im „Gepatsch“) daraus, der im Sommer in den Hochregionen bei niederen Temperaturen (z. B. Nacht) wieder verfrören kann. Auch bei der Firndiagenese gehen immer zuerst die kleinen Körner zugrunde und die großen wachsen auf ihre Kosten.

Das bei höheren Temperaturen gebildete Schmelzwasser durchfeuchtet den Neuschnee, sickert durch seine lockeren Massen durch und bildet über den Harstschichten, über Eislagen, gewachsenem Boden (Fels, Grasshängen) „Schmierfichten“, die Gleithorizonte darstellen und zur Bildung der „Feuchten Neuschneelawinen“ Veranlassung geben. Wird alter Firnschnee durchtränkt, so verliert er den Zusammenhalt, die Körner werden durch das Wasserzwischenmittel sehr beweglich gegeneinander und es entstehen die „Massen Altschneelawinen“ oder „Firnschneelawinen“ des Frühjahrs, die Coaz „Grundlawinen“ nannte.

Bei der Harstbildung ist zu beachten, daß die Oberfläche meist relativ glatt ist: Gleithorizont für alle Arten von Lawinen. Die Unterseite der Harstlagen ist aber oft „zapfenartig“ mit den tieferen Schneemassen verbunden und bedingt damit eine bemerkenswerte Verfestigung gegen Gleitvorhänge nach unten.

Bei starker Sonnenstrahlung — besonders im Spätwinter und Frühjahr — bilden sich bei uns auf dem verfirnten Schnee dünne Eiskrusten, die aus flachen polygonal aneinandergrenzenden Eistafelchen bestehen.

Ich bezeichnete diese Bildungen als „Firnschleier“ oder „Firnspiegel“, weil sie wie ein dünner Schleier die Hänge überziehen und das Licht stark reflektieren. Unter diesem Firnspiegel facht der durchnähte Schnee tagsüber zusammen. Bei der geringsten Berührung wie bei Schmelzung brechen diese Spiegel unter leisem Klirren in Scherben zusammen. (Tafel 65, Fig. 6 und Tafel 67, Fig. 3.)

Für den Schiläufer sind Firnspiegel über Salzschnee ausgezeichnete Gleitoberflächen. Es entstehen unter den Firnspiegeln oft Hohlräume von vielen Zentimetern Tiefe, in die der Schiläufer einbricht und Gefahr läuft, bei der Abfahrt am unteren Ende einer Firnspiegelregion mit den Schilspitzen einzuspicken und zu Sturz zu kommen.

b) Die „Reifdiagenese“. Gelegentlich systematischer Grabungen von Schneeprofilen entdeckten wir im Innern der Schneeschichten — am stärksten entwickelt in der tiefsten Schneelage, dicht über dem „gewachsenen Boden“ — an größeren Hohlräumen reiche, sehr lockere Bildungen, die vorwiegend aus wohl ausgebildeten Kristallen bestanden, und zwar aus Becherkristallen und Vollkristallen.

Es sind das echte — aus Wasserdampf, also durch „Sublimation“ gebildete „Reifbildungen“, denen ich, weil sie in der Tiefe der Schneeablagerungen vorkommen, den Namen „Tiefenreif“ gab, im Gegensatz zu dem bekannten Reif, der sich an den Oberflächen aller möglichen Gegenstände, auch auf den Schneeoberflächen bildet, den ich „Oberflächenreif“ nannte. Dazu kommt der in größeren Hohlräumen (Gletscherspalten, Eishöhlen und anderen Höhlen) gebildete „Höhlenreif“.

Jede dieser Reifarten hat — trotz allgemeiner Übereinstimmungen — ihre Besonderheiten in den Erscheinungsformen.

Dem „Tiefenreif“, der für die verschiedensten praktischen Fragen: Lawinenbildung, Wadbau, Wassergewinnung aus Schnee usw. wichtig ist, gab ich für den „täglichen Gebrauch“ der Schiläufer, Bergsteiger usw. auch die bereits eingebürgerte Bezeichnung „Schwimmschnee“, als Analogon zu dem den Ingenieuren wegen seiner großen Beweglichkeit bei Tiefbauten, Fundamentierungen so unsympathischen „Schwimmsand“.

Der „Schwimmschnee“ („Tiefenreif“) erreicht nach meinen Beobachtungen bei uns die größten Mächtigkeiten in besonders kalten Wintern. In einem schneereichen Winter, in dem im Gebirge Temperaturen von unter — 30° C längere Zeit ange-

dauert hatten, stellte ich über dem gewachsenen Boden am Eizergletscher eine zusammenhängende „Schwimmschnee“-Mächtigkeit von über einem Meter fest.

Eine Haupteigentümlichkeit des „Schwimmschnees“ ist seine überaus lockere Lagerung, die einerseits dadurch bedingt ist, daß die edigen Kristalle nicht so dicht gelagert sein können wie die ründlichen Firnkörner, andererseits dadurch, daß durch Verdunstung zahlreiche Hohlräume geschaffen sind, so daß das Gefüge der Tiefenreifbildungen nur wie ein lockeres Stützwerk erscheint (Abb. 1), welches bei Entzug der Stützen oder bei Überlastung zusammenbricht. (Tafel 67, Fig. 1 und 2.)

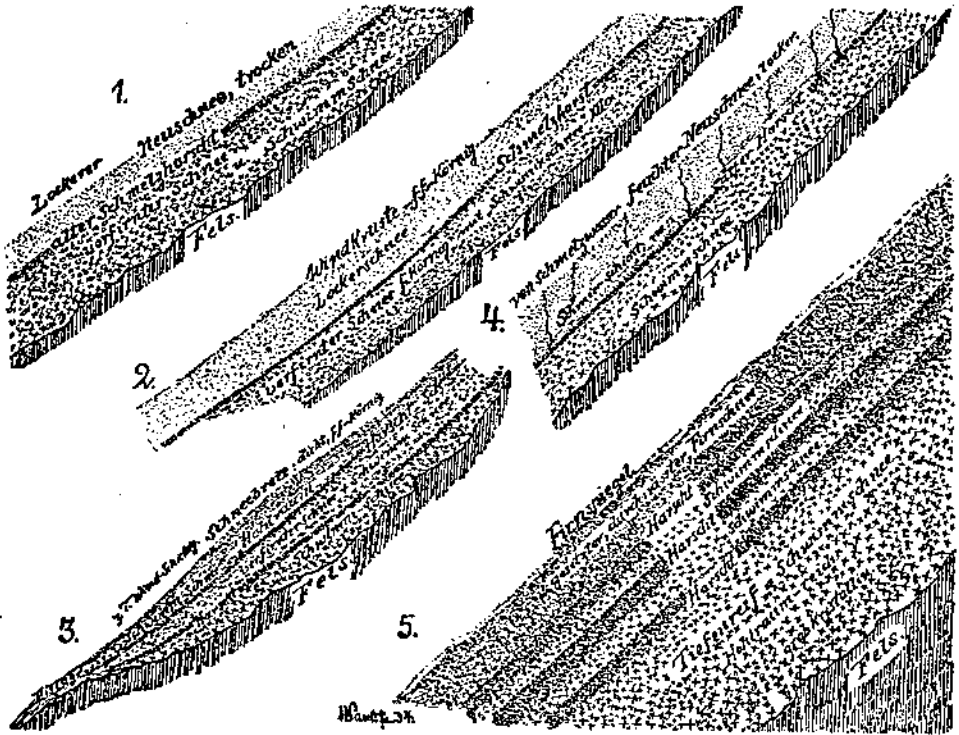


Abb. 1. 5 Schneeprofile

- Fig. 1. 2 Schneelagen am Steilhang. Die unterste Lage zeigt Beginn von Schwimmschneebildung; ist nach oben durch eine Harschlage abgeschlossen, auf der trockener Loderschnee liegt: Große Trockenschnee-Lawinengefahr.
- Fig. 2. 2 Schneelagen am Steilhang; untere feinkörnig versint, mit geringer Schwimmschneebildung; nach oben durch leichte Harschlage abgeschlossen; darüber Loderschnee mit dünner Windkruste.
- Fig. 3. 3 Schneelagen am Steilhang; die oberste als „Schneebrett“ entwidelt; unter dem Schneebrett Hohlraum mit Schwimmschnee: Große Schneebreitelgefahr.
- Fig. 4. 2 Schneelagen am Steilhang; untere Nüsschneelage durch Harschlage nach oben abgeschlossen; darüber feuchter Nüsschnee mit wasserdurchtränkter Schmierlage über dem Hars: Große Feuchtschnee-Lawinengefahr.
- Fig. 5. 4 Schneelagen am Steilhang im Spätwinter; oberste Schicht mit Firnspiegel, unterste Schicht vollkommen in „Schwimmschnee“ verwandelt.

Bei Berührung, Erschütterung, Belastung brechen diese Stützen, die Kristalle und Körner fallen zusammen und bilden eine sehr bewegliche Masse.

Tritt man z. B. durch eine Harslage durch in „Schwimmschnee“ („Tiefenreif“), so weicht er dem Fuße aus wie loderer Sand, er badt nicht zusammen, man kann keine haltbare Stufe treten, da der Druck nicht genügt, die spröde Masse zur Druckschmelze und zum Verfrieren zu bringen.

„Schwimmschnee“ läßt sich nicht „ballen“; gräbt man ein „Schneeprofil“

und schneidet dabei einen „Schwimmschnee“-Horizont an, so fließt er bei Berührung von Fuß oder Spaten aus, wie Reis aus dem Sack. (Taf. 68, Fig. 5.)

Auf diese nicht nur allgemein interessanten, sondern auch praktisch sehr wichtigen Eigenarten des „Schwimmschnees“, wies ich bereits in meinen früheren Veröffentlichungen („Bergsteiger“, „Alpen“, „Gefahren der Alpen“) hin.

Viele Schiläufer haben schon erlebt, daß sich plötzlich die Schneedecke — auch auf horizontalen Strecken — mit dumpf dröhnendem Ton oder „rudsendem“ Geräusch rudartig hebt. Dieser Vorgang findet auch in großem Maßstab in den arktischen Gegenden statt. Die Grönländer nennen es „Seuzzen des Schnees“ oder „des Schnees Sausen“.

Das Entweichen der Luft aus den durch Verdampfung erzeugten Hohlräumen, bedingt das „seuzzende“ Geräusch, welches mit dem Senkungsvorgang Mensch und Tier beunruhigt. Panik unter Eskimohunden und Ponies (Wegener).

Findet so ein „Abziehen“ der Schneedecke am Steilhang statt, so kann es zum Abfahren von „Schwimmschnee-“ (trockene Altschnee-) Lawinen kommen; da der „Schwimmschnee“ unter Umständen ein sehr gefährlicher Lawinenhorizont sein kann; das ist wohl zu beachten, da man früher es fast als ein Gesetz ansah, daß trockener Altschnee stets lawinensicher sein müsse.

Wie ich nachträglich feststellen konnte, wird dieser „Schwimmschnee“ von den Finnländern „hieta lumi“, d. h. „Sandschnee“, genannt. Am längsten kennen ihn die Rentiere, die mit ihren Hufen die obere harte Schicht durchschlagen und dann den basalen, leichtbeweglichen „Schwimmschnee“ über dem Rentiermoos usw. wegskarren. W o l l e y beschreibt diese Bildung aus den nordischen Gegenden schon 1858. W r i g h t und P r i e s t l e y erwähnen ihn aus der Antarktis, R o c h und W e g e n e r aus Grönland. Für Wassergewinnung hole man stets — wie die Nordländer — w o m ö g l i c h Schwimmschnee, da er viel ergiebiger ist als frischer Vorderschnee usw.

In Mitteleuropa waren diese Bildungen früher noch nicht beobachtet worden. Es scheint nach unseren Beobachtungen und Messungen, daß die stärkste Schwimmschneebildung in den Schichten mit maximalem, vertikalem Temperaturgefälle (Temperaturänderung pro Längeneinheit in der Vertikalen) stattfindet. Eine solche Hauptschicht liegt z. B. sicher unmittelbar über dem „gewachsenen Boden“, der, selbst in stationärem Zustand, eine sehr ausgeprägte Temperatursprungschicht darstellt. Andere Sprungschichten befinden sich an den Grenzen verschieden dichter Lagen: Schneebretter, Harstschichten; überall findet „Schwimmschnee“-Bildung (Liefenreif) in verschieden ausgehntem Maße statt. Eine weitere Sprungschicht ist die Schneeoberfläche selbst, in der entweder Firnbildung stattfindet oder Auflockerung durch Verdunstung und „Oberflächenreifbildung“.

Der „Oberflächenreif“ zeigt vorwiegend rosettenartige Anordnung oft sehr großer plättchenartiger Reifkristalle; daneben sieht man Kristallformen aller Art, wie Becher- und auch Vollkristalle. (Vgl. Rosettenblatt, Tafel 65, Fig. 2.)

Der Schiläufer schätzt diesen Reif außerordentlich wegen seiner wunderbaren „Gfährigkeit“ und freut sich, wenn er über die im Sonnen- oder Mondschein das Licht wunderbar reflektierenden oder in prachtvollem Farbenspiel brechenden Kristallmassen, die leise klirrend über den Schiern zusammenfallen, hinwegsausen kann.

An dieser Stelle soll auch kurz von dem „Höhlenreif“ die Rede sein, wie ich die Reifbildungen nenne, die in größeren Hohlräumen (Eishöhlen usw., Gletscherspalten) die Wände bedecken und besonders durch die Größe der Kristalle ausgezeichnet sind.

In der Eishöhle auf dem Jungfraujoch entdeckte ich wunderbare Gebilde dieser Art, bei denen die Kristallgruppen Längen bis zu 26 cm, Einzelkristalle solche bis zu 20 cm erreichen.

Diese über 20 m tief in das Eis hineingetriebene Höhle endet blind und weist recht konstante Verhältnisse auf, so daß sich gewisse Gesetzmäßigkeiten über die Gestaltung der Reiskristalle feststellen lassen. Auch hier handelt es sich wieder um Zonen mit verschieden starkem Temperaturgefälle und dementsprechend verschieden starker Verdunstung und Kristallisation.

An dieser Stelle sei nur erwähnt, daß in der Höhle sich der Kristallbesatz nur an der Decke und an dem oberen Drittel der Seitenwände befindet, während Boden und unteres Drittel der Eiswände Verdunstungsflächen zeigen und von Kristallen frei sind.

Außerdem finden wir in der Nähe des Eingangs sehr reiche Entwicklung von Kristallen, und zwar sind diese Kristalle zu büschelförmigen Gruppen (bis 26 cm lang) vereinigt und zeigen stärkstes Wachstum nach der Längsachse — Prismenwachstum. Sie sind als langgestreckte (bis 20 cm lange) Hohlprismen entwickelt, deren eine Prismenseite meist offen ist und symmetrische oder asymmetrische „Einrollungen“ zeigt. Die offenen Seiten scheinen stets der Wand oder einer anderen offenen Prismenseite zugewandt zu sein. (Tafel 66.)

Je weiter wir dann in die Höhle vordringen, desto kürzer werden die Prismen; wir beobachten das Vorwiegen pyramidenförmig gebauter Halbbecher, ferner sogenannte Querprismen, deren „Stiel“ sich an deren Prismenfläche befindet und noch weiter im Höhleninneren sehen wir an den Eiswänden dichten Besatz mit Reifroskette, wie wir sie beim Oberflächenreif kennen, die aus Blättern (Basiswachstum) bestehen und deren Einzelblätter in der Erscheinungsform sehr variieren. Wir sehen hier alle möglichen Übergänge vom Halbbecher zum immer flacher werdenden Blatt und bei den Blättern alle möglichen Formen, von solchen mit reichlicher terminaler Verzweigung bis zu einfach ganzrandigen Gebilden. Jedenfalls tritt bei den Halbbechern und noch mehr bei den Rosettenblättern das Wachstum nach der C- oder Längsachse mehr und mehr im Verhältnis zum Wachstum nach der Basisfläche zurück, bis das letztere schließlich im Höhleninnersten allein herrscht. Dort finden sich auch unregelmäßig begrenzte „Verdunstungsformen“.

Diese Befunde geben sehr interessante Aufschlüsse über die Zusammenhänge zwischen den Entstehungsbedingungen und den überaus vielgestaltigen Kristallisationsformen des Wassers. Betreff Einzelheiten verweise ich auf die in der Zeitschrift für Gletscherkunde erscheinende Abhandlung.

Abgesehen von dem großen wissenschaftlichen Interesse, das diese bis jetzt kaum bekannten Kristalle von  $H_2O$  (Wasser) aufweisen, zeigen sie eine so große Mannigfaltigkeit und Schönheit der Formen, die ich in Hunderten von Makro- und Mikrophotogrammen festhalten konnte, daß ich dieses reiche und wunderbare Material in einer besonderen reich bebilderten Veröffentlichung der Allgemeinheit zugänglich machen werde.

Betreff der Reifdiagenese bleibt zu erwähnen, daß sie bei niedrigen Temperaturen für die Umbildung des Schnees (Neuschnee — Altschnee — Firn) die einzig wirksame ist; daß durch sie neben wohlbegrenzten Kristallen aller Art auch rundliche Firnkörner entstehen oder aus wohlbegrenzten Kristallen durch Verdunstung wieder Körnerformen gebildet werden können.

Die Reifdiagenese wird also bei uns im Winter vorherrschen, und in den höchsten Regionen des Himalaja, wie in der Arktis und Antarktis überhaupt der alleinige wirksame Vorgang bei der Verfirnung sein. Vgl. Wegener.

c) Die Winddiagenese spielt überall eine sehr wichtige Rolle bei den Veränderungen, die der Schnee als Erieschnee, wie an den Schneeoberflächen durchmacht.

Aber die Einwirkungen des Windes auf die Schneeablagerungen, Umlagerung, Verfestigung, Veränderung in der Makro- und Mikrostruktur usw., habe ich schon früher (ab 1899) in den verschiedensten Veröffentlichungen mich geäußert. Besonders betreff Aussehen, Definition und Erkennung der von mir als „Schneebrette“ und der

allgemein als Schneekrustenbildungen (Windkrusten) bezeichneten Gebilde.

Im allgemeinen hat die Winddiagenese besonders Zer schlagen der Trieb schneekristalle, die vom Boden gelöst und weitergetragen werden, sowie relativ feinkörnige dichte Textur der Schneeeblagerungen zur Folge. Die Schneebretter können entweder durch Verfestigung vorhandener Schneelagen durch den Wind oder durch Festwehen von bei Schneetreiben (Gur) zugeführtem Material entstehen. Näheres siehe „Gefahren der Alpen“.

Die starke Verdunstungswirkung durch den Wind ist altbekannt. Wind kann weiter zu völliger Vereisung von Bergflanken, Rämmen und Graten führen.

Daß der sogenannte „Rauhreif“ oder „Unraum“ durch Anhäufung von unterkühlten Wassertropfen entsteht, die zu Eiskörnchen erstarren und wie Perlen aneinandergefügt — also etwas ganz anderes ist wie der Reif — und stets gegen den Wind wachsen, soll nur kurz erwähnt werden. (Tafel 66, Fig. 6.)

Dieser „Rauhreif“ ist also mit dem echten, kristallinen, stets wohlbegrenzte Formen bildenden echten „Reif“ nicht zu verwechseln und beide auf verschiedene Weise entstandenen und deshalb verschieden geformten Bildungen müssen künftig scharf auseinander gehalten werden.

Der „Rauhreif“ oder „Unraum“ kann dem Bergsteiger und Schiläufer unter Umständen als wertvolles Orientierungsmittel dienen, da er nach der gleichen Richtung (aus der der Wind bei seiner Bildung wehte) weist.

Die an Bäumen, Markierungsstangen durch Unraum gebildeten sog. „Schneefahnen“ sind stets luwwärts (gegen den Wind) gerichtet.

d) Die dynamische Diagenese setzt ein, sowie die Schnee- bzw. Firnmassen größeren Druden ausgefetzt werden; es entsteht durch Auspressen der Luft aus den Hohlräumen zwischen Körnern der dichtere Firn und schließlich das aus polygonal aneinandergrenzenden unregelmäßigen Körnern bestehende Gletschereis. Außerdem werden an Scherungsflächen und in Druckzonen dichte Eislagen, die äußerlich den aus Schmelzwasser entstandenen gleichen, gebildet; d. h. es entstehen außer den „sedimentären“ auch dynamisch gebildete „Blaublätter“, deren Erkennung wir A. H a m b e r g verdanken.

## II. Windwirkung

In noch weit größerem Ausmaß wie der Wind Schneematerial verfestigt — Schneedünen, Schneebretter —, reißt er Schneematerial von den Schneeoberflächen los, erodiert er vorhandene feste Schneelagen (Bildung von „Schuppen schnee“ = „Scavla“), bläst Loderschnee in riesigen Mengen weiter (bei Gur), bildet Rippelung an der Oberfläche und z. T. feine, wirre Schichtung; Windschichtung. — Das Ausmaß des Schneetransportes durch den Wind nach Neuschneefällen bei „Gur“ (Schneetreiben), wurde bisher weit unterschätzt; es ist ganz außerordentlich groß und die durch Wind verfrachteten, umgelagerten Schneemassen finden zum Teil Verwendung bei der Bildung der Schneebretter, bei der Gestaltung der Schnee- und Firngrate, beim Bau der Wächten und vor allem werden sie im enormen Ausmaß an den Leehängen der Grate und Rämme („Gegenböschung“) und in den leeseitigen Mulden und Firnbecken abgelagert.

Die Ernährung dieser Gebiete mit Schnee erfolgte in überwiegendem Maße durch Windtransport — Millionen und aber Millionen Kubikmeter Schnee werden durch Wind verfrachtet — und aus diesem Grunde ist es erklärlich, was meines Wissens früher übersehen wurde, daß in manchen Gebieten der eine Gletscher stationär bleibt oder gar vorfließt, während ein anderer dicht benachbarter — trotz etwa gleicher Höhenlage und gleicher Arealverhältnisse — zurückgeht.

Der vorstößende Gletscher besitzt in diesem Falle ein für seine Ernährung durch Schneetransport günstigere Lage und Konfiguration seiner Schnee-Einzugsgebiete.

Über Wächtenbildung usw. verweise ich auf die ausführlichen Darstellungen von W e l z e n b a c h und mit von 1928 und auf die W e l z e n b a c h'sche Dissertation von 1930.

Hier sei nur so viel gesagt, daß wir zum erstenmal Profile durch Wächten legten und an Hand des genauen Wächtenprofilstudiums erst in der Lage waren, die Gesehe, welche die Wächtenbildung beherrschen, festzustellen. Experimente an künstlich gebauten Graten mit verschieden steiler Neigung der Luv- und Leehänge, sowie Sichtbarmachung der Windbewegung durch Streuen von Konfetti bei starkem Wind und Aufnahme der Beweunungsvorgänge im Laufbild, halfen zur Klärung der in Rede stehenden Fragen. (Tafel 68, Fig. 1 und 4.)

Wächten entstehen an den Luvseiten von Hochflächen, Rämmen und Graten, weil sich hinter den Rämmen bei Wind Sogwalzen und Wirbel bilden, durch welche die schneerfüllte Luft in Rotation versetzt wird. Auf diese Weise entstehen die W a l z e n und Wirbel, durch welche die Form der Wächten mit ihren Hohlkehlen unter dem Wächten-dach bedingt ist. Je regelmäßiger Form und Verlauf der Gratkante, desto modellartiger wird die Wächte werden. In den meisten Fällen kommt es zu keiner regelmäßigen Walzenbildung, sondern Wirbel mit wechselnder Achsenlage bedingen die unregelmäßige, aber durch ihre unendliche Mannigfaltigkeit so reizvolle Vielgestaltigkeit der Wächtenform. Wächten senken sich, rollen sich ein und bei jedem Schneefall und erneutem Windtransport baut sich Wächte über Wächte vor, so daß schließlich riesige Gebilde entstehen können.

Schon M a r c e l K u r z erkannte die Tatsache, daß an Graten die Wächten steiler über der steileren Seite entwickelt sind. Das hat seinen Grund darin, daß erstens der Wind nur dann Schnee in größerem Ausmaß über die Grate tragen kann, wenn auf Luv einigermaßen reichlicherer Einzug möglich ist; das ist aber nur auf weniger steilen bis flacheren Hängen der Fall; an steilen Hängen haftet kein Schnee und überdies wird auf Luv um so mehr Schnee zurückgewirbelt (Stauwalzen und Wirbel), je steiler die Neigung auf Luv wird. (Vgl. Abb. 3, S. 258.)

Durch diese Tatsachen ist es bedingt, daß es Grate gibt, bei denen je nach dem Wechsel der Hangneigung im (gleichbleibenden) Gratverlauf Wächten bald über die eine, bald über die andere (jedesmal die steilere) überhängt.

Von großer praktischer Wichtigkeit sind diese Fragen der Windbewegung für die Lösung der Fragen der Konstruktion und Anordnung von Schutzbauten gegen W i n d - v e r w e h u n g e n von B a h n e n, S t r a ß e n usw.

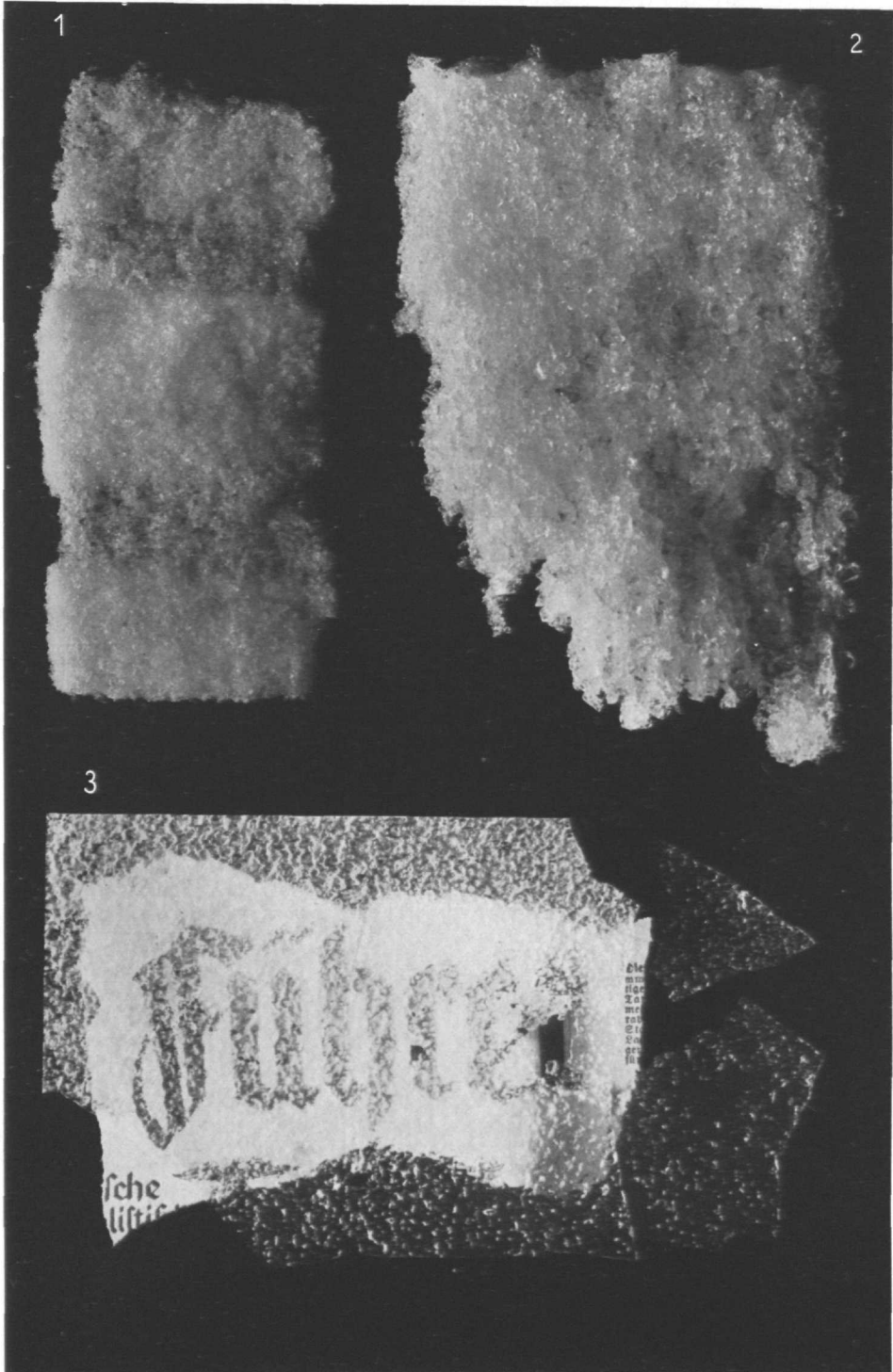
Wir unterscheiden mit W e l z e n b a c h „Sogwächten“ und „Druckwächten“, je nachdem die Wächten vorwiegend durch reine Sogwirkung oder Winddruck den Auf-

#### Tafel 67

Fig. 1. Schneelagensese: „Tiefenreif“ = „Schwimm Schnee“-Bildung, 28 cm langes Stück aus einem „Altschnee“-Profil mit 3 dichteren Schichten, die vorwiegend Firnförner und vereinzelt „Tiefenreif“-Kristalle enthalten und 2 auf dem Bild dunkler erscheinenden „Schwimm Schnee“-Horizonten, welche fast nur aus „Tiefenreif“-Kristallen bestehen und reichlich Hohlräume aufweisen.

Fig. 2. 12 cm langes Stück der tiefsten Lage eines Schneeprofiles, dessen unterer Teil dem „gewachsenen“ Boden aufliegt. Man sieht die reine Zusammensetzung aus vorwiegend größeren „Schwimm Schnee“-Kristallen, sowie die Anordnung derselben in einem lockeren Stützwert mit Hohlräumen.

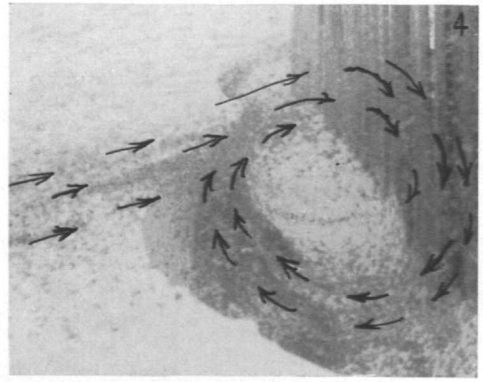
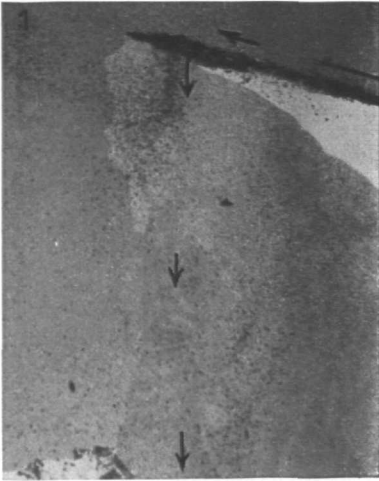
Fig. 3. Ein Stück „Firnspiegel“ oder „Firnschleier“. (Vgl. mikroskop. Bild, Tafel 65, Fig. 6.) Man erkennt durch die untergeschobene Zeitung die Durchsichtigkeit der dünnen Eisplatte, die überdies oft eine narbige Oberfläche aufweist und am Anfang ihres Entstehens nach unten zapfartige Fortsätze zeigt.



sche  
litrif

die  
mm  
fige  
Zer  
me  
tot  
Zu  
gr  
la







bau bedingte sind; ferner — je nach der Geländegegestaltung — an den Graten ansteigende oder höchstens waagrecht über die Steiflante hinausgebaute „Gratwächten“ und horizontal oder absteigend verlaufende „Plateauwächten“.

Wächten setzen sich und rollen sich ein, so daß stets wieder die Voraussetzung für weiteres Wachstum und Übereinanderschichtung zu manchmal recht kompliziert gebauten Wächtenbildungen gegeben ist.

Im Mittelgebirge — und im Hochgebirge vorwiegend in den tieferen Regionen — sind die Wächten von vorübergehendem Bestand: sogenannte „Winterwächten“, während in den Regionen über 3000 m sehr dauerhafte, durch Verfirmung und Vereisung stark gefestigte Gebilde, die sogenannten „Dauerwächten“ zu finden sind.

Für den Bergsteiger ist besonders Welzenbachs Feststellung von Wichtigkeit, daß bei Wächtenbruch — abgesehen vom Absturz weit vorragender Stücke von Winterwächten — der Abbruch am Grat nach der Ebene des geringsten Widerstandes, also an der Stelle erfolgt, an der die Bruchebene am schmalsten ist. Wie das Profil (Abb. 2) zeigt, ist das auf der Linie des kürzesten Abstandes vom Wächtenfußpunkt zum Luvhang.

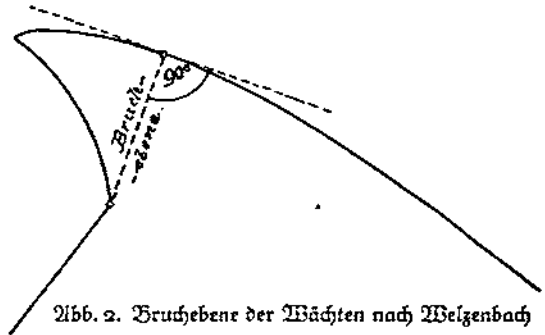


Abb. 2. Bruchebene der Wächten nach Welzenbach

Schneebürden über Gletscherspalten sind nach den Gesetzen der Wächtenbildung entstanden. Mein Grundsatz, alle diese Erscheinungen möglichst auf experimentellem Weg zu erforschen, wurde auch zur Klärung des Schneebürdenbaus angewendet.

Es wurden Gräben im Schnee gezogen, und zwar mit der Längserstreckung senkrecht zur herrschenden Windrichtung; dann wurde bei Schneetreiben die Wächtenbildung an den Spaltenrändern beobachtet und mit Zeitrafferaufnahme im Laufbild festgehalten.

Dabei zeigte sich bei Schneetreiben an nicht zu breiten Gräben folgendes: zuerst wächst eine Wächte von Luv nach Lee vor und der Triebsschnee, der nicht zur Wächtenbildung verwendet wird, gelangt in die Grabentiefe.

Ist die Luvseitige Sogwächte bis etwa über drei Viertel der Spaltenbreite vorge wachsen, so sieht man an schmalen Spalten wie sich die über die Spalte weggetragenen Schneeteilchen an dem leeseitigen Spaltenrand ansetzen und eine „Anraumwächte“ bilden, die der luvseitigen Sogwächte bis zum vollständigen Verschluss entgegengewächst.

#### Tafel 68

Fig. 1. Konfettiversuch am „Sphinggrat“. Wind kommt von rechts. Am Steilabsturz sieht man wie auf Lee die Konfetti — wie der Schnee bei „Gurgwetter“ — durch den „Sog“ herabgezogen und je nach der Hangneigung mehr oder weniger nahe vom Grat- oder Kammfirst am Hang abgelagert wird. (Vgl. Textabbildung S. 258, „Gegenböschung“.)

Fig. 2. Färbversuch. Durch Anlinfärbung sichtbar gemachte „Wasserhorizonte“ in einem Schichtkomplex bei Beginn einer Wächtenbiegung.

Fig. 3. Lawinen-Experiment: Ein Wächtenabschnitt bei „Eigergletscher“ wird durch Gräben in Stücke abgeteilt, die dann einzeln zum Zweck des künstlichen Loslassens von Lawinen mit Drahtkabel losgefäht werden.

Fig. 4. Konfettiversuch an einer Breiterwand zur Sichtbarmachung des Rückwirbels mit „Stauholz“. Wind kommt von links. (Vgl. Textabbildung S. 258.)

Fig. 5. Lawinenversuch. Sofort nach Absägen einer mächtigen Wächte, die auf einer alten gebogenen (Wächteineinrollung) Schichtfläche abglitt, auf der sich reichlich „Tiefenreif“ gebildet hatte, sieht man diesen „Tiefenreif-Schwimmschnee“ abfließen und wie einen Wasserfall über den Steilhang stürzen.

Bei so entstandenen Spaltenbrüchen sind dann die schwächsten (dünnsten) Stellen auf der Linie des Zusammenwachsens beider Wächten und diese Linie verläuft etwa bei zwei Drittel der Spaltenbreite von Luv gerechnet.

Bei verschiedenen Spaltenbreiten wird der Spaltenverschluß wieder in anderer Weise erfolgen; und da die Windrichtung wechseln kann, werden auch Sogwächten von beiden Seiten vorgebaut werden können. Offenbar sind die Wurzeln der Sogwächten stets mächtiger, und damit fester, wie die der Anraummwächten der Spalten.

Jedenfalls ist auch dieses Problem der experimentellen Erforschung zugänglich und weitere Versuche sind zu seiner Klärung anzustellen.

Welzenbach behandelt in seiner Arbeit weiter die Frage der Beziehungen zwischen der Hangneigung und der Wächtenbildung, wie die Frage nach der Entwicklung der Firngrate. Wichtig ist dabei besonders die Fest-

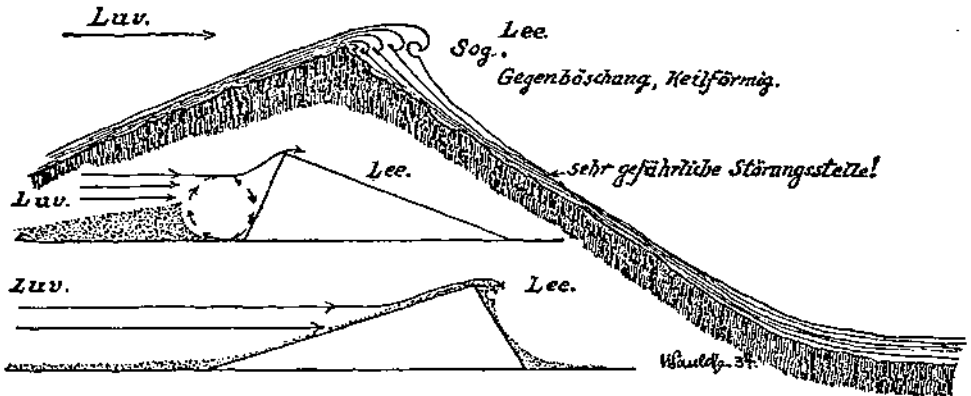


Abb. 3. Darstellung der Gesetze der Wächtenbildung im (halbschematischen) Naturprofil und im Experiment

1. Während 5 Schneefallperioden ist eine große „Winterwächte“ über den Steilhang hinausgebaut worden; durch den „Sogwirbel“ oder die „Sogwalze“ entstand die Wächtenhohlkehle, unterhalb deren sich die „Gegenböschung“ bildete. In dieser „Gegenböschung“ sind die Schneeschichten stark nach unten auskeilend — übertrieben gezeichnet — abgelagert — Störung durch den Kiläufer sehr gefährlich!

#### Wächtenexperimente an künstlich gebauten Graten

2. Der Wind prallt an den Steilhang, wird größtenteils zurückgewirbelt, — Rück- oder Stauwalze, bzw. Wirbel. — Es bildet sich diesseits des Grates auf Luv ein Keil; am Grat entsteht keine Wächte auf Lee.
3. Der Wind teilt auf einen flacheren Hang, nimmt den Schnee dort mit und baut Lee über dem steileren Hang eine Wächte. In jedem Gebirgsgrat erfolgt also die Wächtenbildung jeweils über der steileren Gratflanke.

stellung der sogenannten „Grenzneigung“. Dabei wird festgestellt, daß wegen des natürlichen Böschungswinkels des Schnees der Betrag der Neigung im allgemeinen nicht über  $52,5^\circ$  hinausgeht und nur lokal auf  $55-60^\circ$  steigt. Bei steileren Neigungen findet der Schnee keinen Halt mehr; er gleitet ab und kommt in den tieferen, flacheren Hangregionen und Mulden zur Ablagerung.

Eine weitere wichtige Erscheinung ist die Ausbildung der von mir „Gegenböschung“ genannten Schüttungsform (Abb. 3) an den Leehängen unterhalb der Grate und Rämme.

Der „Konfektversuch“ zeigt deutlich, daß unterhalb der Wächten, da wo die Hohlkehle scharf an der „Gegenböschung“ absetzt, die Hauptablagerung von Schnee stattfindet. Nach unten keilen diese Ablagerungen aus. Für die Praxis ergibt sich hieraus, daß erstens — noch mehr wie alle anderen Leehängen —, besonders die von Wächten gekrönten stark lawinengefährlich sind.

Die Folge dieser Art der Ablagerung ist naturgemäß größte Mächtigkeit der Schichten dicht unter der Wächte und Auskeilen nach unten. Auf diese Weise muß der Hang durch Auflagerung von keilförmiger Schicht auf keilförmige Schicht naturgemäß im Laufe des Winters immer steiler werden, bis diese Aufhöhung den Betrag der erwähnten Grenzneigung erreicht hat.

Für den Schiläufer ist das Queren solcher Hänge äußerst gefährlich, da auch durch das Anschneiden z. B. einer auf halber Höhe des Hanges nur wenige Zentimeter mächtigen Neuschnee-Eribschneeschicht riesige Mengen der nach oben keilförmig anschwellenden Massen gelöst werden können, so daß sie als verderbenbringende Lawine abfahren.

Die oben erwähnte Tatsache, daß der Schnee um so mehr zurückgewirbelt wird, je steiler der Hang ist, an dem der Eribschnee anprallt, wird praktisch schon seit langem dazu ausgenutzt, durch sogenannte Schneezäune aller möglichen Bauweisen den Schnee von Bauten aller Art, die Verwehungen ausgesetzt sind, zurückzuhalten. Auch hier muß die systematische experimentelle Forschung einsehen, um die günstigsten Bautypen und die beste Anordnungsart der Schneeschutzrichtungen festzustellen. Ich habe gestaffelt angeordnete, an aufstodbaren, mit Draht am Boden gespannten Eisenrohren befestigte Segeltuchschirme, die leicht umgebaut werden können — mindestens einmal für Studiengzwecke —, in Vorschlag gebracht und besonders darauf hingewiesen, daß man sicher manche Lawinenhänge schon auf Luverbaueen kann und soll, indem man dafür sorgt, daß Überlastung der Leehänge durch Eribschnee gar nicht erst eintreten kann, weil man ihn auf Luw durch gestaffelt angeordnete Windschirme zurückhält.

Diese Probleme können und müssen ganz besonders im Hochschullaboratorium durch Modellversuche im Windkanal usw. geklärt werden.

### III. Lawinen

Der Lawinengefahr schenkte ich gleich von Anbeginn der Einführung des alpinen Schilaufs die größte Aufmerksamkeit, trotzdem meine Behauptung, daß der Schiläufer besonders stark als Erreger von Lawinenstürzen wirken könne, damals in alpinen Kreisen lebhaftesten Widerspruch fand. Ich behandelte deshalb auch schon in der ersten Auflage des Schilauf 1898 die Lawinengefahr als die ernsteste Bedrohung der alpinen Schiläufer und schuf eine Art *Tafel* für das Verhalten des alpinen Schiläufers im Gelände. Die alte Einteilung in *Staublawinen*, *Grundlawinen*, *Oberlawinen* usw., konnte ich nicht beibehalten, da es für das Losbrechen der Lawinen, wie für die Art ihrer Bewegung und Wirkung nebensächlich ist, ob sie vom „Grund“, d. h. dem gewachsenen Boden, oder einer Eis- oder Hartoberfläche abgleiten und da das Aufstäuben an sich auch kein allein ausschlaggebendes Merkmal ist für den Charakter einer Lawine, weil hinter und unter der größten „Staubwolke“ Lawinen verschiedensten Ursprungs sich „verstecken“ können, die dann fälschlicherweise als „Staublawinen“ im alten Sinne ausgegeben werden.

\* \* \*

Man sollte endlich allgemein diese alte, zu dauernden Irrtümern führenden Bezeichnungen aufgeben, und die Lawinen nicht nach äußerlichen Merkmalen bezeichnen, sondern mit mir die Schneebeschaffenheit als die für die Lawinenbildung und Lawinenwirkung wichtigste Einteilungsgrundlage wählen und auch nicht, wie dies einzureihen scheint, neue sinnlose — weil unbegründete — Bezeichnungen „prägen“.

Ich unterscheide seit vielen Jahren:

- |               |   |                                                                                                      |
|---------------|---|------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Neuschnee-L.: | } | 1. Trockene Neuschnee-Lawinen                                                                        |
|               |   | a) Trockene Loderschnee-Lawinen (die alten „Staub-Lawinen“)<br>b) (Trockene) Schneebrett-Lawinen.    |
| Altschnee-L.: | } | 2. Feuchte Neuschnee-Lawinen (feuchte Loderschnee-Lawinen)                                           |
|               |   | 1. Trockene Altschnee-Lawinen („Schwimmschnee“-Lawinen)<br>bisher nicht bekannt, weil nicht erkannt. |
| Eis-Lawinen:  | } | 2. Nasse Altschnee-Lawinen (Firnsehnee-Lawinen, d. f. die<br>alten „Grund-Lawinen“).                 |
|               |   | 1. Firneis-Lawinen<br>2. Gletschereis-Lawinen.                                                       |

Im März 1934 wollte ich in meinem „Naturlaboratorium“ bei Beginn meiner Arbeiten wie gewöhnlich die Wächten am Rarrand am Eigergletscher durch Grabeneinschnitte zum Loslösen von Wächtenstücken für Lawinenexperimente vorbereiten. Die Wächtenüberhänge waren an der betreffenden Stelle jung und wenig verfestigt. Beim Vortasten brach der — am Seil geführte — Mitarbeiter durch und es fielen etwa 4—5 cbm Schnee auf den Hang unterhalb. Sofort brach eine Lawine los und das ganze Rinnensystem in der Nachbarschaft geriet in Bewegung: eine Lawine von 25 000 bis 30 000 cbm Inhalt glitt in die Tiefe.

Die Untersuchung ergab, daß nicht etwa der durch den Gurg der letzten Tage nach Lee getragene Schnee auf alter Harstunterlage allein abgefahren war, sondern daß eine „Trockene Altschnee-Lawine“, eine echte „Schwimmschnee-Lawine“ (die am schwersten berechenbare und deshalb wohl die gefährlichste Lawinenart!) losgegangen war.

Die gesamte Schneeauflagerung von stellenweise 2,60 m (1) Mächtigkeit war vom „Grund“, d. h. auf dem „gewachsenen Boden“, bzw. auf basaler Harstlage, abgeglitten. Die Schichten unter der Neuschneeauflagerung waren durchweg verfirnt und zeigten eine Anzahl kräftig entwikelter Harstlagen. Die über dem gewachsenen Boden entwikelte „Schwimmschneeschicht“ hatte jedoch eine Mächtigkeit bis zu 60 cm; sie bildete das bewegliche Gleitmittel auf glattem Untergrund und war die Ursache für die Lawinenbildung, die durch die plötzliche Belastung durch den Aufprall des abbrechenden Wächtenstücks ausgelöst wurde.

Wäre der Untergrund steiler und von Abstürzen durchsetzt gewesen, so wäre die ganze Schneemasse zerstäubt und man hätte die Lawine bei oberflächlicher Betrachtung und Beurteilung als sogenannte „Staublawine“ erklärt. Trotzdem sie vom „Untergrund“ losging, war sie auch keine „Grundlawine“ im alten Sinne, sondern die genaue Beobachtung beim Lawinensturz, wie die Untersuchung der Schneelagen zeigte einwandfrei bei diesem — zu früh losgegangenen — Experiment im Naturlaboratorium, daß es sich hier um eine echte „Trockene Altschnee-Schwimmschnee-Lawine“ handelte.

Diese Lawinenart kann überhaupt nicht in die alte — unverständlicherweise noch immer vielfach beibehaltene — Lawineneinteilung „Grund- und Staublawinen“ eingereiht werden. Es zeigt sich, daß nur die Beschaffenheit der die Lawinenbildung bedingenden Schneelagen als zuverlässiges und praktisch wie wissenschaftlich einwandfreies Einteilungsprinzip Anwendung finden kann. Man muß sich auch allgemein endlich dazu entschließen, nicht an Außerlichkeiten hängen zu bleiben, sondern stets die wahren Ursachen zu ergründen suchen.

Jede Lawine kann „rutschend“ oder „stürzend“, bzw. es kann — sogar im Verlauf derselben Lawine — die eine oder die andere Bewegung art vorwiegen; diese ist besonders von Art und Neigung des Untergrundes bedingt.

Bezüglich Einzelheiten verweise ich auf meine Ausführungen in den „Gefahren der Alpen“, 9. Auflage, und im „Bergrsteiger“ 1932, und auf das an diesen Stellen, besonders an letzter, beigegebene reiche Bildmaterial. Hier soll nur Erwähnung finden, daß ich im Laufe der letzten acht Jahre während meiner systematischen Schnee- und Lawinenforschungen auch das Glück hatte, eine größere Zahl der verschiedensten Lawinen genau beobachten zu können und in der Lage war, sie kurz nach dem Sturz zu untersuchen, zu photographieren und andere im Laufbild während des Sturzes festzuhalten.

Vor allem aber war es mein Bestreben, auch für die Lawinenforschung das Experiment einzuführen: Lawinen im gewollten Augenblick „fahrplanmäßig“ zum Abfahren zu bringen und unter den verschiedensten Bedingungen, sowie bei den verschiedensten Schneebeschaffenheiten, die Erscheinungen bei der Lawinenbewegung, dem Lawinenstau, bei Verschüttungen usw., zu studieren.

Als günstigste Gebiete für die „Lawinenlaboratorien“ wählte ich wächtengekrönte Kar-Nischen, womöglich auf den Ost- oder Nordostseiten, die in Hochflächen oder breite Rämme eingefenkt sind. An solchen Karren erfolgt bei Schneetreiben (Guz) starker Abtransport von Schnee aus den günstigen Einzugsgebieten auf Law; es erfolgt weiter an den Rämmen und Hochflächenträndern kräftige Wächtenbildung und es werden reichliche Schneemassen nach Lee geblasen und auf den Leehängen („Gegenböschung“) angehäuft. Damit sind die günstigsten Bedingungen für Lawinenbildung gegeben.

Die Biberkesselfkare an der Hornisgrinde im Schwarzwald, das Kar bei der Spitzmeilenhütte (oberhalb Lauriboden) und vor allem das Kar und die Hänge Nordost von Station Eigerkletser, wie die Gegend am Jungfrauoch, waren meine bisherigen Arbeitsgebiete.

Zuerst brachten wir Lawinen durch Losgraben von Wächten zum Abfahren. Am „Firs“ in den Flumserbergen löste die durch „Abgraben“ zum Absturz gebrachte Wächte eine „Feuchtschnee-Lawine“ von 25 000 cbm.

Statt des langwierigen Abgrabens schufen wir uns dann bald eine rationellere Arbeitsweise. Vor Anfang der Arbeit wird zuerst gleichsam „Wächteninventur“ gemacht; d. h. es wird festgestellt, wie es mit der Wächtenentwicklung in den Naturlaboratorien steht. Dabei gab es leider Jahre, wo es mit dem Bestand sehr traurig und mager ausah. Sind gut überwachtete Streden vorhanden, so werden sie in Stücke von etwa 10 m Länge abgeteilt und es werden senkrecht zum Rammverlauf tiefe Gräben bis auf den gewachsenen Boden gegraben. Damit werden erstens eine Reihe lehrreicher Wächtenprofile hergestellt, an denen — mit oder ohne Färbung — der Bau der Wächten und die Diagenese des Schnees in den verschiedenen Schichten genau studiert werden konnte und zweitens werden auf diese Weise zwischen den Gräben die Wächtenstücke so vorbereitet, daß sie innerhalb von wenigen Minuten zu jeder gewünschten Zeit mittels dünner Drahtkabel losgefäht werden können, so daß sie auf den lawinenträchtigen Hang aufschlagen und durch ihren Aufsprall und ihr Gewicht die Lawinen am Hang zum Abfahren bringen. (Vgl. Tafel 68, Fig. 3.)

Diese Methode hat sich ausgezeichnet bewährt. Zu Beginn der Arbeit erfolgte die geschilderte Vorbereitungsarbeit und dann konnten wir — wenn günstige Verhältnisse für Lawinenbildung am Hang vorlagen — stets in wenigen Minuten mit dieser Methode Lawinen fahrplanmäßig loslassen.

Eine zweite Methode besteht darin, an einer geeigneten Stelle eine Lawine durch Unterscheiden mittels Drahtkabel zu lösen. Das kann auf zwei Arten erfolgen: entweder man gräbt in der Falllinie tiefe Gräben zu beiden Seiten der zu lösenden Schneemassen und sägt von oben in die Tiefe, oder man spannt an einem Lee-hang, der erfahrungsgemäß nach Schneetreiben lawinenträchtig wird, ein Drahtkabel

quer über eine Harttschicht dicht am Boden auf dieser Unterlage, wartet bis sich loöderer Neuschnee oder ein Schneebrett gebildet hat, und reißt dann im gewünschten Augenblick das Kabel von beiden Seiten hoch, stört dadurch den Zusammenhang der lastenden Schicht, löst die Spannung in derselben aus und bringt auf diese Weise die Lawine zum Abfahren.

Eine weitere Art, Lawinen in Bewegung zu setzen, besteht darin, daß man sie — zuverlässig am Seil gesichert — von oben losstritt.

Ich gehe auf die Technik dieser Versuche nicht näher ein, betone jedoch, daß zur gefahrlosen, zuverlässigen Ausübung dieser Versuche Übung und Erfahrung gehört, und daß sie keinesfalls als Spielerei ausgeführt werden sollten.

Die Zwecke dieser Versuche sind sehr vielgestaltig.

Erstens soll festgestellt werden: Art des Losbruchs, Bewegungsart und Geschwindigkeit der Lawinen bei verschiedener Schneebeschaffenheit und verschiedener Neigung des Untergrundes; zweitens Art des Verhaltens des Schnees bei verschiedener Beschaffenheit (trocken, locker, brettig, feucht, naß, Schwimmschnee usw.), beim Sturz wie im Staufegel (Reibung, Regelation).

Durch Stellen von Modellpuppen in die Lawinenbahn, soll das Verhalten von Körpern während des Sturzes wie im Staufegel unter den verschiedensten Verhältnissen untersucht werden; desgleichen z. B. auch Verhalten der Lawinenschur usw., damit auf Grund gefundener und sicher feststellbarer Gesetzmäßigkeiten die Verschütteten möglichst rasch an der richtigen Stelle gesucht werden können.

Die bisherigen Lawinsturzversuche sollen auch als wichtige Vorarbeit für künftige Naturversuche an eingebauten Lawinenschutzwerken aller Art (Haltewerke, Leitwerke, Spalteden usw.) dienen.

Schon seit Jahren kämpfe ich dafür, daß Laboratorien für systematische Schnee- und Lawinenforschung eingerichtet werden, und zwar Hochschullaboratorien für Verwehungs- und Rutsch- sowie Verbaunungsversuche im Kleinen mit verschiedenstem Material für klärende Vorversuche, denen dann die Versuche in Naturlaboratorien, wie ich sie oben geschildert habe, zu folgen hätten. Da der Schnee nicht wie das Wasser in den Wasserbaulaboratorien der Hochschulen in seinen Bewegungsercheinungen und Wirkungen studiert werden kann, muß mein Vorschlag, die „Probleme um den Schnee“ in Naturlaboratorien zu untersuchen, unbedingt verwirklicht werden, wenn man zur Klärung der damit verbundenen Phänomene und vor allem auch zu rationellen Bauweisen bei den verschiedensten Schneeschutzanlagen aller Art kommen will. Das ist für mich nur eine Frage der Zeit, die es braucht, bis sich die verschiedenen maßgebenden Instanzen der verschiedenen Regierungen über die Tragweite dieser Vorschläge und die Notwendigkeit, sie auszuführen, klar und über ihre Verwirklichung schlüssig geworden sind.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß das Schneekapitel mit allem, was damit zusammenhängt, wert war und weiter wert ist, eingehend studiert zu werden, und zwar ebenso aus wissenschaftlichen, wie aus praktischen Gründen.

Schon die bisherigen Ergebnisse der doch nur mit schwachen Kräften in den letzten Jahren von mir durchgeführten Untersuchungen brachten eine Fülle neuen und lehrreichen Materials.

Schon jetzt konnte Gutes und Ruhbringendes zutage gefördert werden; ich werde solange wie möglich, wie bisher weiter zu schaffen suchen, und hoffe, daß die Arbeiten bald auf eine breitere Basis gestellt werden können — zum Wohle der Gesamtheit, der Schläufer, Bergsteiger, wie der Bewohner der Gebirge!

# Die Tierwelt der Gletschergewässer

Von Dr. Otto Steinböck, Innsbruck

Wohl jeder Bergwanderer, der zum erstenmal einen Gletscherbach nahe seinem Ursprung sah, wird ein Gefühl der Enttäuschung erlebt haben — an Stelle der sonst gewohnten kristallklaren Alpenbäche eine schmutziggraue Wassermasse inmitten trostloser Gesteinstrümmer! Auch auf den Naturforscher scheint der Gletscherbach nicht anziehend gewirkt zu haben, denn wir finden im Schrifttum keine oder doch nur nebenbei gemachte Angaben über seine tierischen Bewohner. Das eisige, schlammgetrübte Wasser und die außergewöhnliche Menge an Geröll, das sich in ständiger Bewegung befindet, haben wohl zur Vorstellung geführt, ein Leben sei hier kaum möglich. Auf meinen Bergfahrten in die heimische Gletscherwelt erkannte ich aber bald, daß diese Anschauung durchaus unrichtig ist, daß vielmehr gerade hier die wunderbare Anpassungsfähigkeit der Lebewesen und ihre Widerstandskraft den wilden Urkräften des Hochgebirges gegenüber siegreich in die Erscheinung tritt, wo es gilt, die letzten Lebensmöglichkeiten im Kampf ums Dasein auszunützen. Es erschien mir ungemein reizvoll, diese unwirklichsten der unwirklichen Lebensstätten auf ihre Tierwelt hin zu erforschen. Durch das verständnisvolle und opferwillige Entgegenkommen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins war es mir möglich, zwei große Gletschergebiete der Ostalpen, die Ötztalalpen und die Ortlergruppe planmäßig zu untersuchen. Außerdem konnte ich noch in dieser Hinsicht im Monte-Rosa-Gebiet Erfahrungen sammeln, wo ich mit Unterstützung der Österreichisch-Deutschen Wissenschaftshilfe anderen Aufgaben nachging. Das Ergebnis der Untersuchungen ist in den folgenden Zeilen in gedrängter Form niedergelegt.

Dem D. u. Ö. Alpenverein, sowie der S.-D. Wissenschaftshilfe sage ich für die Förderung meiner Untersuchungen herzlichsten Dank. Ganz besonders aber danke ich meiner Frau: auf allen, stets führerlos unternommenen Bergfahrten über die Firnfelder und Gletscher der Ötztal- und Ortleralpen, sowie des Monte-Rosa-Stodes, war sie meine einzige Begleitung als treue Bergkameradin in den schwierigsten Lagen und unermüdlische Helferin bei meinen wissenschaftlichen Arbeiten.

Schmelzwasser auf Firn und Eis. Kennzeichnet sind diese Gewässer vor allem durch ihre außerordentliche Unbeständigkeit. In der kalten Jahreszeit und bei kühler Witterung versiegen sie vollständig, bei warmem Wetter können sie Tag und Nacht fließen, in der Regel aber treten sie zur Sommerzeit bei Tag auf und verschwinden bei Nacht. Zudem wechselt ihr Lauf häufig, da ja ihr Bett selbst allmählich dahinschmilzt.

Bei Tauwetter verhalten sich Firnfelder anders wie Gletscher. Der grobkörnige Firnschnee ist von Hohlräumen erfüllt, die das Schmelzwasser schwammartig auffangen, so daß man auf seiner Oberfläche für gewöhnlich keine Rinnsale wahrnimmt. Erst wenn der Schnee mit Wasser gesättigt ist, tritt dieses in Vertiefungen, an den unteren Enden, usw., an den Tag. Das Schmelzwasser der oberflächlichsten Schichten (bis etwa 5 cm Tiefe) kann nun die Wohnstätte kleinster, allerdings nicht zum Tier-, sondern Pflanzenreich zählender Lebewesen sein. Es sind verschiedene Algen, die sich diesen Lebensraum erobert haben und nur auf Schnee und Eis leben, ja sich dieser Lebensstätte so angepaßt haben, daß sie höhere Temperaturen nicht mehr ertragen, aber eine

große Widerstandskraft gegen Kälte zeigen. So sollen manche von ihnen schon bei  $4^{\circ}\text{C}$  zugrunde gehen, aber noch ohne Schaden eine Kälte von  $-36^{\circ}$  ertragen können. Treten sie in Massen auf, so verleihen sie dem Schnee eine Färbung, die vielleicht schon manchem Bergsteiger als himbeerrrote Flecken von einigen Geviertmetern Ausdehnung auf dem Firnschnee aufgefallen ist. Diese Erscheinung des roten Schnees rührt von ungezählten rotgefärbten Algen her, deren häufigste das rote Schneekügelchen (*Chlamydomonas nivalis* Wille, Fig. 1) ist. Man kennt aber auch noch gelben, grünen und

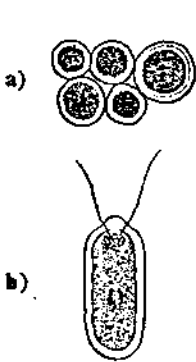


Fig. 1  
Das rote Schneekügelchen  
(*Chlamydomonas nivalis* W.)  
Natürl. Größe ungefähr  $0,02\text{ mm}$   
a) Ruhezustand,  
b) Schwärmzustand.  
Nach Schröter 1926

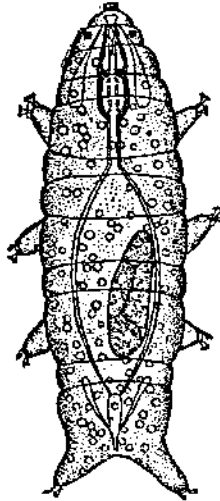


Fig. 2. Härterchen  
(*Macrobiotus* sp.)  
Natürl. Größe  $0,5-1\text{ mm}$   
Nach Richters-Krumbach 1927

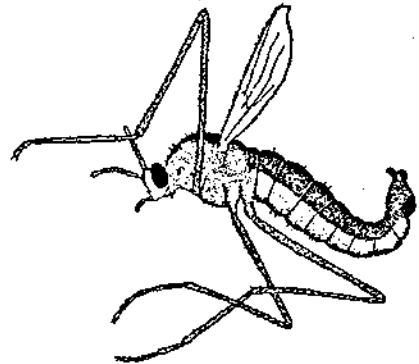


Fig. 3. Gletscherzuckmücke  
(*Brachydiamesa steinböcki* G.)  
Natürl. Größe  $3\text{ mm}$ . Beine und Flügel der Gegenseite ausgelassen. Nach Goethgebauer 1932

braunen Schnee, der durch andere Algenarten hervorgerufen wird. Ist der Firn gefroren, verharren sie in einer Ruhestarre, im Schmelzwasser dagegen erwachen sie zu neuem Leben und manche von ihnen, wie das rote Schneekügelchen, können sich mit Hilfe ihrer Geißelanhänge lebhaft umherbewegen. Ist der Eis so reichlich gedeckt, nimmt es nicht Wunder, daß sich auch tierische Bewohner einfinden; so wurde ein Härterchen (*Macrobiotus* sp., Fig. 2) als Schneecalgenvertilger festgestellt. Allerdings ist kaum ein anderes Lebewesen so geeignet, auf Schnee und Eis zu leben, wie dieses. Es besitzt nämlich die Fähigkeit, bei ungünstigen äußeren Bedingungen in einen Starrezustand zu verfallen, in dem es die niedrigsten Temperaturen (im Versuch bis  $-271,88^{\circ}\text{C}$ ) ohne Schädigung zu ertragen imstande ist. In flüssiger Luft, bei ungefähr  $-190^{\circ}$ , konnte P. R a h m diese Tierchen über zwanzig Monate lebend erhalten; in Zimmertemperatur erwachten sie wieder aus ihrer Starre. Zu den Liebhabern von Schneecalgen gehört vielleicht auch noch der Gletscherfloh (*Isotoma saltans* Nic.).

Auf den Gletschern sidert das Schmelzwasser nur zu geringem Teil durch das Eis hindurch, der Hauptanteil fließt, aus kleinsten Urdächen erwachsend, zu kleinen Rinnsalen bis mächtigen Bächen zusammen, die allerdings meist nicht lange auf der Oberfläche bleiben, sondern früher oder später in einer Gletscherpalte oder Gletschermühle verschwinden. Sie beherbergen dort, wo die Strömung einigermaßen stark ist, wohl kaum Lebewesen; der glatte Eisgrund gestattet keinen Halt. Wo aber der Bach auf leicht geneigter oder ebener Fläche gezwungen ist, sein Angestium zu bändigen, dort





Abb. 1. Vedretta della mare



Abb. 2. Abfluß der Vedretta della mare



Abb. 3. Niederjochferner



Abb. 4. Alte Seitenmoräne der Vedretta della mare



bleibt Moränenschutt liegen und damit ist schon die Möglichkeit gegeben, Halt zu finden. Es zeigt jedenfalls von einem erstaunlichen Ausbreitungsdrang der Lebewelt, daß diese Möglichkeit auch tatsächlich ausgenützt wird. Eine kleine Zudmücke (*Brachydiamesa steinböcki* Goethg., Fig. 3<sup>1)</sup>) ist es, die in solch eifige Fluten ihre Eier ablegt, aus denen dann eine Larve (Fig. 4) hervorgeht, die auf dem blanken Eisboden der Gewässer, an Steinen und Grobhand sich festsetzend, ihr lärgliches Dasein fristet. Als Nahrung dienen ihr pflanzliche Stoffe, die durch Wind auf Firn und Gletscher verweht werden. Auf dem Mittelbergferner traf ich dieses Tier an mehreren Stellen an, darunter einmal im Gletscher selbst, und zwar etwa 50 m tief in einer Eishöhle, die sich (1930) in der Nordflanke gebildet hatte.

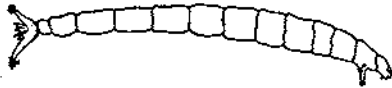


Fig. 4. Larve der Gletscherzudmücke  
(*Brachydiamesa steinböcki* G.)  
Natürl. Größe 6–8 mm. Nach Hubault 1927

**Gletscherbäche.** Die am Ende der Gletscher austretenden Bäche weisen Wasser recht verschiedener Herkunft auf: Einmal ist es Wasser, das von Quellen stammt, die unterhalb des Gletschers aus dem Boden austreten, ferner mischen sich Quellbäche bei, die über die aperen Hänge seitlich des Gletschers herabfallen und an seinen Flanken unter das Eis tauchen; weiters schmilzt die Erdwärme am Grunde ständig Eis, wie dies auch die wärmeren Quellwässer tun, schließlich wird noch bei der Gletscherbewegung selbst Wasser gebildet. All dies liefert aber dem Gletscherbach meist nicht sonderlich viele Wassermengen. Ganz anders die Schmelzwässer der Oberfläche! Da hier die Schmelzvorgänge von der Temperatur bzw. der Sonnenbestrahlung abhängig sind, zeigen sich nicht nur jahreszeitliche, sondern auch größere tägliche Schwankungen. Eifriger Starre in der kalten Jahreszeit und in kalten Sommernächten, steht eine oft überreiche Schmelzwasserbildung an warmen, sonnendurchglühten Hochsommertagen gegenüber. Dem entsprechend ist auch die Wasserführung des Gletscherbaches eine außerordentlich verschiedene. Im Winter ist der Stand am niedrigsten, da ist es vor allem, wie eben erwähnt, das unter dem Gletscher hervortretende klare Quellwasser, das den Bach speist, wenn überhaupt ein Abfluß vorhanden; er zeigt dann auch keinen Unterschied in der Färbung gegenüber anderen Hochgebirgsbächen. Mit dem Eintritt wärmerer Witterung ändert sich dies. Die Wasserführung wird eine immer mächtigere, bis sie schließlich im Hochsommer ihren Höhepunkt erreicht. Dies geht aus nachfolgender Tabelle (nach Hefz, 1904), S. 266 oben, klar hervor.

Die Schmelzwässer der Oberfläche nehmen dann in steigendem Maße von den auf dem Gletscher ruhenden Schuttmassen mehr oder weniger kleine Teilchen mit, zu denen sich jene des Gletschergrundes gesellen, wo der Grundmoränenschutt und der gewachsene Fels durch die Gletscherbewegung allmählich abgeschliffen werden. Alle diese aufgeschwemmten Teilchen verfärben das Wasser in verschiedenem Grade. Anfangs ist es nur eine leicht milchige Trübung, die schließlich in eine graugrüne Farbe übergeht; bei starker Abschmelzung an warmen Tagen wird das Wasser durch die große Menge der mitgeführten Sinstoffe schmutzigbraun. Wie der Wechsel von Sommer und Win-

<sup>1)</sup> Die Bestimmung der Zudmücken-Larven und Puppen übernahm in freundlichster Weise Herr Prof. Dr. A. Ehlennemann-Plön, die der ausgebildeten, flugsfähigen Tiere Herr Dr. M. Goethgebuer-Gent, wofür ich beiden Herrn herzlich Dank sage.

Monat	Wassermenge am Pegel in Kanalt <i>m</i> <sup>3</sup> pro Sekunde Mittel für 1891—1896		Monatliche Wassermenge im Jambach bei Galtür Mill. <i>m</i> <sup>3</sup>
	morgens	abends	
Januar	1,76	1,76	3,28
Februar	1,46	1,48	2,95
März	2,20	2,54	3,78
April	3,65	4,22	3,94
Mai	6,07	7,29	10,25
Juni	9,13	10,24	20,21
Juli	11,60	12,55	25,57
August	9,48	11,72	22,03
September	7,90	9,52	15,69
Oktober	5,34	5,67	8,33
November	3,40	3,45	5,52
Dezember	2,75	2,75	3,94
Jahr	5,3	6,1	

ter, so ändert auch der Wechsel von Tag und Nacht sowohl den Wasserstand als auch die Menge der Sinkstoffe.

Die Temperatur der Gletscherbäche ist begreiflicherweise eine sehr niedrige. Am Gletschertor beträgt sie 0,0° oder wenig mehr. Ist sie wesentlich höher, dann sind es wohl wärmere Quellen oder seitliche Zuflüsse, die sich dem Schmelzwasser beimengen. Bachabwärts nimmt die Temperatur je nach der Beschaffenheit des Bachbettes mehr oder weniger rasch zu (vgl. nachfolgende Tabelle, nach Heß 1904); löst sich der Bach bald in langsam fließende, feichte Urne auf, so daß Luft und Sonne kräftig einwirken können, dann wird das Wasser sich wesentlich rascher erwärmen als wenn es in tiefem Bett und schattiger Schlucht dahinfließt.

Triftbach		Uar	
Entfernung vom Gletschertor <i>m</i>	Temperatur °C	Entfernung vom Gletschertor <i>km</i>	Temperatur °C
0	0	0	1,0
200	1,5	4,0	2,0
500	3,0	9,5	3,5
1000	5,0	14,5	5,0
1500	6,0	18,0	6,0
2000	6,5—7,0	20,0	7,0
		27,0	9,0

Infolge der ungeheuren Schuttmengen, die der Gletscher in Form der verschiedenen Moränen an seinem Ende allmählich abladet, ist das Bachbett zum größten Teil aus Schotter und Schlammassen gebildet, die bei der hohen Wasserführung im Sommer in ständiger Bewegung gegeneinander befindlich sind. Abb. 1 (Saf. 69) zeigt die Zunge der

*Vedretta della Mare* im Ortlergebiet mit den Schuttmassen der Endmoräne, die das Eis stellenweise bis zur Unkenntlichkeit bedecken. Abb. 2 (Taf. 69) läßt das aus Gesteinstrümmern verschiedenster Größe gebildete Bachbett ein Stück unterhalb des eben gezeigten Gletschertores erkennen. Die schmutziggelb gefärbten Wassermassen stürzen tosend und brausend in die Tiefe, riesige Felsblöcke mit sich reißend, was man aus ihrem dumpfdröhnenden Zusammenschlagen, das geradezu unheimlich aus dem Bachbett ertönt, erkennen kann. Wenn auch selten in so gewaltigen Ausmaßen, so ist das Bild eines sommerlichen Gletscherbaches doch meist ein ähnliches. Selten bietet sich dem Bergwanderer ein so friedlicher Anblick dar, wie Ende August 1933 am Stirnrand des Cedehgletschers am Südfuß der Königspitze (Taf. 71, Abb. 5), wo nach Neuschnee- fall und Kälte der Bach verhältnismäßig klar in fast seeartiger Ruhe dahinfließt.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß der Gletscherbach als Lebensraum an Unwirtlichkeit den Gewässern auf dem Eise nicht viel nachgibt. Ständige Kälte, zu Zeiten außerordentlich starke Verschmutzung durch Schlamm, reizende Strömung, die die Bachsteine nie zu längerer Ruhe kommen läßt, starker Wechsel des Wasserstandes, das sind die Haupteinflüsse, die auf Bewohner einwirken, die sich hier ansiedeln. Und es sind gar nicht so wenige Arten, die diesen ungünstigen Verhältnissen zu trotzen vermögen. Allerdings nicht alle in gleicher Weise; manche leisten diesbezüglich ganz Unglaubliches und gehen bis an die Grenze des Möglichen, manche wiederum sind doch etwas anspruchsvoller und besiedeln Abschnitte des Gletscherbaches, die immerhin etwas „wohnlicher“ sind. An der Hand einiger Beispiele soll nun gezeigt werden, wess' Nam' und Art die Tiere sind, die in solch eisigen Fluten ihr Heim aufgeschlagen haben.

**Shtaler Alpen.** Die ersten eingehenden Studien stellte ich an der Nieder- taler oder Spiegelache an, die vom Niederjoch-, Marzell-, Mutmal- und Schalferner gespeist wird. Als ihr Ursprung kann der Niederjocherner bezeichnet werden, dessen Abfluß nach etwa 2 km langem Verlauf bei der Sammoarhütte unter das Ende des Marzell- ferner verschwindet, um dann mit den vereinigten Gewässern der vorgenannten Glet- scher das Niedertal nordwärts nach Vent zu fließen. Schon im kleinen Gletschertor (Tafel 70, Abb. 3) treten die ersten tierischen Bewohner auf. Es sind die bis 6 mm langen Larven einer *Z u d m ü d e* (*Brachydiamesa steinböcki*), die wir schon oben gelegentlich der Beschreibung eines Bächleins im Innern des Mittelbergferner erwähnt haben. Sie hält sich vornehmlich an der Unterseite möglichst flacher Steine auf, was sicherlich seinen Grund darin hat, daß solche Steine von der Strömung nicht so leicht gewälzt werden, als runde Gerölle. Soweit geeignete Steine im Gletschertor mit dem Eis- pickel auch unter dem Eis hervorgeholt werden konnten, zeigten sie sich mit Larven be- siedelt, eine Erscheinung, die ich immer wieder auch an anderen Gletschern feststellen konnte. Da ich diese Zudmüde auch stets als Alleinbewohnerin der obersten Abschnitte der Gletscherbäche in der Ortlergruppe und im Monte-Rosa-Gebiet antraf, nenne ich sie im folgenden *G l e t s c h e r z u d m ü d e*. Außerhalb der Alpen kennt man ihre Lar- ven aus dem Isergebirge und der Hohen Tatra. Über einen Kilometer abwärts vom Gletschertor ist die Gletscherzudmüde die alleinige und unbestrittene Beherrscherin des Baches. Im ersten Untersuchungsjahr (1930) war sie es auch bis zum Marzellerner, im darauffolgenden Jahr dagegen gab es bei der Einmündung eines noch später zu be- sprechenden, von der Kreuzspitze, 3455 m, herabkommenden Baches, knapp westlich der Sammoarhütte vereinzelte Larven von *E i n t a g s f l i e g e n* (*Rhitrogena hybrida*). Es ist nun merkwürdig, und ein ersichtlicher Grund für das eigenartige Verhalten nicht anzugeben, daß nämlich die fast 2 km lange Bachstrecke vom Niederjocherner bis zum Verschwinden unter den Marzellerner bei scheinbar günstigeren Bedingungen mit der eben erwähnten Ausnahme n u r von der Gletscherzudmüde bewohnt wird, daß aber der durch den Zusammenfluß der Gewässer des Niederjoch-, Marzell-, Mutmal- und Schalferner wesentlich verstärkte und dadurch reizender gewordene Bach schon un-

gefähr 400 m unter der Zunge des Schalfjernerers, wahrscheinlich aber noch ein Stück näher — weiter konnte ich nicht vordringen — eine viel reichere Tierwelt aufweist. Neben der Gletscherzudmüde und den früher angeführten Eintagsfliegen, die hier schon in großen Mengen und allen Altersstadien vorhanden sind, beleben große Larven der Uferfliegen (*Dictyogenus fontium* Riss, Fig. 5) und Larven der



Fig. 7 b

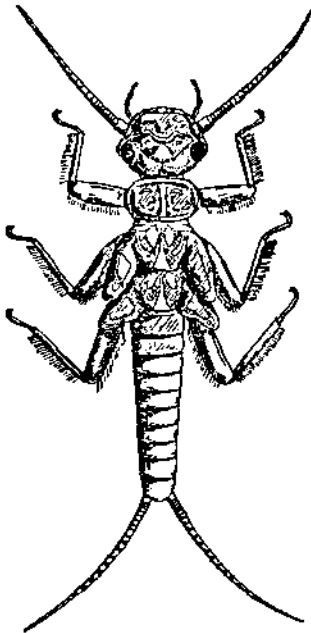


Fig. 5. Larve einer Uferfliege  
(*Dictyogenus fontium* Riss)  
Natürl. Größe 25—30 mm  
Bz. J. Rübtreiber

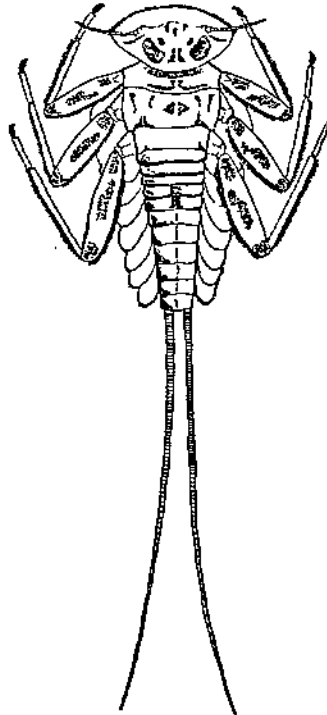


Fig. 7a. Larve einer Eintagsfliege  
(*Epeorus* sp.)  
Natürl. Größe 20 mm. a) Aufsicht  
b) von vorne. Bz. J. Rübtreiber



Fig. 6  
Larve einer Köcherfliege  
(*Drusus* sp.)  
Natürl. Größe ungesi. 12 mm  
Bz. l. Seebald

Köcherfliegen (*Drusus trifidus* McLeach, Fig. 6, *Halesus* sp., *Stenophylax* sp.) die Unterseite der Steine. Alle diese Arten sind trefflich an das Leben im reißenden Bach angepasst. Die Larven der Uferfliegen, besonders aber der Eintagsfliegen (Fig. 7a), besitzen einen Körper, der ganz abgeflacht ist und so, dem Boden eng anliegend (Fig. 7b), der Strömung keine Angriffsflächen bietet; dazu kommen noch spitze Krallen, Borsten und andere Einrichtungen, die teilweise die Reibung vermehren andererseits durch Einhaken jede kleinste Rauheit der Unterlage auszunützen gestatten und es dem Tier ermöglichen, auch in stärkster Strömung auszuhalten. Trotzdem spielt ihnen der Gletscherbach oft übel mit. Besonders bei Hochwasser an warmen Sommernachmittagen werden die Geschiebe des Bettes in starke Bewegung gebracht,

wodurch die unter den Steinen befindlichen Tiere schwer gefährdet werden. Gar manche von ihnen werden zerquetscht, bei anderen zeugen auffallend häufig zu beobachtende verletzte Fühler, fehlende Gliedmaßen und Schwanzborstenstummel von der Gefahr, der sie ständig ausgesetzt sind. Die Köcherfliegenlarven der Gebirgsbäche dagegen sichern sich vor dem Verschwemmtwerden vor allem durch den Bau besonders schwerer Gehäuse („Köcher“, Fig. 6), für die sie große Sandkörnchen verwenden, während ihre Verwandten in stehenden Gewässern leichte, insbesondere pflanzliche Stoffe dafür heranziehen.

Interessant ist die Frage, wie weit in Gletscherbächen Fische vordringen. Für das von mir untersuchte Gebiet der Ötztaler Alpen hatte Herr Sprengel-arzt Dr. H. Penz in Sölden, ein erfahrener Fischer, die Liebenswürdigkeit, mir auf persönliche Anfrage bereitwilligst Auskunft zu erteilen, wofür ich ihm auch hier herzlich Dank sage. Nach ihm kommt die Forelle (*Salmo [Trutta] fario* L.) in der Ötztaler Ache Sommer wie Winter nur bis Zwieselstein vor. Warum sie nicht auch bis Gurgl und Vent aufsteigt, leuchtet nicht ohne weiteres ein, da ja nach meinen Untersuchungen bei Vent, und auch noch darüber hinaus, bachaufwärts von Nahrungsmangel nicht gesprochen werden kann. Jedenfalls hat eine Stichprobe bei Sölden keine wesentlichere Menge an bachbewohnender Forellennahrung ergeben als bei Vent. Ich glaube vielmehr, daß es die gletscherwärts immer mehr zunehmende Sinkstoffführung ist, die einem weiteren Vordringen der Fische Halt gebietet. Sei es, daß die zunehmende Trübung dem Auge die Nahrungssuche erschwert, sei es — und dies scheint mir ein wesentlicherer Umstand zu sein —, daß die überreiche Schlamm- und Sandführung des Wassers die Kiemen verlegt bzw. schädigt und so die Atmung gefährdet. Der Beweis für diese Behauptung steht allerdings noch aus. Die Pfriile (*Phoxinus laevis* Agass.), ein Bewohner langsam fließender oder stehender Nebenarme der Bäche, kennt mein Gewährsmann noch bei Längensfeld, während die Roppe (*Cottus gobio* L.) der Ötztaler Ache zu fehlen scheint.

Wie außerordentlich groß der Unterschied zwischen den Lebensbedingungen im Gletscherbach und denen eines klaren Quellbaches ist, tritt dort am schärfsten hervor, wo nahe einer Gletscherzunge ein Quellgewässer in einen Gletscherbach einmündet. Diese Verhältnisse sind in aller Klarheit am Niederjochferner zu erkennen. Ungefähr 150 m unterhalb des Gletschertores mündete in den Hauptbach ein kleineres Bächlein ein, das aus der alten Seitenmoräne am Hang des Kreuzspitzkammes entspringt. Am Ursprung betrug die Temperatur dieses kristallklaren Wassers 5,5° (8. 9. 1932), beim Einfluß



Fig. 8. Alpenplattwurm  
(*Planaria alpina* D.)  
Aus Steinböck 1931

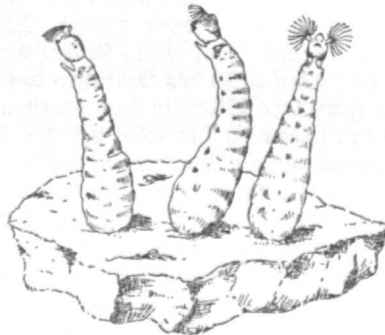


Fig. 9. Larve einer Kriebelmücke  
(*Simulium* sp.)  
Natürl. Größe ungef. 6 mm. Nach Ulmer 1928



in den Gletscherbach 8,0°, die des Gletscherbaches an dieser Stelle 1,2°, bei einer Lufttemperatur von 7,2°. Welch gewaltiger Unterschied nun in der Tierwelt beider Gewässer! Im Gletscherbach, wie wir schon hörten, nur die Gletscherzudmücke, im klaren Bächlein dagegen reiches Leben. In großen Mengen fand sich der Alpenplattwurm (*Planaria alpina* D., Fig. 8) vor, ferner Uferfliegen, sehr bezeichnenderweise aber eine andere, nur klare Gewässer bewohnende Art (*Leuctra alpina* Kültz.), als unterhalb des Marzellferners im Gletscherbach, weiterhin sehr zahlreich Larven von Röhrenfliegen (*Drusus trifidus*, *Halesus auricollis* und eine Limnophilide), Eintagsfliegen (*Ecdyurus* sp.), Zudmücken, aber auch wiederum nicht die Gletscherzudmücke, sondern eine andere Art (*Diamesa* sp.), in großen Mengen auch Kriebelmücken (wahrscheinlich *Simulium hirtipes* Fries, Fig. 9); zum Teil unter Steinen im Wasser, zum Teil in feuchter Erde, unmittelbar neben dem Bächlein trieben sich Springschwämme umher, und auch eine kleine wasserliebende Spinne fehlte unter den Steinen nicht. Vor der Einmündung in den Gletscherbach tritt in jenem Teil, der bei Hochwasserstand noch mit überflutet wird, eine auffallende Verarmung an vorgenannten Tieren ein und im Gletscherbach selbst, wo sich die klaren Fluten mit dem trüben Gletscherwasser vermischen, war im Umkreis nur mehr ein einziges Stück eines Alpenplattwurms und je eine Röhrenfliegen- und eine Zudmückenlarve zu finden, die sich noch soweit vorgewagt oder hierher verirrt hatten. In der Nähe entsprang, etwa 4 m neben dem Gletscherbach, ein weiteres klares Quellbächlein, das nach 50 m Verlauf in den Hauptbach einmündete. Trotz scheinbar völlig übereinstimmenden Verhältnissen mit dem eben geschilderten Bächlein, ist hier die Tierwelt merklich verarmt; so fehlt vor allem der Alpenplattwurm vollständig. Die Ursache für diese Verarmung ist darin zu suchen, daß der Gletscherbach bei Hochwasserstand, wie sich unschwer erkennen läßt, dieses Nebengewässer zur Gänze überflutet.

Sehr auffallende Unterschiede ergeben sich auch dort, wo unmittelbar neben dem Gletscherbach im anstehenden Fels Wannen ausgekollt sind, die noch im Spritzwasserbereich liegen, aber nicht vom gewöhnlichen Hochwasser überschwemmt werden. Schlamm und pflanzliche Reste verschiedenster Herkunft bedecken den Boden, bei günstiger Witterung erwärmen sie sich sehr stark und so kann sich in ihnen, trotz unmittelbarer Nähe des eisigen Wassers, und — allerdings nur tropfenweise — von ihm gespeist, ein richtiges Sümpfleben entwickeln. Am auffälligsten fand ich diesen Gegensatz einmal (Juli 1931) im Zillertal bei Breitlahner, wo in der Spritzzone des Zembaches, der das Gletscherwasser vom Schwarzenberg-, Wagg-, Schlegeisenferner u. a. führt, solche Sümpfel ein reiches Tierleben aufwiesen. Zudmückenlarven, und zwar solche, die sich im Bach daneben nicht aufhielten (*Chironomus dorsalis* L., *Tanytarsus*- und *Paratanytarsus*-Larven), sowie riesige Mengen freilebender Fadenwürmer (*Dorylaimus stagnalis* Duj. u. a.) stellten den Hauptanteil.

Ortlergruppe. In den Abflüssen des Sulden- und Madritschferners zeigte sich wieder das gewohnte Bild: in den obersten Abschnitten reichlich vertreten die Larven der Gletscherzudmücke, bei der Schaubachhütte auch noch die einer anderen Art (*Diamesa* sp.). In der Talsohle, noch vor Sulden, ändert sich das Bild. Bei den Gampenhöfen erbeutete ich das letzte vereinzelte Stück einer Gletscherzudmücke; von hier bis St. Gertraud suchte ich den Suldenbach und seine Nebenbäche genau ab, fand aber nicht eine einzige mehr. Dafür traten vor allem Eintagsfliegen-Larven (*Rhitrogena hybrida*, *Baëtis* sp.) in riesigen Mengen auf, dazu noch Uferfliegen (*Dictyogenus alpinus*, *Perlodes intricata*, *Protonemura lateralis*), Zudmücken (*Diamesa* sp.) und Röhrenfliegen (*Drusus discolor* Rauch, *Drusus trifidus*), erstere in besonders großer Zahl in einem Nebenbach, der das Zantal heraus Gletscherwasser von den kleinen Fernern der Hochosenwand, 3433 m, — Hoher Angelus, 3541 m, bringt. Allerdings ist es schon sehr stark mit klarem Quellbachwasser



vermischt, so daß es bei der Einmündung in den Suldenbach schon fast keine Erübung mehr aufweist.

Ungeheure Wassermengen brachte Ende August 1933 bei dem damaligen warmen Wetter mit häufigen Nachtgewittern die Vedretta della Mare, vom Palon della Mare, 3705 m, — Mt. Cevedale, 3774 m, kommend, zu Tal. Schon aus dem Gletschertor (Taf. 69, Abb. 1) quollen die Wassermassen tosend hervor und stürzten dann in rasendem Lauf (Taf. 69, Abb. 2) als junger Nocefluß donnernd ins Val di Venezia. Bis zum P. 1980 hinab suchte ich den Bach vergeblich nach Tieren ab. Der wohl ungewöhnlich hohe Wasserstand machte einen Fund von vornherein unwahrscheinlich, da man auch mit dem Eispickel aus tieferem Wasser nur Steine fischen konnte, die bei gewöhnlichem Hochstand gar nicht überschwemmt werden. Ich möchte aber meinen, daß sich damals in diesem brodelnden Hegenkessel auch in der Bachmitte nicht einmal die Gletscherzudmüde zu halten vermochte. Sehr schön zeigte sich der Einfluß der Sinkstoffführung auf die Zusammensetzung der Tierwelt in den wesentlich kleineren Nebenbächen des Noce am Nordrand der gewaltigen Seitenmoräne der Vedretta della Mare. Bei P. 2502 vereinigen sich zwei Bächlein; das eine führt in raschem Lauf von der nordöstlichen Junge der Vedretta della Mare schlammigtrübes Wasser (18 Uhr 4,8°) herab, das zweite bringt von der südseitig eisfreien Färtelehscharte, 3032 m, kristallklares Wasser (10,0°). In ersterem konnte ich keinerlei Lebewesen fessstellen, wohl vor allem deshalb, da es in diesen endlosen Schutthalden zu oft seinen Lauf wechselt. Im klaren Bächlein dagegen wimmelte es von Riebelmüdenlarven und -puppen (wahrscheinlich *Simulium hirtipes*); zwei Arten von Zudmüden (*Diamesa* sp. und *Brachydiamesa* sp.) zeigten sich, sowie in untergetauchten Moosrasen andere Larven von Zweiflüglern (*Orphnephila testacea* L.) und der Alpenplattwürm. Aus der Vereinigung geht ein mitteltrüber Gletscherbach hervor, der in großer Menge die Gletscherzudmüde, Röherschliegenlarven (eine Pimnophilide) und Uferfliegen (*Dictyogenus fontium*) aufweist. Zuwachs erhält der Bach durch eine größere Anzahl moosbewachsener Sickerquellen, deren Wasser wohl zum größten Teil von dem auf der riesigen Moräne fließenden Bach (Tafel 70, Abb. 4) stammt, der selbst, sicher in folge außerordentlicher Mengen an Sinkstoffen, unbelebt war. Die Quellen dagegen (4,0°) mit ihrem vollkommen geklärten Wasser, sind dicht besetzt mit Alpenplattwürmern, mit Larven der Alpenuferfliege (*Leuctra alpina*), von Zudmüden (*Diamesa* sp.) und Riebelmüden (wahrscheinlich *Simulium hirtipes*), von Schnepfensfliegen (*Atherix* sp.), sowie im Moose lebenden Borstenwürmern. Da die Quellen sehr zahlreich aus der Moräne austreten und auch der Färtelebach reines Wasser bringt, so ist die Erübung nicht so stark, daß nicht auch der Alpenplattwürm, wenn auch in etwas geringerer Anzahl, in ihm leben könnte. Nach meiner Erfahrung kann das Vorkommen des Wurmes geradezu als Anzeiger dafür betrachtet werden, daß in dem betreffenden Gletscherbach ein gewisses Mittelmaß der Erübung nicht überschritten wird.

Im Abfluß der sonst unbedeutenden Vedretta di Vallonia (vom Mt. Biaz, 3644 m, ostwärts absteigend) fand ich das erste und einzige Mal Larven und Puppen einer Lidmüde (*Liponeura cinerascens* Br., Fig. 10) in einem Gletscherbach. Die Genannte ist zwar eine kälteliebende, alpine Art, die aber bisher ausschließlich aus klarem Wasser und tieferen Lagen bekannt war. Mit etwas über 2300 m ist dies auch der höchste bisher bekannte Fundort für Lidmüden überhaupt, die, so kälteliebend die alpinen Arten sind, merkwürdigerweise doch nie weit über die Waldgrenze emporsteigen.

Am Fornogletscher, einem der größten der Ostalpen, stieß ich auf etwas andere Verhältnisse, als gewohnt. Es ist dies der einzige mir bekannte Gletscher, an dem sich auch Larven der Eintagsfliegen (*Ecdyurus* sp.) sehr nahe bis an das Gletschertor heranwagen. Zwar sind auch hier die Steine am Ausfluß selbst und noch unter dem

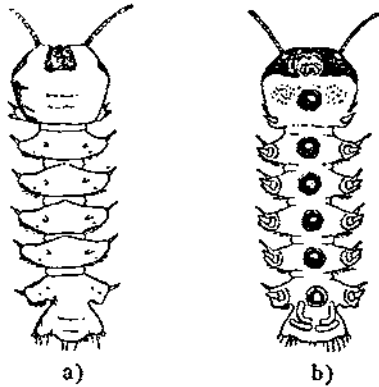


Fig. 10. Larve einer Lidmücke  
(*Liponeura* sp.) a) Rücken-, b) Bauchansicht  
Natürl. Größe ungef. 8 mm. Bez. J. Kästreiber

Eis, soweit man hier vorstoßen kann, ausschließlich von der Gletscherzudmücke besiedelt, doch schon ungefähr 100 m unterhalb des Lozes zeigten sich, wenn auch nicht häufig, die Eintagsfliegenlarven bis zur Stelle, wo der Bach beim „Ulbergo ghiacciaio del Forno“ in die enge Schlucht nach S. Catarina hinabstürzt. Die Ursache für diese Erscheinung liegt vielleicht in dem geringen Gefälle des Vorfeldes und in der nahen Einmündung des Frodosfobaches, der, selbst mit Eintagsfliegenlarven reich besetzt, aus dem Cedehtal ziemlich stark vermischtes Wasser bringt. Hier am Fornogletscher zeigte sich deutlich, daß die Gletscherzudmücke starke Strömung liebt; zwar ging dies schon aus ihrem Auftreten in den meist reichenden Gletscherbächen Nordtirols hervor, aber gerade das Vorhandensein der Vegenfliege „langsam fließend“ und „reichend“ im Fornobach, ließ klar erkennen, daß fast ausschließlich die Stellen stärkster Strömung als Wohnsitz ausgewählt wurden. Vielfach fanden sich hier die Larven auch an der Oberfläche der Steine festgeheftet, wo sie der Strömung (und dem Sonnenlicht) am stärksten ausgesetzt waren. Ruhige Buchten wurden jedenfalls sichtlich gemieden.

Noch deutlicher zeigte sich diese Strömungsliebe (Rheophilie) nördlich der Gletscherzunge des Fornogletschers, das Cedehtal aufwärts, am Gletschertor des Cedehtgletschers (ungefähr 2800 m). Hier bildete, wie oben erwähnt, der Bach am Stirnrand einen kleinen See (Tafel 71, Abb. 5), indem sich keinerlei Lebewesen nachweisen ließen. Mit Hilfe herbeigeschleppter Steine drang ich in das Gletschertor ein und stieß dort richtig, wie vermutet, in der unter dem Gletscher hervorquellenden Strömung, auf die Gletscherzudmücke; ebenso war der Bach vom Abfluß des Sees abwärts damit belebt.

Monte-Rosa-Gebiet. Mit anderen Arbeiten beschäftigt, untersuchte ich bei meinem zweimaligen Aufenthalt im Institut „Angelo Mosso“ auf Col d’Olen, 2900 m, nur den Abfluß des von der Vincent Pyramide, 4215 m, absteigenden Jndregletschers. Das Wasser schießt da am Stirnrand in etwa 3000 m Höhe ohne eigentliche Gletscherfortbildung in breiter Front aus dem Eis hervor (Taf. 71, Abb. 6), eilt in raschem Lauf ein kurzes Stück über glattgehobelten, mit Moränenblöcken übersäten Fels, und stürzt dann, mehrere Wasserfälle bildend, über eine Steilstufe hinab zur Alpe Jndren. Auch hier war, fast möchte ich schon sagen selbstverständlich, die Gletscherzudmücke die einzige Bewohnerin des Baches. Nicht nur unter den Steinen des Moränenschuttes saßen die Tiere in Mengen, sondern auch auf den wasserüberschossenen glatten Felsen waren sie, meist in der Richtung der Strömung längsgestellt und dem Sonnenlicht ausgesetzt, festgeheftet. Soweit es ohne Gefahr möglich war, konnte ich die Tiere auch noch im Sturzbad des Steilhanges feststellen. Am Fuß der Felswand stürzen die Wasser-



Abb. 5. Abfluß des Cedeşgletschers

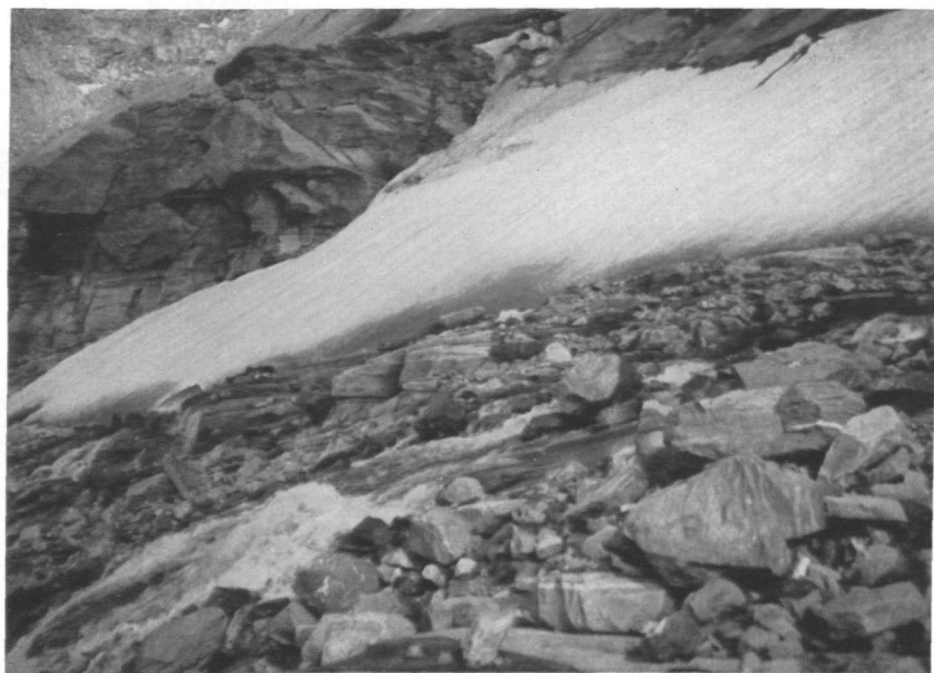


Abb. 6. Abfluß des Jndrengletschers

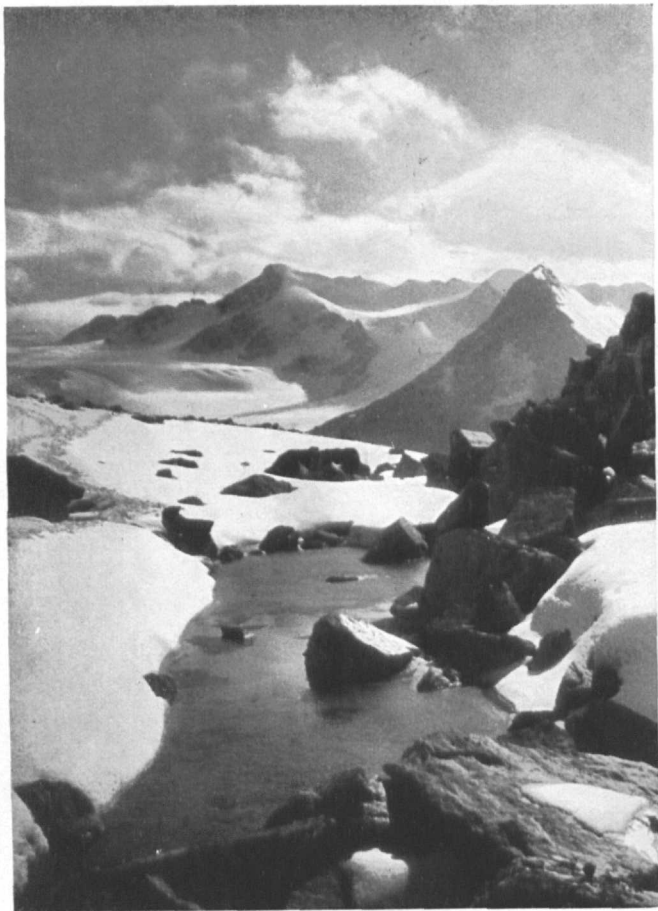


Abb. 7. Gletschersee auf dem Mittelbergferner



Abb. 8. Gletschersee westlich Fundusfeiler



massen vorerst auf einen mächtigen Schuttkegel, dessen Material sich allzusehr in Bewegung befindet, um Tieren einen geeigneten Lebensraum zu bieten. Dann fließt der Bach, in zahlreiche, sich immer wieder verbindende und wieder trennende Einzelbächlein aufgelöst, über eine kleine Hochfläche. Vorherrschend ist hier wieder die Larve einer *Sudmücke* (*Diamesa* sp.), während eine andere Art (*Heptagyia cinctipes* Schw.) bei der Eiablage beobachtet werden konnte. Dazu gesellen sich Larven einer *Eintagsfliege* (*Rhitrogena hybrida*), weiter abwärts Larven von *Röcherfliegen* (*Drusus trifidus*, *Metanoea flavipennis* Pict. und einer Limnophilide) und einer *Uferfliege* (*Dictyogenus fontium*), ferner der Alpenplattwurm; letzterer wieder als Beweis nicht allzustarker Verschlammung, was die zweijährige Beobachtung auch bestätigte.

**Abflüsse von Firnfeldern.** In Abflüssen von kleineren Schneefeldern, die schon im Frühsommer verschwinden, und von solchen Firnfeldern, bei denen mit Eintritt kälterer Witterung der Abfluß versiegt, konnte ich niemals ein Tierleben feststellen. Wo aber, wie bei größeren Firnflächen, ein den Sommer über dauernder Abfluß durch das große Wasserspeichervermögen des Schnees, wohl auch durch die Erdwärme und Quellen gewährleistet ist, dort kann man auch auf das Vorhandensein von Tieren rechnen. Die Lebensbedingungen sind ja in einem solchen Gewässer doch günstiger als im Gletscherbach, da vor allem die starke Schlamm- und Geröllführung fehlt; das Wasser ist hier für gewöhnlich ganz klar.

Wieder ist es die *Gletscherzudmücke*, die wir im Abfluß der Firnfelder so weit bachabwärts vorfinden, als er nicht zu stark erwärmt ist. So erbeutete ich dieses Tier in einem Bächlein eines Firnfeldes, das südlich des Lehnerjoches vom Grieskogel, 3030 m, zur Scharte gegen den Fundusfeiler herabzieht (Seigentamm zwischen Oh- und Pitztal). Die Fundstelle, von der die ersten Larven, Puppen und geflügelten Tiere für die Beschreibung der *Brachydiamesa steinböcki* (Goethgebuer 1933) stammen, liegt etwas über 2900 m hoch. Auch hier reichten die Tiere unter das Schneefeld hinein, wie auch ein Teil des Bächleins selbst, in dem sie recht zahlreich lebten, von einer Eisschicht bedeckt war, die sich in der Nacht zuvor gebildet hatte (16. 9. 1932). Da das Wasser nach kurzem Lauf über Felswände in die Schlucht zwischen Grieskogel und Fundusfeiler gegen die Frischmannhütte herabstürzt und in Schutt verschwindet, läßt sich in diesem Fall über die Besiedlung des weiteren Verlaufes solcher Gewässer nichts aussagen. Mit mehr Glück gelang mir dies im Kreuzspitzkamm. Hier ließ sich ein Wasserlauf klar verfolgen, der einem südseitig gelegenen Firnfeld zwischen Kreuzspitze, 3457 m, und dem Kreuzkogel, 3341 m, entsprang. Der Abfluß war wieder mit der *Gletscherzudmücke* besetzt, der sich aber schon ungefähr 100 m unterhalb eine *Kriebelmücke* (wahrsch. *Simulium hirtipes*) beigefellte; weitere 100 m abwärts verschwand dann die *Sudmücke*, wohl nur deshalb, weil das Wasser in dünner Lage die Felswände überrieselte und daher starker Erwärmung ausgesetzt war. Der *Kriebelmücke* dagegen schien dieser Lebensraum, der noch tiefer in versumpftes Gelände übergang, sehr zu behagen, da große Mengen davon zu sehen waren. Bei etwas über 2900 m trat das Gewässer westlich der verfallenen Brizzihütte in einen See ein, der reichlich *Röcherfliegenlarven*, aber keine *Kriebelmücken* mehr enthielt, die Fließwassertiere sind. Der Ausfluß des Sees, vermehrt um kleinere Quellzuflüsse, eilt alsbald die steilen Hänge zur Sammoarhütte hinab und ergießt sich in den früher schon besprochenen Gletscherbach des Niederjochferners. Die ganze Strecke von 2900 m bis 2500 m ist mit dem *Alpenplattwurm*, Larven von *Eintagsfliegen* (*Rhitrogena* sp.) und *Röcherfliegen* (*Drusus* sp.) besiedelt.

Seen auf dem Eise oder in dauernder und unmittelbarer Berührung mit dem Eis oder Firn. Je nach der Größe des Bedens, seiner mehr oder weniger ausgedehnten Berührung mit Schnee oder Eis, seiner Lage zur Sonne usw.

werden sich in dieser Gruppe Seen vollkommen ohne Lebewesen bis zu solchen mit großer Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit seiner Bewohner vorfinden. Letzteres ist z. B. bei größeren Seen der Fall, in die dauernd ein größeres Firnfeld oder ein Lawinengang reicht, die aber sonst von grünen Matten umgeben sind. Diese Art von Hochgebirgsseen<sup>1)</sup> soll hier gänzlich außer acht gelassen bleiben und nur jene noch in den Kreis unserer Betrachtungen gezogen werden, die außergewöhnliche Verhältnisse aufweisen. Da sind vor allem jene kleine Seen zu nennen, die sich mitunter auf Gletschern bilden. In einem solchen Eissee auf dem Mittelbergferner (Taf. 72, Abb. 7) in den Ötztaler Alpen hatte sich eine *Sudmüde* (*Syndiamesa branickii* Now.) eingenistet, die ich auch von einem See am Stirrand des Ruchelsochferners im Ferwall und in dem von einem Schneefeld gespeisten Lago di Legno, 2900 m, im Monte-Rosa-Gebiet kenne. Es scheinen nur stehende oder doch nur schwach fließende Gewässer zu sein, die sich dieses Tier für seine Entwicklung erwählt. Auf der Oberfläche des kleinen Eissees trieb sich der Gletscherfloß in beträchtlicher Zahl umher. In den sogenannten „Eisümpfen“ („Im Sumpf“ am Gepatschferner u. a.), einem breiigen Gemisch von Wasser und Eis bzw. Schnee, konnte ich keine anderen Lebewesen als gelegentlich den Gletscherfloß auf der Oberfläche feststellen, wiewohl es nicht ausgeschlossen ist, daß sich auch hier die obengenannte *Sudmüde*, *Bärtierchen* (*Macrobotus*) und *Rädertierchen* (z. B. *Philodina roseola*) einstellen. Leblos fand ich auch den in den „Mitteilungen des D. u. Ö. Alpenvereins“ (Nr. 4, 1934) erwähnten Eissee an der Zunge des Marzellferners, der sich durch den Rützug des Schalfferners seit dem Jahre 1924 gebildet hatte. Die kurze Lebensdauer des Sees — er war nach der Mitteilung des zuständigen Gletschervermessers Regierungsrat Dr. von Erbil 1933 schon wieder verschwunden — und vor allem die außerordentliche Schlammführung, machten hier ein Leben wohl unmöglich. Ein anderer ähnlicher See dagegen verhielt sich nicht so lebensfeindlich, jener nämlich, der vom Eis eines kleinen Gletschers umschlossen wird, der von den Nordwesthängen des Fundusfeiler zu Tal steigt (Taf. 72, Abb. 8). Eisschollen, von kleinen Ralungen stammend, trieben umher, zudem waren am Untersuchungstag (15. 9. 1932) zwei Drittel der Oberfläche zugefroren; an den offenen Stellen betrug die Temperatur 0,5°. Auf dem Wasser konnte man zahlreiche Gletscherflöße beobachten, während der Wind an einer leider nicht erreichbaren Stelle Puppenhäute von *Sudmüden* zusammengetrieben hatte. Nach den bisherigen Erfahrungen handelte es sich wahrscheinlich um *Syndiamesa branickii*.

Die Tierwelt eines dauernd von Firn umschlossenen Sees hat Kreis (1920) im Zuge seiner Untersuchungen im Fliela-Scalettagebirge (Silvrettagruppe) beschrieben. „Inmitten des Jöfirns, umrahmt von ewigen Schneemassen, liegt der See während des ganzen Jahres sozusagen geschlossen. Raam daß im günstigsten Sommer ein Teil seiner Ufer vom Eise befreit wird. Das Becken hier oben bleibt vollkommen für sich isoliert. Die Zufuhr an Nahrung ist auf ein geringstes Minimum reduziert. Eine Einfuhr von Tieren wird durch die Schneemassen und den fast ununterbrochenen Eisverschluß verunmöglicht.“ „Daß die Temperaturen sich nur um 1,5° bewegen, ist ja ohne weiteres verständlich. Im Sommer 1918 ist der ganze See vollkommen geschlossen gewesen.“ Trotzdem gelang es ihm, vier Tierarten sicherzustellen: ein zu den beschalteten Wechseltieren gehöriges Artierchen (*Diiffugia globulosa* Duj.), zwei Fadenwürmer (*Dorylaimus obtusicaudatus* Bast. und *D. carteri* Bast.), sowie ein *Bärtierchen* (*Macrobotus echinogenitus* Richt.). Aber gerade aus den Untersuchungen Kreis' geht klar hervor, daß schon eine uns ganz geringfügig erscheinende Verbesserung der Lebensbedingungen eine reiche Entfaltung des Lebens ermöglicht. In anderen,

<sup>1)</sup> Wer sich über ihre Tierwelt unterrichten will, schlage Pesta (1927) „Der Hochgebirgssee“ nach.

auch noch dauernd mit Firn in Berührung stehenden Jörisseen sind noch viel mehr Tiergruppen in 48 Arten vertreten, darunter neben verschiedenen Würmern, kleine Krebschen, Milben und Insektenlarven.

Rückschauend erfüllt es uns mit Staunen, wie Allmutter Natur den kleinsten ihrer Lebewesen Kräfte verleiht, die es ihnen nicht nur ermöglichen, widrigen Naturgewalten zu trotzen, sondern sie darüber hinaus auch noch befähigen, in zähem, opferreichem Kampf selbst die unwirtlichsten Stätten schrittweise als Lebensraum zu erkämpfen.

### Schriftennachweis

- Heß, H., 1904. Die Gletscher. Vieweg u. S., Braunschweig.  
 Kreis, H. A., 1920. Die Jörisseen und ihre postglaziale Besiedlungsgegeschichte. Archiv f. Hydrob.,  
 Richters, F. u. Th. Krumbach, 1926/27. Eardigrada. Handb. d. Zool. 3. B. de Gruyter,  
 Berlin.  
 Schroeter, C., 1926. Das Pflanzenleben der Alpen. U. Raustein, Zürich.  
 Steinböck, O., 1932. Die Tierwelt des Ewigschneegebietes. Zeitschr. d. D. u. O. A.-W., Bd. 62.  
 Umer, G., 1928. Unsere Wasserinsekten. Quelle & Meyer, Leipzig.

Schriften, in denen Gletscherbachbewohner angeführt werden:

- Hubault, E., 1927. Contributions a l'étude des Invertébrés torrenticoles. Bull. biol. de France et de Belgique. Suppl. 9.  
 Hubault beschreibt in dieser umfangreichen Abhandlung eine Zudmüdenlarve aus einem Gletscherbach (und zwar vom Gletschertor!) der Tarenteser Alpen, die er *Phenocladius alpinus* nennt. Es stellte sich aber später, nach noch unveröffentlichten Untersuchungen Thienemanns), heraus, daß dieses Tier nichts anderes als die Larve der Gletscherzudmüde *Brachydiamesa steinböcki* ist, womit neuerdings und von anderer Seite die ausgesprochene Vorliebe dieses Tieres für unmittelbare Gletschertornnähe bestätigt wird.  
 Steinmann, P., 1907. Die Tierwelt der Gebirgsbäche. Ann. de biol. lac. Bd. 2.  
 „Der Gletscherbach mit seinen extremen Bedingungen ist für Tier und Pflanzen fast unbewohnbar. Es ist mir nicht ein einziges Tier vor Augen gekommen, von dem ich annehmen konnte, daß es seinen Wohnsitz dauernd im Gletscherbach aufgeschlagen habe. Für Planarien ist der sandige Untergrund nicht günstig. Die wenigen *Simulium*-Larven, die ich hier und da sammeln konnte, stammen wohl aus den kleinen Rinnsalen, die seitlich in den unteren Bach münden. In solchen Gewässern waren die Larven oft in Unmassen anzutreffen (S. 34).“  
 Schoffe, Fr., 1900. Die Tierwelt der Hochgebirgsseen. Neue Schweiz. Denkschrift., 37.  
 Im Abschnitt „Der Hochgebirgsbach“ werden mehrfach die Gletscherbäche des Raunfer-, Piz- und Ostales genannt. Ganz augenscheinlich handelt es sich dabei vorwiegend um den Unterlauf dieser Gletscherbäche, der von mir hier nicht berücksichtigt wurde. Als Höchstgrenze wird 2200 m angegeben. Milben, Ufer-, Eintags- und Rocherfliegerlarven, sowie Zudmüdenlarven werden als Bachbewohner aufgezählt.





# Die Alpenvereinsbücherei in München

## Sinn und Wesen, Aufgaben und Ziele

Von Dr. Hermann Bühler, München

Un dieser Stelle ist bereits zweimal der Alpenvereinsbücherei gedacht worden. In seinen Berichten, die mehr beschreibender Natur gewesen sind, sollen heute einmal grundsätzliche, systematische Betrachtungen und Erwägungen gegenübergestellt werden. Vielleicht wäre es wünschenswert, wenn dies aus Mitgliederkreisen heraus zu befruchtenden Anregungen führen würde, die gegebenenfalls in unseren „Mitteilungen“ sich fortsetzen könnten.

Als unsere Alpenvereinsbücherei am 1. Oktober 1902 unter dem Namen „Zentralbibliothek“ eröffnet wurde, geschah das zunächst ohne Sehung und Abgrenzung eines bestimmten Aufgabekreises. Dieser Mangel wurde erst durch einen H.-V.-Beschluss des Jahres 1905 beseitigt, der ihr eine „Bücherei- und Benützungordnung“ bescherte, sowie dem jeweiligen Büchereileiter eine Weisung für die Führung seiner Geschäfte an die Hand gab. Diese „Satzungen“ wurden im Jahre 1929, ebenfalls durch H.-V.-Beschluss, welcher der inzwischen eingetretenen Entwicklung des alpinen Gedankens in die Weite Rechnung trug, sinngemäß ergänzt und erweitert. Der Punkt 4 dieser Büchereiordnung enthält eine so klare und deutliche Formung des Aufgabekreises unserer Bücherei, daß es am einfachsten ist, ihn hier im Wortlaut zu bringen:

„Die Alpenvereinsbücherei ist eine alpine Fachbibliothek, in erster Linie bestimmt zur Sammlung der turistischen Literatur, welche alles umfaßt, was für den Bergsteiger behufs verständnisvoller Bereisung der Alpen und auch anderer Hochgebirge von praktischem Wert und Nutzen ist. Im besonderen gelten folgende Grundsätze:

- a) die turistische Literatur über die Alpen ist tunlichst vollständig — auch hinsichtlich der älteren Schriften — zu sammeln; ebenso auch die gesamte, auf den D. u. S. A. - V. bezügliche Literatur;
- b) von der turistischen Literatur über andere Hochgebirge sind alle neueren Schriften anzuschaffen;
- c) die Literatur über Gletscherforschung in den Alpen ist tunlichst vollständig zu sammeln;
- d) von der nichtturistischen Literatur, soweit sie Erscheinungen der Natur und des Lebens in den Alpen und anderen Hochgebirgen behandelt, sind die neuesten Hauptwerke anzuschaffen, welche in allgemeinverständlicher Darstellung die Ergebnisse der Forschung zusammenfassen; ferner auch mehr spezielle Werke, welche ganz besondere Eigentümlichkeiten der Alpen und anderer Hochgebirge behandeln;
- e) schöne Literatur, Erzählungen und Dichtungen, die in ausgesprochener Weise das Hochgebirge zum Gegenstand haben, sind wenigstens in ihren hauptsächlichsten Erscheinungen — mit besonderer Berücksichtigung der deutschsprachlichen Original- und Übersetzungsliteratur — für die Bücherei anzuschaffen.“

In der konsequenten Durchführung dieser Grundsätze ist die Alpenvereinsbücherei in ihrem nunmehr 32jährigen Bestehen zu einem einzigartigen S a m m e l b e d e n des gesamten alpinen Weltchrifttums, einschließlich der Grenzgebiete desselben geworden. Während die Büchereien aller bedeutenden europäischen alpinen Vereinigungen in den allergünstigsten Fällen mit ihren Bücherbeständen die 20 000 knapp erreichen, steht der Alpenverein mit seinen nahezu 52 000 Bänden auf einsamer und überragender Höhe in der ganzen alpinen Welt. Die zahlenmäßige Entwicklung etwa der letzten zehn Jahre möge beifolgende Tabelle veranschaulichen:



Jahre	Bücherzahl	Handbibl.	Karten	Panor.	Bilder	Handschr.
1925	41000	1953	4400	1050	15000	4010
1926	41127	2000	4570	1069	15000	4020
1927	43310	2000	4656	1073	15000	4030
1928	44712	2000	5123	1083	15000	4040
1929	45700	2000	5250	1090	15000	4050
1930	47300	2000	5500	1100	15000	4070
1931	48850	2000	5600	1100	15000	4075
1932	50044	2000	5650	1150	15000	4100
1933	51412	2000	6000	1160	15000	4125

Wie sehr die alpine und wissenschaftliche Welt an unserer Bücherei Anteil nimmt, ist aus den regen Tauschbeziehungen ersichtlich, die unser Institut in der Westentriederstraße unterhält: Es liefern derzeit 91 Vereine und Gesellschaften, davon 49 turistische und 42 wissenschaftliche, ihre Veröffentlichungen im Austausch gegen die „Zeitschrift“ und die „Mitteilungen“. Von den insgesamt 223 Zeitschriften, welche die Bücherei gegenwärtig aufzuweisen hat, sind 136 alpin-turistischer und 87 wissenschaftlicher Natur. Nach Ländern verteilen sie sich, wie folgt:

Amerika .....	6	Italien .....	12
Belgien .....	2	Japan .....	3
Deutschland u.		Karpathenländer	10
Österreich .....	129	Neuseeland .....	3
Finnland .....	2	Rußland .....	2
Frankreich .....	9	Schweden .....	4
Großbritannien .	9	Schweiz .....	16
Holland .....	3	Spanien .....	9
Indien .....	2	Tschechoslowakei	2

Da die außereuropäischen Hochgebirge immer mehr an Bedeutung gewinnen, gehört ein weiterer systematischer Ausbau speziell des Tauschverkehrs mit den überseeischen alpinen Vereinen, soweit sie wertvolle Veröffentlichungen aufzuweisen haben, zu den vornehmsten Zukunftsaufgaben der Bücherei. Die bibliographischen Arbeiten der letzten Jahre haben gerade hierüber eine noch viel größere Klarheit im einzelnen herbeigeführt, als das vorher möglich war.

Würde allein schon die Büchermenge hinreichen, die Alpenvereinsbücherei zu der alpinen Spezialbibliothek schlechthin zu machen, so kann sie diesen Ehrentitel erst recht für sich in Anspruch nehmen, wenn man sie einmal unter dem Gesichtspunkt ihrer Anschaffungen und ihres Bestandsaufbaues etwas näher unter die Lupe nimmt.

Wenn man auf Grund der bereits erschienenen „Alpinen Bibliographien“ 1931 und 1932 das bergsteigerische Weltchrifttum einschließlich Karten 1931 mit rund 2200 Nummern und 1932 mit 3200 Nummern veranschlagt, so kann die Bücherei es sich zugute halten, davon jeweils etwa 85 bzw. 70 Prozent erworben zu haben. Die Erwerbung geschieht durch Kauf, Tausch und Geschenk. Der Prozentanteil an diesen drei Vermehrungsarten verteilt sich, auf ein Jahrzehnt hin gesehen, wie folgt:

	Gesamterwerbung	Bücher	Karten
Kauf	44,70%	33,96%	78,80%
Tausch	9,60%	12,44%	0,40%
Geschenk	45,70%	53,60%	20,80%

Zieht man die Gesamtbestände der Alpenvereinsbücherei ihrer Art nach in einzelne große Schrifttumsgruppen zusammen, so entfielen an Anschaffungen im letzten Jahrzehnt auf die einzelnen Gruppen folgende Prozentanteile:

Turistik .....	22,63%	Schöne Literatur .	4,27%	Zeitschriften .....	21,71%
Alpinismus, Wintersport	5,99%	Reiseberichte.....	3,36%	Archivalien .....	6,59%
Wissenschaft .....	15,27%	Kriegsliteratur ..	2,18%	Karten .....	24,00%

Die hier aufgezeigte Verteilung der Anschaffungen auf die einzelnen Literaturgruppen dürfte auch eine ziemlich genaue Vorstellung über den Gesamtaufbau der Bibliothek überhaupt vermitteln.

Von den Kartenbeständen ist zu sagen, daß sie aus geldlichen Gründen nicht von Anfang an in der gleichen Weise wie die Bücher gepflegt werden konnten. Aber gerade das letzte Jahrzehnt hat auch auf diesem Gebiet alle Veräumnis fast restlos ausgetilgt. Obwohl in der Büchereiordnung keine näheren Bestimmungen über die Karten zu finden sind, hat man einfach in sinngemäßer Anlehnung an das über die Bücher Gesagte sich auch hier bemüht, vor allem für die Ostalpen tunlichste Vollständigkeit zu erreichen. Die Westalpen wurden dabei nach Möglichkeit mitberücksichtigt. Dem durch die Winterturistik mächtig emporgeblühten Zweig der Skikarten und sonstigen Ski-Literatur wurde weit über das hinaus, was durch die Einverleibung der kleinen Bibliothek des Deutschen Schiverbandes eingeleitet worden war, durch entsprechende Anschaffungen Rechnung getragen. Aber die ziffermäßige Gestaltung der Kartenanschaffungen im allgemeinen sei auf die Tabellen 1, 3 und 4 verwiesen. Nach Gebieten gestaltet sich die Anschaffung wie folgt:

Ostalpen	Westalpen	Sonstige Hochgebirge
69,3%	13,6%	17,1%

Damit haben wir im wesentlichen ebenfalls eine Vorstellung über den Aufbau der gesamten Kartenbestände unserer Bücherei.

Von den Bildern gilt, daß sie nur nach Maßgabe noch übrig bleibender Mittel zu pflegen sind. Das hier bereits vorhandene wurde in den letzten Jahren einer kritischen Sichtung und Ordnung unterzogen. Besonders erhaltenswert sind davon vor allem die vielen wertvollen und zum Teil erlesen schönen Stiche, Lithographien und sonstigen älteren Wiedergaben ost- und westalpiner Landschaften, die in ihrer Geschlossenheit einen einzigartigen Beitrag zur Geschichte alpiner Landschaftsdarstellungen überhaupt bilden.

Da die Allgemeinheit heute viel mehr um den Wert dieser Dinge weiß als noch vor 20 und mehr Jahren und dieses Wissen sich in entsprechenden Antiquariatspreisen ausdrückt, ist diese Sammlung des Alpenvereins bei den gegenwärtigen Etablierungsverhältnissen wohl als eine vorläufig abgeschlossene zu betrachten.

Ähnliches ist von der alpinen Handschriftensammlung der Bücherei zu sagen. Auch ihr kann nur Pflege und Erweiterung im Rahmen restlicher Mittel zuteil werden, doch muß ihr den Bildern gegenüber unbedingt eine Vorzugsbehandlung eingeräumt werden. Das ist ohne weiteres aus ihrem Aufgabenkreis ersichtlich, über den der Punkt 5 der Büchereiordnung von 1929 folgendes bestimmt:

„Der Bücherei ist auch die alpine Handschriftensammlung und das Archiv des D. u. O. A. - V. angegliedert.

- a) Die alpine Handschriftensammlung umfaßt handschriftliche Aufzeichnungen von Bergsteigern und Alpenforschern, Tagebücher, Briefe, Berichte über ihre alpine Tätigkeit, ferner Gipfelbücher und Bergfahrtenbücher, sowie turistische und alpin-wissenschaftliche Abhandlungen, die aus irgendeinem Grunde nicht gedruckt wurden und wegen ihres Inhaltes der Überlieferung auf die Nachwelt wert sind.“

In Würdigung der oft vereinsgeschichtlichen Unerfahrenheit und Einmaligkeit dieser Dinge wurden bis in die unmittelbare Gegenwart hinein Anschaffungen in bescheidenem Umfang vorgenommen, und zwar meist mit Hilfe des „Vereins der Freunde der Alpenvereinsbücherei“, von dem noch in anderem Zusammenhang ausführlicher die Rede sein wird. Auch die Sammlung von Gipfel- und Hüttenbüchern wurde mit Unterstützung unserer langjährigen getreuen Sachwalter aus den verschiedensten Sektionen, denen hier für ihre Mühe öffentlich gedankt werden soll, eifrigst fortgesetzt und um wertvolle Stücke vermehrt.

In Verbindung mit dieser Handschriftensammlung ist das Archiv des D. u. S. A.-B. untergebracht. Hier werden alle vereinsgeschichtlich bedeutenden Schriftstücke, die aus der Registratur der Hauptauskunftskanzlei ausgelöst wurden, zur Verwahrung untergebracht. In erheblichem Umfang ist dies im Herbst des Jahres 1933 unter Erstellung eines entsprechenden Verzeichnisses geschehen. Außerdem spricht die Büchereiordnung von 1905 (Weisung für den Büchereileiter Punkt 4—5 d) noch von der Anlage eines Zeitungsausschnittarchivs. Die Führung desselben soll „nach Maßgabe der verfügbaren Zeit“ erfolgen. Zu sammeln sind nach dieser Weisung: Berichte über Sektionsangelegenheiten, über Unfälle, ferner alles was sich auf den Gesamtverein und auf turistische Fragen bezieht, außerdem größere Aufsätze und Schilderungen. Demzufolge wurde schon all die Jahre hindurch fleißig gesammelt. Die allgemeine Ordnung und Sichtung nach einem bestimmten System ist für die letzten Jahre, sowie für das laufende auch bereits in Angriff genommen worden.

Damit komme ich zu folgendem abschließenden Ergebnis des ersten Abschnittes meiner Betrachtungen: Die Alpenvereinsbücherei kann sowohl nach Zahl und Umfang, wie auch nach der Pflege und dem Aufbau ihrer Buch-, Karten- und sonstigen Bestände die alpine Weltbücherei genannt werden. Sie ist aber darüber hinaus durch ihren überaus reichen Bestand an Schrifttum aus der Anfangs- und Frühzeit des Alpinismus, sowie durch den kündenlosen Besitz fast aller alpinen Zeitschriften von Anfang an zu jener Stätte in der Welt geworden, an der die Entwicklungsgeschichte des Alpinismus wohl am besten studiert werden kann. Daß hierfür die Bücherei des S. A.-C. besonders durch die Coolidge-Stiftung und die des Alpine Club durch wertvolle Himalaja-Archivalien mit in Betracht kommen, vermag an dieser für uns erfreulichen Tatsache des Vorranges der Alpenvereinsbücherei nichts Wesentliches zu ändern.

Der Sinn einer Bücherei erschöpft sich aber nicht damit, daß sie gleichsam nur Schrifttumsbehälter ist, und so ergibt sich naturgemäß als zweite wesentliche Aufgabe der Alpenvereinsbücherei, Vermittlerin alpinen Schrifttums zu sein.

Die heute noch gültige Benützungordnung von 1905 beschränkt in ihrem § 1 die Benützung der Alpenvereinsbücherei nur auf die Mitglieder des D. u. S. A.-B., für die sie auch kostenlos ist. Da nun die Mitgliedschaft beim Alpenverein an keinen Stand und an keine bestimmte Volksschicht gebunden ist und war, so wird man wohl die Frage der Ausleihe „an wen“ am besten damit beantworten können, daß man sagt: „Zu uns kommen Bergsteiger, Wanderer, Schiläufer, Wissenschaftler, Heimatfreunde und alle diejenigen, die aus irgendeinem Grund zur Lösung einer Spezialaufgabe unserer Bücherei bedürfen.“ Diese Tatsache des beträchtlich über die reinen Mitglieder hinaus erweiterten Interessentenkreises, sowie ein feines Gefühl für die Werbekraft gerade dieser Einrichtung, mochte den Alpenverein veranlaßt haben, den § 1 durch einen entsprechenden Zusatz dahingehend zu erweitern, daß auch Nichtmitglieder die Schätze der Alpenvereinsbücherei zur Benützung an Ort und Stelle zugänglich sein sollen.

Nächst der Zusammensetzung der Leserschaft ist wohl am meisten die Zahl der Leser

und in engster Verbindung damit die der Entleihungen am wissenswertesten. Wie die nachfolgende Tabelle zeigt, darf die Entwicklung hier eine erfreuliche genannt werden, wiewohl die ungelöste österreiche Frage auch hier von 1933 an sich langsam auszuwirken beginnt.

Jahre	Öffnungs- tage	Entleherzahl			Bändezahl		
		gesamte	hiesige	ausw.	gesamte	hiesige	ausw.
1926	147	3577	2967	610	5056	4290	766
1927	150	3520	2929	591	4783	3738	1045
1928	147	3418	2787	631	4496	3510	986
1929	151	3569	2898	671	5152	3674	1478
1930	146	3545	2969	576	4852	3777	1075
1931	151	3770	3206	564	5257	4047	1210
1932	149	4616	3883	731	6689	5337	1352
1933	148	4427	3806	621	6304	5206	1098

Eine weitere Kernfrage jeder Ausleihe ist die nach dem Lesestoff, der von einer gegebenen Leserschaft immer wieder verlangt wird. Darauf geben nachfolgende Zusammenstellungen aus dem laufenden Jahr 1934 eine einigermaßen befriedigende Antwort.

Gruppe	Entleihungen
1 = Juristik, Alpinismus, Wintersport .....	26,23%
2 = Wissenschaft, Volkskunde .....	8,33%
3 = Schöne Literatur .....	32,87%
4 = Reisebeschreibungen .....	17,52%
5 = Kriegsliteratur (Gebirgskrieg) .....	2,60%
6 = Zeitschriften .....	8,39%
7 = Karten und Führer .....	4,06%

Gruppe:	1	2	3	4	5	6	7
Entleihungen { hiesige:	61,93%	69,56%	93,85%	75,96%	73,33%	62,00%	97,22%
{ ausw.:	38,07%	30,44%	6,15%	24,04%	26,67%	38,00%	2,78%

Mit der Ausleihe und den Benutzern aufs allerengste verknüpft ist die Frage nach den Hilfsmitteln, deren sich der Benutzer bedienen kann, um an die Bestände zu gelangen. Für die Mehrzahl der Leser ist der Weg der mündlichen oder schriftlichen Beratung stets der beste und klarste. Außerdem stehen den Entleihern unser großes Bücherverzeichnis, das Dr. Dreier noch 1927 herausgegeben hat, sowie ein Karten- und Rundsichtenverzeichnis, zusammengestellt vom selben Autor, zur Verfügung, beide die Ergebnisse emsigster Arbeit.

Dem Zweck erschöpfender bibliothekarischer Auskunft dienen natürlich auch unsere großen *Zetteltaloga*, die insgesamt über 200 000 Titel umfassen. Die Titel liegen hier teils alphabetisch nach Verfassern, teils systematisch nach Literaturgruppen und schließlich alphabetisch nach sachlichen Schlagworten, die aus dem Titel oder auch aus dem Inhalt der einzelnen Bücher heraus sich ergeben. Für die Karten, Bilder und Rundsichten sind ebenfalls eigene umfassende Zetteltaloga vorhanden, die nach geographischen Gesichtspunkten bearbeitet wurden.

Eine weitere Unterstützung unseres Ausleiheverkehrs ist durch die regelmäßige Besprechung wichtiger Neuerscheinungen des alpinen Schrifttums in unseren „Mitteilungen“ gegeben. Die Alpenvereinsbücherei selber ist an diesen Besprechungen

zu etwa einem Viertel verantwortlich beteiligt. Auf ähnlicher Linie liegen die seit 1931 regelmäßig an derselben Stelle angekündigten wichtigsten Neuerscheinungen unserer Bücherei, die bei den Entleihern als Anleitung sich bereits eingebürgert haben und recht beliebt sind.

Damit komme ich zu einem weiteren wichtigen Aufgabenkreis der Alpenvereinsbücherei, nämlich dem, daß sie berufene Hüterin und Pflegerin alpin-bibliographischer Arbeiten sein muß. Daß sie es fast ausschließlich sein kann, ergibt sich aus ihrer einzigartigen Bedeutung als alpine Fachbibliothek ganz von selber.

All die zahlreichen Versuche früherer Zeiten, angefangen von A. Schaubach, J. Ball, P. Grohmann und Th. Trautwein, bis herauf zu den bibliographischen Aufzeichnungen im Alpine Journal unserer Tage, konnten nur Stückwerk bleiben. Erst im Verlauf einer stetigen und gleichmäßigen Entwicklung, wie sie ein ganzes Menschenalter hindurch unter der vorbildlichen Leitung Dr. A. Dreyers unserer Alpenvereinsbücherei beschrieben gewesen ist, durfte im Jahre 1931 der großangelegte Versuch einer Bibliographie des alpinen Weltchrifttums gewagt werden. Zunächst im „Bergsteiger“ fortsetzungsweise erscheinend, bekam sie alsbald in Form von Jahresbändchen selbständige Gestalt. Es besteht nach menschlichem Ermessen die begründete Hoffnung, diesen Versuch, von dem bis jetzt zwei gedruckte Jahresproben und eine bereits druckfertige dritte vorliegen, auch fernerhin mit Hilfe des H.-A. und unseres „Vereins der Freunde der Alpenvereinsbücherei“ durchzuführen. Welch eine gewaltige Entwicklung auf dem alpinen Büchermarkt vor sich gegangen ist, mag daraus ersehen werden, daß P. Grohmann die ostalpine Literatur für die Jahre 1860—64 noch mit insgesamt 374 Werken, 69 Karten und 6 Panoramen angibt, während demgegenüber die „Alpine Bibliographie 1932“ insgesamt 3150 Nummern aufweist.

Soweit diese bibliographischen Versuche ein gewisses alleiniges Berufensein der Alpenvereinsbücherei ableiten lassen, besteht auch die unbedingte Pflicht, derartige Arbeiten nach Möglichkeit auch fortzusetzen. Ihre Bedeutung ist eine doppelte: Einmal zeigen sie allen Interessenten der verschiedensten Lager auf, was es jeweils an einschlägigem Schrifttum gibt und wo es liegt. Zum anderen wird diese Schrifttumsbuchführung zu einem Zentralregler der Geschäfte der Alpenvereinsbücherei im allgemeinen und ihrer Anschaffungspolitik im besonderen. Damit ist die Bibliographie in Zeiten mangelnder Dotierung für Anschaffungen geradezu das Gewissen der Bücherei, welches dann jeweils in besseren Zeiten durch entsprechende Nachschaffungen beruhigt werden kann. Allerdings soll dabei die Zeitspanne keine zu große werden, sonst ist vieles für immer verdorben. Es darf daher hier eine Warnung ausgesprochen werden, die heute ziffernmäßig auf das beste und eindeutigste belegt werden kann: Von dem alpinen Schrifttum des Jahres 1931 konnte die Alpenvereinsbücherei noch etwa 85 Prozent anschaffen, von dem 1932 nur mehr 70 Prozent und von dem 1933 nur mehr etwa 60 Prozent. Einen genaueren Überblick vermittelt die nachfolgende Tabelle<sup>1)</sup>:

Bibliogr.	Nr. im Ganzen	nicht angefch.	%	Bücher, Zf.-Aufsätze	nicht angefch.	%	Kart.	nicht angefch.	%
1931	2172	342	15,7	2107	336	15,9	65	6	9,2
1932	3150	952	30,2	3066	937	31,2	84	15	17,8

<sup>1)</sup> Wenn man diese Tabelle kritisch würdigt, muß man natürlich die 1000 Mehrnummern an Neuerscheinungen 1932 mit einrechnen, durch die selbstverständlich auch die Prozentziffer eine höhere wird. Tut man dies, so bleibt immer noch ein Minus von 7,2 % bei den Büchern und 2,7 % bei den Karten.

Im Hinblick darauf soll an dieser Stelle einmal die grundsätzliche Anregung gegeben werden, den Kultureinrichtungen des Alpenvereins (Bücherei, Museum, Laternbildertafeln) für die jeweilige Dauer eines Verwaltungsausschusses einen festen Mindestetat nach unten zu geben, der aber so bemessen sein möchte, daß eine gesunde Entwicklung dieser Institute gewährleistet und sichergestellt ist.

Ferner wäre es sehr wünschenswert, wenn in Tauschangelegenheiten in all den Fällen, wo es sich um das Habhaftwerden wesentlicher einschlägiger Zeitschriften dreht, in Zukunft weitgehendste Großzügigkeit herrschen würde. Man sollte sich beispielsweise nicht scheuen, auch den „Bergsteiger“ in die Liste der Tauschpublikationen des Alpenvereins mit aufzunehmen. Auch die wissenschaftlichen Beihefte sollten in einzelnen Fällen mit zur Verfügung stehen.

Ganz besonders seien noch alle *U.-V.*-Mitglieder und vor allem alle Sektionen, denen am Gedeihen unserer Zentralbücherei gelegen ist, auf unsern Verein der Freunde der Alpenvereinsbücherei hingewiesen. Seine verdienstvolle Gründung Dr. A. Dreyers und Dr. J. Brudmayers in den Zeiten der tiefsten Inflation hat seit mehr als 12 Jahren eine überaus segensreiche Wirksamkeit für unsere Bücherei entfaltet. Es ist doch bestimmt eine Leistung, wenn ein Verein mit 600 Mitgliedern die Anschaffung von rund 10 000 Büchern, etwa 500 Karten und einer Reihe von wertvollen Archivalien ermöglichte, darüber hinaus noch namhafte Beträge zum großen Bücherverzeichnis von 1927 beisteuerte, die Herausgabe des Karten- und Rundsichtenverzeichnisses von 1929 ganz allein bewältigte, 1931 Dreyers Bergsteigerbrevier in 2. Auflage erscheinen ließ und in den nachfolgenden Jahren sich durch die Mitherausgabe der „Alpinen Bibliographien 1931 und 1932“, sowie der „Himalaja-Bibliographie“ (1801—1933) für die Lösung ernstster Aufgaben auf das nachdrücklichste eingesetzt hat.

Es sollte bei dieser unter Beweis gestellten Leistungsfähigkeit des Büchereivereins nicht vorkommen, daß heute noch mehr als 220 Sektionen unseres Alpenvereins mit der Erwerbung der Mitgliedschaft geögert haben. Den andern aber, wie auch unsern Einzelmitgliedern, die uns die Treue gehalten haben, sei an dieser Stelle dafür herzlichst gedankt. Wer in Notzeiten Kulturgut erhalten und pflegen hilft, hat mehr als jeder andere Anspruch darauf, daß kommende Geschlechter seiner in Dankbarkeit gedenken.

Es wird in unserer bewegten Gegenwart wohl kaum jemanden geben, der den Wert einer guten Propaganda, die Bedeutung einer vornehmen und doch jugkräftigen Werbung nicht zu würdigen wüßte. Auch unser *U.-V.* besitzt eine ganze Reihe solcher Werbefaktoren, zu denen auch die Bücherei, das Museum und die Laternbildertafeln in hervorragendem Maße gehören; ganz zu schweigen von seinen vielen erstklassigen wissenschaftlichen Veröffentlichungen und seinen vorbildlichen Karten, um die uns eine ganze Welt beneidet.

Schon allein dadurch, daß die Bücherei alle *U.-V.*-Mitglieder, sei es an Ort und Stelle oder auswärts, jederzeit eingehend berät, daß sie darüber hinaus in großzügiger und verständnisvoller Weise alle, die in irgendeiner Form an alpinen Fragen Anteil nehmen, bedient, „wird sie ein starker, durch ihr sachliches und wenig marktschreierisches Auftreten um so eindringlicherer Werbefaktor für den *U.-V.* sein“ (Jennewein)<sup>1)</sup>.

In der Vergangenheit hat die Alpenvereinsbücherei wiederholt durch wertvolle *Ausstellungen*, mit denen sie allerlei, damals aktuelle, Themen mit Hilfe ihrer Bestände illustrierte, das Augenmerk der Öffentlichkeit auf sich gezogen. Unsere Gegenwart mit ihrer Ausstellungsmanie auf allen möglichen und unmöglichen Gebieten,

<sup>1)</sup> Jennewein, Alfred: Alpenvereinsbücherei — Büchereien der Sektionen. Aufgaben, Ziele, Eigengesetzlichkeit, Abgrenzungen. In: Mitteilungen. Jg. 1934, Nr. 5. S. 105.

dürfte wohl für eine beträchtliche Zeit diese Art der Werbung, allein für die Bücherei von sich aus, nicht für wirksam und angebracht erscheinen lassen. Das soll aber nicht ausschließen, daß vielleicht in der Zukunft hier für Bücherei, Museum und Laternbilderstellen zusammen etwas für die Allgemeinheit Ersprießliches zu leisten wäre.

Nach all dem Sachlichen soll hier auch noch in aller Kürze das Persönliche gestreift werden. Ausführliches darüber erschien zweimal an dieser Stelle und kann mit Hilfe des nachfolgenden erschöpfenden Quellennachweises jederzeit mühelos zusammengeholt werden. Die Geschichte von Einrichtungen, die über den Tag hinaus Bedeutung besitzen, wird immer von einzelnen Persönlichkeiten bestimmt und in Gang gehalten. Die 5000-Bände-Stiftung unseres allverehrten Dr. e. h. Willi Ridmer Ridders hat zur Eröffnung unserer Bücherei am 1. Oktober 1902 geführt. Der enorme Fleiß, die bewundernswerte Vielseitigkeit und die nimmerruhende Sattkraft des von 1904 bis 1930 amtierenden ersten Leiters der Alpenvereinsbücherei, Direktor Dr. A. Dreyers, in Verbindung mit weitschauenden Männern der Wissenschaft und Praxis, wie sie im Laufe der Jahrzehnte in den Haupt- und Verwaltungsausschüssen saßen, haben die Bücherei zur Weltfachbibliothek emporblühen lassen, mit deren Leitung seit dem 1. Oktober 1930 der Schreiber dieser Zeilen betraut worden ist.

Ein Wort wärmster Anerkennung verdienen an dieser Stelle auch die beiden Beamtinnen der Bücherei, von denen Fräulein H. Eberle seit mehr als 18 Jahren und Fräulein L. Graßl seit mehr als 16 Jahren mit wertvollem Wissen und Können, sowie reichen Erfahrungen dem Büchereileiter getreu zur Seite standen und stehen.

An äußeren räumlichen Veränderungen mußte die Bücherei mehrere Umzüge über sich ergehen lassen. Seit 1913 sitzt sie in ihrem derzeitigen Heim in München, Westendriederstraße 21/III, das 1932 eine beträchtliche Erweiterung an Magazin- und Leserräumen erfuhr, die ihr ein ungestörtes Wachstum für mehr als 15 Jahre gewährleisten sollen. Wie sehr es der Büchereileiter begrüßen würde, wenn der Alpenvereinsbücherei in nicht allzuferner Zukunft zusammen mit unserm Alpinen Museum und unserer, der Bücherei angegliederten Laternbilderstelle, ein eigenes Heim im „Haus des Alpenvereins“ beschieden wäre, braucht wohl nicht besonders ausgeführt zu werden.

Bis zur Erfüllung dieses Wunschtraumes zusammen mit der angeregten Revision der Budgetgrundzüge für die Kultureinrichtungen des A.-V. können wir abschließend wohl folgendes feststellen:

Die Aufgaben und Ziele der Alpenvereinsbücherei sind weitschauend und richtig umrissen worden. Das Beschreiten des in den Satzungen von 1905 und 1929 aufgezeichneten Weges hat sich durchaus bewährt und wird damit auch die Richtlinien für die weitere Zukunft unserer Bücherei, die eine glückliche sein möge, abzugeben haben.

### Quellennachweis

- Alpine Bibliographie für das Jahr 1931. Bearb. von Hermann Bühler. München: Ges. Alp. Bücherfreunde 1932. 167 S. = 11. Jahrgabe d. Ges. Alp. Bücherfreunde.  
 Alpine Bibliographie für das Jahr 1932. Bearb. von Hermann Bühler. München, Wien: Brudmann und Holzhausen 1933. 212 S. = Veröffentlichungen d. Ver. d. Freunde d. Alpenvereinsbücherei. 4.  
 Buchner, Gg.: Die größte alpine Fachbibliothek. Tiroler Heimatblätter. Jg. 5, 1927. 63—64.  
 — Die Schätze der Alpenvereinsbücherei. Mitteilungen d. D. u. S. A.-V. Bd. 51, N. F. 41, 1925. 33—34.  
 Bühler, Hermann: 12 Jahre Büchereiverein, ein Rückblick. Der Bergsteiger. Jg. 4 (12), 1933. 34\*—36\*.  
 — 3 Jahrzehnte Alpenvereinsbücherei. (Von 5000 zu 50000 Werken!) Mitteilungen d. D. u. S. A.-V. Bd. 58, N. F. 48, 1932. 252—254.  
 Dreyer, Aloys: Die Alpenvereinsbücherei. Mitteilungen d. D. u. S. A.-V. Bd. 38, N. F. 28, 1912. 230—231.

- Dreyer, Aloys: Die Alpenvereinsbücherei. Zeitschr. d. D. u. S. A.-B. Bd. 50, 1919. 76—82.
- Die Alpenvereinsbücherei in München. Allg. Bergsteiger-Zeitung. Jg. 1, 1923. Nr. 24.
- Die Alpenvereinsbücherei. Der Bergfamerad. Jg. 1, 1924. S. 45.
- Die Alpenvereinsbücherei. Zu ihrem 25jährigen Bestehen. Das Bayerland. Jg. 38, 1927. 643—645.
- 25 Jahre Alpenvereinsbücherei. Zeitschr. d. D. u. S. A.-B. Bd. 58, 1927. 83—90.
- Die Alpenvereinsbücherei. Der Bergsteiger. Jg. 7, 1929. 235—239.
- Die Alpenvereinsbücherei. Münchener Jtg. 1930. Nr. 194.
- Die Alpenvereinsbücherei, ihr Zustand und ihre Ausgestaltung. Mitteilungen d. D. u. S. A.-B. Bd. 57, N. F. 47, 1931. 37—38.
- Archiv der Alpenvereinsbücherei. Münchner Neueste Nachr. 1928. Nr. 190. Alp. Sonderbeil.
- Die Ausstellung der Alpenvereinsbücherei: Neue Reiseziele nach dem Kriege. Mitteilungen d. D. u. S. A.-B. Bd. 43, N. F. 33, 1917. 106—108.
- Die Ausstellung alpiner Kriegsliteratur in der Alpenvereinsbücherei zu München. Mitteilungen d. D. u. S. A.-B. Bd. 42, N. F. 32, 1916. 53—54.
- Bergsteigerbrevier. 2. Aufl. München: Parcus [1931]. 177. S. = Veröffentlichungen d. Ver. d. Freunde d. Alpenvereinsbücherei. 3.
- Die Bücherei des D. u. S. Alpenvereines. Der Alpenfreund. 1922. 308—310.
- Alpine Büchereien. Minerva-Zeitschrift. Jg. 4, 1928. 138—140.
- Bücherverzeichnis der Alpenvereinsbücherei. Mit Verf.- u. Bergnamen-Verz. München: Lindauer i. Komm. (1927). 4°. 15 S., 1124 Sp.
- Bücherverzeichnis der Zentralbibliothek des D. und S. A.-B. Mit Titel- und Sachregister. München: Lindauer 1906. IX, 316 S.
- Der Entwicklungsgang des Bergsteigens und Alpenwanderns in Buch und Bild. (Zur Jubiläumsausstellung der Alpenvereinsbücherei.) [München: 1927]. 8 S.
- Die Jubiläums-Ausstellung der Alpenvereinsbücherei. Mitteilungen des D. u. S. A.-B. Bd. 53, N. F. 43, 1927. 257—259.
- Die Kartensammlung der Alpenvereinsbücherei. Münchener Jtg. 1928. Nr. 191. S. 13.
- Karten- und Rundsichten-Verzeichnis der Alpenvereinsbücherei. München: Giehl 1930. 111 S. = Veröffentlichungen d. Ver. d. Freunde d. Alpenvereinsbücherei. 2.
- Literatur der Alpenvereinsbücherei zu den „Neuen Reisezielen“ d. D. u. S. A.-B. Mitt. d. D. u. S. A.-B. Bd. 42, N. F. 32, 1916. 121—122.
- Die wissenschaftliche Literatur der Alpenvereinsbücherei. Münch.-Augsb. Abendztg. 1923. Nr. 246.
- Kleiner Ratgeber für die neuere alpine Literatur. München: Parcus 1923. 30 S. = Veröffentlichungen d. Ver. d. Freunde d. Alpenvereins-Bücherei. 1.
- Das wissenschaftl. Christum der Alpenvereinsbücherei. Der Bergsteiger. 1, 1923. 30—31.
- Eine neue Schülerausstellung der Alpenvereinsbücherei. Mitteilungen d. D. u. S. A.-B. Bd. 45, N. F. 35, 1919. 61—62.
- Vom Verein der Freunde der Alpenvereinsbücherei. Der Bergsteiger. 2, 1924. S. 171.
- Die alpinen Vereine. In: Alpines Handbuch. Bd. 2. Leipzig 1931. 401—422.
- Alpine Vereinsliteratur. Sonderbeil. d. Münchn. Neuest. Nachr. zur 56. Hauptvers. d. D. u. S. A.-B. 1930. 2 S.
- Die Wintersport-Literatur der Alpenvereinsbücherei. Sondermr. d. Münchn. Neuest. Nachr. z. Hauptvers. in Salzburg. (München 1920). 2 Sp.
- Engensperger, Ernst: Alpenvereinsbücherei, Alpines Museum und Laternbilderstelle im Dienste der Werbung für den D. u. S. A.-B. Mitteilungen d. D. u. S. A.-B. Bd. 44, N. F. 34, 1918. 59—61.
- Fischer, Hans: 25 Jahre Alpenvereinsbücherei. Deutsche Alpenzeitung. Jg. 22, 1927. 529—530.
- Hofmann, E. F.: Aloys Dreyer. Eine Würdigung anlässlich seines 70. Geburtstages. Volk u. Heimat. Jg. 7, 1931. Nr. 17—19.
- Zum 25. Jahr. Jubiläum der Alpenvereinsbücherei. Der Alpenfreund. Jg. 8, 1927. 726—729.
- Die Kartenabteilung der Alpenvereinsbücherei. Der Bergsteiger. Jg. 7, 1929. 1275—1278.
- Jennwein, Alfrad: Alpenvereinsbücherei—Büchereien der Sektionen. Aufgaben, Ziele, Eigengelehrtheit, Abgrenzungen. Mitteilungen d. D. u. S. A.-B. Bd. 60, 1934. 105—107, 210—211.
- Die Sammlungen des D. u. S. A.-B. A. Alpenvereinsbücherei. In: Moriggel, J.: Verfassung und Verwaltung d. D. u. S. A.-B. München 1928. 300—304.
- Neue Sachung für die Bücherei des D. u. S. A.-B. Vereinsnachrichten des Hauptauschusses d. D. u. S. A.-B. Jg. 9, 1929. Nr. 12. 5—6.
- Sensburg, Waldemar: Die bayerischen Bibliotheken. München 1926. 60—61.
- Siegler, Anton: Die Kartensammlung unserer Alpenvereinsbücherei. Mitteilungen d. D. und S. A.-B., Bd. 55, N. F. 45, 1929. 240—241.









10901







